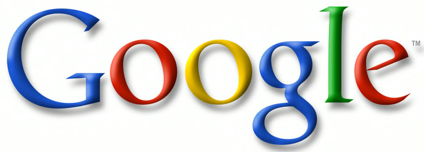




Sammlung
der
vorzüglichsten
deutschen Classiker.

Einhundert und zwölfter Band.

J. G. v. Herders Werke XIX.

Schöne Literatur und Kunst.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1821.

J. G. v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Dritter Theil.



Der Cid.

Nach Spanischen Romanzen besungen.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1821.



Inhalt.

I. Der Cid.

Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar, nach spanischen Romanzen.

II. Legenden.

Inhalt.

I.

Der Cid.

Nach
Spanischen Romanzen
besungen
durch
Johann Gottfried v. Herder.

Mit
einer historischen Einleitung
durch
Johann v. Müller.

Yo so Ruy Diaz el Cid Campeador!
El poëma del Cid.

Von
dem Cid.
Nach den Quellen.

Don Rodrigo, in vertrauter Sprache Ruy, Diego's Sohn, Diaz des Sohns Layn, aus hochverehrtem Stamm der ersten Volksrichter und Grafen des alten Castiliens, gebürtig von Bivar, zwey Stunden von Burgos, (es-Sayd, mein Herr) el mio Cid zuerst von dankbar gemachten Feinden, Campeador (Kampfsheld ohne gleichen) von seinem König und Volk genannt, ist einer der sehr Wenigen, welchen so gut wurde, ohne Trug noch Verbrechen oder zufälliges Glück, bey ihrem Leben den Königen gleich, und nachmals Jahrhunderte lang der Stolz ihrer Nation zu seyn. Ueber die Art und Weise ist von vielen, welche Spur seiner Verhältnisse oder Thaten bekommen, wundersam gedichtet

worden: hiedurch wurde die Wahrheit fast unkenntlich, aber auch die Gerechtigkeit gegen unsere Natur verletzt, als wäre ohne übernatürliche Einwirkung unmöglich ein edler Mann zu seyn. Doch letzteres wird der Schüchternheit gewöhnlicher Menschen, und jenes dem guten Willen zu vergeben seyn, von den Geschichten des Erhabenen sich zu nähren, dessen bloßer Name Aufruf zur Tugend ist. Wenn, nach des Schicksals Laune, der in seiner Klasse Vollkommenste, unvollständig bekannt, in einem gewissen Helldunkel erscheint, so wird er dem Volk Romanheld, höheren Gemüthern Ideal.

Der Held voll Schönheit, Kraft und Bildung, wie der Jüngling, der Grieche, ihn wollte, erscheint im Achill. Rauher sind, höher, härter, blutiger, keuscher, des kalten Nords gewaltige Söhne, caledonische, scandinavische, nibelungische Krieger. Was Ehre, Gott und Liebe im Ritterthum erzeugen mochten, siehe an Don Rodrigo. Alle sind Männer des Schwertes gewesen. Muth ist jeder Tugend Quell, Muth ist jedes Standes Ehre; im allbeschirmenden, ersten der Stände leuchtet er am glanzvollesten. Gemischt, gefärbt wird er, nach Zeiten und Sitten, so oder anders, bleibt aber, so lang als der Grundsatz der Ehre. Das ist die Ehre, Mann zu seyn. Dieses besteht in der Geistesgegenwart, Geschicklichkeit und Entschlossenheit, seine Pflicht ganz zu thun. Es giebt keine edlere historische Untersuchung, als wie große Menschen hiezu sich am vollkommensten entwickelten. Darum wollen wir die Thaten und

Schicksale des Cid, Campeador, vor allen Dingen aus einer, vor nicht vielen Jahren in einem Kloster zu Leon gefundenen lateinischen Chronik, der ersten und ächten *), und aus dem ältesten castilianischen Gedicht, welches kaum hundert Jahre nach ihm ihn besungen **), mit Wahrheit erzählen. Hierauf werden die von Herder, mit eigenthümlicher Innigkeit und

---

*) Gesta Roderici Campedocti; gefunden bey den S. Isidors Augustinern zu Leon; abgedruckt von dem Augustiner-Bruder Manuel Risco im Anhang, als Beleg seiner zu Madrid 1792 in Quart (XIX. 310. und 66 S.) herausgekommenen historia del Cid. Ist es die von Pagi gebrauchte, von Bischof Peter zu Leon verfaßte Geschichte? Der Urstoff dürfte Erzählungen des Bischofs Hieronimus (Note 155) zuzuschreiben seyn; dieser wußte alles von Cid und Ximena selbst. Gewiß ist diese Chronik älter, als 1238; sie weiß nichts von Wiedereroberung der Stadt Valencia in diesem Jahre.

**) El poema del Cid.

Per Abbat le escribió en el mes de Maio
En era de mill è C. C. XLV. annos;

nach unserer Zeitrechnung im Jahr 1207, dem 108ten seit des Helden Tod. Ob escribió sich auf die Abfassung oder nur eine Abschrift bezieht, läßt sich nicht entscheiden. Die aus dem Latein sich kaum loswindende Sprache, die noch wankende Wörterbildung, der unmetrische Vers, wir möchten sagen des Alterthums ehrwürdiger Rost (χνοῦς), gewisse kleine Umständlichkeiten,

Vergegenwärtigung, übersezten Romanzen *), theils das Wahre anschaulicher darstellen, theils wunderbare Lagen schildern, worein kühne Dichtung den Ritter versezt, ohne die Grundzüge seiner Größe unkenntlich zu machen.

Das Land Hispanien, durchschnitten von vielen Reihen hoher Berge, zwischen welchen und an den

---

eine gewisse Enthaltsamkeit im Erdichten, macht dieses Werk so anziehend als wichtig. Es wurde lang zu Bivar, im Hause Cid's, aufbewahrt; benuzt von dem unbekannten Zusammenstoppler der Chronica del famoso cavallero Cid Ruy Diaz Campeador, welche in dem Kloster St. Peters zu Cardena aufbehalten, auf Befehl Ferdinands, Bruders Karls V., endlich 1562 herausgegeben wurde. Denselben Dienst leistete dem Poema, im Jahr 1779, der spanische Bibliothekar Sanchez in einer Sammlung der ältesten castilianischen Gedichte, für uns aber D. Gotthilf Heinrich Schubert in seiner, alle Unterstüzung verdienenden Bibliotheca Castellana, Portugues y Provenzal, deren erster Theil im Jahr 1804 zu Altenburg erschienen ist, (C. und 224 S. in 8.). Im übrigen ist von dem Poema der Anfang bis auf des Cid Entfernung aus Castilien verlohren; auch fehlen hin und wieder einzelne Verse.

*) Sie sind von unbekanntem, doch nicht geringem Alter.

Küsten die glückseligsten Thäler und fruchtreichsten Fluren blühen, war im Anfang der Siz vieler unabhängigen Völkerschaften, welchen diese Natur einen gewissen hohen Sinn und einen Reichthum der mannigfaltigsten Vorstellungen gab. In vielfältiger Einsamkeit, umgeben von großen Gegenständen, bekamen ihre Gefühle Tiefsinn und Ernst. Als nach den mannigfaltigsten und bewunderungswürdigen Kämpfen das getrennte Vaterland der immer grössern römischen Uebermacht endlich, ermüdet, unterlag *), blieben,

---

*) Gewissermaßen in dem 38sten Jahr vor unserer Zeitrechnung: doch hielt der mitternächtliche Theil noch dreyzehn Jahre später.

Cantabrum indoctum juga ferre nostra,

hielt August für nöthig, durch eigene Gegenwart zu schrecken. Hierauf, nach überstandener Gefahr,

Herculis ritu modo dictus, o plebs,
Morte venalem petiisse laurum,
Caesar Hispana repetit penates
Victor ab ora.

Unvollständig oder vorübergehend! Nicht wie unsere Zeitgenossen eilten sie mit Schmeichelreden dem Joch entgegen. Als die Edelsten insgemein und öffentlich Gift genommen und mit ihren Burgen sich verbrannt, als die Verkauften ihre Käufer umgebracht, wußte Agrippa kein anderes Mittel als die Erwachsenen (τους εν ηλικια) zu tödten. So wurde Cantaber non ante domabilis in dem achtzehnten Jahr vor unserer Zeitrechnung bezwungen; es murreten die römi-

wie zu geschehen pflegt, eingebohrne Nationalzüge, aber ohne die Glorie der Selbstständigkeit. Also, da durch nordische Barbaren die Erniedrigung und das Unglück der unterdrückten Welt an Rom gerochen wurde, geschah auch von den Spaniern bey weitem nicht jener alte Widerstand. Reichthum, Einrichtungen, mancherley Arten des Vergnügens und sogenannte bürgerliche Ordnung, nicht aber die Freyheit hatten sie zu verlieren, wofür jene Dinge rechtlichen Menschen kein genugthuender Ersatz zu seyn pflegen. Nie vereiniget als Nation, sondern blos unter des Weltreichs verhaßtem Joch, fügte sich der Spanier, obschon Landsmann der damaligen elenden Kaiser *), den vom Caucasus, dem Rhein, der Donau und dem baltischen Meer bey ihm einwandernden Stämmen **). Hin waren, bis auf dunkles Andenken, alle Vortheile und Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens; nur die, um alles tröstende, Religion der Christen blieb. Wenn vor Zeiten Griechenland, voll Feinheit und Lust, harte Eroberer zu zähmen vermocht, um so leichter überwand die Religion Barbaren, die nichts in ihren Seelen fanden gegen diese mannigfalten, ge-

schen Krieger; Agrippa wollte nicht triumphiren. Horaz Od. II. 6; III. 14; IV. 14. Dio im drey und vierundfünfzigsten Buch.)

*) Honorius und Arkadius, Theodos'ens unwürdige Söhne, der ein Spanier gewesen.

**) Alanen, Alemannen, Westgothen, Vandalen.

bietenden, heiligen Begriffe der lang unterrichteten Welt. Die Gothen, unbändig in Leidenschaften, sonst von einem gewissen germanischen Verstand, kraftvoll und empfänglich, wurden sehr eifrige Christen, auch hiedurch Herren von ganz Spanien. In Glaube, Recht, Sitten, traten die Völker zusammen, und es mochte ein Nationalreich emporblühen *).

Alles zerrissen und verwirrten die Araber, welche, von dem Propheten Mohammed entzündet, in weniger als achtzig Jahren das Gesetz eines neuen Glaubens und die Herrschaft eines Fürsten der Gläubigen bis Indien und Spanien trugen. Nachdem der Gothen König umgekommen, als Tarikh's und Musa's unwiderstehliche Schaaren das Land überschwemmten, als Ruhm und Eigenthum und Freyheit, alles, was Menschen lieb ist und heilig, weit und breit unterging, flohen, gedrängt, die Freyesten und Edelsten, über Bardulien hinaus, in der Cantabern und Asturen Gebirg, jenseit dem nichts ist als das unermeßliche Meer. Hier, der Könige Enkel, Don Pelayo, und Herzog Peter von Cantabrien; auf Penna Horadada dieser, jener in des Berges Ausena vielfassenden Höhlen; mit ihrem edlen Bergvolk die ersten, die bewiesen, daß, wer nicht sich selbst verläßt, nicht verzweifeln darf am Glück. Als dem königlichen Hof der

*) Seit Löwegild 585. den letzten alemannischen König in geistlichen Stand versetzte.

wie zu geschehen pflegt, eingebohrne Nationalzüge, aber ohne die Glorie der Selbstständigkeit. Also, da durch nordische Barbaren die Erniedrigung und das Unglück der unterdrückten Welt an Rom gerochen wurde, geschah auch von den Spaniern bey weitem nicht jener alte Widerstand. Reichthum, Einrichtungen, mancherley Arten des Vergnügens und sogenannte bürgerliche Ordnung, nicht aber die Freyheit hatten sie zu verlieren, wofür jene Dinge rechtlichen Menschen kein genugthuender Ersatz zu seyn pflegen. Nie vereiniget als Nation, sondern blos unter des Weltreichs verhaßtem Joch, fügte sich der Spanier, obschon Landsmann der damaligen elenden Kaiser *), den vom Caucasus, dem Rhein, der Donau und dem baltischen Meer bey ihm einwandernden Stämmen **). Hin waren, bis auf dunkles Andenken, alle Vortheile und Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens; nur die, um alles tröstende, Religion der Christen blieb. Wenn vor Zeiten Griechenland, voll Feinheit und Lust, harte Eroberer zu zähmen vermocht, um so leichter überwand die Religion Barbaren, die nichts in ihren Seelen fanden gegen diese mannigfalten, ge-

---

schen Krieger; Agrippa wollte nicht triumphiren. Horaz Od. II. 6; III. 14.; IV. 14. Dio im drey und vierundfünfzigsten Buch.)

*) Honorius und Arkadius, Theodos'ens unwürdige Söhne, der ein Spanier gewesen.

**) Alanen, Alemannen, Westgothen, Vandalen.

bietenden, heiligen Begriffe der lang unterrichteten Welt. Die Gothen, unbändig in Leidenschaften, sonst von einem gewissen germanischen Verstand, kraftvoll und empfänglich, wurden sehr eifrige Christen, auch hiedurch Herren von ganz Spanien. In Glaube, Recht, Sitten, traten die Völker zusammen, und es mochte ein Nationalreich emporblühen *).

Alles zerrissen und verwirrten die Araber, welche, von dem Propheten Mohammed entzündet, in weniger als achtzig Jahren das Gesetz eines neuen Glaubens und die Herrschaft eines Fürsten der Gläubigen bis Indien und Spanien trugen. Nachdem der Gothen König umgekommen, als Tarikh's und Musa's unwiderstehliche Schaaren das Land überschwemmten, als Ruhm und Eigenthum und Freyheit, alles, was Menschen lieb ist und heilig, weit und breit unterging, flohen, gedrängt, die Freyesten und Edelsten, über Bardulien hinaus, in der Cantabern und Asturen Gebirg, jenseit dem nichts ist als das unermeßliche Meer. Hier, der Könige Enkel, Don Pelayo, und Herzog Peter von Cantabrien; auf Penna Horadada dieser, jener in des Berges Ausena vielfassenden Höhlen; mit ihrem edlen Bergvolk die ersten, die bewiesen, daß, wer nicht sich selbst verläßt, nicht verzweifeln darf am Glück. Als dem königlichen Hof der

*) Seit Löwegild 585. den letzten alemannischen König in geistlichen Stand versetzte.

Flecken Gijon genügte, als groß schien, daß Don Fruela auf der lachenden Bergebene Oviedo erhob, gab das eitle verweichlichte Wesen nothgewordener Tugend Raum, und wurde altbesungener Heldensinn durch Armuth und Gefahr zu edlerer Abenteur erneuert.

Allein die Thaten des fortgesetzten Gothenreichs, die Wiedereinnahme und neue Bevölkerung der Städte und Landschaften, und der Bau unzähliger Castelle, von welchen, Anfangs in den obern Thälern des Ebro und immer weiter hin, das Land Castilien genannt ward *), sind eine Zier der Geschichte Spaniens. Der gothische Thron war durch Eines Tages Unglück gefallen: die Araber, in einer weit größern Schlacht von den Franken überwunden, getrennt von dem Fürsten der Gläubigen, durch innere Partheyung unheilbar entzweyt, geschlagen von so vielen Königen, durch unaufhörliche Fehden ermüdet, haben die Oberherrschaft lang mit großem Glanze, Gewalt in Spanien fast achthundert Jahre, behauptet. Den Arabern gab das innwohnende, durch Mohammed genährte Feuer, ihre feste Ruhe über die unwandelbare Vorbestimmung, ihre Volksmenge, die durch Freyheit und Sitteneinfalt unglaublich stieg, Arbeitsfleiß, Reichthum, die Poesie ihrer Denkungsart und Gei-

*) Zuerst 801. in der Stiftungsurkunde eines Klosters im Thal Menaz bey Misco. Villarcayo war erster Hauptort.

stesbildung, lang das Uebergewicht: aber der Christen Macht verlor die Einheit, nicht sowohl auch weil bey ihnen der Königreiche mehrere wurden, als weil sie viel weniger Gemeinsinn hatten; der Hof, der Dienst, die Mönchsmoral, begünstigten die Exaltation weniger; selten, vereinzelt, kam von außen einige Unterstützung, nicht wie wenn von Maroko die neubegeisterten morabetischen Schaaren in unglaublicher Zahl die wankende Herrschaft der Araber auf stärkere Grundlage befestigten.

Sofort beym Hervorleuchten castilianischer Privatnamen erscheint Graf Rodrigo, Held wider den Erbfeind und Stütze des Throns *); sein Sohn Diego Porcelloz, wie er, siegreich, zog Theseus gleich, aus vielen Flecken die Hauptstadt Burgos zusammen **). Als er das Bergschloß, als er die star-

*) Die bey dem gothischen Landbuch (fuero juzgo Gotico) zu Leon gefundene Chronik schreibt ihm zu, was, nach der Chronik von Albelda, im Jahr 860. wider Talamanka (nicht Salamanca) geschehen. Ebenderselbe, als die Jugend Alfonso des Großen übermächtiget schien, fregit Asturias (brach Asturiens rebellischen Trotz); Chronik beym Landbuch. Alte Verse nennen Amaya Patricia des ältesten Castiliens damalige Hauptstadt; von ihm ward sie bevölkert. (Die Verse hat Risco.)

**) Ex burgellis plurimis adunarat; Erzbischof Rodrigo. Populavit (er bevölkerte) Burgos

ken Thürme, die weitumfassenden Mauren erhob, verdiente durch Beystand (man glaubt ein Teutscher *) Herr Nunno Bellides, daß er Donna Sol **), seine Tochter, ihm gab. Sohn dieser Ehe war Nunno Nunnez Rasura, der verstandvolle redliche Mann, mit Layn Calvo, seinem tapfern Freund, ohne Ernennung, ohne Gesez, allein durch der Tugend Macht, Richter aller Streitsachen unter dem castilischen Volk ***). Layn Calvo zeugete mit Nunnos Tochter einen Sohn, der von Mann zu Mann Vater ward von dem Urgroßvater Herrn Diego Laynez, des Vaters vom Cid †).

---

et Ubirnam (Uvierna, das wir nach diesem in der Hand des Cid finden); Chronik beym Landbuch. An dem Tag bey Poncorvo, als der Araber bis Castroxeriz floh, führte er den Oberbefehl; Chronik von Albelda.

*) Nach dem Stadtrecht von Burgos, 1217 (wenn ich den Sinn recht eingenommen) aus Cataluenna; dort flossen Geschlechter aus mancherley Völkern zusammen; auch die von Alaman waren alt und vornehm; leicht möchte aus ihrem Namen der Mißverstand kommen.

**) Sula Bella.

***) Erzbischof Don Rodrigo; am besten jenes Stadtrecht.

†) Nach der Chronik vom Cid N. 1. Layn (sie schreibt Flayn). Calvo zeugete Fernando Laynez,

Fernando, Sohn Gonzalo, Sohns des alten Porcelloz, hatte auf das castilische Land, getrennt vom Hof durch beschwerliche Berge, die nützliche Würde einer Freygrafschaft gebracht *). Durch die Ermordung seines Urenkels erbte sie vermittelst Munna Elvira, der Erbtochter, an Don Sancho den Grossen **) dessen Voraltern, aus Merwingischem Stamm ***), das Land Navarra befreyt und

der Vater ward Layn's Fernandez, des Vaters von Nunno Laynez, von dem Layn Nunnez entsprossen, der durch Diego Laynez Großvater war des Cid.

*) Er starb 968. Ducatus Burgensium wird wohl beym Luca von Tuy genannt; nichts desto weniger scheint ausgemacht, daß er Fredenando Gundisalviz (so wie er in der Chronik beym Landbuche geschrieben) und seine Nachfolger bis auf den Infanten Garsea (Tuy) persönliche Dienstmanne der Könige von Leon blieben. Das Freye mochte darinn bestehen, daß das Volk weiter nicht nöthig hatte, vom Ebro her, durch die unwegsamen Bergpfade Recht und Gericht in Leon zu suchen.

**) 1028.

***) Chlotar II. hatte neben König Dagobert einen Sohn Karibert'en, von dessen Sohn Boggis Erbherzoge von Aquitanien und Herzoge Gasconiens abstammen, deren einer, der tapfere Aznar, fränkischer Statthalter auf der spanischen Seite des Pyrenäengebirges, im Jahr 831 im Lande Na-

mit königlichem Ansehen geziert. Weislich wurde schon dazumal die höchste Würde vererbt, ihre Gewalt aber beschränkt; letzteres wider den Despotismus, jenes aber wider die Anarchie. Sobald ein Fürst nicht alles darf, liegt nicht so viel an seiner Einsicht und seinem Willen, daß die Wahl der Gefahr eines Bürgerkriegs werth wäre; ist er über die Gesetze, so beruhet alles auf dem Schicksal.

In dem vierhundert fünf und sechzigsten Jahr nach Erhöhung Löwegild's, Königs der Gothen, des ersten allgemeinen Herrschers in Spanien, des ersten, den Scepter und Krone geziert, starb, seines Mannsstamms der lezte, König Bermudo der Dritte *). Das ganze Gothenreich, wie Don Pelajo mit zwey und zwanzig Nachfolgern dessen Ueberbleibsel muthig behauptet und ruhmvoll vergrößert, und König Ordmund der Zweyte dasselbe zu Leon glänzend geord-

varra sich unabhängig erklärt; von seinem Bruder stammt als Enkel der erste König, Don Garcia Ximenez 860, dessen Urenkels Enkel dieser Sancho ist. Art de vérifier les dates 707, 727, 805 (Ausg. 1774); wir folgen diesen gelehrten Benediktinern, deren Werk das Resultat vieler Forschungen ist, ohne uns des Rechts zu begeben, die Angaben, bey besserer Muße, neuer Prüfung zu unterziehen.

*) 1037.

net *), fiel an den Gemahl der Erbtochter, an Don Fernando, Sohn Sancho, jenes Großen, für den die castilische Freygrafschaft königliche Hoheit erhielt **). Unter diesem König ist der Cid geboren worden.

Vor vielen verflossenen war an großen Bewegungen dieselbe Zeit fruchtbar. Der Stuhl des Emir's-el-Mumenjm, des altverehrten Chalifenstamms von Omajah, der zu Cordova dem ganzen arabischen Spanien als Oberherr gebot ***), wankte seit mehreren Jahren durch der Fürsten Schwäche und mancherley Unruhen. Eben da er neu befestiget werden sollte, fiel er wunderbar, auf einmal. Da wollte die Gemeinde einen Herrn vom Hause Abderrachman Nasr des Omajadam, welcher vor den Unfällen mit besonderer Weisheit bey einem halben Jahrhunderte die Regierung geführt †). Der Gewählte stand, zu Empfang der Eide; da plötzlich wie ein Geist unter alles Volk fuhr, und jeder schrie: „der Allmächtige hat sein Antlitz abgewendet „von dem Hause Omajah! Dieser wird unglücklich

*) 914.

**) Bereits durch den Vertrag 1033.

***) Seit 755.

†) 912 — 961. Daß Hescham el Mowajed, sein Enkel, minderjährig war, gab den Anlaß des Verfalls.

„regieren; hinweg mit ihm!" Er, vergeblich bittend, floh; die alleszusammenhaltende Oberherrschaft gieng unter *); wo in einer Stadt alter Adel **), oder näherer Väter Großthat, wo Reichthum und Kühnheit, einem Statthalter Ansehen gaben, erhob er sich zum Emir oder Scheich. Wie leicht wurde dem ersten castilianischen König die Eroberung vieler großen und unbezwingbar gehaltenen Burgen, die Unterwerfung der einander nachstellenden Fürsten! Ein vereinter standhafter Druck von Seite der Könige und Ritter aus Castilien-Leon, von Arragonien und Navarra, und es schien das fremdartige Reich der Vernichtung nahe. — Eitel ist des Eroberers Hoffnung, wenn bedrohete Staaten in der Kraft ihres Ursprungs und in ihrer Natur noch bey Zeiten Hülfe suchen. Gleichwie im neunzehnten Jahrhunderte die Reiche Europens noch nicht unter eines Einzigen Joch fallen werden, wenn sie (wie unsere Väter im Frankenbund und Schwabenbund mit schlechten Waffen dem Römerreich widerstanden) eilen, den Handschlag sich geben und mit aller Macht Erhaltung der Ehre und Freyheit oder den Tod suchen, eben so bestan-

*) Dieses nach Abulfeda, dem klassischen Geschichtschreiber der moslemischen Staaten. Im Jahr 1031.

**) Abulkasem Mohammed Sohn Ismaels des Sohns Abbad, Vater der Fürsten von Sevilla, war aus dem uralten arabischen Königshause von Hira. Abulfeda.

den, bey ihren unzähligen Fehlern, die spanischen Araber, noch fast fünfthalbhundert Jahre, durch die Hülfe aus Afrika, von wo sie hieher gekommen, und eben das Glaubensfeuer, wodurch sie ein herrschendes Volk geworden. Dieses, geschehen in des Cid letzter Zeit, wird unten beschrieben.

Gebohren wurde Ruy Diaz einem tapfern, siegreichen Vater, von Donna Teresa, der Tochter eines reichen Grafen Diego Rodriguez, der Statthalter in Asturien war. Das Jahr, der Ort ist unbekannt *). Bivar, wovon er genannt wird, eroberte mit anderen Orten Diego, sein Vater, in dem Navarrischen Krieg **). Des Königs Vater hatte das älteste Castilien, von den Bergen Oca bis an das cantabrische Meer, mit Navarra dem Stammreiche, seinem Erstgebornen, Don Garcia, hinterlassen. Hierum beneidete ihn der Herr des bessern, grössern Theils, Don Fernando, sein Bruder, König zu Castilien-Leon, versuchte durch Hinterlist ihn zur Entsagung zu nöthigen, und als Garcia (das ist jener navarrische Krieg) Rache versuchte, erschlug er ihn. Denselben Tod nahm sein Bruder, Don Ramiro, König von Arragonien, in einer Schlacht,

---

*) Gemeiniglich wird das Jahr 1026 angenommen.

**) 1054 Ulvar et illa petra, wird in Cid's Chronik N. 1 genannt.

worin vor allen der Cid geglänzt *), noch bey Fernando's Leben, durch Sancho, dessen Sohn, welchen er seinem Vasallen, dem arabischen Emir von Zaragoza, wider seinen Bruder zu Hülfe gesandt. Bald nach diesem ging der große Don Fernando, prangend mit dem Lorbeer vieler arabischen Siege, aber befleckt mit dem Blute wenigstens Eines Bruders und seines Schwagers **), zu seinen Vätern. Drey Söhne hinterließ er, durch einander unglücklich; zwey starben unnatürlich, der dritte, größte, Alfonso, hinterließ von sechs Gemahlinnen keinen Sohn, sondern eine zum Unglück gebohrne, verruchte Tochter. Nicht Macht, nicht Redner, schirmen ein blutbedecktes Geschlecht; das mögen die Gewaltigen der Geschichte glauben.

Des Ruy Diaz, unter Fernando aufblühende, Jugend haben die Dichter mit der Mähr' mancher Abenteuer geschmückt, welche zum Theil übel erfunden,

*) 1063. Ebendaselbst und bey Zurita. Das ist die Schlacht bey Grados zwischen den Flüssen Isabena und Esera; Risco. Die Arragonier behaupten von Ramiro, wie nachmals von Sancho, seinem Sohne, diese Fürsten seyen auf ihrem Bette ruhig gestorben. Das Gegentheil wird von auch wichtigen Schriftstellern erzählt: Gewiß ist die Schlacht, und in derselben des Cid hervorleuchtender Muth. Das Uebrige müssen wir näherer Prüfung vorbehalten.

**) Des letzten Königs von Leon.

den, aber wohl besungen, zum Theil aus Veranlassungen seiner späteren Jahre genommen seyn mag. Dem Geschichtforscher, bestimmte Beweise und genaue Angaben ungern vermissend, leuchten aus den Urkunden selbst so frühe Spuren ganz ausgezeichneten Ruhms entgegen; zu groß erscheint in ächten Geschichten Ximena, die zärtliche männliche Frau; zu freudig wiehert, in Sagen und Liedern, Babieca, das streitlustige Roß, um grausam abzusprechen, wo vieles die Zeit noch erklären, und ferneres Forschen zeigen dürfte, daß das Unerwiesene nicht immer unerweislich bleibt.

König Sancho von ganz Kastilien, der Starke, der Erstgeborne Fernando's, hatte schon als Kronprinz *) den Ruy Diaz mit ungemeiner Liebe und

*) Dieses ist daraus erweislich, weil Sancho schon zwey Jahre vor dem Tode seines Vaters den Cid bey Grados wahrlich als Mann zur Seite hatte. Risco hat, ohne dieses zu bedenken, die Aussage der Chronik: „wie Sancho den Cid zu sich genommen," auf das Jahr 1065., wo er den kastilischen Thron bestieg, ausgelegt. Dieser Mißgriff bewog ihn, in Zeiten Fernando's dem Cid alle Thätigkeit abzusprechen. Wie daß der gelehrte Mann vergaß, daß noch bey des Vaters Leben auch Don Sancho König (von Celtiberien) hieß! Diese Berichtigung rettet eine Menge Ueberlieferungen von dem Vorwurf der Unmöglichkeit, macht auch unnöthig, sein Geburtsjahr von 1026. über zwanzig Jahre

bald vollem Vertrauen sich zugeeignet. Nie als El Moktadir mit Zaragoza unter des Vaters Joch gebeugt*), nie, als eben dieser Emir gegen Arragonien beschirmt wurde**), wich der Jüngling von der Seite seines königlichen Freunds. Da er den Thron bestieg, sezte Sancho über das ganze Heer ihn, den Campeador***).

---

weiter herabzusezen. Es ist eine, auch unter uns nicht unbekannte, Krankheit gelehrter Männer, bey der Entdeckung einer noch ungebrauchten Quelle mit Wegwerfung alles bisher Angenommenen, besonders der Ueberlieferungen, anzufangen, sorgfältige Prüfung würde rathsamer seyn.

*) Im Jahr 1049. Wenn, wie Risco selbst nicht läugnet (nur mag die Jahrzahl ihm nicht gegenwärtig gewesen seyn), auch diesen Zug der Cid mithielt, so wird obbemerktes noch weit auffallender bestätiget, und sieht man, daß er nicht als vaterloser Waise, sondern schon bey Diego's Leben am Hoflager des Kronprinzen gewesen.

**) 1063. oben N. 27. Ahmed el Moktadir, Sohn Sulejman des Hudiden, war Herr von Zaragoza und von der obern Mark (Togr = al = alah) [Abulfeda, Rodrigo] von 1038. bis 1081.

***) Könnte nicht daher dieser Name kommen? Cid wird in Urkunden seiner Zeit (wie offiziellen Benennungen und nicht Aeußerungen der Volksstimme geschieht) Campeador genannt; Urkunden Königs Alfonso VI. und Ximena der Wittwe Cids; bey Risco. Daß er in dem Krieg

Wie wäre unwahrscheinlich, daß der Held, vor oder nach diesem, fünf arabische Häupter (Könige, wie jene fünf in Abrahams Krieg) zinsbar gemacht, von ihnen Cid, Herr, genannt, und von seinem erfreuten Herrn der Name ihm geeignet ward! Unmöglich ist nicht, daß Kaiser Heinrich der Dritte, unter den Deutschen beynahe der mächtigste, in der Blüthe seines Glücks, von einem deutschgebornen Papst *) begünstiget, auch über Spanien veralterte kaiserliche Obergewalt in Anregung bringen wollen, und in des Königs Rath, und vor den Kommissarien die Würde der Nationalfreyheit auf das allerwärmste von dem Cid verfochten worden. Könnte des stolzen Gormaz großdenkende Tochter nicht seine erste Ximena gewesen seyn **)? Wenn er außer dem Hause, der Mülle und anderen Gebäulichkeiten zu

---

wider Garcia, den gallegischen König, Alferus (Bannerherr) ward (Pagi a. a. O.), ist sehr vereinbarlich mit der Chronik N. 1. Oberfeldherr wollte er nicht seyn gegen Brüder seines unbeerbten Herrn.

*) Viktor dem Zweyten aus den Grafen von Calw. Die Ausmahlung ist oft sehr ungelehrt; an diese halten sich die Verächter der Ueberlieferungen; sie thäten besser, diese zu entkleiden.

**) Die nachmals vorkommende, erweisliche Heyrath ist von 1074.; war er 1026. zur Welt gekommen (welches nicht widerlegt ist), welcher Raum für einen Mann von Lebendigkeit in fast einem hal-

Bivar nicht viel ererbt *), und gleichwohl, vor den in eigenem Namen geführten Kriegen urkundlich als ein sehr begüterter Mann erscheint **), so muß in seiner Jugend manches geschehen seyn, wovon die Urkunden fehlen.

König Sancho, der den Besten und Größten seiner Spanier am meisten ehrte und liebte, mochte so schlimm nicht seyn, wie manchmal ein Fürst nach dem Unglück vorgestellt wird †). Er zerfiel, mit seinen Brüdern und Schwestern, ohne Zweifel wegen

---

den Jahrhundert! Wir fanden erst nachher unsere Vermuthung auch in Sandoval's Geschichte Alfonso's VI.

*) Die muela, die sierra, die cueva sind urkundlich und in der Sage; wenn aber seine Feinde spotten:

Quien nos darie nuevas de Mio Cid el de Bibar,
Fues' à Riodovir en los molinos picar,
E prender maquilas como lo fuele far',

(Poema 3390. f. f.), so kann man des Gedankens, daß er ursprünglich arm gewesen, sich nicht entwehren.

**) In der Carte de arras 1074., 19. July, gibt er der Ximena einige dreyßig Güter (sie ist bey Risco).

†) Fuit homo formosus nimis et miles strenuus; Pelagius von Oviedo bey Pagi crit. in Baron. 1071., XIX.

der Oberherrschaft *). Billig wäre eine schöne Nutznießung jedem, das höchste der Staatsverwaltung, ihm dem Ersten geblieben. Sein Heer siegte (der Campeador trug das Banner) bey Plantada am Pisuerga. Zum andernmal standen die Brüder in der Feldmark von Carrion, bey Golpejares, wider einander **); schon blieb Sanch'en keine Hoffnung als die Schnelle seines Pferdes; da schlug der Cid siegtrunkene Feinde, Alfonso wurde gefangen. Schon zuvor fiel in Galicien des andern Bruders Garcia unweise Regierung. Von Toro mußte Donna Elvira weichen. Der Ueberwinder legte sich vor Zamora, der andern Schwester Urraka gewaltige Stadt; vor deren Mauren der Cid Campeador, von sieben Bepanzerten und acht Leichtstreitenden zugleich angerannt, einen erschlug, zwey niederwarf, und durch den Schrecken seiner Ansicht und Waffen die übrigen zwölf in die eilfertigste Flucht gebracht ***); er, der den Vornehmsten von Pamplona, Ximeno Garcez; er, der Fares von Medina, Celi, den mohammeda-

*) Der Erstgeborne behauptete sie mit Recht; so hatte selbst Ludwig Pius getheilt; aber die Verhältnisse waren in den meisten Verfügungen unvollständig, oder nicht bestimmt.

**) Cids Chronik N. 1. die Schlachten in Plantata et Vulpegera. Pelagius: Gospiliera. Erzbischof Rodrigo: in Vulpecularia.

***) Chronik N. 2.

nischen Riesen, in anderweiten Kämpfen unter seine Knie beugte*).

Als vor Zamora König Sancho meuchelmörderisch erstochen, und sofort Alfonso, den der Cid vor acht Monaten schlug, auf den Thron berufen worden, wurde er von dem neuen König mit größter Achtung empfangen**). Alfonso, der, wenn er wollte, sehr gut verstand König zu seyn, ehrte so des grossen Dienstmanns jetzt Ihm heilige Treu, daß er sich alle Mühe gab, sich denselben ganz zuzueignen. Er gab ihm die Hand seiner Nichte, Donna Ximena, welche Elvira, zweyte Schwester des letzten leonischen Königs, dem Statthalter Asturiens, Grafen Diego, gebar***); nicht weniger durch Schönheit glän-

*) Ebendieselbe. Diese Begebenheiten sind etwas später.

**) Er soll im Namen der Stände Kastiliens ihm über Sancho's Ermordung einen Reinigungseid mit so eindringlichem Ernst vorgelesen haben, daß Alfonso erschüttert und beleidiget ward. So die Romanzen. Cids Chronik N. 1. hat es nicht. Es wird von Geschichtschreibern, aber nicht als gewiß, erzählt.

***) Bey Risco die Charta arreharum 19. July 1074. Ego Roderico Didaz; Scemena, filia Didago ducis de terra Asturiensis (daher in der Chronik N. 1. von Oviedo genannt). Unterzeichnet von Alfonso, Urraca und Helvira, seinen Schwestern, cum fratribus (unächten? oder Brüdern Cids, oder der Ximena, die allerdings

gend *), als durch alle Tugenden einer grossen Frau. Also glorreich begleitete Cid Ruy Diaz den König auf der Wallfahrt nach Oviedo **). Da saß mit Wenigen Er über große Streitfragen als Richter ***); er machte, daß der Weg des Rechts vorgezogen wurde †): Wer wollte Zweykampf stehen dem Campeador ††)!

Solchermaßen, und noch durch Steuerfreyheit für Vivar †††) geehrt, wurde er von dem König an die arabischen Fürsten von Cordova und Sevilla gesandt, welche um den kastilianischen Schirm Tribut

---

mehrere hatte?). Im Uebrigen führt Sandoval für diese Heyrath und Abstammung, außer Bischof Peters Chronik (N. 1.), auch eine kastilianische Urkunde an.

*) Decor pulchritudinis ist in der Urkunde.

**) Nach St. Salvador's Domkirche, im Frühling 1075.

***) In Sachen Arias, Bischofs zu Oviedo, des Grafen von Vela und desselben Bruders Bermudo Ovequiz, über ein Kloster zu Taule; Urkunde am Ende März 1075.; bey Risco.

†) In Sachen des Königs gegen die Infanzones del concejo de Langreo; 24. März. Die Urkunde ebendaß.

††) Der König nennt ihn so. Urkunde für Abt Licinius, seinen Vetter (Ego Adelfonsus Imperator Hispaniae); bey Risco.

†††) Risco. Bestätiget bis zur Zeit Philipps V.

gaben *). Er fand El Motamed, den sevillischen Fürsten, in großer Gefahr, von Abdallah, Sohn Modaffer's, Fürsten von Granada, dessen Großvater Malaga erobert **), und welcher viele sehr vornehme christliche Ritter in Sold hatte ***), überwältiget zu werden. Der Campeador, sofort, mahnte ab, von Krieg wider die Schirmgenossen Kastiliens; vergeblich. Sie fielen verwüstend in das Cordovanische. Wo in der Feldmark von Monturque der Weg von Aguilar sich nach Lucena und Cabra theilt, und der Stein des Cid bis auf uns genannt

---

*) Der Fürst von Cordova, Abbad, Sohn des Fürsten El Motamed Mehamed, Sohn Abbad, von Sevilla, war um diese Zeit umgebracht worden; siehe Abu Bekr el Kodj von Valencia bey Casiri Bibl Arab. Hisp. t. II. p. 44. (Er muß ein Kind gewesen seyn; der Vater war erst 36 Jahre alt). Die Chronik N. 1. nennt den Fürsten von Sevilla Moktemir; wir folgen lieber den Arabern.

**) Badis el Habsheb el Modaffer; Abulfeda. Er starb 1072; da folgte sein Enkel; Balkin, sein Sohn, starb wohl vor ihm. Die Chronik N. 1. nennt den Enkel auch el Modaffer.

***) Chronik N. 1. Garcia Ordonniz; Fortun und Lope (Lupus) Sanchez, Brüder, deren ersterer die Tochter Königs Garcia (†. 1054.) von Navarra hatte, Diego Perez (Pedriz) vom kastilianischen Hofe.

wird *), schlug er Granada in dreystündiger Schlacht, und wurden die Ritter von ihm gefangen. Hierauf suchte Cid, wie Cäsar **), einen edlern Sieg durch Güte, indem er am dritten Tag die Gefangenen frey ließ. Dafür fühlten die nichts, welche das größte Unrecht hatten, seine Anverwandte ***), Diener seines Königs. Von dem an wurde er, anfangs ohne Erfolg, bey Alfonso verläumdet. Es war aber Cid bey seiner Geradheit, bey seiner strengen Tugend, ein großmüthiger, guter Mann, unbeugsam, hochgesinnt, Verächter des weichlichen Lebens; der Ernst seiner Züge, sein breiter langer Bart †) erweckte nur Ehrfurcht und Scheu; einen Ersten Freund, Alvaro Fanez Minaya, Waffenbruder, in Freud und Leid ihm treu, seine Ximena und seine Kinder liebte er; das Hofleben war nicht seine Sache.

Im nächsten Jahr ††), als der König wider die Ungläubigen in Süd ausgezogen, zogen feindliche

---

*) Man sehe auf demselben Merkmale einer Burg. Risco.

**) Siehe den vortrefflichen Brief an Oppius und Balbus.

***) Besonders Garcia Ordonnez, der in dem Heyrathsbriefe für Ximena sein Bürge (fidejussor) gewesen, und, wie das Poema zeigt, von nun an bis er starb, sein bitterster Feind wurde.

†) Er ist berühmt; Risco hat vor seiner Geschichte das männlich schöne Bild.

††) 1077.

Schaaren aus Arragoniens Gegend über den Duero wider Gormaz, die Burg. Der Campeador, von einer Krankheit erstanden, schlug diese. Auf dem Rückzug nahm er von ihren Glaubensgenossen die Rache; siebentausend Menschen mit all ihrem Gut führte er aus dem Toletanischen weg. Der Vater des Fürsten von Toledo, Almamun Jahia, Sohn Di'l Nun's, aus afrikanischem Geschlecht *), war in Königs Alfonso unglücklicher Jugend sein Gastfreund und hatte dessen Wort, seinen Sohn zu schonen. Die Feinde Cid's bey Hofe, stellten vor, „wie der Stolze, Neidische, damit nur Alfonso nicht „ohne ihn siege, Toledo ohne Befehl zum Kriege „gereizt, um den König zum Rückzug zu nöthigen." Deswegen, oder weil er friedbrüchig, oder ohne Befehl gehandelt, wurde ihm auferlegt, Kastilien auf eine Zeitlang zu verlassen **). Geblendet, seit er König ward, von ungetrübtem Glück, durch allzu lauten Ruf der Thaten Cid's etwa beleidiget, hielt Al-

---

*) Abulfeda, mit Casiri's Quellen einig. Er starb 1076.

**) Die Romanze: auf Ein Jahr; vier habe er genommen. In der That blieb er in das zwölfte Jahr abwesend (nach der Chronik); aber diese Maaßregel scheint wirklich nicht eben Folge wahrer bitterer Ungnade gewesen zu seyn; der König mochte nützlich finden, daß er dort sich aufhalte; sein Vasall war von Arragonien bedrohet.

sonst für gleichgültig und erleichternd, einen solchen Mann nicht um sich zu haben.

Der Cid nach alter Freundschaft, aus den Zeiten der vorigen Könige, begab sich nach Zaragoza. Ahmed el Muktadir nahm ihn freundlich auf, und lehrte seinen Sohn, in diesem Mann die Stütze ihres Reichs verehren. Daher, als der Greis zu seinen Vätern ging, Joseph el Muktamam die ganze Herrschaft von dem Cid verwalten ließ *). Weislich: denn bald überzog ihn El Fagib, sein Bruder, unzufrieden, daß ihm der Vater nur Denia gab **); mit ihm König Sancho von Arragonien und Navarra ***) Berenguel Ramon, Graf zu Barcellona, und viele Mächtige des Gebirges †). Gerecht, als für Kastiliens Schirmverwandten, aber traurig, weil

*) Dieser Emir herrschte von 1081. bis 1085.

**) Ein ziemlich weit entferntes Reich; aber die zaragozische Dienstmannschaft gieng nahe bis Valencia (poema), und wir wissen, daß der Emir von Sahlat ein weiser friedsamer Fürst war (Abulfeda); daher der alte Muktadir in einer der vielen Unruhen Denia wohl einnehmen mochte.

***) Des 1063. bey Grados, nicht ohne Cids Beywirkung, unglücklichen Don Ramir's Sohn.

†) Die Grafen von Cardena (oder ist Cardaviesis der von Cerdaigne?), der Bruder des Grafen von Urgel; die Gewalthaber (Potestates) von Roussillon (Rocionensis), Lampourdan (Impurdensis) und Ausena.

zwischen Brüdern, schwer, und bey feindlicher Uebermacht blutig, schien dieser Krieg dem Cid: aber seine Nachgiebigkeit erhöhete den Trotz. Da schlug er die sichern *). Viele der Großen und Graf Berenguel, des Heers Führer, fielen in seine Hand; am fünften Tag entließ er sie. Sancho, der König, hat hier nicht gestritten. Sein Stolz (den Cid vergeblich schonte) wurde nachmals in den Bergen von Morella durch den Verlust einer größern Schlacht gebeugt **); wo der Campeador zweytausend Gefangene gemacht, und (er, unermüdlich edel) frey gab ***). Aber Moktamam, an Gold, Silber, mit aller morgenländischen Pracht, noch mehr durch Ehrfurcht und Liebe dankbar, er und die ganze Stadt Zaragoza zogen dem Sieger mit Freudengeschrey mehrere Stunden weit entgegen. Bald nach diesem starb der Fürst; sein Sohn, Achmed der Zweyte el-Mostainbillah, wurde Emir an seine Statt †).

---

*) Schlacht bey Almenara zwischen dem Cinge und Segre.

**) Schlacht bey Alcala di Morelle unfern der Mündungen des Ebro.

***) Raimund Dalmaz Bischof zu Roda, Graf Sancho Sanchez von Pamplona, Graf Nunno von Portugal, Nunno Suarez (Suarii) von Leon, Anaya Suarez aus Galicien, Blasco Garcez Obristhofmeister. Man sieht die mannigfalte Zusammensetzung.

†) Von 1085. bis 1109.; Abulfeda.

Alles dieses vernahm König Alfonso nicht ohne Bewunderung. In einer traurigen Zeit, als Ibn Falak, der vielfältige Verräther*), ihm viele vortreffliche Ritter gemordet**), hatte er Cid wiedergesehen, und leicht versöhnt; nur die Gewalt seiner hinterlistigen Feinde mied er†). Doch als dem König das Glück wieder lachte, als die Eroberung der

---

*) Zuerst an dem Emir Mostain-billah, dem er mit kastilischer Hülfe Adafir seinen Oheim entgegensetzen wollte; als dieser plötzlich starb, an dem König von Kastalien, um sich den Emir wieder zu söhnen. Rueda am Xalon war die Burg des Verräthers (Ferreras). Die maurische Chronik bey Dombay macht aus dem Vorfall einen förmlichen heftigen Krieg wider Zaragoza, scheint aber aus unserer N. 1. die älter und näher war, zu berichtigen.

**) Unter andern den Infanten Don Ramir, den Ferreras für Cids Eidam hält (mit dem Stillschweigen der Chronik N. 1., mit dem Poem und den Jahren unvereinbarlich). Eben so zählt er Gonzalo von Salvadores, welcher im Poem weit später vorkommt, und Nunnez von Lara unter die Todten.

†) Zusammenkunft zu Tudela, welche die Chronik N. 1. erzählt; vermuthlich als diese damals noch maurische Stadt mit französischer Hülfe von dem König belagert wurde. (Urkunde bey Pagi 1084. XVI.).

alten Hauptstadt von ganz Spanien *) den Ruhm seines Namens über alle seine Vorfahren erhob, blieb Cid, vernachläßiget, in Zaragoza. Da erhob sich Joseph, Sohn Teschfin's, der Lemtune, der Morabete, der mächtigste König von Afrika, für die Rache und Erhaltung des Glaubens und Reich's der Araber in Spanien.

Von Alters her wanderte in Sahra, der unermeßlichen Wüste, das Volk der Lemtunen; mit Brod wenig, mit Mohammeds Gesez unvollständig, mit Bezähmung der Begierden eben nicht sehr bekannt, sonst gut, empfänglich; groß unter jenem König, der einst, mit tausend Kameelen umgeben, zwanzig Fürsten der Schwarzen beherrschte **). Diesen und alle benachbarten Stämme bewegte der feurige Lehrer Abdallah, Sohn Jasin. In Rabitten (Hüttchen) auf einer Insel unterrichtete er die Morabeten, seine Schüler †), die, hochentflammt, schwu-

*) Toledo; am 17. Dez. 1086. Jener Sohn Almamun's, den Alfonso zu schonen hatte, war todt.

**) Zur Zeit Tijuletan's, Sohns von Tiklan; st. 836. Siehe Abulhassan's Ali, Sohns Abdallah, Sohn Abu Zeraa von Fes Geschichte der mauritanischen Könige, übersezt durch Franz von Dombay. (Agram 1794. II. 8.)

†) Er war für den Chalifen in Bagdad, für den Abbasiden; sonst herrschte hier der Chalife aus Aegypten, der Fatemide. Wichtig waren die Verschiedenheiten der Sunna (Ueberlieferungen

ren: „Alter, dir folgen wir, wenn wir auch Vater und Mutter umbringen sollten.“ Da wurde die ganze Wüste bis an die Goldberge der Schwarzen *), der Atlas mit hundert eingebornen und eingewanderten Stämmen, Fes, Mekines, alle Städte in Magrab unterworfen; dreyzehen Könige dem Sohne Teschfins zinsbar, und im Gebet von siebenzehnhundert Moscheen sein Name genannt. Dieser ist Joseph, welcher von El Motamed, Fürsten von Sevilla, wider die kastilianische Uebermacht zu Hülfe gerufen, in dem siebenundsiebzigsten Jahre seines Alters an den Ufern der Guadiana, nicht weit von Badajoz, den König Alfonso, schwer verwundet, mit kaum fünfhundert Reitern, den Rest eines großen Heers, zu fliehen genöthiget **). Da kam Cid wie-

---

und Auslegungen der beyderley Sekten). In den Sitten, wenn man die Ceremonien ausnimmt, war auch der Morabete nicht eben streng: er nahm monatlich mehr als Ein Weib. Seine Schüler, auch sieghafte Feldherrn, die etwa zu kühn gewesen, geiselte er (Herrn von Dombay's Abulhassan Ali).

*) So der Araber; er meynt wohl die, von welchen die Schwarzen zu Abulfeda's Zeit Goldstaub durch die Wüste brachten.

**) Die große Schlacht bey Zalaka am 23. Okt. 1087. von unsern Geschichtschreibern wenig erwähnt, bey Nowajri und von Abulhassan desto umständlicher, und wenn auch nach arabischer Art vergrößernd, doch so erzählt, daß man un-

der nach Kastilien. Der König schenkte ihm viele Burgen, und was immer er erobern würde; auf den Marken jene, auf daß er dem Feind nahe sey *).

König Alfonso, nachdem sein Ueberwinder in Trauer um einen Sohn heimgezogen, trug rächende Waffen in das Land Sevilla **). Nicht weniger Don Rodrigo der Campeador nahm siebentausend Mann in

sere Nachrichten daraus weit besser bestimmen kann. Des Siegers nach Afrika gesandter Bericht ist auch bey Abulhassan.

*) Die Chronik N. 1., wenn sie dem Aufenthalte bey Mostain-billah neun Jahre gibt, widerspricht anderen gewissen Zahlen: der Verfasser mag sich verrechnet haben: wir zählen die neun Jahre entweder (am liebsten) für den zaragozischen Aufenthalt im Ganzen (1078 — 1087.) oder für die Periode, wo Cid nach dem Tode Muktadir's die dortigen Geschäfte geführt (1081 — 1089). Unter den Burgen, die Alfonso ihm auf den Marken (in extremis) gab, ist Gormaz. Wir sahen schon einmal ihn sich des Ortes gewaltig annehmen. Spur einer ersten Ximene, Tochter von Gormaz! eines Anspruchs!

**) Eroberung von Labit-el-Mewalj; Abulhassan. Im Uebrigen könnte Joseph (die Jahrzahl nur ist zu schwankend) durch Unternehmungen der Pisaner und Genueser wider die afrikanische Küste, an der Verfolgung des Siegs bey Zalaka verhindert worden seyn. Siehe bey Pagi 1087. II. die quellenmäßige Meldung.

in seinen Sold *), brach auf von Gormaz **) gieng über den Duero. Da er in das rauhe Gebirg an den Quellen des Guadalaviar im Lande Teruel kam, ergab sich der arabische Herr von Albarracin; er wurde auch sein Cid. Weiter zog er hervor auf die Küste, damit nicht der wiederkommende Morabete, der des Proviants wegen die große Sierra mied und neulich von der Westseite Kastilien beykommen wollte, nun über Murcia und Valencia den Rücken und das Reich Alfonso's bedrohe. Da Cid in dem Thal erschien, dessen Wasser die Mauren des alten Sagunt (Murviedro) bespühlt, erschrak Berenguel, der Graf zu Barcellona, welcher Valencia belagerte ***). Wegen des Königs Verwandtschaft würde er nicht angegriffen worden seyn †), aber so schwer fiel auf ihn die Erinnerung von Almenara, daß er, wider den Willen der Seinigen, aufbrach und floh. Der Fürst von Valencia, Jahja el-Kadir-billah, jener, den der König aus Toledo vertrieb, eilte, mit Geschenken und Unterwerfung den Campeador zu begütigen.

*) Solidatam; Chronik N. 1.

**) Darum brauchte er über den Duero zu ziehen.

***) Planmäßig; er wollte die Zufuhr abschneiden; daher die Chronik: „et fecit contra eam Cebollam et Liriam." (Hiezu befestigte er diese Orte).

†) Bey Almenara führte Cid Vertheidigungskrieg, und nicht für sich.

Der Fürst der Gläubigen aber, Joseph der Morabete, landete mit Macht, und seine Mahnung ergieng an alle Fürsten des arabischen Spaniens. Nicht mit erwartetem Erfolg: theils fürchteten diese die Last seines Heers, theils war er vor Plätzen der europäischen Vertheidigungskunst nicht gewachsen. Worüber aufgebracht, nachdem er dem Sohn Abd-el-Aziz, Fürsten von Murcia, die Schwere seines Zorns fühlen lassen, Joseph durch dessen Reich mit ungewisser Absicht König Alfonsen bedrohete *). Dieser befahl dem Campeador, Halahet, eine von dem Feinde sehr geängstigte, wichtige Burg, zu entsetzen. Es pflegte aber Don Rodrigo den Krieg nicht so mit Ungestüm als mit Ueberlegung zu führen. Er wollte nicht, nach seiner Feinde Wunsch, durch tollkühnes Vorrücken seiner wenigen Mannschaft, den Ruhm der Unüberwindbarkeit verlieren. Da er Vereinigung der Heere vorschlug, wurde von dem Hofe ganz ein anderer Marsch vorgeschlagen als befolgt **). Der Cid, betroffen, betrübt (er erkannte den Hofkriegsrath) ritt mit wenigen aus dem Lager, bis er

---

*) Nach Abulhassan.

**) Der König rückte nicht so weit vor. Eine Urkunde von 25. Nov. 1089 für S. Millan, datirt er von dem Lager auf dem Berge Aragon zu Gonchilla (das wohl Chinchilla ist, wo man aus dem kastilischen Lande nach Murcia zieht). Sie ist bey Risco.

zu Molina vernahm, daß der Sohn Teschfin's, durch Gerüchte betrogen, oder überdrüßig, von Halahet über Lorca nach Almeria gezogen, und sich in die Schiffe begeben habe *). Don Rodrigo, zurück. Aber Alfonsen wurde vorgebildet, um welchen ruhmvollen Sieg er ihn gebracht; Unterthans-, Dienstmanns Pflicht verschmähe er; als Cid Campeador, für eigenen Ruhm und Vortheil, wisse er zu streiten. Der Grimm entbrannte. „So wisse er „denn, was er von der Krone hat! Weib, Kostbarkeiten, Geld, was hat er als von mir!“ Die Güter wurden eingezogen, Donna Ximena und ihre Töchter gefangen. Cid, als er im Lager **) das Unglück vernahm, sandte nacheinander vier Protestationen seiner Schuldlosigkeit, und Mannen, bereit im Zweykampf sie zu erhärten. Der König, weil er die Wahrheit ungern selbst fühlte, und weil niemand sich wagte, enthielt sich zu antworten; Donna Ximena ließ er frey.

Der Cid, verstoßen, geplündert, zurückgeworfen auf sich, nun da er frey und für sich stritt, wurde glücklicher und größer als je zuvor. Nachdem er den Winter im Lager zugebracht, ritt er die Küste

*) Bey Elso; Chronik N. 1. Elche in Valencia? Darum wagen wir nicht, jene in den Romanzen und im Poëm geschilderte Flucht hieher zu setzen. Denn da floh er über Burgos.

**) Sie begab sich mit ihrer Familie nach S. Peter von Cardena. Dort finden wir sie wieder.

hinauf. Zu Polop, an einem durch Natur und Kunst festen Ort *), fand er die Zuflucht einer grossen Gegend, eine Höhle voll Geld, voll seidener und sonst reicher Stoffe. Als er hierauf Ondara festete, besorgte man zu Denia die Erinnerung voriger Feindschaft, und er warb Friede. Dessen erschrack Valencia, und El-Kadir-billah gab groſses Geld, um ruhig zu bleiben. Der Schrecken des Cid Campeador lag schwer über den Groſsen des Landes; so daſs der Treulose von Denia keines Gutes schonte, um Navarra, Arragonien, Zaragoza, Urgel und Barcellona zu Vertilgung dieses einigen Ritters zu waffnen. König Sancho und Ermengald, Graf zu Urgel, wiesen es von sich; Berenguel'n gefiel Geld und Rache, und Mostaïn, der Undankbare, meynte, ob man dadurch nicht Alfonso einen Gefallen erweisen, ob er es nicht unterstützen würde! Sie sahen Alfonso; er weigerte sich. So, zornig, gierig und bang, umstanden sie, wie einen Löwen, den Cid, welcher nach langem Aufenthalte zu Burriana die Küste verlieſs. In die schönen Berge bey Morella zog er, und in das Gebirge, welches den Ebro in die See begleitet. Er, nicht unwissend, schwieg. Sie, begierig, seine Stimmung zu erforschen, versuchten List. El Mostaïn, der alte Freund, schrieb an ihn im Vertrauen, von des Grafen Berenguel erstaunlichen Rüstungen und Verbindungen, seinem Zorn, seinem grossen Plan. Auf dieses erwartete er Bitte um Ver-

---

*) Unweit Beniborme, nun im Reich Valencia.

mittlung, Vergleichsvorschläge. Cid, in der Antwort, gab scherzhaft zu erkennen, daß er den erschrecklichen Grafen zu erwarten gedenke. Da brach von Kalamora der Berenguel wüthend auf. Er sah den Cid auf einem hohen Berge (noch trägt der Berg den unsterblichen Namen *), in einer Stellung, die nicht zu überhöhen, noch zu überflügeln schien. „Aufgebracht," schrieb der Graf, „ausser mir, über dem „Schimpf des Briefes an Mostaïn, bin ich hier, „zum Streit, mit Macht, mit Muth. Steige herab; versuche das Feld. Sind Adler, Geyer, „Raben **), deine Götter? Steige herab, „Campeador, wenn du der bist. Wo nicht, „Prahler, Lügner ***), so wisse, ich weiche nicht, „endlich sollst aufgerieben werden †)." Und das war die Antwort: „Um dein und deiner Freunde „ruhmrediges Weibergeklätsch, zu Kalatayub und

---

*) Immensum Hab'ntiarum montem der Chronik N. 1. halten wir für die in allen Charten bezeichnete Penna del Cid, wo der Weg von Calamora gerade hin führt. Letzteres Ort lag in der Albarracinschen Herrschaft; wir wissen nicht, ob auch der Berg? oder ob dieser zaragozisch war?

**) Nisi, cornellae. Risco: cornejas, gavilanes, esmerejones.

***) Castilisch, alevoso; französisch, bauzador.

†) Tandem faciam de te alboroz. Man sieht, wie das Arabische in die Landesmundart überging.

„weiter, konnte ich euch für keine mannhaften Rit-
„ter halten. Voran, Graf Berenguel! Du sollst
„mich auf einer Ebene finden. Scheue nicht die
„Kosten des Marsches zu mir; du sollst bezahlt wer-
„den, o du lügenhafter Verläumder *)!" Hierauf
ließ Cid durch einen verstellten Ueberläufer dem Gra-
fen beybringen, daß er in der folgenden Nacht auf-
zubrechen und sich in unzugängliche Gegenden des
Hochgebirges zurückzuziehen gedenke. Der Graf,
ein von sich zu groß, vom Feinde zu gering denken-
der Mann, in Besorgniß der Sieg möchte ihm ent-
gehen, theilte sich; so daß eine Division durch Berg-
pfade sich hinauf in Pässe hinter dem feindlichen
Lager erhob, er selbst zum Angriff aufmarschirte;
alles dem Cid, welcher ihn kannte, nicht unerwartet.
Also wurden die, welche den Berg erstiegen, von
einem Hinterhalt empfangen **); er von dem Feind,
den er fliehend glaubte, schnell, gewaltig, überrascht,
übermannt, mit seinen Allijrten und fünf tausend
Mann gefangen, der Troß, die ganze Pracht seines

*) Quod feci aleve ad forum Castellae cum bau-
zia ad forum Galliae sey erlegen.

**) Girald kommandirte die Hinaufsteigenden, Bruder
eines (damals wohl) berühmten Wilhelms des
Normannen; doch entweder nicht dessen, der Eng-
land erobert, auch nicht Wilhelms II. (wie sollte
die Kronik des Königthums nicht erwähnt ha-
ben!); vielleicht ein sonst nicht bekannter Bastard
des erstern. Wenn nicht Alaman für Nor-
mande zu lesen ist.

Lagers, erbeutet *). Der Cid, von einem Fall etwas verwundet, saß in seinem Zelt; er wollte den Mann nicht sehen; Befehl gab er, ihn vortrefflich zu bewirthen. Aber Berenguel, in dem Jammer solcher Erniedrigung, wollte keine Labung; drey Tage enthielt er sich aller Nahrung: bis der Sieger, überwunden, großmüthig und freundlich Freyheit und Heimkunft ihm in der Nähe zeigte **). Hierauf erfreute Berenguel'n Speise. Als die Herren über die Lösung eins geworden ***), wurden die Gefangenen auf ihr Wort entlassen. Bald brachten sie, was möglich, dar; für das Uebrige, Geisel. Da erließ der Sieger den Rest. Sie, entzückt, schwuren, er soll ihr Herr seyn, ihr Cid.

Hierauf nach einigen Monaten erkrankte er zu Daroca; da sandte er nach Zaragoza um Arzney. Seine Männer fanden bey Emir Mostaïn auch Grafen Berenguel und seine catalanischen Ritter. Herzlich redete dieser mit ihnen, bis er sie gewann, zu erwerben, daß der Cid, Campeador, von nun an sein

---

*) Nach der Chronik N. 1., deren Erzählung etwas verworren ist, daher wir gewählt, was das passendeste scheint.

**) So das Poema.

***) 80,000 Mark des Goldes von Valencia. Sollte die Zahl in der Chronik nicht verschrieben seyn? Wir glauben, es waren 8000.

Freund sey. Ein edler Feind war Cid gern; schwerer war, daß er Freundschaft gab. Aber er wurde von seinen Mannen bezwungen. Wie freute sich Graf Berenguel! so daß er alsobald sich aufmachte, zu ihm zog, voll Vertrauen ihm seine Gedanken mittheilte, und Catalonien dringend seinem Schutze empfahl *). Von dem an, in der Welt getrost, bereitete Graf Berenguel mit seinem Freunde von Toulouse **) den Zug zu dem Grab Christi; sie starben in dem heiligen Lande.

Don Rodrigo aber, getreu dem Plane, das Reich Valencia der Nation und Religion zu gewinnen, lag vor der Stadt Liria. Zu derselben Zeit eroberte in Südspanien der Fürst der Gläubigen Joseph, Sohn Teschfins, in anderthalb Jahren fünf Königreiche, die er zum Theil castilianischem Schirm entriß ***). Da König Alfonso in den Mohrenkrieg zog †), schrieb Costanza von Burgund, seine Gemahlin, auch dem Cid, „es würde gut auf-

---

*) Die Chronik. Es geschah 1091.

**) Wilhelm dem Allerchristlichsten. 1092 zogen sie hin und starben in dem folgenden Jahr; Art de vérifier les dates.

***) Abulhassan Ali; oben N. 69.

†) Urkunde der Donna Mayor, 12. Juny 1092 bey Risco; der einzige diplomatische Beweis dieses Feldzuges.

genommen werden, wenn er ihm zu Hülfe eilte." Er sofort von Liria durch das Land Cuenca, die Mancha, über Baeza, über Jaen, bis wo er den König fand, zu Martos im Cordovischen *). Der Herr, gerührt, empfing den Ritter ehrenvoll; doch siegte der Edelmuth nicht über Mißtrauen und Neid. Granada zu ging der Marsch; aus dieser, durch tausend und dreyßig Thürme und doppelte Mauer festen Stadt war der Emir Abdallah durch den Sohn Teschfins gefangen weggeführt worden **). Der König lag auf dem Elvirengebirg ***), in der Ebene vor ihm der Cid. Dieses gleich schicklich und muthvoll gewählte Lager mißfiel: „kühner seyn zu wollen „als der König, sey herabsetzender Trotz." Als nichts vom Feind zu fürchten schien, wurde abgebrochen, Rückzug verordnet. In der vom Quadalquivir †) bewässerten fruchtbaren Ebene, im Hauptquartier zu Ubeda, redete Alfonso hart mit dem Cid, als der ihm kein Verbrechen anschuldigen konnte, aber von gereizter Empfindlichkeit eine unschickliche Aeusse-

---

*) So die Chronik N. 1. Nun wird diese Stadt unter Jaen gerechnet.

**) Abulhassan. So that Joseph auch dem Fürsten zu Malaga, dessen Bruder.

***) Bey Libriella (Chronik) auf der Sierra d'Elvira (Risco).

†) El Chavir in der Chronik; richtig; Guada ist Fluß.

rung hoffte, um ihn wegen verlezter Majestät gefangen zu nehmen. Der Cid gebot sich; schwieg. Nachts brach er auf, mit wenigen, den Getreusten.

So, von den meisten verlassen und mit allem schlecht versehen, floh Don Rodrigo, wie David vor Saul. Hierin war er dem hebräischen Helden auch vormals gleich, daß er, seinem Gott und Volk eben so treu, Sicherheit bey den Ungläubigen suchen mußte. Nach Burgos kam er *); sie sahen den Campeador mit scheuer Ehrfurcht, stummer Trauer; des Königs Briefe verfolgten ihn; er wurde nicht gegrüßt, nicht bewirthet, noch unterstützt. Lager am Flusse Arlanzon; gänzlicher Mangel des Nöthigsten; und er hatte für seine Freunde, für Ximen'en, die Töchter und für Lanzen zu sorgen, durch die er in weitem Marsch durch fremdes Land sich Luft machen und nähren möge. Da half durch schnelle List Martin Antolinez. In dieser Nacht wurde Achill bewogen, Ulysses zu werden. Kisten schwer von Sand,

*) Hier die Erzählung, mit welcher das Fragment vom poema (höchst interessant) beginnt; wir bringen sie hie bey, weil bey der vorigen Ungnade ausdrücklich in der Chronik steht, „er „sey im Lager zu Elso geblieben." Sie zwar scheint auch diesem Umweg nicht günstig. Doch, wenn die Scenen des Poems und der Sage irgend passend, hier am besten. Er mochte dem kürzern Weg nicht trauen; auch die Seinigen wieder sehen wollen.

im Jahresfrist erst zu eröffnen, wurden, als der Schatz des Cid Campeador, um sechshundert Mark Silber an Juden verpfändet. Er traute seinem Glück, daß hiebey niemand verlieren würde. Jetzt nach S. Peter von Cardena, wo die Seinigen waren, die starkmüthige Ximena, Sol und Elvira, die holden Jungfrauen. Sofort nachdem sie angebetet, empfahl er sie dem heiligen Ort. Castilien aber bewegte sich; dreyhundert Lanzen *), die Acht verschmähend, eilten zu der Fahne des Unüberwindlichen. Ernst, jedoch freudig, über die Landmark **), über den Duero. Zum ersten wurde Castejon geplündert, nach Beuterecht froh getheilt ***). Alsdann wurden die Männer der Feste Alcoçer durch verstellte Flucht gelockt, bis, als der Hinterhalt ihnen ihre Stadt ablief, Cid sich zu ihrem Untergange wandte. Da fiel große Furcht auf Kalatajub, und erzitterte ganz Teruel; Boten des Schreckens hinunter nach Valencia. Nicht mehr zum Friedenskäufer, dem Emir Kadir-el-Billah; ihn ermordete Abudshjafar der Kadi †), nun gewaltig durch den afri-

*) Que todas tinen pennones. Poema.

**) Passo por Alcobiella que de Castiella fin es y az. eb. das.

***) Hundert Mark dem Reuter, fünfzig dem Fußknecht, toda la quinta à mio Cid finoaba (ihm immer ein Fünftheil) eb. das.

†) Erzbischof Roderich von Toledo.

rung hoffte, um ihn wegen verlezter Majestät gefangen zu nehmen. Der Cid gebot sich; schwieg. Nachts brach er auf, mit wenigen, den Getreusten.

So, von den meisten verlassen und mit allem schlecht versehen, floh Don Rodrigo, wie David vor Saul. Hierin war er dem hebräischen Helden auch vormals gleich, daß er, seinem Gott und Volk eben so treu, Sicherheit bey den Ungläubigen suchen mußte. Nach Burgos kam er *); sie sahen den Campeador mit scheuer Ehrfurcht, stummer Trauer; des Königs Briefe verfolgten ihn; er wurde nicht gegrüßt, nicht bewirthet, noch unterstützt. Lager am Flusse Arlanzon; gänzlicher Mangel des Nöthigsten; und er hatte für seine Freunde, für Ximen'en, die Töchter und für Lanzen zu sorgen, durch die er in weitem Marsch durch fremdes Land sich Luft machen und nähren möge. Da half durch schnelle List Martin Antolinez. In dieser Nacht wurde Achill bewogen, Ulysses zu werden. Kisten schwer von Sand,

*) Hier die Erzählung, mit welcher das Fragment vom poema (höchst interessant) beginnt; wir bringen sie hie bey, weil bey der vorigen Ungnade ausdrücklich in der Chronik steht, „er „sey im Lager zu Elso geblieben.“ Sie zwar scheint auch diesem Umweg nicht günstig. Doch, wenn die Scenen des Poems und der Sage irgend passend, hier am besten. Er mochte dem kürzern Weg nicht trauen; auch die Seinigen wieder sehen wollen.

in Jahresfrist erst zu eröffnen, wurden, als der Schatz des Cid Campeador, um sechshundert Mark Silber an Juden verpfändet. Er traute seinem Glück, daß hiebey niemand verlieren würde. Jetzt nach S. Peter von Cardena, wo die Seinigen waren, die starkmüthige Ximena, Sol und Elvira, die holden Jungfrauen. Sofort nachdem sie angebetet, empfahl er sie dem heiligen Ort. Castilien aber bewegte sich; dreyhundert Lanzen *), die Acht verschmähend, eilten zu der Fahne des Unüberwindlichen. Ernst, jedoch freudig, über die Landmark **), über den Duero. Zum ersten wurde Castejon geplündert, nach Beuterecht froh getheilt ***). Alsdann wurden die Männer der Feste Alcoçer durch verstellte Flucht gelockt, bis, als der Hinterhalt ihnen ihre Stadt ablief, Cid sich zu ihrem Untergange wandte. Da fiel große Furcht auf Kalatajub, und erzitterte ganz Teruel; Boten des Schreckens hinunter nach Valencia. Nicht mehr zum Friedenskäufer, dem Emir Kadir-el-Billah; ihn ermordete Abudschafar der Kadi †), nun gewaltig durch den afri-

*) Que todas tinen pennones. Poema.

**) Passo par Alcobiella que de Castiella fin es y a; eb. das.

***) Hundert Mark dem Reuter, fünfzig dem Fußknecht, toda la quinta à mio Cid fincaba (ihm immer ein Fünftheil) eb. das.

†) Erzbischof Roderich von Toledo.

kanischen Schutz. Drey Fürsten sandte er zum Kampf mit dem Campeador. Diese Feldschlacht war die erste, worin er auf der Flucht, allein durch sich, mit wenigen, vollkommen siegte. Dreyßig reichverzierte, hohe Streitrosse brachte Minaya, der Freund, zu dem König Alfonso; der, erstaunt über die Treu mehr, als den Muth, nun frey gab, wenn einer oder viele in Cid's Krieg ziehen wolle *).

Während er zu Morella, in einer guten festen Gegend, überwinterte **), erdachten die Feinde eine sehr geschickte Verrätherey zu seiner Vernichtung. Nicht weit von den Gränzen Arragoniens und Navarrens, (diese Königreiche waren vereinigt unter Don Sancho, seinem alten Feinde,) nicht weit von der Gegend Castiliens, welche sein bitterster Feind, Garcia Ordonniz, in Verwaltung hatte, und nahe der zaragozischen Herrschaft Mostaïns des Treulosen, liegt eine nicht unbedeutende Stadt, Namens Borja ***). Dahin sollte durch verstellte Unterhandlung, als ob der Vorsteher den Ort ihm übergeben wollte, Cid gelockt werden. Einsmals wurde er von Mostaïn dringend ersucht, nach Zaragoza zu kommen, weil der Emir von Don Sancho zu fürchten

---

*) Dieses alles nach dem Poema beschrieben.

**) Dieses nach der Chronik N. 1.

***) Nicht zu verwechseln mit dem nähern Borjas, da die Chronik unser castrum Borgae ausdrücklich in die Nachbarschaft von Tudela setzt.

bekam *). Er, unargwöhnisch, hin. Sein Blick erkannte schnell, daß Mostaïns Herz nicht offen sey. Nicht lang blieb der Plan ihm verborgen. Wie immer wer aus Schwäche böse ist, Mostïan bebte. Cid aber von fürbittenden Freunden umgeben, gedachte des Großvaters und Vaters, und sah ihn. Dann marschirte er den Weg, welchen er einst von Almenara triumphirend heimzog. In den Bergen bey Fraga, an der Wüste Aragoniens, fand er den König Don Sancho, der, als er ihn sah, den Groll fallen ließ: also, daß der Campeador auch für Mostäin Friede erwarb. Nachdem er Ungläubigen die Reue so gelohnt, plötzlich fiel er ein bey dem Urheber seiner Unfälle, Garcia Ordonniz, seinem Vetter. Calahorra, Logronno, Naxera, Alfaro, in schnellem Sturm erobert, Flammen in ganz Rioja, die Flucht der geplünderten Menge, alles rief zu dem Grafen um Rettung **). Sieben Tage gab der Cid, auf daß Ordonniz auf sey zur Schlacht. Weit und breit ***) ergieng die Mahnung: aber als die

---

*) Don Sancho wollte sich des Anlasses bedienen, da er Mostaïn gegen Cid in großer Verlegenheit glauben mußte, und das Glück des wider ihn gemachten Plans mit Recht bezweifelte. Siehe N. 57.

**) Es ist keine Spur, daß jemals Alfonso ihm dieses vorgehalten; es ist aber auch nicht bekannt, was in Rioja dem Ordonniz eigen, wie überhaupt sein Verhältniß darüber zu dem Könige war.

***) Von Pamplona bis Zamora.

Macht versammelt war, fehlte ihm der Muth; worauf Cid, in Erbarmung der Landschaft, allein mit dem Herbst der Weinberge *) nach Zaragoza zurückzog.

Im nächsten Frühling **) bekam er Nachricht, wie, nach der Einnahme von Denia, von Xativa ***) die ganze Ostküste von der morabetischen Macht unaufhaltbar überschwemmt, und was in vierthalbhundert Jahren so viele Helden befreyt, aufs neue mit Sklaverey bedrohet werde; hievon sey Hauptursache, daß der Fürst von Valencia die Morabeten aufgenommen und ihnen ein Blutbad der daselbst wohnenden Christen erlaubt habe †). Da machte Cid sich auf, mit etwa vierthalbtausend Lanzen ††), und setzte sich zu Cebolla, welcher Ort auf einem Hügel, ein paar Stunden von der Stadt, nahe an der See liegt. Valencia war mit seinen Mandelbäumen, war mit Gärten †††) und arabischen Landhäusern

*) Vielleicht weil er unter Mohammedanern desselben entbehrte.

**) 1093. Des Königs Zug sahen wir im Juni 92 (Nro. 95); daß Cid zu Morella Weihnacht hielt, meldet die Chronik.

***) Dombay's Abulhassan. Auch Segura gewann Joseph.

†) Chronik Nro. 1.

††) Poema 3600.

†††) Miran la huerta; espesa es è grant.

zierlich umgeben; durch die Fluren weit und breit lachte die Aerndte. Diese ließ er durch seine Reiterey theils einsammeln, theils verwüsten, das Gartenfeld, die Landhäuser, verbrennen. Da erbot Abudschjafar sich zu allem; nur daß er die Morabeten, Leute des Fürsten der Glaubigen, Lehrer und Muster des Volks, nicht entfernen dürfe. Also führte Don Rodrigo zum Sturm; worauf bald mit großem Kriegsgeschrey die Neustadt erobert und unermeßlicher Reichthum gewonnen ward. Als die Männer Cid's mit ihrer Wuth und ihrem Stoß auf Alcudia, der innern Stadt, schwächere Pforten zuprellten, wurde von der Mauer um Friede geschrien. Diesen Frieden gab der Cid im Anfang des July. „Die Morabeten legen die Waffen von sich, „ziehen aus, und halten sich vertheilt und ruhig, in den „Gemeinden *) bis Denia. Wenn inner vier Wochen „der Sohn Teschfins mit Macht erscheint, so wird „nach dem Kriegsglück entschieden; kömmt er nicht, „so dient die Stadt Valentia dem Cid Campeador."

Hierauf verproviantirte er Cebolla und Pennacastel, haltbare Plätze, und schlug das Land Albarracin, weil der Vorsteher, sein Dienstmann, den Emir Mostaïn lud, alsdann im Rücken seine Feinde zu seyn, wenn er Joseph den Morabeten in der Fronte wider sich habe.

Die Last von fünf und achtzig Jahren beugte körperlich den Sohn Teschfins: aber alles Land von

*) Pueblos.

Lisboa, von Denia, bis an die Goldberge jenseits der Wüste, umfaßte er mit noch festem Blick, sein Afrika durchzog er jährlich. Die Menge der Könige diente ihm. Er hatte einen unglaublichen Schatz *). Dem Cid ließ er sagen, der Krieg wider Valencia mache ihn zu seinem Feind. Aber Cid bot ihm Trotz und machte den spanischen Königen Muth. Die Schaaren der Morabeten ritten zusammen: Versorgung, Einschiffung, Marsch, waren langsam wegen der Zahl. Die Valencianer, da sie die Bewegung vernahmen, brachen ihr Wort, und verschlossen die Stadt. Erneuerung des Kriegs durch Abschneidung der Zufuhr, welches bey einer der See so nahen Stadt meist langsam wirkt; aber Cid genoß das Land und schonte sein Volk. In dem neunten Monat **) stieg die Theurung zur Hungersnoth; Ein Pferd nur und Abudshjafars Maulesel war übrig. Da erschien die Vortruppe des Morabetischen Entsatzes. Allein die Stellung, die Schanzen, die Rüstung, die Haltung, die Majestät des Cid lähmte den Muth. Als nun den Erschöpften auch die Hoffnung verschwunden, Sturm; Eroberung der ganzen Stadt, und, jenseits der Guadalaviarbrücke

*) 60,000 Centner goldene Dinars; 18,000 an baarer Münze. Aber waren die Dinars nicht auch Münze? Der Uebersetzung fehlt etwas. Wir schöpfen aus Herrn von Dombay Abulhassan.

**) Also im April 1094.

brücke, des prächtigen Pallastes der vorigen Fürsten. Hundert und funfzigtausend Mark gemünztes Gold und Silber *), die kostbarsten Gefäße, Edelsteine, Seidenstoffe, wurden vertheilt. Er sandte dem Abt von Cardena tausend Mark; er erfreute dieselben Hebräer **); hundert Pferde führte Minaya zu Alfonso dem König. Es knirschte der Hofneid, es murrete Ordonniz; der König sprach: „überhaupt dient mir „Cid weit besser als Ihr."

Mohammed aber, Schwestersohn Josephs, des Fürsten der Glaubigen, zog in beschleunigten Märschen heran. Er lag mit unermeßlichem Heere ***) vor Valencia zehn Tage, hohnsprechend, auffordernd; vergeblich, man schwieg. Die Morabeten, stolz und sicher, verbreiteten sich, das Land auszufressen: Bis, zu unerwarteter Stunde am eilften Tag, das Ritterheer mit großem Geschrey und verhängtem Zügel einfiel, und dem versprengten Schwarm kaum Zeit ließ, mit Hinterlassung vieler Todten und des reichen Lagers sich zerstreut in die schnellste Flucht zu werfen.

---

*) Dem Cid sein Fünftheil wird in dem Poem auf 30,000 geschätzt.

**) Die Romanze spricht von ihrer Bezahlung.

***) 150,000 zu Pferd, 30,000 zu Fuße, sagt (nach vergrößerter Schätzung) die Chronik.

Da kam Cid auf Holokau *) in Kadir's-el-Billah fest gewölbte Schatzkammern, brachte zur Theilung hervor den alten Reichthum der Dilnune, was Kadir zu Toledo erpreßt, was Valencia ihn um die Liebe des Volks gebracht. Nachdem er die nächste Serra besetzt **), sandte er den Freund seines Herzens Alvaro Fanez Minaya, zu Einholung seiner Geliebten. Als Donna Ximena, als die Jungfrauen Elvira und Sol, durch das rauhe Bergland von seinem edlen maurischen Freunde, Ibn Galvon, geleitet ***), alsdann umgeben von herrlichen Rittern †) auf den geschmücktesten Pferden ††) der Stadt nahe kamen, da sie auf Babieca, dem bekannten Streitroß †††), den Campeador, ernst und

*) Chronik. Olokabit. Vier Stunden von Valencia.

**) Einen dem eigentlichen Valencia wichtigen Paß.

***) Poem. Er war Herr (Al cajaz) zu Molina in der kastilischen Sierra.

†) 650; Poem.

††) Apetrales è à cascabeles (et à cuberturas de cendales è de escudos à los cuellos. Cid hatte gute cendales de Adria) von der Fabrik adriatischer Seestädte.

†††) Mio Cid salió sobrél e armas de fuste tomaba'
Vistiós' el sobregonel, luenga trae la barba,
Fizo una corrida, esta fue tan estraná.
Des' dia se preccio Babieca en quant grante
fue España.

gut, große Thränen rollen sahen in den ehrfurchtgebietenden Bart, sank die Frau, überwältigt vom Herzen, zu den Füßen des Vaters *). Wie da sie in dem erworbenen Erb, in der Fürsten Pallast, wechselweise die große Stadt, das schöne Land, das weite Meer bewundernd sah **), bewundernder auf den den Blick heftete, der nicht durch Zufall, nicht durch Gunst, sondern groß ward durch Gott und sich! Da segnete sie Hieronymus, der treffliche Bischof, der Mann von Rath und von Muth, sanft in Trost und Lehre, an Tagen der Schlacht durch That hervorleuchtend ***); ihn hatte Cid über seine Stadt zum Bischof erkohren †).

---

*) Quando lo vio Donna Ximena, à pies se le echaba;
Merced, Campeador, en buen ora cinxiestes espada u. s. f.

**) Miran Valencia, come yace la cibdad,
E del' otra parte à oio han el mar:
Alzan las manos pora Dios rogar
Desta ganancia como es buena e grant.

***) De pie è de cavallo mucho era areciado; und siehe im Poem, wie er der Unglaubigen mit der Lanze zwey, fünf mit seinem Schwert getödtet.

†) Aus Perigord war er gebürtig (Risco); von Orient kam er dem Cid (Poem); vermuthlich aus dem h. Lande.

Da kam Cid auf Holokau *) in Kabir's=el=Billah fest gewölbte Schatzkammern, brachte zur Theilung hervor den alten Reichthum der Dilnune, was Kabir zu Toledo erpreßt, was Valencia ihn um die Liebe des Volks gebracht. Nachdem er die nächste Serra besetzt **), sandte er den Freund seines Herzens Alvaro Fanez Minaya, zu Einholung seiner Geliebten. Als Donna Ximena, als die Jungfrauen Elvira und Sol, durch das rauhe Bergland von seinem edlen maurischen Freunde, Ibn Galvon, geleitet ***), alsdann umgeben von herrlichen Rittern †) auf den geschmücktesten Pferden ††) der Stadt nahe kamen, da sie auf Babieca, dem bekannten Streitroß †††), den Campeador, ernst und

*) Chronik. Olokabit. Vier Stunden von Valencia.

**) Einen dem eigentlichen Valencia wichtigen Paß.

***) Poem. Er war Herr (Al cajaz) zu Molina in der kastilischen Sierra.

†) 650; Poem.

††) Apetrales è à cascabeles (et à cuberturas de cendales è de escudos à los cuellos. Cid hatte gute cendales de Adria) von der Fabrik adriatischer Seestädte.

†††) Mio Cid salio sobrél e armas de fuste tomaba,
Vistids' el sobregonel, luenga trae la barba,
Fizo una corrida, esta fue tan estraná.
Des' dia se preccio Babieca en quant grante
fue España.

gut, große Thränen rollen sahen in den ehrfurchtgebietenden Bart, sank die Frau, überwältigt vom Herzen, zu den Füßen des Vaters *). Wie da sie in dem erworbenen Erb, in der Fürsten Pallast, wechselweise die große Stadt, das schöne Land, das weite Meer bewundernd sah **), bewundernder auf den den Blick heftete, der nicht durch Zufall, nicht durch Gunst, sondern groß ward durch Gott und sich! Da segnete sie Hieronymus, der treffliche Bischof, der Mann von Rath und von Muth, sanft in Trost und Lehre, an Tagen der Schlacht durch That hervorleuchtend ***); ihn hatte Cid über seine Stadt zum Bischof erkohren †).

---

*) Quando lo vió Donna Ximena, à pies se le echaba;
Merced, Campeador, en buen ora cinxiestes espada u. s. f.

**) Miran Valencia, come yace la cibdad,
E del' otra parte à oio han el mar:
Alzan las manos pora Dios rogar
Desta ganancia como es buena e grant.

***) De pie è de cavallo mucho era areciado; und siehe im Poem, wie er der Unglaubigen mit der Lanze zwey, fünf mit seinem Schwert getödtet.

†) Aus Perigord war er gebürtig (Risco); von Orient kam er dem Cid (Poem); vermuthlich aus dem h. Lande.

Zu derselbigen Zeit starb Don Sancho, zu Arragonien und Navarra König; Don Pedron, sein Erstgebohrner, welcher schon mit Königswürde Sobrarbe und Ribagorza besaß, bestieg des Vaters zweyfachen Thron. Da redeten die Großen von Arragonien mit ihm, daß er die Freundschaft des Campeador suche. Don Pedro an die Küste hinab; sie schwuren den lebenslänglichen Bund. Mit einander zogen sie in die Gegend von Xativa, zwischen welcher und der See auf einem langen Bergrücken Mohammed, Josephs Neffe, mit besseren Truppen eine vorzügliche Stellung hatte *); in der See waren seine Schiffe. Sobald die Afrikaner des Feindes ansichtig wurden, erhoben sie überlaut Allah Allah, welches Feldgeschrey in manches Heer Schrecken gebracht. Auch die Spanier wurden von Erstaunen ergriffen. Da sprengte Cid durch die Schaaren: „Alle, die „ihr sehet und höret, sind in unsere Hand gegeben „auf diesen Tag." Indeß Minaya, der Freund und Held, auf einer Seite oder im Rücken, den Feind verwirrte, marschirte Cid mit Pedro so unwiderstehlich auf, daß Mohammed geworfen, sein Heil in den

*) Diese und jene vorige Schlacht mag das Poem verwechselt haben, und läßt unter Valencia's Mauren eine (wohl jene erste) durch Joseph, diese zweyte, auch da, durch Bukar verlieren, welches weder der Chronik Cids nach der von Fes zusagen will, und im Poem der Wirkung wegen so geordnet seyn mag.

Schiffen suchte. Diese, wegen Untiefen oder feindlicher Pfeile, hielten in einiger Ferne, und es blieb ungewiß, ob im Wasser mehr vergangen oder auf der Wahlstatt geblieben. Als das reiche Lager den Sieg belohnt *), eroberte Cid Mont Ornes, dem königlichen Freunde zum Geschenk.

Dem König von Castilien sandte er von der Beute, und zweyhundert Pferde **). Da ließ Alfonso (so oft der Hof ihn nicht mißleitete, auch er k. ie gemeine Seele!) sich nicht halten, ihn zu besuchen; auf der Grenze zu Requenna sah er den Cid; er wandte sein Herz nie wieder von ihm. Indeß die Edlen sich ergossen, trieb im Finstern die Bosheit ihr Werk. Zwey Brüder, Grafen von

*) Das Feldherrn-Zelt habe Cid erhalten (dos tendales la sufren, con oro son labrados), 3000 Mark an Gold und Silber. Er gab von seinem Fünftheil ein Zehntheil der Kirche. Poem.

**) Alles, was hier folgt, ist aus dem Poem und aus den Romanzen. Wir geben der Sache ihren mit ächter Historie vereinbarlichsten Ort. Nur möchte der Anfang etwas höher zu setzen, und Mohammeds zweyte Schlacht die seyn, welche die von Carrion gesehen haben sollen. Daß die wahrscheinlich zu Leon geschriebene Chronik Nro. 1 der schlechten That leonischer Grafen nicht erwähnt, ist keine Widerlegung.

Carrion, hochgebohren, Königen gleich *), beschlossen, durch Heyrath seiner Töchter den Reichthum Cids in ihre Hände zu bringen. Alfonso, arglos, wurde der Werber. Cids Genius (wenn innere Ahnung so genannt werden mag) sagte dem Antrag nicht zu: dem König wollte er nichts abschlagen. Die Jünglinge, stolz und niederträchtig, zogen mit einem heimtückischen Oheim nach Valencia. Aus Gehorsam (wann der Cid frey handelte, dann war er glücklich), aus Rücksicht wurde die Heyrath geschlossen. Die Jünglinge nach Valen... Der Sittenton voll Mannheit und Ernst, die Ordnung des Hauses, das tägliche Gespräch von Ritterkampf und Krieg, der tapferen Männer Unbekanntschaft mit weibischer Gefälligkeitskunst, paßte in ihre Art wenig. Also mit Donna Elvira und Donna Sol, mit großem Reichthum den Cid erbeutet **), mit Kostbarkeiten, die das Andenken heiligte ***),

---

*) De natura Somos de los condes mas limpios. Debiemos casar con fijas de Reyes ò de Emperadores.

**) ungefähr 8000 Mark, und hiemit meynten sie, in Carrion gute Tage zu haben.

***) Das Poema muthet unserm Glauben eine schwere Sache zu, wenn es erzählt, er habe die Tizona und Colada seine Schlachtschwerdter von sich gegeben — Leuten, die er als unkriegerisch kannte.

begaben Diego und Fernando, die Jünglinge von Carrion, sich zurück in ihr Land. Sobald sie sich des Geleites entlediget und jedermann entfernt, in einer wilden Bergwüste, rissen sie den Frauen die Kleider vom Leibe, banden sie, schlugen sie, bis die Unwürdigkeit und der Schmerz ihre Stimmen erstickte. Nach vollbrachtem Bubenstück ritten sie nach Carrion, freuten sich des Geldes, und frey zu seyn von Weibern, die ihres hohen Adels doch nicht werth gewesen seyn *). Aber der Campeador, zu erforschen, wie man zu Carrion seine Töchter halten würde, hatte einen Vertrauten heimlich nachgeschickt; diesen führte Geheul und Winseln zu Entdeckung des Jammers; die Unschuld wurde gerettet; sie kamen zu ihren Aeltern. Da berief König Alfonso (Cid forderte Recht) alle Dienstmannen von Leon und Castilien an ein hohes Landgericht in die Stadt Toledo. Auch Cid kam, und mit großem Gefolge die Mörder. Der König trug vor **); es sprachen die Großen und Weisen. Rückgabe geboten sie der Kostbarkeiten und Schätze, und für den Schimpf ge-

*) War nicht Ximena dem König verwandt? Führten sie ihren Mannsstamm an die alten gothischen Könige hinauf?

**) Die Formel war:

Oydme las escuellas, cuendes è infanzones!

Man erkennt die Scholas des spätern Römerreichs.

rechten Zweykampf der Jünglinge, mit Mannen, die Cid nennen würde. Sie suchten diesen abzulehnen; aber der König war für das Recht. Mit schlecht verstellter Schau ritten sie in die Schranken; da kamen die Ritter des Cid, rannten sie und ihren Oheim herunter; das entehrte Leben wurde ihnen gelassen.

Von den öffentlichen Thaten des Cid war die letzte jene, welche in Hannibals Leben die erste, die Eroberung von Sagunt; und nach dreyzehnhundertjährigem Wandel der Dinge zeigten sich die Saguntiner der Väter würdig. Von der alten Maur, welche die treue Stadt umfing, wurde sie Murviedro genannt; noch heißt sie so. Groß war sie, und wohl auch durch des Alterthums Glanz vor vielen anderen Städten ansehnlich *). Nachdem der Cid viele Städte bezwungen, unversehens mit aller Macht stürmte er auf Murviedro; fand Widerstand; härter setzte er zu; jeder neue Anfall zeugte von erneuerter Kraft. Da winkten sie ihm. „Es könne der Campeador mit Billigkeit nicht begehren, daß eine weitberühmte löbliche Stadt auf den ersten Augenblick ihre Freyheit hingebe; man habe hier von Alters her eine andere Sitte; lieber als die Schmach tragen, werden sie allesammt umkommen." Dreyßig Tage gab Cid; während welcher Zeit alle benachbar-

*) Tantae famae in cognitione gentium; Chronik Nro 1.

te Fürsten zu Hülfe gerufen wurden. Aber die morabetischen Hauptleute zweifelten, ob der alte Joseph eine Heerfahrt unternehmen würde. Der Emir Mostajn wußte keinen andern Rath als übermenschliche Tapferkeit; er kenne Cid's beharrlichen Muth *). Der Fürst von Albarracin ließ ihnen sagen, daß er wider diesen Mann schlechterdings nichts vermöge. An dem castilianischen Hof bekamen sie die Erklärung, daß Alfonso ihre Stadt allezeit dem Cid lieber als Atabern gönnen werde. Nur meynten die Räthe Berenguel's des jungen, des catalanischen Grafen **), durch Belagerung von Oropeza eine Diversion zu machen, während welcher die Stadt sich versehen könne; doch schnell ergriff sie die Furcht. Murviedro aber, in ungewissen Hoffnungen, und die Verspätung des letzten Tags natürlich wünschend, bat um Verlängerung des Waffenstillstandes. „Auf „daß ihr erkennet," sprach der Cid, „wie wenig ich „von dem Entsatz eurer Könige fürchte, zwölf Tage „noch! Wisset, wenn ihr auch dann Umtriebe sucht, „so wird eure Stadt in Asche verwandelt, so fallt „ihr durch die Schärfe des Schwerdtes." Pfingsten kam, des Stillstands Ende, kein Entsatz, keine Hoffnung, noch der Muth neuer Bitte. Da bedachte Cid, was es Bürgern seyn muß, in die Vaterstadt,

*) Homo cervicis et praeliator fortissimus.

**) Des versöhnten Berenguel's Neffe und Nachfolger, aber in seinem dreyzehenden Jahr.

in ihre Häuser fremde Krieger einfallen, ihr Eigenthum sich zueignen, ihre Ordnung, ihr Glück schmähen und zerstören zu sehen, gab von selbst noch über sechs Wochen *), damit sie mit ihren Weibern und Kindern und mit ihren Sachen gemächlich ausziehen könnten. Wann sein Arm die Bewaffneten überwünden, so bezwang seine Güte die Herzen **). Sie, gerührt, ehrfurchtsvoll, zogen von dannen. Solche, die blieben, um hinterlassenes Gut für sich oder die Morabeten zu rauben, wurden, da sie dasselbe nicht gut machen konnten, mit Gefängniß bestraft.

Don Rodrigo Diaz der Cid Campeador, „der zu guter Stunde gebohrne, zu guter Stunde umgürtete Ritter ***)," starb zu Valencia, im vierten

*) Wenn, wie wir glauben, Murviedro in dem 1095sten Jahr erobert wurde (Valencia eroberte Cid 1094 im April; im Juni starb Don Sancho; wir nehmen die letzten Monate für den gemeinschaftlichen Zug mit Don Pedro; die ersten drey Monate 1095 für die Belagerung von Almenara), so ist zu merken, daß Pfingsten am 13ten May gewesen, und er ihnen bis S. Johann Baptisten Zeit ließ.

**) Fuit tantae bonitatis, ut quos armis subegit, clementia magis vicerit; Roderich Sanchez Bischof Palenza bey Risco.

***) So wird er im Poem hundertmal ohne Nennung seines Namens bezeichnet:

Jahr nach dieser That, unserer Zeitrechnung in dem tausend neun und neunzigsten, in der ersten Hälfte des July *); ein in allen Zeiten und in beyderley Glück sich selbst gleichgebliebener Mann. In den letzten Jahren verwandelte er die Moschee bey dem Pallast in Valencia in eine prächtige Kirche **); da glänzte sein Dank in reichen Denkmalen ***). Der Sultan von Persien (dazumal Borkejarok der Seldschukide) soll den großen Ritter des Abendlandes mit einer Gesandtschaft beehrt haben, die nicht weniger den Mann bewunderte, als die Einfalt seines Hauses †). Nach seinem Tod (sein Sohn Diego Royz

---

el que en buen ora nasco;
el que en buen ora cinxó espada.

*) Chronik N. 1: Risco, nach Uebereinstimmung der Nachrichten, am 10. July. Chron. Maleacence mit einfacher Würde: In Hispania apud Valentiam Rodericus comes defunctus est, de quo maximus luctus Christianis fuit, et gaudium inimicis paganis.

**) Miro et decoro opere; Chronik N. 1.

***) Ein Kelch von Gold, 150 Mark schwer; zwey seltene mit Gold und Seide gewirkte Guitarren. Unter den Vergebungen im Stiftungsbriefe 1098 sind zwölf parriliatus infra terminum Muri Veteris.

†) Die Chronik sagt es nicht; aber die Romanze. Durch Berenguel und andere Pilgrime, durch seine Verhältnisse mit Teschfins mächtigem

fiel vor ihm in einer Schlacht *) wurde die Herrschaft unter Donna Ximena zusammengehalten **). In dem dritten Jahr ***) legten die Morabeten sich vor die Stadt; zu gewaltig schien denen die Macht, welchen der Unüberwundene fehlte: es kam auch der Sohn Teschfins nach Spanien, und blühete neu auf

Sohne kann der Name in die Morgenlande gekommen seyn, und Fürsten des Orients haben oft aus andern als politischen Ursachen Gesandte geschickt. So daß dieses, wie die Abenteuer deren von Carrion, weder sicher noch unmöglich ist.

*) Bey Consuegra in der Mancha; Risco.

**) Vergabungsbrief der Ximena 21. May 1101 (bey Risco) Per remedium animae domini et viri mei Roderici Campidatoris; de meis urbibus et castris; boni homines mei kommen auch vor; auch Abgaben de balneis detentis vel cabernis (Cisternen? Höhlen, wie zu Polop?), de alfondicis (Buden, Magazinen), furnis, de illas maximas et minimas alcabalas (Steuren von Kauf und Verkauf!). Am verwunderlichsten ist, sie von mehreren (cunctis) filiis et filiabus reden zu hören. Wenn diese Ausdrücke im gemeinen Sinn zu nehmen sind, so müssen jene bald und unbeerbt gestorben seyn, da von ihnen keine weitere Spur ist.

***) Im Oktober 1101; Risco.

in Abulhassan Ali, seinem Sohn, dem er schwören ließ *). Da sandte die Frau den Bischof an den König Alfonso. Bey der Annäherung des Entsatzes entfernte sich der Feind. Aber was der Eine Mann gewann und sieben Jahre hielt, schien schwer zu behaupten für die Macht von Leon und Castilien. Also zog **) Donna Ximena mit ihren Töchtern, der Bischof Hieronymus ***), alle Ritter und Lanzen und Knechte des Cid, er, der Leichnam, man sagt in der gewohnten Rüstung und auf dem alten Streitroß in der Mitte †) mit allem Reichthum, aus der Stadt, und kamen nach Castilien.

*) Der von Dombay herausgegebene Chronikte dieses Namens sezt die Begebenheit in 1102. Geboren war der Prinz 1084, kam 1106 an die Regierung und starb 1144.

**) Daß die Christen Valencia ohne Niederlage verlassen, stimmt überein mit Abulfeda und Abulhassan des Herrn von Dombay.

***) Im Jahr 1107 bey Wiederherstellung des bischöflichen Stuhls von Salamanca wurde von dem Grafen Don Ramon und von der Erbprinzessin Castiliens, Donna Urraca, Tochter Königs Alfonso, derselbe, zugleich mit dem Bisthume Zamora, diesem Hieronymus anvertraut. Er starb 1120. Urkunden bey Risco.

†) Daß seine Gegenwart die Feinde weggeschreckt, ist eine Ausmahlung, die doch leicht in Prose zu übersetzen ist.

Zu St. Peter von Cardena wurde der Held in seine Grabstätte gesenkt; Könige und Kaiser haben dieselbe verehrt *). Da liegt auch die Ximena **); sie hatte ausgelebt, nachdem sie ihn begraben, und ihre Töchter, großer Grafen und Könige Mütter ***),

*) Alfonso X. ließ 1272 das Grab erneuern; da es nachmals verändert wurde, gebot Karl V. ernstlich die Herstellung auf dem vorigen Platz; Urkunde 1641 bey Risco.

**) Um 1104 gestorben; Risco.

***) Maria heyrathet 1103 jener Berenguel, Graf zu Barcellona, oben bey pag. LVII erwähnt; von Ximena, ihrer Tochter, stammen die alten Grafen von Foix bis auf Gaston Phöbus, der 1390 starb. Christina heirathet Ramiro, Infant von Navarra, dessen Sohn Don Garcia IV. dieses Reichs Thron bestieg. Durch Blanka, dieses Garcia Tochter, kam Cid's Geblüt in das Königshaus von Castilien. So stammen auch portugiesische und arragonische Könige da her. Dem Poem, der Romanze nach wären am Landgericht zu Toledo Elvira und Sol, die unglücklichen Kinder, von Sancho und Garcia Infanten zu Arragonien und Navarra geehlichet worden; welches, wenn es Grund haben soll, andere Heyrathen, als ob-

vortrefflich versorgt. Unter Bäumen vor dem Kloster liegt auch Babieca, das treue Pferd *). In dem Hause zu Bivar, wo Cid, wo der alte Diego gelebt, blieb das Wappen, und lang manche Erinnerung **). Der Campeador, groß und gut, die Mähre seiner Abenteuer, worinn er König Artus und Karln dem Großen gleich ward ***), der Ruhm seiner erhabenen Seele, den wir von Fabeln möglichst gereiniget †), gieng weit hinaus über Spanien

erwähnte ihrer Schwestern gewesen seyn. Von diesen Heyrathen siehe Risco und die Art de vérifier les dates.

*) Welches Cid von früher Jugend in allen Waffenthaten geritten haben soll. Zeigt nicht Büffon ein fünfzigjähriges Pferd, bis in seine ganz letzten Tage in Arbeit, ohne so viele Schonung und Wartung, wie Babieca geworden ist. Hist. natur. gener. T. XI, 105. seqq. Ausg. Zweybrücken 1786.

**) Zum Beyspiel unser Poem.

***) Ihnen und römischen Helden vergleicht ihn die spätere, doch schon alte Grabschrift, welche seiner 72 Siegestage erwähnt.

†) Auf daß erfüllet werde, was nach einem andern der ehrwürdige Antoine Pagi gewünscht. Obiit hoc anno magnus ille heros et fidei in Hispania defensor Rodericus Diaz Cidus, quem

durch Europa in Welten, die er nicht gekannt, hinab den Lauf der Jahrhunderte; er bleibt, er wird bleiben, so lang für ächten Edelsinn in menschlicher Brust ein Gefühl übrig ist.

Berlin den 3. July 1805.

Johann von Müller.

---

jure merito queritur Sandovallius, historicum nactum non esse, qui illustres ejus actiones posteritati commendaret (Ann. crit. in Baron. 1099, XXI).

I.

Der Cid

unter

Ferdinand dem Großen.

1.

Traurendtief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach.

An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarkos übertraf.

Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt' er nahe sich dem Grabe,
Da indeß sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

Sonder Schlaf und sonder Speise,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht,

Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen ihn zu trösten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt' er, schände seinen Freund.

Endlich schüttelt er die Bürde
Los, des grausam-stummen Grames,
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;

Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden;
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der Jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Muthe
Freud' und Hoffnung wieder gab.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts;
„Vater," spricht er, „Ihr vergesset,
Wer Ihr seyd und wer ich bin."

„Hätt' ich nicht aus Euren Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebotne Schmach."

Strömend flossen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen,
„Du," sprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, bist mein Sohn."

„Ruhe gibt dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt dein Unmuth!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsres Hauses Feind,"

„Hebe sich dein Arm!“ — „Wo ist er?“
Rief Rodrigo, „wer entehret
Unser Haus?“ Er ließ dem Vater
Kaum, es zu erzählen, Zeit.

2.

Angehört den Schimpf des Hauses,
Geht gedankenvoll Rodrigo,
Denkt an seine jungen Jahre,
Denkt an seines Feindes Macht.

„In Asturiens Gebirgen
Zählet Gormaz tausend Freunde,
Er in Königs Rath der Erste,
Er der Erste in der Schlacht.“

Aber, wenn er die dem Vater
Zugefügte Schmach bedenket,
Was bedeutet Alles andre?
Recht will er vom Himmel nur.

Bravheit ist er seiner Ehre
Schuldig; schadet der die Jugend?
Für sie stirbt aus ächtem Stamme
Selbst das neugeborne Kind.

Eilig langet er den Degen
Sich herab, den einst Mudarda
Führte, jener tapfre Bastard;
(Traurig hing der Degen da,

Als ob er, vor Alter rostend,
Seines Herren Tod betraure).
Eh' er noch ihn an sich gürtet,
Redet er den Degen an:

„Dir gesagt sey es, du edler
Degen, daß ein Arm Dich fasset,
Gleich des Bastards Arm! und fühlest
Du, daß ihm noch Stärke fehlt;"

„Rückwärts wird er niemals weichen,
Wenn er Dich im Kampfe führet;
Edler, Du von gutem Stahle,
Doch von besserm ist sein Herz."

„Werth wird dessen, dem Du dientest,
Der seyn, dem fortan Du dienest;
Würd' er jemals unwerth Deiner,
Nun, so dienst Du Keinem mehr."

„Tief in seine Eingeweide
Birgt er dich — — Hinaus ins Freye!
(Rief er) denn die Stund' ist kommen
Der gerechtsten Rache Zeit."

Heimlich, daß es niemand wußte,
Gieng er aus des Vaters Hause;
Und noch war es keine Stunde,
Traf er seinen stolzen Feind.

3.

Auf dem Platze des Pallastes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz.
Einzeln, niemand war zugegen,
Redet er den Grafen an:

„Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als Ihr Eure Hand ausstrecktet
Auf sein ehrenwerth Gesicht?“

„Wußtet Ihr, daß Don Diego
Ab von Laynn Calvo stamme?
Daß nichts reiner und nichts edler
Als sein Blut ist und sein Schild?“

„Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe,
Ich sein Sohn, kein Mensch auf Erden,
Kaum der mächtge Herr des Himmels,
Dies ihm thäte, ungestraft?“ —.

„Weißt du,“ sprach der stolze Gormaz,
„Was wohl sey des Lebens Hälfte? —.
Jüngling!“ „Ja,“ sprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es sehr genau.“

„Eine Hälfte ist, dem Edlen
Ehr' erzeigen, und die andre,
Den Hochmüthigen zu strafen;
Mit dem letzten Tropfen Bluts“

„Abzuthun die angethane
Schande." — Als er dies gesagt,
Sah' er an den stolzen Grafen,
Der ihm diese Worte sprach:

„Nun, was willst du, rascher Jüngling?" —
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz,"
(Sprach der Cid) „ich habs gelobet!" —
„Streiche willst du, gutes Kind,"

(Sprach Don Gormaz) „eines Pagen
Streiche hättest Du verdient."
O ihr Heiligen des Himmels!
Wie ward Cid auf dieses Wort!

4.

Thränen rannen, stille Thränen,
Rannen auf des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß,

Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren,
Und an seines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuversicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

Noch versenkt in tiefer Sorge
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unterm Arme,
Und die Händ' auf seiner Brust,

Lang' ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd: „Iß, o guter Greis!"

Spricht er, weisend auf die Tafel;
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachst du, sprichst du mir dies Wort?"

„Ja, mein Vater! Und erhebet
Euer edles, werthes Antlitz." —
„Ist gerettet unsre Ehre?"
„Edler Vater, er ist todt."

„Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit dir speisen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Ist der Erste seines Stamms."

Weinend kniete Rodrigo,
Küssend seines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angesicht.

5.

Heulen und Geschrey und Rufen,
Rossetritt' und Menschenstimmen,
Mit Geräusch der Waffen tönte
Zu Burgos vor Königs Hof.

Niederstieg aus seiner Kammer
Don Fernando, Er, der König;
Alle Großen seines Hofes
Folgten ihm bis an das Thor.

Vor dem Thore stand Ximene *);
Aufgelös't das Haar in Trauer;
Und in bittern Thränen schwimmend,
Sank sie zu des Königs Knie.

Gegenseits kam Don Diego
Mit dreyhundert edlen Männern,
Unter ihnen Don Rodrigo,
Er, der stolze Kastellaner.
Auf Maulthieren ritten Alle;
Er allein auf einem Roß.
Bisamhandschuh trugen Alle,
Er allein den Reiterhandschuh;
Alle reich in Gold und Seide,
Er allein in Waffenwehr.

---

*) Auszusprechen wie das deutsche Ch, nur mit einem stärkern Hauch; nicht wie das französische Chimène.

Und das Volk, den Zug ersehend,
Und der Hof, als an sie kamen,
Alle riefen: „Schaut den Knaben,
Der den tapfern Gormaz schlug."

Rings umher sah Don Rodrigo,
Ernst und fest: „Ist Euer Einer,
Den des Grafen Tod beleidigt,
Freund, Verwandter, wer er ist;"

„Sey's zu Fuße, sey's zu Rosse,
Stell' er sich." Sie riefen alle:
„Dir mag sich der Teufel stellen,
Er nur, wenn es ihm beliebt."

Ab von ihren Mäulern stiegen
Die dreyhundert edle Knappen,
Ihres Königs Hand zu küssen;
Sitzen blieb auf seinem Roß

Don Rodrigo. „Steige nieder,
Sohn Rodrigo," sprach der Vater,
„Deines Königs Hand zu küssen" —
„Wenn Ihr es befehlt, o Vater,
Eurenthalben thu' ich's gern."

6.

Mit zerrißnem Trauerschleyer
Sprach Ximene jetzt zum König:
(Thränen schwollen ihre Augen),
Wie war sie in Thränen schön!

Schön, wie die bethaute Rose
Glänzte sie in ihren Thränen;
Schöner blühten ihre Wangen,
Glühend in gerechtem Schmerz.

Ihre Worte singt der Sänger,
(Doch nicht ihre Blick und Seufzer).
„König," sprach sie, „edler König,
Schaffe mir Gerechtigkeit."

„Er erstach mir meinen Vater,
Er erstach ihn, eine Schlange.
Meinen Vater, der, o König,
Denk' es, Dir Dein Reich beschützt'!"

„Meinen Vater, der von Helden
Stammte, die mit ihren Fahnen
Einst Pelagius, dem ersten
Christenkönig, folgeten."

„Meinen Vater, der den Christen-
Glauben selbst mit Macht beschirmte,
Ihn, das Schrecken der Almanzors,
Ihn, der Ehre deines Reiches
Ersten Sproß, in deiner Krone,
Ihn, den ersten Edelstein."

„Recht nur fleh' ich, nicht Erbarmen;
Recht muß beystehn jedem Schwachen,
Unwerth ist ein ungerechter
Fürst, daß ihm der Edle diene,
Daß die Königin ihn liebe,
Keines ihrer Küsse werth."

„Und du wildes Thier, Rodrigo,
Auf! durchbohr' auch diesen Busen,
Den ich hier in tiefster Trauer
Dir eröffne. Mord' auch mich!"

„Warum nicht die Tochter tödten,
Der du ihren Vater raubtest?
Warum nicht die Feindin morden,
Die dirs jetzt und ewig seyn wird.
Rache fodert sie des Himmels,
Und der ganzen Erde Rache,
Gegen dich!" — Rodrigo schwieg.

Und des Rosses Zaum ergreifend,
Kehret langsam er den Rücken
Allen Feldherrn, allen Kriegern;
Wartend, ob ihm Einer folge;
Aber keiner folget' ihm.

Als Ximene dieses sahe,
Rief sie lauter noch und lauter:
„Rache, Krieger, blutge Rache!
Ich selbst bin des Rächers Preis!"

7.

An der Tafel saß Fernando,
Zu Burgos im Königs Pallast,
Als Ximene, tief in Trauer
Und in Thränen vor ihm kniete.

Mit bescheidener Geberde
Sprach sie jammernd diese Worte:
„König, eine arme Waise,
Komm' ich suchend Euren Schutz."

„Eben starb auch meine Mutter,
Gramvoll, die mir unsres Hauses
Schmähung nachließ: denn der Mörder
Unsres Hauses lebet noch."

„Täglich darf er sich mir zeigen,
Der großsinnig-stolze Lainez,
Reitet täglich mir vor Augen,
Seinen Falken auf der Hand."

„Der mir meine Tauben würget
Alt und jung. Schau her, o König,
Sieh das Blut auf meiner Schürze,
Meiner jüngsten Taube Blut."

„Oft hab' ich's ihm untersaget;
Und was gab er mir für Antwort?
Lies, o König. Diese Zeilen
Sandt' er heute mir zum Hohn:"

An Donna Ximena.

Du klagest, Einzige, Verehrte, Schöne
Ximene,
Daß täglich Dir mein Falk die Tauben
Komme zu rauben.
Sein Herr begleitet ihn —
O dürft' er kühn
Dir Einmal sehn, der auf so harte Art
Vom Schicksal und vom Falk er angemeldet ward.

Als der König dies gelesen,
Stand er auf von seiner Tafel,
Schrieb sofort an Don Diego,
Heimlich sandt' er ihm den Brief.

Wissen will den vollen Inhalt
Don Rodrigo. „Nein! bey Gott nicht!
Und bey seiner heil'gen Mutter!"
(Sprach er) „laß ich Euch, o Vater,
Euch allein nach Hofe ziehn."

8.

Eingefallen in Kastiljen
Waren Könige der Mauren
Fünf. Verwüstung, Lärm und Feuer,
Mord und Tod zog ihnen vor.

Ueber Burgos schon hinüber,
Montes d'Oca, Belforado,
San Domingo und Narara
Steht verheeret alles Land.

Weggetrieben werden Heerden,
Schaafe, Christen, Christenkinder,
Männer, Weiber, Knaben, Mädchen;
Jene weinen, diese fragen:
„Mutter, wohin ziehen wir?"

Ruhmreich sammlen schon die Mauren
Ihren Raub, zurückzukehren;
Denn niemand begegnet ihnen,
Niemand, auch der König nicht.

Zu Bivar auf seinem Schlosse
Hörte diese Noth Rodrigo;
Noch war er nicht zwanzig Jahre,
Doch an Muth war er ein Mann.

Auf sein Roß, es hieß Babieca,
Stieg er, wie hoch in den Wolken
Gott auf seinem Donnerwagen,
Und durchrannte rings das Land.

Die

Die Vasallen seines Vaters
Bot er auf; sie waren alle
Angelangt zu Montes d'Oca
Und erwarten ihren Feind.

Guter Himmel! von den Mauren
Zog fortan nicht Einer weiter —
Aber die geraubten Heerden,
Männer, Weiber, Christenkinder
Alle ziehen ihres Weges
Froh und frey. Die fünf gefangnen
Mohrenkönige — dem König
Don Fernando schickt Rodrigo
Die Gefangnen zum Geschenk.

9.

Auf dem Throne saß Fernando,
Seiner Unterthanen Klagen
Anzuhören und zu richten.
Strafend Den und Jenen lohnend:
Denn kein Volk thut seine Pflichten
Ohne Straf' und ohne Lohn.

Als mit langer Trauerschleppe,
Von dreyhundert edlen Knappen
Still begleitet, ehrerbietig
Vor den Thron Ximene trat.

Auf des Thrones tiefste Stufe
Kniete sie demüthig nieder,
Tochter sie des Grafen Gormaz,
Hob sie so zu klagen an.

„Sechs Monate sind es heute,
Sechs Monate, großer König,
Seit von eines jungen Kriegers
Hand mein edler Vater fiel."

„Viermal kniet' ich Euch zu Füßen,
Viermal gabt Ihr, großer König,
Euer Wort mir, mir zusagend
Rächende Gerechtigkeit."

„Noch ist sie mir nicht geworden;
Jung und frech und übermüthig
Spottet Eurer Reichsgesetze
Don Rodrigo von Bivar."

„Und Ihr schützt ihn, edler König,
Ihr: denn wer von Euren Männern
Seiner sich bemächtigt hätte,
Uebel wär' es ihm gelohnt."

„Gute Kön'ge sind auf Erden
Gottes Bild. Die ungerechten
Sind undankbar ihren treuen
Dienern, nähren Faktionen;
Haß, Verfolgung, ewge Feindschaft,
Seufzer und Verzweifelung.

„Denkt daran, o großer König,
Und verzeihet einer Waise,
Der die Klag' auf ihren Lippen
Schmerzlich Euch ein Vorwurf wird."

„Was Ihr spracht, sey Euch verziehen,"
Sprach der König; „doch Ximene,
Gnug geredet und nicht weiter.
Euch erhalt' ich den Rodrigo;
Wie um seinen Tod Ihr jetzo,
Werdet bald Ihr um sein Leben
Und um seine Wohlfahrt flehn."

10.

Nie erscholl ein Ruhm gerechter,
Größer nie, als Don Rodrigo's:
Denn fünf Könige der Mauren,
Mauren aus der Moreria,
Waren Ihm Gefangene.

Und nachdem er mit Vereidung
In Vasallenpflicht und Zinspflicht
Sie genommen, sandt er alle
Wieder in ihr Land zurück.

Als nach sieben langen Jahren,
(Nie wär' er von ihr gewichen)
Don Fernando jetzt die feste
Stadt Coimbra, fest durch Mauren
Und durch Thürme, überwand,

Weihet' er der Mutter Gottes
Die prachtvollste der Moscheen;
Hier in diesem heilgen Tempel
Hielt Rodrigo Ritterwacht.

Hier mit eignen Königshänden
Gürtet ihm das Schwert der König;
Und die Königin, sie führet
Selber ihm den Zelter zu.

Die Infantin, Donna Uraka,
Schnallt' ihm an die goldnen Sporen:
„Mutter, sprach sie, welch ein Ritter!
Einen schönern sah ich nie!

„Glücklich ist das Bauermädchen,
Die ihn ohne Scheu des Vorwurfs
Unanständig niedrer Sitte,
Lang anschauen nach Gefallen,
Ohne Scheu ihn sehen darf.
Glücklicher ist die Gemahlin,
Die ihm zuführt seine Mutter,
Ihm, dem Schönsten, den ich sah."

Also sprach die Königstochter,
Doch nicht mit der Rosenlippe;
Tief nur im verschwiegnen Busen
Sprach also ihr stilles Herz.

11 *).

„Edler Ritter, Don Rodrigo,
Jung und kühn und klug und tapfer,
Strafe dich mit Schmach der Himmel,
Daß Du mir mein Herz bekämpfst!
Kühner! ohne zu bedenken,
Wer Du bist und wer ich bin."

„Daß Du eine Stadt bezwungen,
Daß fünf Könige der Mauren
Du in deine Fesseln zwangest,
Daß den stolzen Grafen Gormaz
Du in früher Jugend schlugest;
Macht Dich dieses so verwegen?
Welcher Spanier, o Ritter,
Thät es nicht? und wohl noch mehr!"

„Edel zwar bist Du geboren,
Auszuüben schöne Thaten:
Dem, wer einzig seine Pflicht thut,
Dem ist keinen Dank man schuldig;
Und gebührt er Dir, so wisse,
Diese Pflicht ist nicht die meine;
Sie ist meines Vaters Pflicht."

---

*) Die Infantin Donna Urraka spricht hier.

„Wenn ein Mangel an Vermögen
Mich Dir anzunähern scheinet,
Mich, die meine Königs-Abkunft
Ueber Dich so hoch erhebt;
O so wisse, Königstöchter
Sind deswegen arm an Gütern,
Weil der Adel ihres Stammes
Ihnen mehr als Reichthum gilt.
Armuth ist an mir kein Flecke;
Sie ist meiner Hoheit Ruhm.

„Reich, das weiß ich, ist Ximene,
Darum ist's, daß Du sie liebest;
Nein! nicht darum: denn, Rodrigo,
Unrecht will ich Dir nicht thun.
Sie auch liebt Dich — Nun so liebet!
Mir macht es den kleinsten Kummer,
Daß der Cid Ximenen liebt."

„Eines reichen Grafen Tochter
Gnüget Dir, Du kleiner Ritter;
Ich bin arm — bedarf ein edler
Diamant, bedarf er Gold?"

„Schön bist Du; wie einst Narcissus.
Weise; Salomon war weiser.
Edel; deren gibt es viele.
Tapfer; Spanien erziehet
Keine Memme, Don Rodrigo.
Reich; das sind so viele Narren.
Weit berühmt; das waren Viele,
Mehr als Du, und starben dennoch —
Eingehüllet in die Tücher
Menschlicher Vergessenheit."

„Ritter, wenn Dein eigner Spiegel
Dir nur Deine Schönheit vorhält:
So tritt her vor meinen Spiegel,
Er erniedert Deinen Stolz.
Geh dann hin zu Deinesgleichen,
Ritter, eine Königstochter
Blicke nur mit Ehrfurcht an."

Also sprach die eifersücht'ge
Königstochter, Donna Uraka;
Und der Cid, er stand und schwieg.
Denn sie liebt ihn tief im Herzen;
Und als sie nun ausgeredet,
Fuhr sie fort mit ihrer Nadel
Ihm zu nähn die schönste Scherpe,
Die Er — nicht begehrete.

12.

In dem blühnden Ostermonat,
Da die Erde neu sich kleidet,
Da die weiß=behaarte Mutter
Sich wie eine Fee verwandelt,
In die schönste junge Nymphe;

Da lustwandelte der König
Von Kastiljen, Don Fernando,
Er mit seinem ganzen Hofe
Vor Burgos im schönen Thal.

Und von seinem ganzen Hofe
Nahm er keinen als Rodrigo
Hin zu einer Silberquelle,
Glänzend schöner als Krystall;
Mit ihm sprach er an der Quelle;
Aller Augen sahn ihn sprechen,
Aber keines Ohr vernahm
Was zu Cid der König sprach:

Dies sprach er: „Ich lieb Euch, Ritter
Jung seyd Ihr und brav und tapfer;
Aber noch nicht Welterfahren
Und am wenigsten versteht ihr
Euch aufs weibliche Geschlecht."

„Alle wollen sie regieren,
Und regieren denn auch wirklich;
Leider Wir sind nur ihr Werkzeug;
Unsre männlichsten Gedanken
Oft zerstörte sie — ein Weib."

„Gleich als hätte Gott zuletzt noch
In sein schönes Haus, die Schöpfung,
Deshalb nur die Frau geführet,
Daß durch sie und für sie Alles,
Alles je geschehen sollte,
Sonder Schein, daß sie es thut."

„Junger Mann, die Frauen kennen
Ist Dir nützlich; dieses Wissen
Uebersteiget jedes andre;
Doch zu weithin — forsche nicht."

„Dir sonst könnt' es auch so gehen
Wie dort jenem alten Weisen;
Weil er ihn nicht fassen konnte,
Stürzet er sich in den Schlund."

„Das Geheimniß ist — Der Weiber
Macht auf unsre Männerherzen.
Dies Geheimniß steckt in ihnen
Tief verborgen, Gott dem Herren,
Glaub' ich, selber unerforschlich.
Wenn an jenem großen Tage,
Der einst aufsucht alle Fehle,
Gott der Weiber Herzen sichtet,
Findet er entweder alle
Sträflich oder gleich unschuldig;
So verflochten ist ihr Herz."

„Ungeheur ist die Entfernung
Zwischen einem Mann und Mädchen,
Und durchaus zum Vortheil Dieser,
Junger Mann, weißt Du warum?"

„Darum! Männer gehen vorwärts;
Und das Weib — es sieht sie kommen.
Er veranschlagt; Sie begegnet
Seinen Planen — weißt Du wie?"

„Sieh dort jenen leichten Vogel,
Der von Zweig zu Zweige hüpfet;
Necken wird er lang den Jäger,
Der ihm folget Schritt vor Schritt.

„Vor dem Angesicht des Eigners
Wird er seine schönsten Früchte
Naschen, weil er ohne Waffen
Ihn da vor sich stehen sieht;
Und was haben gegen Weiber
Wir, die Männer, wohl für Waffen?
Deshalb dann regieren sie.“

„Und hiebey ist keine Ausnahm;
Jede gleicht hierin der Andern.
Junger Mann der Weisheit Regel
Räth, sich zu vermählen — nie.“

Also sprach zu Cid der König,
Der dadurch ihn prüfen wollte;
Hört was Er antwortete.

13.

An dem Rand der Silberquelle,
Als der König ausgesprochen,
Nahm der Cid also das Wort:

„Freylich bin ich jung, o König,
Für die Regeln alter Weisheit;
Aber, das Gesetz der Ehre
Zu verstehen, nicht zu jung.“

„Denn aus gutem Blut erzeuget,
Und genährt in guter Schule,
Spricht die Ehre mir: „Erhalten
Muß ein Edler sein Geschlecht;"

„Muß dem Vaterlande dienen,
Muß in Rath und That dem Herren
Hold und treu seyn und gewärtig,
Muß ihm beystehn, mit Gewicht."

„Dazu also einen Namen,
Einen hohen Baum sich pflanzen,
In deß Schatten auch der Fremde
Ruh' und Schutz und Rettung sucht."

„Muß der Kirche, muß dem Staat
Kinder geben, die ihm gleichen;
Dies ist mein Gesetz der Ehre,
Das Vermählung mir gebeut."

„Wer das heilge Band der Ehe
Flieht, o König, der verläugnet
Feige, wie ein Ueberläufer,
Väter und Religion."

„Er zerreißt den Zaum der Ehre,
Trennt das Band, das ihn an Menschen,
Das an sein Geschlecht ihn knüpfet,
Und an andere Geschlechter;
Dafür wird er hart gestraft."

„Den entlaufenen Verächter
Straft Verachtung aller Edlen;
Jedermann erscheint er Nutzlos,
Und unwürdig seines Stammes."—

„Was das Regiment der Frauen
Anbetrifft, o großer König,
So ist meine Meynung dies:"

„Sie regieren wie die Diener
Ueber fehlerhafte Herren.
Wer zur Decke seiner Mängel
Ihrer nicht vonnöthen hat,
Gegen eine Welt von Feinden
Ist er stark, und stehet sicher.
Sonderlich im Punkt der Ehre
Gab kein Weib dem Mann Gesetze;
Durft' auch nie ihm solche geben;
Das Vergnügen ist ihr Feld."

„Und da mögen sie regieren.
Sie verstehn darauf sich besser,
Besser dünkt mich als die Männer —
Dies ist meine Meynung, Herr."

„Und was anlangt ihre Gleichheit,
Unterwerf' ich mich der Meynung
Meines Lehnherrn. Alle taugen
Nicht, sobald der Mann nicht taugt;"

„Also nehm' ichs gegen Alle
Auf, zu Roß und auch zu Fuße;
Nur behaupt' ich, jedes Weibes
Fehler ist des Mannes Schuld."

„Eine Bitte noch, o König,
Vor dem Ende des Gespräches:
Zur Vermählung mit Ximenen,
Waise jetzt des Grafen Gormaz,
Bitt' aus königlicher Gnade
Ich mir die Bewilligung."

An dem Rand der Silberquelle
Giengen jetzt sie auseinander,
Don Fernando und der Cid.

14.

Rodrigo.

In der stillen Mitternacht,
Wo nur Schmerz und Liebe wacht,
Nah ich mich hier,
Weinende Ximene,
(Trockne deine Thräne!)
Zu Dir.

Ximene.

In der dunkeln Mitternacht,
Wo mein tiefster Schmerz erwacht,
Wer nahet mir?

Rodrigo.

Vielleicht belauscht uns hier
Ein uns feindselig Ohr;
Eröffne mir —

Ximene.

Dem Ungenannten,
Dem Unbekannten
Eröffnet sich zu Mitternacht
Kein Thor.
Enthülle Dich;
Wer bist Du, sprich!

Rodrigo.

Verwaisete Ximene,
Du kennest mich.

Ximene.

Rodrigo, ja ich kenne Dich.
Du Stifter meiner Thränen,
Der meinem Stamm sein edles Haupt,
Der meinen Vater mir geraubt —

Rodrigo.

Die Ehre thats; nicht ich. Die Liebe wills versöhnen.

Ximene.

Entferne Dich! unheilbar ist mein Schmerz.

Rodrigo.

So schenk', o schenke mir Dein Herz;
Ich will es heilen.

Ximene.

Wie? Zwischen Dir und meinem Vater, Ihm!
Mein Herz zu theilen? —

Rodrigo.

Unendlich ist der Liebe Macht.

Ximene.

Rodrigo, gute Nacht.

15.

Als der König Don Fernando,
Von Rodrigo und Ximenen
Beyder Wort und Treu' empfangen,
Zu vergessen allen Haß,

Und deshalb sich vor dem guten
Frommen Bischof Luyn Calvo
Zu vermählen — denn die Liebe,
Sie allein verzeihet ganz —

Gab er, um den Cid Ximenen
Gleichzumachen an Vermögen:
Valduerna und Saldanna,
Belforado und San Pedro
De Cordonna gab er ihm.

Herrlich gieng am Hochzeittage
Auf die Sonne. Don Rodrigo
Abgelegt die Waffenrüstung,
Kleidet sich mit seinen Brüdern
Hochzeitlich und fröhlich an.

Aecht-Walloner Pantalone,
Mit Scharlach gezackte Schuhe
Fein an Leder; zween Stifte
Hefteten sie fest und enge
An den kleinen netten Fuß.

Jetzo zog er an die Weste,
Eng' anliegend, ohne Worten:
Dann die schwarze Atlas-Jacke,
Wohlgepufft, mit weiten Aermeln;
(Wenig hatte sie sein Vater
Nut getragen). Auf den Atlas
Fiel von ausgezacktem Leder
Breit anständig, das Collet.

Und ein Netz von goldnen Fäden
Eingewirkt in grüne Seide
Schloß sein Haar ein. Auf dem Hute
Von Cortrayer feinem Tuche,
Hob sich eine Hahnenfeder
Wunderbarlich hoch und roth.

Schönbekranzt bis auf die Hüfte
Reichet ihm die Jazerjne;
Und um seine Schultern spielet
Ausgeplüscht ein Hermelin.

Und der unverzagte Degen,
Tizonada war sein Name,
Er das Schrecken aller Mauren,
Hängt in schwarzen Sammetbändern,
An dem festen tapfern Gurt.
Ausgezackt, gefaßt mit Silber,
Wär der Gurt; ein feines Schnupftuch
Wohlgefaltet hing an ihm.

So gekleidet gieng der edle
Cid, begleitet von den Brüdern,
Hin zum weiten Kirchenplatz.

Wo der König und der Bischof
Und die Herrn des Hofes alle
Mit Ximenen ihn erwarten,
Mit Ximenen, seiner Braut.

Sittsam stand sie da, Ximene,
Von elastisch feinet Leinwand
Pufte ihre Flügelhaube;
Von dem feinsten Londner Tuche,
Wohl garnirt war ihre Kleidung,
Die von Schultern zu den Füßen
Barg und zeigte ihren Wuchs.
Auf zwey rosigen Pantoffeln
Stand als Königin sie da.

Ihren Hals umschlang ein Halsband;
An ihm hingen acht Medaillen,
Einer Stadt an Werthe gleich;
Und die reichste unter ihnen,
Den Sankt Michael darstellend,
Schwer von Perlen und Juwelen,
Hing Ximenen an der Brust.

So begaben die Verlobten
Zum Altar sich; vorm Altare,
Eh' der Braut die Hand er reichte,
Sah' er mit dem Blick der Liebe
Und sprach zu ihr, tiefbeschämt:

„Fräulein, einen Mann von Ehre,
Leider hab' ich Euch getödtet:
Denn es wollt' es Ehr' und Pflicht.
Diesen Mann geb' ich Euch wieder,

Und was Ihr mit ihm verlohret,
Vater, Freund, Verwandte, Diener,
Alles geb' ich Euch, mit Allem
Mich Euch, Euren Eh'gemahl."

Aus zog er den kühnen Degen
Vorm Altare, kehrt zum Himmel
Seine Spitze: „Mich zu strafen,"
Sprach er, „diene dieser da,
Wenn mein Lebenlang den Eidschwur
Ich verletze: Euch zu lieben,
Und Euch Alles zu ersetzen,
Wie ich Euch vor Gott gelobt. —
Und nun auf, mein guter Onkel!
Luyn Calvo, segnet uns!"

16.

Vom Altar und aus der Kirche
Zog die Hochzeitfeyer prächtig;
Don Rodrigo und Ximene.
Stattlich an Ximenens Seite
Ging der König, der Vermählten
Vormund; an Rodrigo's Seite
Ging der fromme gute Bischof;
Dann der Herren langer Zug.

Wohl durch einen Ehrenbogen
Ging der Zug hin zum Pallaste.
Ausgehängt aus allen Fenstern

Hingen Goldgestickt Tapeten,
Und den Boden deckten Zweige,
Frische Kräuter, Rosmarin.

Auf den Straßen, auf den Gassen
Längs hinan bis zum Pallaste
Tönet in getrennten Chören,
Unter Saitenspiel und Cymbeln,
Glückwunsch, Freud' und Lustgesang.

Alvar Fannez, (unter allen
Freunden Cids ihm stets der Erste)
Jetzt von Dienern reich begleitet,
Und geschmückt mit schönen Hörnern,
Zeigt er prächtig sich als Stier.

Antolin auf einem Esel,
Ihn gleich einem Rosse tummelnd;
Martin Pelaëz mit Blasen,
Voller Erbsen, die er auswarf,
Allem Volk zur lauten Lust.

Herzlich lacht darob der König,
Gab dem Pagen, der den Damen
Zum Erschreck den Teufel spielte,
Eine Handvoll Maravedi's,
Auszuwerfen unter's Volk.

Also führete der König
Sich zur rechten Hand Ximenen;
Und die Königin empfing sie,
Hinter ihr die Herrn vom Hofe;
Froh und freyer war der Zug.

Waizen warf man aus den Fenstern,
Daß der Hut des Königs selber,
Daß Ximenens Busenkrause
Dicht und voll von Waizen lag.
Korn nach Körnchen las der König
Selbst ihn aus Ximenens Krause
Vor der Kön'gin Angesicht.

Alvar Fannez, der es ansah,
Rief als Stier: „Wohl möcht' ich lieber
Statt des Kopfes meines Königs
Jetzt besitzen seine Hand.“
„Gebt ihm einen Korb voll Waizen,
Sprach der König, „und Ximene,
Angelanget im Pallaste,
Ihr umarmt ihn für den Scherz.“

Aber von Ximenens Seele
War das taumelnde Gelächter
Weit entfernt; sie ist zu glücklich,
Als daß sie sich lustig zeige.
Mehr spricht ihr gerührtes Schweigen,
Als die lautste Fröhlichkeit.

17.

Zu dem hochverehrten Sitze
Pedro's, den der Bischof Viktor
Damals einnahm, trat der Deutschen
Kaiser, (Heinrich war sein Name,)
Klagend trat er so vor ihn:

„Gegen König Don Fernando
Von Leon und von Castilien,
Heil'ger Vater, klag' ich hier.
Jede Christenmacht erkennet
Mich für ihren Herrn und Kaiser;
Er verweigert mir die Ehre,
Er verweigert uns Tribut."

„Zwingt ihn dazu, heil'ger Vater,
Zu Erhaltung, wie des Glaubens,
So auch unsrer beyder Reich'."

Drohende Befehle sandte
Viktor jetzt zu Don Fernando,
Einen Kreuzzug ihm ankündend,
Wenn er nicht dem heil'gen Stuhle
Und dem Kaiserthum der Deutschen
Ehr' und Gaben willigte.

Lange stand Castiliens König
In Gedanken; wohl erwägend,
Wenn die Sache fürder schritte,
Die Gefahren seines Reichs.
Alle riethen nachzugeben,
Nachzugeben größrer Macht.

Nur der Cid (er war abwesend;
In der ersten Zeit der Liebe
Schlummernd an Ximenens Brust.)
Aber als er von der Botschaft
Und von Königs Rath gehöret;
Eilt' er und sprach zu ihm so:

„Ach zum Unglück Eures Reiches
Wäret Ihr geboren, König,
Wenn, so lang ihr lebt, ein Andrer
Hier geböt' in Eurem Reich!"

„Nimmermehr soll es geschehen;
So lang' Ihr lebt und ich lebe.
Denn, o König, jede Ehre,
Die Euch Gott gab, zu erhalten,
Ist uns, Euern Dienern, Pflicht,
Wer Euch anders rieth, o König,
Rieth Euch sonder Ueberlegung,
Und vermindert Euren Ruhm.
Fodert sie heraus, die Droher,
Die Ausfodrung ist des Königs;
Die Ausführung ist des Kriegers;
Fodert sie; ich nehm' es auf."

„Denkt, o König, und bedenket,
Wir erwarben Euch Castilien,
Wir mit Ehre, Gut und Blut;
Eher gäb' ich auch mein Leben
Hin, eh' diese fremden Wespen
Zehren sollen unsre Beute,
Ernten unsrer Siege Frucht.
Denn, o König, gebt Ihr ihnen
Etwas, o so bleibt Euch — Nichts."

Und so führt der unverzagte
Cid zehntausend wackre Männer
Durch die Alpen hin ins Feld.
Ihm entgegen zog Graf Raimond
Von Savoyn, mit vielen Rossen,

Doch der Cid, er schlug den Grafen,
Macht ihn selber zum Gefangnen,
Und nur gegen seiner Tochter
Geiselschaft gab er ihn los.

Auf der Welt das schönste Fräulein,
Ward sie Königes Geliebte,
Und der Sohn, den sie erzeugten,
Ward der Kirche Kardinal.

Auch der König der Franzosen
Sandt' dem Cid ein Heer entgegen,
Das er schnell zerstreuete;
Da er dann mit seinen Tapfern
In Italien also waltet,
Daß in Eile Pabst und Kaiser
Beyde des Tributs vergessend,
Botschaft senden zu Fernando,
Nur den Cid hinwegzuziehn.

Und so kehrete der Feldherr
Stolz zurück mit seinen Tapfern.
Seine königliche Rechte
Reicht ihm dankend Don Fernando;
O wie war der Cid so fröhlich
Ueber seines Königs Dank!

18.

Gen Zamora, wo der König
Eben Hof hielt mit den Edeln,
Kamen Maurische Gesandte
Zum Rodrigo von Bivar.

Von fünf Königen der Mauren,
Die er einst in Pflicht genommen,
Waren sie die Abgesandten,
Ihm zu reichen den Tribut.

Hundert Pferd' Araberstammes,
Edle Rosse, drunter zwanzig
Weiße, zart wie Hermelin;
Zwanzig Apfelfarbne graue,
Dreyßig rothe, dreyßig braune,
Allesammt mit reichen Decken
Ueberlegt und stolz gezäumt.

Für Donna Ximena brachten
Reichen Schmuck sie an Juwelen
Zwey kostbare Hyacinthen;
Auch zwey Kisten Seidenstoffe,
Ihren Knappen zur Livrey.

Ehrerbietig, wie Vasallen,
Naheten sie ihrem Lehnherrn,
Nannten ihn Gebieter Cid.
„Freunde," sprach der Cid, „Ihr irret,

Wo mein Herr, der König, Hof hält,
Bin ich selber ein Vasall.
Der Tribut, den Ihr mir bringet,
Er gehöret meinem Herrn."

„Sagt," erwiederte der König,
„Euren Herren, daß ihr Lehnherr
Kein Monarch zwar sey, doch leb' er
Mit Monarchen. Ich besitze
Nichts, was ich nicht Ihm verdanke,
Meinem Feldherrn, Eurem Cid."

Also kehrten die Gesandten
Rückwärts, ohne recht zu wissen,
Wer Vasall und König sey.

19.

Sehnlich wartete Ximene
In den Sälen ihres Pallasts,
Sehnlich harrt' sie auf Rodrigo:
Denn die Stunde der Entbindung
Naht, die grausamsüße Stunde;
Ihres Lebens, wie sie hoffet,
Freudenreichster Augenblick.

Eines Morgens, (es war Sonntag)
Meldeten sich ihr die Schmerzen,

Und es badet sich in Thränen
Ihr bescheidnes Angesicht.
Seufzend nimmt sie ihre Feder,
Manche, manche zarte Klage,
Mehr als tausend liebevolle
Bitten schreibt sie dem Gemahl,
Den sie wohl erweichen könnten,
Wenn die Ehre nicht in Felsen
Wandelte der Helden Herz.

Nochmals nimmt sie jetzt die Feder,
Und mit neuer Klag' und Seufzen
Schreibt sie auch an ihren König,
An den edelsten der Welt:

„Guter, weiser, großer König,
Sieghaft und gerecht und bieder,
Eure Dienerin Ximene
Klaget vor Euch, über Euch."

„Scherz nur war es, Don Fernando,
Eurer königlichen Laune,
Die mir den Gemahl einst gab.
Denn wohl wenig junge Frauen
Waren weniger vermählet,
Als ich bin; verzeiht, o König,
Und allein durch Eure Schuld."

„Diesen Brief schreib' ich in Burgos,
Wo mein Leben ich verwünsche,
Und auch Euch viel Böses will:
Denn von den Geboten Gottes,
Welches gibt Euch recht, o König,

Ehgenossen, also lange
Sie zu trennen und so oft?"

„Welches giebt Euch Macht, o König,
Mir aus einem zarten Manne,
Artig, liebenswerth, bezaubernd,
Aller Welt zum wüsten Schrecken
Einen Löwen zu erziehn?"

„Sechs Monate Tag' und Nächte
Haltet Ihr ihn fest im Zügel;
Und wohl einmal kaum im Jahre
Sieht er seine Gattin, mich."

„Und wie kommt er? Blutgebadet,
Bis zu Füßen seines Pferdes;
Wenn ich dann mit meinen Armen
Ihn umfange, schläft er ein;"

„Träumet, wie ein Wildbesessner,
Schlachten, Kämpfe. Kaum noch taget
An dem Firmamente drunten
Der Aurora frühster Strahl;

„Ohne mich nur anzuschauen,
Ob ich wache, ob ich schlafe,
Springt er auf. Mit welchen Thränen,
Großer Gott, empfing ich ihn!
Vater wollt' er mir und Alles,
Vater und Gemahl mir seyn!
Alles fehlet der Verlaßnen
Jetzo, Vater und Gemahl."

„Thut Ihr dieß, um ihn zu ehren,
König! deß bedarf er nicht.
Längst war er der Vielberühmte;
Eh' am Kinn der Bart ihm sproßte,
Waren Könige der Mauren
Fünf ihm schon Gefangene."

„Königlicher Herr, den letzten
Augenblick erwart' ich bald;
Bald wird er Euch Nachricht geben —
Und ich fürchte fast die Thränen,
Die dem Vater ich vergossen,
Schadeten vielleicht dem Kinde,
Das an meinem Herzen schläft."

„Guter König, also schreibet
Mir in Eures Herzens Sprache,
Wollt Ihr den Gemahl mir senden?
Oder wollt Ihr, daß die Gattin
Eures ehrenvollsten Feldherrn
Ihm den Erstgebohrnen bringe,
Einen Waisen, Vaterlos?"

Nachschrift.

„Und noch Eins, o guter König,
Werfet meinen Brief ins Feuer,
Daß nicht Eurer Höfling' Einer
Ihn belache! Denkt daran!"

„Und auch daran, Don Fernando,
Daß, statt meines Ehgemahles,
Mir nur seine alte Mutter
Blieb, die mir zur Seite schläft.“

20.

Zehn Uhr wars am frühen Morgen,
Als der König seinen Schreiber
Rief, und forderte Papier.
Mit vier Punkten und dem Zuge
Paraphirt er Kreuz und Namen,
Und also antwortet er:

„Edle, sittsame Ximene,
Meinen Gruß Euch ehrerbietig,
Meine Hochachtung und Gunst!“

„Ihr beklagt um den Gemahl Euch
Gegen mich, Donna Ximene;
Wenn ich ihn zum Nachtheil Eurer,
Mir zur Lust zurückbehielte,
Klagtet Ihr mit vollem Recht.
Aber da die Heidenkriege,
Die auf meinen Gränzen stürmen,
Ihn rückhalten, ist es meine,
Oder ist es seine Schuld?“

„Thut Ihr dieß, um ihn zu ehren,
König! deß bedarf er nicht.
Längst war er der Vielberühmte;
Eh' am Kinn der Bart ihm sproßte,
Waren Könige der Mauren
Fünf ihm schon Gefangene."

„Königlicher Herr, den letzten
Augenblick erwart' ich bald;
Bald wird er Euch Nachricht geben —
Und ich fürchte fast die Thränen,
Die dem Vater ich vergossen,
Schadeten vielleicht dem Kinde,
Das an meinem Herzen schläft."

„Guter König, also schreibet
Mir in Eures Herzens Sprache,
Wollt Ihr den Gemahl mir senden?
Oder wollt Ihr, daß die Gattin
Eures ehrenvollsten Feldherrn
Ihm den Erstgebohrnen bringe,
Einen Waisen, Vaterlos?"

Nachschrift.

„Und noch Eins, o guter König,
Werfet meinen Brief ins Feuer,
Daß nicht Eurer Höfling' Einer
Ihn belache! Denkt daran!"

„Und auch daran, Don Fernando,
Daß, statt meines Ehgemahles,
Mir nur seine alte Mutter
Blieb, die mir zur Seite schläft.“

20.

Zehn Uhr wars am frühen Morgen,
Als der König seinen Schreiber
Rief, und forderte Papier.
Mit vier Punkten und dem Zuge
Paraphirt er Kreuz und Namen,
Und also antwortet er:

„Edle, sittsame Ximene,
Meinen Gruß Euch ehrerbietig,
Meine Hochachtung und Gunst!“

„Ihr beklagt' um den Gemahl Euch
Gegen mich, Donna Ximene;
Wenn ich ihn zum Nachtheil Eurer,
Mir zur Lust zurückbehielte,
Klagtet Ihr mit vollem Recht.
Aber da die Heidenkriege,
Die auf meinen Gränzen stürmen,
Ihn rückhalten, ist es meine,
Oder ist es seine Schuld?“

„Daß er nicht in Euren Armen
Stets geschlafen, dies beweiset,
Edle Donna, Euer Brief.
Also glaub' ich auch der Furcht nicht,
Daß Ihr Einen Vaterlosen
Säugling in dem Schooße tragt."

„Drängt ihn nicht zurück zu kommen,
Euren Ehgemahl; Er hörte,
Auch an Eurer Seite hört' er
Mit Unlust die Kriegsschalmay.
Und wenn er nicht Feldherr wäre,
Saget mir, was wär't Ihr beyde?
Edelmann und Edelfrau."

„Hat er Könige der Mauren
Fünf als Jüngling zu Vasallen;
Wollte Gott, er hätte Deren
Fünfmal fünf: denn um so minder
Hätte Feinde jetzt mein Reich."

„Kann er also nicht, Ximene,
Bey Euch seyn im Augenblicke,
Wo Ihr ihn so sehnlich wünscht,
So erlaubt mir, edle Mutter,
Daß ich seinen Platz vertrete:
Denn ich glaub' es, nur der König
Ist für ihn des Platzes werth."

„Euern Brief sollt' ich verbrennen?
Sehen sollen ihn die Lacher
Meines Hofes, tief beschämt.
Daß Ihr meinen nicht verbrennet,
Zeichne ich ihn zum Kontrakte,

Und verbinde mich, Ximene,
Ists ein Sohn, den Ihr gebähret,
Geb' ich Zelter ihm und Degen,
Mit zweytausend Maravedis,
Ihm, dem Ritter, zum Geschenk.
Ist es eine Tochter, setz' ich
Vierzig Mark an gutem Silber,
Vom Geburtstag' an, ihr aus."

„Und so lebet wohl, Ximene!
In der Stunde Eurer Schmerzen
Helf' Euch die hülfreiche Mutter,
Aller Himmel Königin!"

Nachschrift.

„Eben kommt, ich hör' ihn kommen,
Euer ernster, lauter Feldherr,
Mir die Lection zu lesen,
Daß ich nicht zu Felde bin."

21.

Ehren, Glück und Macht und Güter,
Aller Ruhm und Pracht der Erde,
Eine leichte Wasserblase
Seyd ihr, auf dem Lüftchen schwebend
Einen kurzen Augenblick.

Don Fernando, Er, der Große,
(Und mit Recht so zubenahmt;)
Spaniens Monarch und Kaiser
Liegend auf dem Todesbette,
Seine letzte Stund' erwartend,
Denkt er nur der Ewigkeit.

Ausgetheilet hätt' er alle
Reich' und Güter seinen Söhnen. —
Welche Stimme schallt auf Einmal
In den traurigen Gewölben
Des Pallastes? Der Infantin
Donna Uraka Stimme ruft.

Weinend tritt sie vor den König,
Traurend tief im Trauerschleyer,
Nahet sich dem Bett des Vaters,
Fällt aufs Knie vor seinem Bette,
Die verehrte Hand ihm küssend,
Flehet sie ihn also an:

„O mein Vater, unter allen
Göttlich-menschlichen Gesetzen
Nennet mir, was Euch verbindet,
Eure Töchter für die Söhne
Zu enterben? Ausgetheilet
Habt Ihr Eure Reich' und Länder
Meinen Brüdern und vergasset,
Vater, und vergasset mich."

„Also bin ich Eure Tochter
Nicht, Sennor: denn wenn ichs wäre,
Wär' ich auch nur Euer Bastard,

Hätte,

Hätte, meiner zu gedenken,
Euch erinnert die Natur."

„Hab' ich, königlicher Vater,
Diese Schmach um Euch verdienet,
Nun so nennet meine Schuld.
Nennet Ihr sie nicht, was werden
Fremde Völker von Euch sagen?
Sagen alle edle Männer,
Wenn sie von dem Unrecht hören,
Das Ihr, stets gerechter König,
Einer Unbescholtnen thut?

„Männer, in die Welt eintretend,
Bringen, Güter zu erwerben,
Kräfte sich und Ansehn mit.
Was sie sich erwerben konnten,
Müßigen zu hinterlassen,
Hieße das nicht, edler Vater,
Seine Söhn' erniedrigen?
Aber sagt: was kann die Tochter?
Was kann sich ein Weib erwerben?
Hingeworfen auf die Erde,
Hat sie nichts als des Gehorsams
Als des Dienens niedern Lohn.

„Wenn Ihr mich enterbet, Vater,
Ohne Land und ohne Boden,
Muß mich in die Fremde flüchten,
Muß — Verzeiht ein hartes Wort mir,
Eure Härte zu verbergen,
Muß die Tochter Euch verläugnen,
Weil Ihr sie verläugnetet."

„Wohl, so geh' ich dann als Pilgrim
In die Welt; in meinen Adern
Wallet königliches Blut.
Dessen fürcht' ich zu vergessen,
Weil mein Vater es vergaß."

Also sprach mit lautem Weinen
Die Infantin Donna Uraka.
Als sie ausgeredet hatte,
Wartete sie auf die Antwort
Ihres Vaters, der im Sterben
War, des Königs letztes Wort.

22.

Königen den Mund zu schliessen,
Darf es oft nur eines Weibes
Freyer Rede. Don Fernando,
Eine Beute jetzt des Todes,
Hörend seiner Tochter Klagen,
Hatte Kraft genug zu seufzen
Ueber ihre stolze Kühnheit;
Aber kaum genug der Kräfte,
Zu antworten. Lange sucht' er
Worte, bis er also sprach:

„Tochter, flößen Eure Thränen,
Die Ihr jetzt um eitle Güter
Weinet, so um Euren Vater;
Sie verlängerten, ich glaub' es,
Selber noch mein Leben jetzt;
Aber da Ihr, stolze Tochter,
Hier vor meinem Todesbette
Nur um Erdengüter weint,
So bedenkt, was nehm' ich jetzo
Sterbend mit mir aus der Welt?"

„Und ich dank' es meinem Schöpfer,
Daß er mir, Euch zuzureden,
Euch zu reinigen die Seele,
Kraft noch und Vermögen schenkt.
Graden Weges geht zum Himmel
Jetzo, hoff ich, meine Se[illegible]

In dem Feuer Eurer Worte
Litt sie ihre Läutrung schon;
Denn bedenket es, o Tochter,
War die Stunde meines Scheidens
Mich noch also zu betrüben,
Ein erles'ner Augenblick?"

„Eurer Brüder Reich' und Güter
Neidet Ihr, und wollt nicht sehen,
Daß mit dem Besitz ich ihnen
Auch auflege Pflicht und Last?
Pflicht, die Länder zu beschützen,
Last, sie weise zu regieren,
Alles deß bedürft Ihr nicht.
Sie vielleicht sind arm bey Vielem,
Ihr bey Wenigem die Reiche:
Denn Personen Eures Standes,
Denen Niemand gleich sich schätzt,
Was bedürfen sie für Reichthum,
Als ihr Leben hinzuleben,
Eines Klosters Einsamkeit."

„Freylich seyd Ihr meine Tochter,
Denk ich, aber eine Eitle;
Wohl dacht' ich an Eitelkeiten,
Als ich Euch erzeugete.
Euch trug eine edle Mutter;
Aber eine böse Amme,
(Denn das zeugen Eure Reden,)
Säugte Euch mit schlechter Milch."

„Drohet Ihr, in fremde Lande
Euch zu flüchten; wer, o Tochter,

So der Zunge läßt den Zügel,
Reißt auch der Ehre Zaum;
Längst hatt' er ihn schon zerrissen,
Als er so verwegen sprach. — —
Leichter wird mirs, die Verwirrung
Eures Kopfes zu gedenken,
Tochter, als daß meines Blutes
Also Euer Herz verdarb."

„Euch, die Schwestern, sollten Eure
Brüder (dieses war mein Wille,)
Unterhalten; jetzt befehl' ich,
Um mit mir den Segen aller
Meiner Kinder mitzunehmen,
Jetzt befehl' ich, höret mich."

„Arm will ich Euch nicht verlassen,
Seit Ihr, was Ihr sprechet, spracht.
Edel ist dein Blut, Uraka,
Doch ich kenne Dein Geschlecht.
Also meine Stadt Zamora
Laß ich Dir, die Wohlverwahrte,
Wohlbevölkerte. Dich werden
Tapfre Männer in ihr schützen,
Und dir solche Ehr' erzeigen,
Daß der Ehre zu gedenken,
Du durch sie gezwungen wirst.
Ob mich Deine jüngste Schwester
Gleich mit keinen Bitten anging,
Setz' ich ihr, wie Dir Zamora,
Das Gebiet von Toro aus."

In dem Feuer Eurer Worte
Litt sie ihre Läutrung schon;
Denn bedenket es, o Tochter,
War die Stunde meines Scheidens
Mich noch also zu betrüben,
Ein erles'ner Augenblick?"

„Eurer Brüder Reich' und Güter
Neidet Ihr, und wollt nicht sehen,
Daß mit dem Besitz ich ihnen
Auch auflege Pflicht und Last?
Pflicht, die Länder zu beschützen,
Last, sie weise zu regieren,
Alles deß bedürft Ihr nicht.
Sie vielleicht sind arm bey Vielem,
Ihr bey Wenigem die Reiche:
Denn Personen Eures Standes,
Denen Niemand gleich sich schätzt,
Was bedürfen sie für Reichthum,
Als ihr Leben hinzuleben,
Eines Klosters Einsamkeit."

„Freylich seyd Ihr meine Tochter,
Denk ich, aber eine Eitle;
Wohl dacht' ich an Eitelkeiten,
Als ich Euch erzeugete.
Euch trug eine edle Mutter;
Aber eine böse Amme,
(Denn das zeugen Eure Reden,)
Säugte Euch mit schlechter Milch."

„Drohet Ihr, in fremde Lande
Euch zu flüchten; wer, o Tochter,

So der Zunge läßt den Zügel,
Reißt auch der Ehre Zaum;
Längst hatt' er ihn schon zerrissen,
Als er so verwegen sprach. — —
Leichter wird mirs, die Verwirrung
Eures Kopfes zu gedenken,
Tochter, als daß meines Blutes
Also Euer Herz verdarb."

„Euch, die Schwestern, sollten Eure
Brüder (dieses war mein Wille,)
Unterhalten; jetzt befehl' ich,
Um mit mir den Segen aller
Meiner Kinder mitzunehmen,
Jetzt befehl' ich, höret mich."

„Arm will ich Euch nicht verlassen,
Seit Ihr, was Ihr sprechet, spracht.
Edel ist dein Blut, Uraka,
Doch ich kenne Dein Geschlecht.
Also meine Stadt Zamora
Laß ich Dir, die Wohlverwahrte,
Wohlbevölkerte. Dich werden
Tapfre Männer in ihr schützen,
Und dir solche Ehr' erzeigen,
Daß der Ehre zu gedenken,
Du durch sie gezwungen wirst.
Ob mich Deine jüngste Schwester
Gleich mit keinen Bitten anging,
Setz' ich ihr, wie Dir Zamora,
Das Gebiet von Toro aus."

„Dieses ist mein ernster Wille:
Und wenn meiner Söhne Einer
Euer Erbtheil Euch zu rauben
Je gedenkt, dem geb' ich meinen
Schwersten väterlichen Fluch."

Alle, die den König also
Reden hörten, sprachen: „Amen!
„Fluch dem Räuber seiner Schwestern;
„Schrecklich treff' ihn Tod und Fluch!
Don Garzia, Don Alfonso,
Sprachen Amen; doch Don Sancho,
Er allein in der Versammlung
Vor dem Bett des Vaters — schwieg.

II.

Der Cid

unter

Don Sancho dem Starken.

„Dieses ist mein ernster Wille:
Und wenn meiner Söhne Einer
Euer Erbtheil Euch zu rauben
Je gedenkt, dem geb' ich meinen
Schwersten väterlichen Fluch."

Alle, die den König also
Reden hörten, sprachen: „Amen!
„Fluch dem Räuber seiner Schwestern;
„Schrecklich treff' ihn Tod und Fluch!
Don Garzia, Don Alfonso,
Sprachen Amen; doch Don Sancho,
Er allein in der Versammlung
Vor dem Bett des Vaters — schwieg.

II.

Der Cid

unter

Don Sancho dem Starken.

„Daß er nicht in Euren Armen
Stets geschlafen, dies beweiset,
Edle Donna, Euer Brief.
Also glaub' ich auch der Furcht nicht;
Daß Ihr Einen Vaterlosen
Säugling in dem Schooße tragt."

„Drängt ihn nicht zurück zu kommen,
Euren Ehgemahl; Er hörte,
Auch an Eurer Seite hört' er
Mit Unlust die Kriegsschalmay.
Und wenn er nicht Feldherr wäre,
Saget mir, was wär't Ihr beyde?
Edelmann und Edelfrau."

„Hat er Könige der Mauren
Fünf als Jüngling zu Vasallen;
Wollte Gott, er hätte Deren
Fünfmal fünf: denn um so minder
Hätte Feinde jetzt mein Reich."

„Kann er also nicht, Ximene,
Bey Euch seyn im Augenblicke,
Wo Ihr ihn so sehnlich wünscht,
So erlaubt mir, edle Mutter,
Daß ich seinen Platz vertrete:
Denn ich glaub' es, nur der König
Ist für ihn des Platzes werth."

„Euern Brief sollt' ich verbrennen?
Sehen sollen ihn die Lacher
Meines Hofes, tief beschämt.
Daß Ihr meinen nicht verbrennet,
Zeichne ich ihn zum Kontrakte,

Und verbinde mich, Ximene,
Ists ein Sohn, den Ihr gebähret,
Geb' ich Zelter ihm und Degen,
Mit zweytausend Maravedis,
Ihm, dem Ritter, zum Geschenk.
Ist es eine Tochter, setz' ich
Vierzig Mark an gutem Silber,
Vom Geburtstag' an, ihr aus."

„Und so lebet wohl, Ximene!
In der Stunde Eurer Schmerzen
Helf' Euch die hülfreiche Mutter,
Aller Himmel Königin!"

Nachschrift.

„Eben kommt, ich hör' ihn kommen,
Euer ernster, lauter Feldherr,
Mir die Lection zu lesen,
Daß ich nicht zu Felde bin."

21.

Ehren, Glück und Macht und Güter,
Aller Ruhm und Pracht der Erde,
Eine leichte Wasserblase
Seyd ihr, auf dem Lüftchen schwebend
Einen kurzen Augenblick.

Don Fernando, Er, der Große,
(Und mit Recht so zubenahmt;)
Spaniens Monarch und Kaiser
Liegend auf dem Todesbette,
Seine letzte Stund' erwartend,
Denkt er nur der Ewigkeit.

Ausgetheilet hatt' er alle
Reich' und Güter seinen Söhnen. —
Welche Stimme schallt auf Einmal
In den traurigen Gewölben
Des Pallastes? Der Infantin
Donna Uraka Stimme ruft.

Weinend tritt sie vor den König,
Traurend tief im Trauerschleyer,
Nahet sich dem Bett des Vaters,
Fällt aufs Knie vor seinem Bette,
Die verehrte Hand ihm küssend,
Flehet sie ihn also an:

„O mein Vater, unter allen
Göttlich-menschlichen Gesetzen
Nennet mir, was Euch verbindet,
Eure Töchter für die Söhne
Zu enterben? Ausgetheilet
Habt Ihr Eure Reich' und Länder
Meinen Brüdern und vergasset,
Vater, und vergasset mich."

„Also bin ich Eure Tochter
Nicht, Sennor: denn wenn ichs wäre,
Wär' ich auch nur Euer Bastard,

Hätte,

Hätte, meiner zu gedenken,
Euch erinnert die Natur."

„Hab' ich, königlicher Vater,
Diese Schmach um Euch verdienet,
Nun so nennet meine Schuld.
Nennet Ihr sie nicht, was werden
Fremde Völker von Euch sagen?
Sagen alle edle Männer,
Wenn sie von dem Unrecht hören,
Das Ihr, stets gerechter König,
Einer Unbescholtnen thut?

„Männer, in die Welt eintretend,
Bringen, Güter zu erwerben,
Kräfte sich und Ansehn mit.
Was sie sich erwerben konnten,
Müßigen zu hinterlassen,
Hieße das nicht, edler Vater,
Seine Söhn' erniedrigen?
Aber sagt: was kann die Tochter?
Was kann sich ein Weib erwerben?
Hingeworfen auf die Erde,
Hat sie nichts als des Gehorsams
Als des Dienens niedern Lohn.

„Wenn Ihr mich enterbet, Vater,
Ohne Land und ohne Boden,
Muß mich in die Fremde flüchten,
Muß — Verzeiht ein hartes Wort mir,
Eure Härte zu verbergen,
Muß die Tochter Euch verläugnen,
Weil Ihr sie verläugnetet."

„Wohl, so geh' ich dann als Pilgrim
In die Welt; in meinen Adern
Wallet königliches Blut.
Dessen fürcht' ich zu vergessen,
Weil mein Vater es vergaß."

Also sprach mit lautem Weinen
Die Infantin Donna Uraka.
Als sie ausgeredet hatte,
Wartete sie auf die Antwort
Ihres Vaters, der im Sterben
War, des Königs letztes Wort.

22.

Königen den Mund zu schliessen,
Darf es oft nur eines Weibes
Freyer Rede. Don Fernando,
Eine Beute jetzt des Todes,
Hörend seiner Tochter Klagen,
Hatte Kraft genug zu seufzen
Ueber ihre stolze Kühnheit;
Aber kaum genug der Kräfte,
Zu antworten. Lange sucht' er
Worte, bis er also sprach:

„Tochter, flössen Eure Thränen,
Die Ihr jetzt um eitle Güter
Weinet, so um Euren Vater;
Sie verlängerten, ich glaub' es,
Selber noch mein Leben jetzt;
Aber da Ihr, stolze Tochter,
Hier vor meinem Todesbette
Nur um Erdengüter weint,
So bedenkt, was nehm' ich jetzo
Sterbend mit mir aus der Welt?"

„Und ich dank' es meinem Schöpfer,
Daß er mir, Euch zuzureden,
Euch zu reinigen die Seele,
Kraft noch und Vermögen schenkt.
Graden Weges geht zum Himmel
Jetzo, hoff ich, meine Seele;

In dem Feuer Eurer Worte
Litt sie ihre Läutrung schon;
Denn bedenket es, o Tochter,
War die Stunde meines Scheidens
Mich noch also zu betrüben,
Ein erles'ner Augenblick?"

„Eurer Brüder Reich' und Güter
Neidet Ihr, und wollt nicht sehen,
Daß mit dem Besitz ich ihnen
Auch auflege Pflicht und Last?
Pflicht, die Länder zu beschützen,
Last, sie weise zu regieren,
Alles deß bedürft Ihr nicht.
Sie vielleicht sind arm bey Vielem,
Ihr bey Wenigem die Reiche:
Denn Personen Eures Standes,
Denen Niemand gleich sich schätzt,
Was bedürfen sie für Reichthum,
Als ihr Leben hinzuleben,
Eines Klosters Einsamkeit."

„Freylich seyd Ihr meine Tochter,
Denk ich, aber eine Eitle;
Wohl dacht' ich an Eitelkeiten,
Als ich Euch erzeugete.
Euch trug eine edle Mutter;
Aber eine böse Amme,
(Denn das zeugen Eure Reden,)
Säugte Euch mit schlechter Milch."

„Drohet Ihr, in fremde Lande
Euch zu flüchten; wer, o Tochter,

So der Junge läßt den Zügel,
Reisst auch der Ehre Zaum;
Längst hatt' er ihn schon zerrissen,
Als er so verwegen sprach. — —
Leichter wird mirs, die Verwirrung
Eures Kopfes zu gedenken,
Tochter, als daß meines Blutes
Also Euer Herz verdarb."

„Euch, die Schwestern, sollten Eure
Brüder (dieses war mein Wille,)
Unterhalten; jetzt befehl' ich,
Um mit mir den Segen aller
Meiner Kinder mitzunehmen,
Jetzt befehl' ich, höret mich."

„Arm will ich Euch nicht verlassen,
Seit Ihr, was Ihr sprechet, spracht.
Edel ist dein Blut, Uraka,
Doch ich kenne Dein Geschlecht.
Also meine Stadt Zamora
Laß ich Dir, die Wohlverwahrte,
Wohlbevölkerte. Dich werden
Tapfre Männer in ihr schützen,
Und dir solche Ehr' erzeigen,
Daß der Ehre zu gedenken,
Du durch sie gezwungen wirst.
Ob mich Deine jüngste Schwester
Gleich mit keinen Bitten anging,
Setz' ich ihr, wie Dir Zamora,
Das Gebiet von Toro aus."

„Dieses ist mein ernster Wille:
Und wenn meiner Söhne Einer
Euer Erbtheil Euch zu rauben
Je gedenkt, dem geb' ich meinen
Schwersten väterlichen Fluch."

Alle, die den König also
Reden hörten, sprachen: „Amen!
„Fluch dem Räuber seiner Schwestern;
„Schrecklich treff' ihn Tod und Fluch!
Don Garzia, Don Alfonso,
Sprach'en Amen; doch Don Sancho,
Er allein in der Versammlung
Vor dem Bett des Vaters — schwieg.

II.

Der Cid

unter

Don Sancho dem Starken.

23.

Lärm und Schlachten, Blut und Feuer,
Kriegesstimmen allenthalben,
Trommeln, Pauken und Trommeten,
Schallen in Castiljen laut.

Denn kaum hatte mit den Brüdern
Seines Vaters Sarg Don Sancho
Mitbegleitet an die Gruft;
Steigt er auf sein Roß, und blasen,
Blasen läßt er allenthalben
Gegen seine Brüder Krieg.

Die Vasallen seines Reiches
Bot er auf; nicht seine Rechte
An der Brüder Land zu prüfen;
In das Treffen sie zu führen,
Rief er sie bey Ehr' und Pflicht.

„Ach, Rodrigo," sprach Ximene,
„Also hast du sie beschlossen,
Meine Leiden;
Eins von beyden
Soll ich missen;
Eins aufgeben —
Wohl mein Leben,
Oder mindstens die Geduld.

23.

Lärm und Schlachten, Blut und Feuer,
Kriegesstimmen allenthalben,
Trommeln, Pauken und Trommeten,
Schallen in Castilien laut.

Denn kaum hatte mit den Brüdern
Seines Vaters Sarg Don Sancho
Mitbegleitet an die Gruft;
Steigt er auf sein Roß, und blasen,
Blasen läßt er allenthalben
Gegen seine Brüder Krieg.

Die Vasallen seines Reiches
Bot er auf; nicht seine Rechte
In der Brüder Land zu prüfen;
In das Treffen sie zu führen,
Rief er sie bey Ehr' und Pflicht.

„Ach, Rodrigo," sprach Ximene,
„Also hast du sie beschlossen,
Meine Leiden;
Eins von beyden
Soll ich missen;
Eins aufgeben —
Wohl mein Leben,
Oder mindstens die Geduld.

Meiner Treue mich zu rühmen,
Stehet mir nicht an; der Liebe
Ist treu seyn die schönste Pflicht.
Nur wie dürft Ihr mir, der Treuen,
Mir, der Liebenden, Rodrigo,
Von so langem Abschied sagen?"

„Ach, beschlossen ists, beschlossen,
Eins von beyden
Soll ich meiden —
Eins aufgeben —
Wohl mein Leben,
Oder mindstens die Geduld."

„Wenn ich Euch verehrend liebe,
Denkt Ihr nicht daran, Rodrigo,
Daß die Zeit ja Alles, Alles
Rückwärts führe? Daß im Herzen
Auch der tiefsten Liebe Wurzel
Sterbe, wenn man sie nicht pflegt.
Zwar ist dies Euch keine Drohung:
Denn in Worten wie in Thaten
Kann Ximene den Rodrigo
Nie beleidgen. Eifersüchtig
Könnte sie als Kind nur — sterben."

„Ja es ist, es ist beschlossen!
Eins von beyden aufzugeben,
Die Geduld oder mein Leben."

Undankbare Männerherzen!
Euch entflammt der Weiber Leichtsinn;

Die Beständigkeit des Weibes
Tödtet Eurer Liebe Glut.
Kennten Wir Euch recht, ihr Männer,
Würden Wir Euch je vertraun?
Sprich mir auf Dein Herz, Rodrigo,
Denkst Du noch an jene Schwüre,
An die süßen Schmeicheleyen,
An die Thränen und Gelübde,
Die Du einst mir treu gelobt?
Alles ist Dir aus der Seele,
Aus dem Herzen Dir verschwunden,
Wie ein Lüftchen überm Sande
Hat die Zeit es fortgeweht." —

Zärtlich küssete Ximenens
Angesicht der tapfre Feldherr,
Schwur ihr auf den Griff des Degens,
Schwur ihr, treu zurückzukommen,
Seys lebendig oder todt.

24.

Lange führeten die Brüder,
König Sancho in Kastilien,
In Gallizien Don Garzia
An der Reiche Gränzen, Krieg.
Endlich trafen sie zusammen;
Und von beyden Seiten fielen

Tapfre Männer, bis Don Sancho,
Sancho selbst gefangen ward.
Nahe wars, daß, der mit Unrecht
Krieg begonnen, ihn mit Schande
Endigte: denn unter allen
Streitenden war König Sancho
Wohl an Leibeskraft der stärkste,
Doch der feigeste an Muth.

Alvar Fannez; Er, der erste
Freund des Cid, kaum sieht den König
Er gefangen, drängt' er stürmend
An den Platz des Unglücks ein.
„Laßt den König, ihr Verräther!"
Ruft er wüthend, und sie flohen
Die harten Asturier.

Frey stand also König Sancho.
Doch die Schlacht, sie war verloren;
Uebrig waren dem Befreyten
Kaum sechshundert Kastiljaner.
Wie? sechshundert Kastiljaner?
Für die ganze weite Erde
Sind sie gnug, wenn Cid sie führt!

An kommt Er. Auf seinem Rosse
Als ihn Sancho kommen siehet,
Ruft er laut zu seinem Heer:
„Auf; von neuem in das Treffen.
Bald ist jetzt das Schlachtfeld unser:
Denn der Cid ist da! Willkommen
Cid! Ihr kommt zu rechter Zeit."

Ernst antwortet ihm Rodrigo:
„Und Ihr, Herr, zu sehr unrechter,
Trafet Ihr auf diesen Platz.
Besser wäret Ihr am Grabe
Eures Vaters stehn geblieben,
Betend, mit gefaltnen Händen;
Als im ungerechten Kriege
Mit dem Bruder, einzuernten
Eures Vaters harten Fluch."

„Ungern nehm' ich Don Garzia
Jetzt gefangen; für die Ehre,
Und doch muß ichs, für die Ehre,
Für den Dienst muß ich es thun,
Muß ihn nehmen, oder sterben,
Als ein Kriegsmann. Euch, o König,
Bringet hier in diesem Felde
Weder Sieg noch Niederlage
Ruhm; Euch schändet dieser Krieg."

Eben trat Garzia singend
Auf den Kampfplatz, tief=unwissend
Was geschehn war und geschah.
Stracks erklangen die Trommeten,
Die Trommeten und die Zinken,
Neue Brüderschlacht begann.

Und in Mitte seiner Edlen
Ward Garzia bald gefangen;

„Ach, was thut Ihr, edler Cid?"

„König was für Euch ich thäte,
Wenn Ihr mein Gebieter wäret.
Jetzt will es das Schicksal also;
Unterzieht Euch ihm, wie ich.“

25.

Als Don Sancho seinen Bruder,
Den gefangenen Garzia,
In den festen Thurm von Luna
Eingesperret — wie ein Sperber,
Der den ersten Raub gekostet,
Jetzt nach reicherm größerm Raube
Dürstet und nach wärmerm Blut;
Warf auf seine jüngste Schwester
Sancho sich; er schleppt' Elviren,
Wie die schwache Taube wehrlos,
Aus dem ihr verlieh'nen Toro
Gen Burgos ins Kloster hin.

Jetzt entblößet Don Alfonso,
König von Leon, die Spitze
Seines Degens und verkündet
Laut der Welt und offenbar:
„Aus Ehrfurcht für seinen Vater,
Und sich selber zu beschützen,
Unternehm' er diesen Krieg;
Doch nicht gegen seinen Bruder,

Einzig gegen den Beschützer
Eines niederträcht'gen Räubers;
Der Beschützer heiße Cid.
Dann sprach er, die Bösen müßten
Abstehn von den Frevelthaten,
Wenn zu solchen kein Rechtschaffner
Ihnen diente: denn der Beste
Wird im Dienst der Bösen schlecht."

„Rede jetzt," sprach König Sancho,
„Perle meines Reiches rede.
Ziehet er nicht gegen mich?"

„Gott ist's, der uns alle richtet!"
Sprach der Cid. „Doch wollt Ihr's wissen,
König und mein Herr! So sag' ich:
Euer Bruder, weil er Recht hat,
Eilet er vorjetzt zum Unglück."

„Auf! zu Waffen!" rief Don Sancho,
„Fliegt ihr Fahnen! fliegt Paniere!
Seht, es kommen die Leoner!
Löwen der Standarten kommen,
Doch nicht Löwen, die sie tragen;
Und wir haben für sie Thürme,
Thürm' und Schlösser zum Gefängniß*)."

„Auf!" fiel Cid ihm in die Rede,
„Auf! weil man an Mich dann will!"

*) Anspielung auf die Wappen von Leon und Kastilien, deren jenes Löwen, dieses Kastelle führet.

„Gott genad' ihm, wer an Dich will,
Braver Cid, Du Blume Spaniens,
Spiegel ächter Ritterschaft."

Also zogen sie zum Kriege;
Don Alfonso ward gefangen,
Und gefangen ward Don Sancho,
Jener von den Kastiljanern
Von den Leonesen dieser,
Und noch wankt das Glück der Schlacht.

Als der Cid auf seinem Rosse
Lossprengt auf den Haufen Krieger,
Der Sancho umschlossen hielt:
„Fangen oder hangen!" rief er;
„Nicht das Eine, nicht das Andre,
Guter Cid," ward ihm zur Antwort.
„Fangen oder hangen!" rief er,
Und sein König stand befreyt.

Don Alfonso blieb gefangen,
Ward gesperret in ein Kloster;
Wo ihn bald zum Dank der Ehre,
Die dem Cid er laut erzeiget,
Donna Uraka ihn ins Freye
Fördert, daß er gen Toledo
Hin zu Ali-Maimon floh.

26.

Auf Zamora geht der Feldzug,
Auf die feste Stadt Zamora!
Zahllos ist das Heer der Krieger,
Zahllos Königes Entwürfe. — —
Tapfrer Cid, du edler Feldherr,
Vor Zamora ziehest Du?

Unterweges spricht der König
Zu ihm: „Freylich! ausgehauen
Ist die Stadt, wie aus dem Felsen,
Der ihr anliegt, wie ein Panzer.
Dick wie eines Mannes Länge
Ist die Dicke ihrer Mauern;
Und die Thürme dieser Mauern,
Ihre Vesten aufzuzählen
Forderte wohl einen Tag.
Abzuleiten den Duero,
Der sie einschließt wie ein Mädchen,
Ist ganz über Menschenmacht.
Uebergäbe mir Zamora
Meine Schwester; Cid, so hätt' ich
Eine Vestung; in ganz Spanien
Wär' ihr keine Veste gleich.
Guter Cid, von meinem Vater
Als ein Kleinod mir vererbet,
Eidlich mußten wir versprechen,
Lebenslang Euch hoch zu ehren,
Und zu folgen Eurem Rath;

Guter Cid, du unsres Hauses
Säule, thu' es mir zu Liebe,
Bringe Botschaft nach Zamora,
Fodre es von meiner Schwester,
Fodre es zum Tausch um Alles —
Doch vergiß nicht beyzufügen,
Wenn sie mir die Bitte weigert,
Daß ich nehme, was ich bat."

„Freylich weiß ich nicht," antwortet
Ihm der Cid; „je mehr die Mauren
Von Zamora ich betrachte,
Desto kühner, desto stolzer
Scheinen sie mir dazustehn."

„Recht," spricht Sancho, „recht geredet,
Dieses sind die ersten Mauern,
Die nicht deinem Anblick zittern."

Und je näher Cid der Stadt kam,
Gieng sein muntres Roß Babieça
Langsam und hing seinen Kopf.

27.

Trauer war noch in Zamora,
Um den Tod des großen Königs
Don Fernando, tiefe Trauer.
Ueberhängt mit schwarzen Tüchern
Waren Kirchen und Altäre.

Kein Gesang, kein Ton der Freude,
Auch kein Instrument der Liebe
Ließ sich hören auf den Gassen;
Die Infantin Donna Uraka,
Schmerzlich bitter weinte sie
Um den Tod des großen Vaters,
Um den Gram, den sie ihm sterbend
Noch in seiner letzten Stunde
Zugefügt, um seine Güte,
Um das Unglück ihrer Schwester,
Der vertriebnen Donna Elvira,
Um das Unglück ihrer Brüder,
Don Garzia, Don Alfonso;
Und wer sollt' und könnt' es glauben?
Noch beweint im tiefsten Herzen
Einen andern Wunsch Uraka.
Den Verlust wird sie beweinen,
Wenn sie jeden längst vergaß.

Denn dem Glück geliebt zu werden,
Gleicht kein ander Glück auf Erden;
Die geliebte Schäferin,
Sie allein ist Königin.

In dergleichen Gramgedanken
Tief versenket saß Uraka,
Als auf Einmal vor den Thoren
Von Zamora Cid erscheint.

28.

Grad' einreiten in Zamora
Will der Cid; als ihn die Wache,
Ihn mit seinen funfzehn Kriegern
Anhält, draußen vor dem Thor.
Laut und lauter wird der Lärmen,
Lauter das Geschrey der Straßen,
Bis es zur Infantin drang.

Und in ihren Trauerkleidern
Eilet schnell sie auf die Mauer,
Als — das Schrecken von Kastiljen,
Sie den Cid da vor sich sieht.
Ihre schönen Augen netzen
Thränen; an die Mauer drücket
Sie die Brust, enthüllt ihr Antlitz,
Und vorbreitend ihre Arme,
Rufet sie ihm furchtbar zu:

„Da Du uns zu Feinden haben wolltest,
Warum klopfest Du an unsre Thore?
Da durch Dich wir hier im Jammer leben,
Warum kommst Du und was willst Du weiter?
Da, der Freundschaft Maske weggeworfen,
Du dem Unrecht Deinen Arm geliehen" —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Seit er seinen Eid an mir gebrochen,
Den er zuschwur einer Königstochter,
Mich zu schirmen; mich, die einst ihn liebte,
Und noch jetzt sein Bild in diesen Mauern
Ehrt, in Mauern, die er kommt zu stürmen.
Seit, von seinem neuen Glücke trunken,
Er vergaß die schönen Jugendtage,
Die an meines Vaters Hof er lebte“ —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!“

„Dem mein Vater Ritterwaffen reichte,
Meine Mutter selbst den Zelter zuführt',
Ich anschnallete die goldnen Sporen,
Knieend auf dem Marmor. Er bemerkte
Damals nicht, was jedes Mädchen merket;
Er vergisset, was er war, und denkt nur,
Was er ist. Auch ich, so manches dacht' ich,
Was der Himmel mir um meiner Fehler
Willen nicht vergönnte. Meine Eltern
Hoben ihn; Er stürzte mich hernieder.
Weil ich denn um seinetwillen weine“ —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!“

„Ich ein Weib, dazu noch jung und zärtlich,
Kann ihm zwar kein Leid vom Himmel wünschen;
Hat er mich mit seinem Stolz beleidigt,
Hat er innig mir das Herz verwundet,

Kommen von ihm alle meine Leiden;
So komm' auf ihn meine Güt' und Gnade;
Ich verzeih' ihm. Er darf mich beleid'gen
Ohne Strafe: denn des jungen Ritters,
Seiner, in der prächt'gen Kirche zu Coimbra,
Werd' ich stets gedenken. — Aber dennoch" —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!"

„Daß er nicht den Bruch des Eids verhindert',
Den Don Sancho meinem Vater zuschwur,
Daß er seinem Raube nicht gewehret,
Der dem Don Garzia, Don Alfonso
Ihre Reiche nahm; der Eine schmachtet
Im Gefängnisse; der Andre mußte
Zu Ungläub'gen fliehen, zu den Heiden.
Daß Don Sancho meiner armen Schwester,
Die im Kloster jetzt von Milde lebet,
Toro, ihr rechtmäßig Erbtheil raubte,
Und der Cid auch dieses ihm nicht wehrte;
Daß mein Bruder nicht, und auch der Cid nicht,
Tief erröthen, Mich hier zu bekämpfen,
Mich, die Schwester, mich, ein schwaches Weib nur,
Die zu Waffen nichts sonst hat, als Thränen —
Deshalb" —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!"

Also sprach, gepreßt den Busen
An die Mauer, Donna Uraka;
So antwortet sie dem Cid.

Er, betroffen von der Antwort,
Hält verworren; dann auf Einmal
Lenkt er um sein Roß Babieça:
„Rückwärts!" höret man ihn murmeln,
„Rückwärts!" zwischen seinen Lippen,
Reitend nach dem Lager stumm.
Und so kommt er von Zamora
Wohl von manchem Pfeil verwundet,
Der auch ohne Spitz' und Eisen,
Tief im Herzen bohrend glüht.

29.

Stillversunken in Gedanken,
Gab der Cid, als von Zamora
Jenes Tages er zurückkam,
Stracks gab er dem König Sancho
Rechenschaft von seiner Botschaft,
Der ihm diese Worte sprach:

„Solches ist der Kön'ge Schicksal,
Wenn sie mit zu wenig Klugheit,
Zu viel Ehr' erzeigen Einem,
Einem stolzen Unterthan."

„Ihr, Graf von Bivar, ich weiß es,
Jenen kecken Zamoranern
Riethet Ihr den Ungehorsam
Und das Widerstreben an."

„Eure Weisheitsregeln kenn' ich,
Fortan sind sie nicht die Meinen;
Und zu meinen Füßen läge
Augenblicks hier Euer Kopf;
Hätt' ich es nicht meinem Vater,
Ich mit allen meinen Brüdern,
Auf sein Haupt zuschwören müssen,
Euch zu ehren. Fort dann! Fort
Aus Kastiljen. Weg aus allen
Meinen Reichen!"

„Auch aus denen,
Die ich Euch erobert habe?
Oder nur aus denen Reichen,
Die ich, König, Euch erhielt?"

„Fort aus allen!"

Don Rodrigo,
Der gedankenvoll erst dastand,
Lächelte, sah ruhig um sich,
Und — bestieg sein Roß Babieça;
Todesstille herrscht im Lager:
Denn der Cid — er ist hinweg!

30.

Ein Geräusch von Waffenrüstung!
Pferdetritt', Galopp, Galoppe!
Zween Zamoraner Ritter
Sind es, von der ersten Bravheit.

Längs dem Ufer des Duero
Reiten sie mit grünen Schilden.;
Füchse reiten sie, die Degen
Sind von braunem scharfem Stahl.

Wohlgewaffnet; auf dem Sattel
Fest und leicht; wie Hasen sprengen
Sie hinauf dort jenen Hügel,
Und im Augenblicke stehn sie
Vor den Kastiljaner Fahnen
Also nah', daß man sich hört.

Einer ist ein alter Ritter,
Arias Gonsalo sein Name,
Weitbekannt. Zwey Gegner sind ihm
Wie ein Haar aus seinem Bart.
Neben ihm der junge Ritter
Ist sein jüngster Sohn; er scheute
Wohl auch nicht den dritten Mann.
Unverzagt, sobald sie hörbar
Reden konnten, rufen sie:

„Sind im königlichen Lager
Zwey der Ritter, die mit zweyen
Zamoranern ihre Lanzen
Brechen wollen, sind wir da,

Sie zu lehren, König Sancho
Sey kein Edelmann, indem er
Seiner Schwester das zu rauben,
Kommt, was ihr der Vater gab."

„Thun dabey Verzicht auf jede
Ritterehr' und Königsladung,
Nie zu sitzen einem Edeln
An der Seite, nie von Frauen
Zu empfangen Lieb' und Gunst;
Thun Verzicht auf dieses Alles,
Wenn mit zweyen Lanzenstößen
Wir den Platz von unsern Gegnern
Nicht geleert. Wenn Zwey sich fürchten
Mögen Drey und Vier und Zwanzig,
Selbst auch mit dem Teufel kommen,
Nur mit Einem nicht — dem Cid."

Als zwey Kastilianer Grafen
Hörten diese kühne Fodrung,
Wie die Löwen brüllten sie:
„Wartet, Ritter, zwey Minuten,
Anzulegen uns die Waffen."

Indeß sie sich also rüsten,
Sprach der alte Zamoraner,
So sprach er zu seinem Sohn:

„Rückwärts sieh Dich um, o Jüngling!
Auf den Mauern, auf den Thürmen
Von Zamora, sehen Frauen
Und Jungfrauen auf uns her.

Nicht auf mich, der alt und grau ist,
Aber auf den jungen Ritter,
Den Mannhaften, schauen sie.
Führest Du Dich wohl, so gäb' ich
Für mein Landgut nicht die Bänder,
Die man Dir verehren wird.
Gegentheiles stürb' ich lieber,
Als die Spötterey'n zu hören,
Die sich rüsten Deinem Ohr."

„Fest im Bügel! Halt die Lanze
Grade vor Dich; auf den Schild!
Halt Dein Roß zum Angriff fertig;
Wer im Kampf den ersten Stoß thut,
Hat das halbe Werk gethan.
Sieh' da kommen sie! Wohlauf dann!
Siegen oder sterben, Sohn!"

Sieg war Ausgang ihres Kampfes.
Allen Damen in Zamora
Hoch zur Freude, wirft der Jüngling
Seinen Feind mit Einem Stoß
Um und um; des Alten Gegner
Flog von seiner starken Lanze
Zehn Schuh weit von seinem Roß.

In die edle Stadt Zamora
Zogen jetzt als Ueberwinder
Ein, der Vater und der Sohn.

31.

Sehr verlegen war Don Sancho
Vor Zamora, sehr verlegen.
Nahen konnten seine Krieger
Nicht der Stadt; doch aus Zamora
Naheten oft seinem Lager
Stolze Ritter, trotzigkühn.

Endlich traten alle Edeln
Kastiljaner vor den König:
Großer König, nimmer werden
Wir Zamora nehmen, nimmer;
Hilft uns Gott nicht, und der Cid.
Euch, o König, ausgenommen,
Wiegen alle wir zusammen
Ihn nicht auf. Er überwiegt."

Also sendete der König
Don Diego von Ordonna,
Aufzusuchen und ins Lager
Rückzuführen, Ihn, den Cid.

Wenn ein Herr auch unrecht zürnet,
Muß ihm der Vasall gehorchen;
Wenn ein König sich entschuldigt,
Muß er ihm treu seyn und hold.

Als Don Sancho von Rodrigo's
Rückkehr hörte, zog er freudig
Ihm entgegen, weit hinan.

Wenn ein König unrecht zürnte,
Muß er sich zur Ehrerstattung
Zwingen mit Erniedrigung.

Kaum ersahe Cid den König,
Sprang er schnell von seinem Pferde:
Um so mehr beschämt es diesen,
Daß Cid sich erniedrigte.

„Bald nun nehmen wir Zamora,“
Sprach der König. „Und ich sage
Nochmals: nehmt Euch vor Zamora,
König, nehmet Euch in Acht.“

Pfeifen, Trommeln, Klarinetten
Künden an dem Kriegeslager
Cids Zurückkehr. Des Don Sancho
Ohren ärgerte der Lufthall,
Doch sein Mund — er sprach kein Wort.

32.

Hüte, hüt' Dich, König Sancho,
Vor Verräthern. Vor Verräthern
Hüte Jeder sich; am meisten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

Aus dem Thore von Zamora
Eilt heran Bellido Dolfos;

Seht, wie Er sein Roß dort spornet!
Seht, er eilt zu Königs Zelt.
„Großer König, Gott beschütze
Eure Waffen," spricht Bellido;
„Gott beschütz' Euch, spricht der König,
Edler Mann, was führt Euch her?"

„Eur Vasall bin ich gebohren,
Hoher König, sprach Bellido.
Unter Euren Fahnen stritt ich,
Unter ihnen blieb mein Herz."

„Als ich dieses in Zamora
Frey bekannte, und Zamora
Rieth an Euch, an Euch, den Herren,
Willig sich zu übergeben,
Droht mir Gonsalo, der alte
Arias drohet mir den Tod.
Da ich drinnen nichts vermochte,
Komm ich Euer Pflichtverbundner
Kastiljaner, hier ins Lager,
Sichern Weges Euch, o König,
Einzuführen in die Stadt.

Einen engen Gang der Mauer
Kenn' ich, eine kleine Oeffnung" —

Als er also im Gespräch war,
Zeigte auf dem nächsten Bollwerk
Sich der edelste der Krieger,
Arias Gonsalo und rief:

„Sey es Euch gesagt, o König,
Euch gesagt, ihr Kastiljaner.

Ein Verräther ist entwichen
Aus der Stadt; er heißt Bellido.
Vier Verrätherey'n beging er,
Wenn er Euch die fünfte zufügt;
Keinem edlen Zamoraner
Rechnets an; ihr seyd gewarnt."

Hüt' dich, hüt' dich, König Sancho,
Vor Verräthern! Vor Verräthern
Hüte Jeder sich; am meisten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

„Glaubet nichts davon, o König,
Sprach Bellido, was der Alte,
Euch Mißtrauen zu erregen,
Dorther von der Mauer ruft;
Wohl weiß er, daß ich die Oeffnung
Und den Gang der Mauer kenne;
Und dann weiß er auch sein Schicksal" —

„Ja, Bellido, sprach der König,
Ich kenn' ihn als einen stolzen,
Einen unbiegsamen Mann.
Ungern küßt' er mir die Hand einst —
Auf! wohlan dann zu der Oeffnung,
Zum geheimen Mauergang." —

„Jetzt, o König, würde Jeder
Uns mit seinen Augen folgen" —

„Wohl dann! so gescheh es später"!
„Und am besten wärs, o König,
Erst die Lage zu besehen,
Ihr und ich, wir gehn allein."

Eh' sie gingen, stellt der König
All sein Heer hin in die Waffen;
Schwören sollten alle Führer
Nichts zu schonen in Zamora,
Keinem Flehn zu geben nach.

Als der Cid so schwören sollte,
Sprach er: meine Männer werden
Wie des Mannes Freunde kämpfen,
Der nichts fürchtet. Allenthalben
Werden sie mich vorwärts sehn,
Aber abgelegt die Waffen,
Schwör ich bey dem Himmel droben,
Gegen die erhabne Schwester
Meines Königes, den Degen
Nie zu zucken! Hört den Schwur."

Einen Wurfspieß in die Rechte
Nahm der König, und sie gingen.
Längs dem Ufer des Duero
Sah man lang' sie vorwärts gehn.
Bis auf Einmal sich Bellido
Hob und mit dem Dolch den König
Zehnmal in den Rücken stieß.
Fallen sah man den Monarchen,
Todtverwundet, doch nicht todt.

Vor Verräthern, vor Verräthern
Hüte Jeder sich; am meisten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

Unbewaffnet, wie er dastand,
Schwang sich auf sein Roß Rodrigo,

Einzu-

Einzuholen den Verräther,
An die Pforte vor Zamora
Sprengt' er, ach! als sich die Pforte
Eben hinter dem Verräther
Schloß. „O zeuge mir's die Erde,
Und der ganze weite Himmel,
Rief er, wie ich mich verwünsche,
Jetzt um Einen Augenblick.
Hätt' ich Sporen, ach ich wäre
Vorgekommen dem Verräther,
Hätt' ihn hier am Thor ergriffen,
Ihm gegeben seinen Lohn!"

Todt verwundet trug den König
Man ins Lager; alle sprachen
Zu ihm; und ein Einz'ger nur
Sprach die Wahrheit, die ihm diente,
Ein bejahrter Rittersmann:
„König, denkt an Eure Seele!
Sonst an nichts mehr auf der Welt."

Sterbend seufzete Don Sancho,
Als der edle Graf von Cabra
Diese Worte zu ihm sprach:
„Ach der Kön'ge hartes Schicksal!
Daß, wenn man sie nicht mehr fürchtet,
Dann nur ihnen Wahrheit spricht."

„Auch zu andern, andern Zeiten
Sagt man ihnen wohl die Wahrheit,
Aber sie; sie hören nicht."

Sprach der Cid; er sprach es leise,
Daß er seines Königs Seele
Scheidend nicht beleidigte."

33.

Sterbend noch die letzten Blicke
Hingekehret gen Zamora,
Liegt der König bleich und todt,
Um den blut'gen Körper stehen
Ringsum seine besten Ritter;
Alle schweigen, tief verstummt.

Traurig, doch mit edler Stimme,
Bricht der Cid das todte Schweigen,
Und geleitete die Seele
Seines Herrn, mitleidig so:

„Unglück- unglücksel'ge Stunde,
Als Ihr wider meinen Willen
Hieher vor Zamora zogt.
König, wer Euch das gerathen,
Scheute weder Gott noch Menschen,
Hieß Euch das Gelübde brechen
Eurer heil'gen Ritterpflicht."

„Jetzt erscheint Ihr vor dem Richter,
Der Euch Die, die Ihr bekrieget,
Ernst als Eure Schwester zeigt,
Die ihr Leben, die ihr Erbtheil,
Das Ihr ihr abdringen wolltet,
Gegen Euch vertheidigte."

„Ihr, das Schrecken aller Eurer
Brüder, Schwestern, Unterthanen,
Was seyd jetzt Ihr? Eine Handvoll
Staubes, die indeß wir ehren,
Ehren woll'n mit aller Macht."

„Krieger, eh der Tag sich endet,
Muß ein Ritter vor Zamora,
Auszufordern alle, wegen
Schändlicher Verrätherey."

Sprach es; doch niemand erhob sich;
Alle, scheint es, alle fürchten
Arias Gonzalo und seiner
Vier berühmten Söhne Muth.
Alle heften ihre Blicke
Auf den Cid, der weiter spricht.

„Krieger, sprach er, meinen Eidschwur
Wisset Ihr, mich nie zu rüsten
Gegen dies Zamora. Doch
Einen Mann will ich Euch nennen,
Als wählt' ich ihn für mich selbst."

Don Diego von Ordonna,
Der dem königlichen Leichnam,
Wie abwesend in Gedanken,
Traurigstumm zu Füßen saß.
Er, der Ritterschaft von Lara
Blühnder Ruhm, erhob die Stimme
Mit unmuth'gem Laute so:

„Hat, sprach er, der Cid geschworen,
Was er wohl nicht schwören sollte:

So entbrech' er sich, uns Einen
Herzunennen, den Er wählt.
Viele Ritter hat Kastiljen,
Wie, den Er uns nennen würde;
Und (doch ohn' ihn zu verachten,)
Ritter, selbst wie Er, der Cid.
Wer die Fodrung gen Zamora
Bringt und sie besteht, bin Ich."

Damit griff er zu den Waffen,
Und hinaus! hin vor die Mauer.
Da, mit aufgehobnen Händen
Und mit fürchterlicher Stimme,
(Seine Augen flammten Feuer,
Zorns und Ehre,) sprach er so:

„Ihr meineidige Verräther,
Niederträchtge Zamoraner,
Memmen! denn das seyd Ihr Alle,
Seit Ihr einer feigen Memme
Einem niedrigen Verräther,
Meuchelmörder meines Königs,
Dem Bellido Zuflucht gabt:
Denn Verräther ist der selber,
Welcher die Verräther schützt."

„Ins Gesicht nenn' ich Euch solche,
Eure Vorfahrn, Euren Abstamm,
Und das Brot, das Ihr genießet,
Und das Wasser, das Ihr trinkt."

„Daß Ihrs seyd, will ich beweisen:
Komme Einer gegen Einen,

Einer nach dem andern fünf;
Diego Ordonno ist mein Name,
Unbescholtnen Bluts, aus Lara;
Und ich werf' Euch Zamoranern
Nicht, weil Ihr ihn nicht verdienet,
Meinen Handschuh hin; ein Pferdhaar
Werf ich Euch hin, statt des Handschuhs,
Gieß' aus dieser Tintenflasche
Schwarze Tint' Euch ins Gesicht."

Arias Gonsalo, der Edle,
Gab herunter von der Mauer
Ihm zur Antwort, kalt und fest:
„Ist es, was du redest, Wahrheit,
Lara, o so wär' ich lieber
Nie gebohren; doch ich nehme
Deine Fodrung an und hoffe
Dir mit Gott es zu beweisen,
Daß Du, ein Verläumder, lügst."

Damit stieg er von der Mauer,
Und versammlend alle edlen
Zamoraner, sprach er so:
„Tapfre Krieger, Zamoraner,
Die das ganze Weltall ehret,
Findet unter Euch sich Einer
In den Schandverrath verflochten,
Nenn' er sich und tret' hervor!
Lieber will in meinem Alter
Ich auf fremder Erde sterben,
Tief versteckt in Dunkelheit;
Als um niederträchtgen Mordes

So entbrech' er sich, uns Einen
Herzunennen, den Er wählt.
Viele Ritter hat Kastiljen,
Wie, den Er uns nennen würde;
Und (doch ohn' ihn zu verachten,)
Ritter, selbst wie Er, der Cid.
Wer die Fodrung gen Zamora
Bringt und sie besteht, bin Ich."

Damit griff er zu den Waffen,
Und hinaus! hin vor die Mauer.
Da, mit aufgehobnen Händen
Und mit fürchterlicher Stimme,
(Seine Augen flammten Feuer,
Zorns und Ehre,) sprach er so:

„Ihr meineidige Verräther,
Niederträchtge Zamoraner,
Memmen! denn das seyd Ihr Alle,
Seit Ihr einer feigen Memme
Einem niedrigen Verräther,
Meuchelmörder meines Königs,
Dem Bellido Zuflucht gabt:
Denn Verräther ist der selber,
Welcher die Verräther schützt."

„Ins Gesicht nenn' ich Euch solche,
Eure Vorfahrn, Euren Abstamm,
Und das Brot, das Ihr geniesset,
Und das Wasser, das Ihr trinkt."

„Daß Ihrs seyd, will ich beweisen:
Komme Einer gegen Einen,

Einer nach dem andern fünf;
Diego Ordonno ist mein Name,
Unbescholtnen Bluts, aus Lara;
Und ich werf' Euch Zamoranern
Nicht, weil Ihr ihn nicht verdienet,
Meinen Handschuh hin; ein Pferdhaar
Werf ich Euch hin, statt des Handschuhs,
Gieß' aus dieser Tintenflasche
Schwarze Tint' Euch ins Gesicht."

Arias Gonsalo, der Edle,
Gab herunter von der Mauer
Ihm zur Antwort, kalt und fest:
„Ist es, was du redest, Wahrheit,
Lara, o so wär' ich lieber
Nie gebohren; doch ich nehme
Deine Fodrung an und hoffe
Dir mit Gott es zu beweisen,
Daß Du, ein Verläumder, lügst."

Damit stieg er von der Mauer,
Und versammlend alle edlen
Zamoraner, sprach er so:
„Tapfre Krieger, Zamoraner,
Die das ganze Weltall ehret,
Findet unter Euch sich Einer
In den Schandverrath verflochten,
Nenn' er sich und tret' hervor!
Lieber will in meinem Alter
Ich auf fremder Erde sterben,
Tief versteckt in Dunkelheit;
Als um niederträchtgen Mordes

Willen, auf geschloßnem Felde,
Ueberwinder seyn im Kampf."

„Feur vom Himmel falle nieder
Und verzehr' uns! riefen alle
Zamoraner, wenn ein Einz'ger
Von uns, auf die mind'ste Weise
Theil hat an der Frevelthat.
Fechten könnet Ihr mit gutem
Redlichen Gewissen, Graf."

34.

Auf die Foderung des edlen
Don Diego Ordonno Lara,
Mehr von ihres Bruders Tode
Als vom Vorwurf auf Zamora
Tief betroffen und verwirrt,
Rief in größter Eil' zusammen
Donna Uraka ihren Rath.

Niederträcht'ge nur verschonet
Feige Niederträchtigkeit;
Auf die edelsten Gemüther
Spritzet sie zuerst ihr Gift.

„Warum zögert denn der Alte?"
(Murmelt in der Rathsversammlung
Der und Jener.) „Nicht aus Kleinmuth;
Zögert er wohl aus geheimem
Mitbewußtseyn des Verraths?"

Niederträchtiger, du lügest!
Murmelnd bleibe die Verläumdung,
Daß er wohl aus Mitbewußtseyn
Zögre, dir in deinem Bart.

In den Saal der Rathsversammlung
Tritt mit allen seinen Söhnen
Majestätisch ein der Graf.
Ganz in schwarze Trauerkreppe
Eingekleidet, als beweinten
Die begrabne Ehre sie.

Vor der königlichen Tochter
Ließ der Greis aufs Knie sich nieder,
Und also sprach er zu Ihr:
„Königstochter, und ihr Edlen,
Helden dieser Rathsversammlung.
Don Diego Ordonno Lara,
(Seinen Namen nur zu nennen,
Ist zum Ritterruhm ihm gnug.)
Statt des Cids ist Er erschienen,
Uns des Mordes an dem Kön'ge
Von Kastiljen laut zu zeihn.
Diese Schmach von uns zu wälzen,
Stell ich mich und meine Söhne.
Nicht mehr ist es Zeit zu sprechen,
Zeit ist es das Schwert zu zücken,
Schon zu lange säumten wir."

In dem Augenblick zerriß er,
Er und seine vier Begleiter

Ihren Trauerschmuck; in blanken
Waffen standen sie gerüstet,
Alle fünf gerüstet da.
Nieder senkten sich die Häupter
Der erst murmelnden Versammlung.
Aus dem Auge der Infantin
Flossen Thränen.

Arias sprach:

„Und nun, edelste Infantin,
Würdigt mich und meine Söhne
Anzunehmen; sie als Kämpfer
Für die Ehre von Zamora,
Mich den Greis als ihren Rath.
Ihren Mangel an Erfahrung,
Heb' und stütze Eure Gnade;
Deß zum Zeichen reichet ihnen
Eure königliche Hand.
Eine leichte Gunst wie diese,
Ist der Sporn für edle Krieger;
Für gemeine ists der Sold."

Huldreich reichte die Infantin
Den vier jungen, edlen Kriegern
Ihre königliche Hand.
Feuer drang in ihre Adern,
Stärke drang in ihre Glieder —
Auf brach die Versammelung.

35.

Und mit Thränen in den Augen,
Unaussprechlich rührend flehte
Die Infantin Donna Uraka,
Den ungleichen Kampf zu meiden,
An, den väterlichen Greis.
„Trätet Ihr dem Cid entgegen,
Sprach sie, ach! der edle Cid
Wüßte sein und unsre Ehre,
Beyde rettend zu verbinden;
Aber Lara, unversöhnlich
Dürstet er nach unserm Blut.
Und Ihr, in so hohen Jahren,
Nach so viel bestandnen Kämpfen
Wollt Ihr Eurer mich berauben,
Edler Greis. O so bedenkt,
Was Ihr meinem Vater schwuret,
Nie, mich zu verlassen, nie!"

Ach hätt es gewollt der Himmel,
Daß der Cid —

„Wie dann Infantin?

„Daß der Cid"

Vom Undankbaren.
Freylich sprechen wir zu viel.
Doch versprecht mir —

„Was versprechen?"

Wenigstens zuletzt zu kämpfen —

„Ich zuletzt? Wie dann, Infantin,
Habe nicht Ich auf der Mauer
Ich den Schimpf empfangen, Ich?"

Unbiegsamer, lasset Eure
Jungen Söhne vor Euch streiten —

„Wenn sie fallen, denkt Infantin,
So verlieret Ihr mit Ihnen
Ihrer Dienste sechzig Jahr" —

Und wenn Ihr fallt? —

„Eine Stunde
Oder zwey von meinem Leben,
Die verlier' ich und nicht mehr.
Und mein Tod, wenn er dem Kampfe
Meiner Söhne kühn vorangeht,
Ihnen schaffet er den Sieg."

Alle Damen, alle Krieger,
Arias Söhne selbst, vor allen
Donna Uraka, alle flehen
An, den väterlichen Greis,

Zuzuschauen erst dem Kampfe —
Er, gezwungen von den Bitten,
Nicht im mindsten überzeuget,
Wirft, ohn' einig Wort zu sagen,
Wirft die Waffen weg, im Zorn.

36.

Nah der Mauer von Zamora
War zum grausen Todeskampfe
Zubereitet schon der Platz.
Schon durchritt ihn Don Diego,
Mit der Stärke des Alciden,
Seine jungen Feind' erwartend.

Schweigt unglückliche Trompeten,
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bey eurem Hall!

Wer den väterlichen Segen
Erst empfing; es war Don Pedro,
Er, der Brüder Aeltester.
Als er vor Diego's Antlitz
Kam, begrüßt' er ihn bescheiden,
Als den ältern Kriegesmann:

„Möge Gott Euch vor Verräthern
Schützend, Eure Waffen segnen,
Don Diego. Ich erschein' hier
Von dem Schimpfe des Verrathes
Mein Zamora zu befreyn" —

„Schweig! erwiedert Don Diego,
Denn Verräther seyd ihr alle!"
Und so trennen beyde sich,
Raum zu nehmen; beyde rennen
Mächtig los; es sprühen Funken —

Ach, das Haupt des jungen Kriegers
Trifft Diego; er zerspaltet
Seinen Helm, durchbohrt sein Hirn —
Pedro Arias stürzt vom Rosse
In den Staub hin.

Don Diego
Hebt den Degen und die Stimme
Fürchterlich hin gen Zamora.
„Sendet einen andern, rief er,
Dieser liegt." Es kam der Andre,
Kam der Dritte, der auch fiel.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bey eurem Hall.

Thränen flossen, stille Thränen,
Auf des guten Greises Wangen,
Als er seinen jüngsten Sohn,
Seines Lebens letzte Hoffnung,
Waffnete zum Todeskampf.

„Auf, sprach er, mein Sohn Fernando,
Mehr als Du an meiner Seite
Noch im letzten Kampf geleistet,
Mehr verlang' ich nicht von Dir.
Eh Du in die Schranken eintrittst,
So umarm' erst Deine Brüder,
Und dann blick' auf mich zurück —

„Weint Ihr, Vater?"

„Sohn, ich weine!
So weint' über mich mein Vater
Einst, beleidiget vom König
Zu Toledo — Seine Thränen
Gaben mir des Löwen Stärke,
Und ich bracht' ihm, welche Freude!
Seines stolzen Feindes Haupt."

Mittag war es, als der letzte
Sohn des Grafen Arias,
Don Fernando, auf den Platz trat;
Dem Besieger seiner Brüder,
Seinem stolzen Blick begegnet
Er mit Ruh' und Festigkeit.

Dieser spielend mit dem jungen
Krieger, nahm den ersten Streich auf,
Auf die Brust; er war nicht tödtlich.
Aber bald lag mit den Trümmern
Ihrer Rüstungen der Kampfplatz
Ueberdeckt. Gebrochen lagen
Schon die Schranken; beyde Rosse
Keichen, durch und durch im Schweiß.

Als man ihnen Morgensterne,
Kolben brachte, deren Eisen
Blitzt in ihrer beyder Hand.
Und der erste Schlag des Eisens
In der stärkern Hand Ordonno's
Traf — des edlen Jünglings Haupt.

Todtverwundet, (seinem Rosse
Griff er um den Hals und hält sich

An der Mähn' ihm;) Hölleneifer
Gibt zum letzten Streich ihm Kraft.
Diesen Streich, er thut ihn tapfer;
Aber weil das Blut des Hauptes
Sein Gesicht bedeckt, so trifft er,
Ach, die Zügel nur des Rosses,
Sie durchhau'nd. Es bäumt das Roß sich,
Wirft den Reiter aus den Schranken —
Sieg! schrien alle Zamoraner;
Das Gericht des Kampfes schwieg.

Arias Gonsalo, zum Kampfplatz
Eilend, fand den Kampfplatz leer;
Sah den jüngsten Sohn verblühen,
Ihn verblühn wie eine Rose,
Eh sie sich entfaltete.

Schweigt, unglückliche Trommeten,
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bey eurem Hall.

III.

Der Cid

unter

Alfonso, dem Sechsten, dem Tapfern.

37.

„Fliegt, getreue Boten, fliegt,
Zu Alfonso, meinem Bruder!
(Sprach Uraka). Er vergisset
Seines Glückes in Toledo,
Da sein Glück ihn nicht vergißt."

„Sagt ihm, daß der Feind nicht mehr ist,
Daß sein Bruder, Don Garzia,
Aus dem Kerker in das Grabmahl
Seiner Ahnen wanderte.
Sagt ihm, daß die Kastiljaner,
Die Asturier, die Leoner,
Ihn erwarten, ihren König,
Wie die Schwester ihren Bruder;
Sagt es ihm und flieget schnell."

„Was zu thun?" sprach Don Alfonso;
„Ali-Maimon, dieser gute
Saracene, that mir Guts.
Was dem Flüchtling man erzeiget,
Thut man das auch einem König?
Ob mein neuer Stand dem Mauren
Wohlgefalle, weiß der Himmel?
Eines, weiß ich, ist mir nöthig,
Mit Vorsicht geheime Flucht."

„In der Rundung dieser Mauern
Ist ein Ort," sprach der Gesandte,
„Niedersteigen wir zu Nacht.
Auf rückwärts beschlagnen Pferden
Eilen sicher wir davon."

Angekommen in Zamora,
Zog Alfonso dann nach Burgos,
Und die Reichsversammlung sprach:
„Erbe seyd Ihr aller Thronen
Unsers großen Don Fernando;
Niemand streitet sie Euch jetzt.
Aber, ohn' Euch zu mißfallen,
Fodern wir von Euch den Eidschwur,
An dem Morde des Don Sancho
Theilgenommen nie zu haben,
Mittel= und unmittelbar.
Solchen Eidschwur uns zu leisten
Förmlich, wie es uns gefällt,
Und bekräft'gen ihn zu lassen
Von zwölf Eurer Edelsten."

„Dieser Wunsch sey Euch gewähret,"
Sprach Alfonso; „morgen schwör' ich,
In der Kirche der Gadea,
Vor dem heiligen Altar.
Heut begehr' ich nur zu wissen,
Wer von Euch mir diesen Eidschwur
Abzunehmen dann gedenkt?"

„Ich," sprach Cid. —

„Ihr, Don Rodrigo?
Denket Ihr daran, daß morgen
Ihr ein Unterthan mir seyd?"

„Noch nicht! Daran werd' ich denken,
Herr, wenn Ihr mein König seyd."

38.

Vorm Altare der Gadea,
Knieend, seine Hand geleget
Auf das Evangelium,
Und ein Eisenschloß und eine
Leimruth; so, das Haupt entblößt,
So erwartet Don Alfonso
Seinen Eidschwur von dem Cid.

Fürchterlich war dieser Eidschwur;
Schrecklich wars, ihn anzuhören,
Grausenvoll dem, der ihn that:

„Feig' ermordet müss' ich werden
Von dem Niedrigsten der Menschen,
Wie Don Sancho von Bellidos
Mein Gedächtniß sey entehrt.
Ausgerissen aus der linken
Seite soll das Herz mir werden,
Und verschlucken müss' ich es;
Wenn ich nicht die Wahrheit sage,
Daß am Morde meines Bruders
Ich durch Wollen, Rath und Wissen
Habe nicht den kleinsten Theil."
„Sprechet Amen," rief der Cid.

Und also zu dreyenmalen
Wiederholte Don Alfonso,
Den ihm vorgesagten Eidschwur;
„Sprechet Amen," rief der Cid.

Unverwandt, mit Feuerblicken,
Flammend von des Zornes Flamme,
Sah, als er den Eid ablegte,
Sah Alfonso an den Cid.

39.

„Künftig rath' ich Euch mehr Vorsicht,
(Euch betrifft jetzt meine Rede,
Don Rodrigo von Vivar!)
Zittert über jenen Eidschwur,
Den mit Schimpf Ihr von mir nahmt.
Jenes Schloß und jene Leimruth',
Zeugen meines Schwures, waren
Zeugen meiner tiefen Schmach.
Künftig rath' ich Euch zu wissen,
Daß ich Euer König bin."

„Seyd Ihr tapfer; wohl, so zeiget
Euch auch ohne Leidenschaften.
Unterwürfigkeit gebühret
Dem Vasallen auch im Recht.
Zeiget Ihr im Felde Kühnheit,
Kopf und Herz; so zeigt am Hofe
Höfliche Bescheidenheit.

Mit den Worten nimmt die Zunge
Weg die Hälfte des Verdienstes,
Das der Arm sich kühn erwarb."

„Viel zu viel habt Ihr gesprochen,
Viel zu viel Euch angemaßet;
Doch — Ihr dientet meinem Vater;
Sonst — Und dann, was sagt der Eid?

„Durch die Hand des schlechtsten Menschen
Sterben? Nur des schlechtsten Menschen —
Nie die Hand des Edelmanns
Waget an den König sich."

„Kurz, des Unbenehmens halber,
Und Bescheidenheit zu lernen,
Weis' ich Euch aus meinen Landen,
Don Rodrigo, auf Ein Jahr."

„Und ich nehme vier der Jahre,"
Sprach der Cid, „um so viel lieber,
Da vom Hofe die Entfernung
Mir der König selbst gebeut."

Ohne ihm die Hand zu küssen,
Gieng Rodrigo von Alfonso;
Seine dreymalhundert Männer
Mit gespitzten scharfen Lanzen,
Mit Wolfsrachen auf den Schilden,
Alle zogen sie mit ihm.

40.

Um zehn Uhr am frühen Morgen
Putzt Ximene ihre Töchter,
Donna Sol und Donna Elvira;
Schön're Kinder sah man nie.

Schmückte sie mit art'gem Kopfputz,
Und mit feinen Linnenkleidchen,
Uebersä't mit seidnen Blumen,
Die Ximene selbst gestickt.

Ließ dann ihre edlen Knappen
Anziehn ihren reichsten Anzug:
Denn die Liverey der Diener
Zeigt des Herrn Reichthum und Stand.

So geputzet schickt Ximene
Ihre Kinder der Infantin,
Die zu sehen sie begehret.
Sie selbst gieng nicht mit den Kindern;
Denn des Cids Gemahlin hält sich
Nach der Vorschrift des Gemahls.

Seinen Rang beliebt zu machen
Bey Geringeren; bey Höhern
Ihn behaupten, war sein Wort.

Auch die wildsten Herzen rühret
Schon der Anblick dieser Kinder,
Und erfreut den Schauenden.

Thränen fließen der Infantin,
Wenn die Kleinen ihr zulächeln.
Man weiß nicht, ob sie sie hasse,
Oder liebe? Wie im Unmuth
Stößt sie sie zurück und zieht sie
Liebender zu sich heran.

Fast verschlingt sie sie mit Küssen,
Und wenn sie sie still betrachtet,
Steigen Seufzer ihr empor;
Nennt sie bald die schönsten Kinder,
Die die Erde sah; und findet
Dann in ihren Zügen Etwas
Das das Bild des Vaters stört.

Dann verändert ihren Putz sie,
Als ob er durch ihre Hände
Schöner würde; o wie Manches
Gieng im Herzen der Infantin,
Ihr selbst unbemerket, vor.

„Wem gehören diese Kinder?"
Fragt Alfonso. „Einem Krieger,
Der verbannt ist, den die ganze
Christenheit mit Wunsch zurückruft,
Und die Maurenwelt mit Wünschen
Von sich treibet. Das Gerücht geht,
Daß der Cid in allen Städten
Furcht verbreite. Seht die Kleinen,
Seht die Liebenswürd'gen, Bruder;
Die sind nicht so fürchterlich."

„Kinder," sprach Alfonso lächelnd,
„Bittet was von mir. Was wünscht Ihr?"

„Euer Wohlseyn, großer König,
Wünschen wir," antworten beyde. —
„Hört Ihr," sprach des Königs Schwester,
„Was sie wünschen? Ihren Vater
Bitten sie zurück."

„Das hör' ich,"
Sprach der König, „daß Uraka
Den Verbannten noch ein wenig
Lieb hat." „Nein, ich schwör' Euch, Bruder,
Daß ich ihn von Herzen hasse."
„Nehmt in Acht Euch," sprach Alfonso,
„Daß Ihr nicht aus lauter Hasse
Ihn bis zur Anbetung liebt."

41.

Eines Sonntags in der Kirche
Des San Petro de Cordonna
Nach der Messe, sprach Alfonso
Mit dem Cid Campeador.

Neue Plane der Erobrung
In den Ländern, einst verloren
Durch des Gothenkönigs Schuld,
Den die Liebe scharf anklaget,
Und doch auch die Lieb' entschuldigt —
Neue Plane der Erobrung
Legt Alfonso seinem Feldherrn
Vor, der dann mit stillem Ernst
So antwortet:

„Zu erobern
König, ist wohl nicht das Hauptwerk;
Das Eroberte erhalten,
Dieses ist das Schwerere.
Ihr seyd neu auf Eurem Throne,
Traget noch ein junges Zepter,
Euer Reich Euch zu versichern,
König, sey jetzt Euer Werk.
Nichts gefährlicher war öfters
Fürsten, als Abwesenheit.

Statt des Königes erwiedert
Abt Bermudo: „Seyd des Feldziehns,
Edler Cid, Ihr etwa müde,
Daß Ihr jetzt so friedlich denkt?
Oder gab Euch die Gemahlin
Solche Lehren; wohl, so gehet
Mehr zu lernen, nach Bivar.
Spanien hat zu edlen Kriegen
Mehr Feldherren, als den Cid.

Cid sprach: „Bruder, Eure Kutte
Steht Euch schief.“ „Die Kutte, Feldherr,
Weiß ich in dem Chor zu tragen,
Wie im Feld einst die Standarte.
Hab' ich Könige der Mauren
Nicht besiegt, so hab' ich Söhne,
Die gar wohl für mich es können;
Auch bin ich, ein Pferd zu spornen,
Manns genug.“

„Wohin zu spornen?
(Sprach der Cid) Etwa zur Flucht?“

„Fast auch glaub' ich," sprach der König,
Unterbrechend diese Reden,
„Daß nicht Furcht zwar, aber Liebe
Euch so friedlich denken macht" —

„Weder Eines noch das Andre,
Mein Monarch! kein ander Weibsbild
Sah man je an meiner Seite
Als die Tizonada *) hier."

„Cid, Ihr duldet an Euch Fehler,
Die auch Steinen Stimme gäben,
Möchtet Ihr nicht selbst die Kirche
Hier zum blut'gen Felde machen,
Und — um welche Kleinigkeit!"

„Herr!" antwortete der edle
Feldherr, „mir ist's unerträglich,
Daß ein Mann, der in den Kleidern
Wohl Oelflecken, aber keines
Tropfen Bluts Blutflecken hat,
Daß der Mann vom Feldziehn sprechen,
Und dem König' und dem Feldherrn
Unverschämt einsprechen darf.
Seine Stell' ist vor dem Chorpult,
Seine Pflicht, für die zu beten,
Die im Felde Streiche thun."

---

*) Cids Degen.

Besser wär' es Dir gewesen,
Edler Cid, Du hättest allen
Saracenen Hohn gesprochen,
Als der Kutte dieses Abts.

---

42. *).

„Wenn Ihr, um Euch hoch zu heben,
Meines Armes zu bedienen,
Wisset, Ritter von Bivar,
So erwartet Ihr vergeblich
Künftighin auf diesem Wege
Euren Gang zum Firmament."

„Fürchterlich ist Euer Gradsinn;
Auf den Knien vor mir zu bleiben,
Ziemet Stolzen, wie Ihr seyd.
Vor mir Euer Haupt zu blößen —
Dessen Stolz sich gnug entblößte,
Sammt der hassenswerthen Ursach'
Eures so gestiegnen Ruhms."

„Welches edle Unternehmen
Hielt Euch, seit dem letzten Winter,
Meinem Hofe so entfernt?
Warum tragt Ihr, da zum Hofmann

*) Der König spricht.

Edel Ihr geboren würdet,
Warum tragt Ihr Bart und Haare
Wie ein Wüsten-Eremit?
Mir antworten auf die Frage
Werdet Ihr wohl nicht, das weiß ich;
Doch ich weiß auch, Heucheleyen
Giebt es von verschiedner Art."

„Und ob Ihr mir sagen wolltet,
Daß dem Feldherrn, sich zu putzen,
Weder Zeit noch Lust gebeut;
So geruht mir auch zu sagen,
Warum Ihr denn meine Plane,
Sie enthüllend, scheitern machtet,
Ihr wißt es, zu Alcala?"

„Feinde, werdet Ihr mir sagen,
Hab' ich; ja! so sagt der Beste,
Und wohl auch der Schlechteste.
Feinde, das darf ich Euch sagen,
Feinde habt Ihr allenthalben;
Keinen Freund. Und ohne Freunde
Ist der Redlichste auf Erden
Wohl auch der Unnützeste."

„An den Grenzen meines Reiches
(Sagt man) fürchten Euch die Mauren,
Andre lieben Euch, und Alle
Ehren Euch, als einen Gott.
Wohl! prägt Ihnen ferner Achtung
Ein, für Euch, auch mir entgegen.

Einer, dessen Freund Ihr nicht seyd,
Ali-Maimon in Toledo,
Bleibt mein Bundgenoß und Freund."

„Nach dem unglückselgen Tode
Meines Bruders küßten Alle
Mir die Hand; Ihr nicht, der Cid.
Ihr dagegen ließet schwören
Und verhöhntet mich, den König,
Mit dem Eidschwur auf die Bibel,
Und die Leimruth' und das Schloß.
Stolz betruget Ihr Euch damals,
Und um diesen Stolz zu beugen,
Sag' ich Euch, was damals Viele,
Viele sagten:" „Den Verräther,
„Den Bellido, hätte freylich
„Cid erfassen, tödten können,
„Als ein Mann von Ehr' auch sollen;
„Zeit hatt' er genug dazu.
„Doch er that es nicht: denn immer
„Thut der Cid nur, was er — will."

Keiner, der mit angehörte,
Mann und Weib, es dachte keiner,
Daß an meines Bruders Tode
Theil ich hätte; nur der Cid.
Seinen Tod sandt' ihm der Himmel,
(Sagten alle) Ungehorsams
Wegen gegen seinen Vater;
Nur der Cid argwohnete.

„Dessen-dann und anderswegen
Bann' ich Euch zum zweytenmale

Fern aus allen meinen Reichen,
Und bemächtige mich Eurer
Güter; wem anheim sie fallen,
Dies entscheide mein Gericht.
Auch verbiet' ich Euch, auf Alles,
Was ich Euch gesagt, die Antwort.

Also sprach, von schlechten Menschen
Angereget, Don Alfonso;
So sprach er zum Ruhm und Spiegel
Aller Tapferkeit, zu Cid.

---

43 *).

„Euch antworten muß ich, König,
Denn ich hab' Euch zu antworten,
Und ich kenne, wer die Antwort
Mir verbieten darf, nur Einen,
Und der Ein' ist nicht auf Erden,
Gott! — Kein Braver darf sich fürchten;
Aber Unschuld geht zu Grunde,
Durch unzeitig Schweigen, Herr."

„Hätten, Ehre zu zerstören,
Worte Macht; so wär es besser,
Einen Dolch auf mich zu zücken,
Als zu reden, wie Ihr spracht.

---

*) Cid antwortet.

Aber das Gesetz entehret;
Nicht der König. Ihr vermöget
Mich so wenig zu entehren,
König, als der schlechtste Mann."

„Ich auf Knieen vor Euch liegen?
Als ein Sklav? — Und mich zu heben?
Eures Arms bedarf ich nicht;
Keines Menschen Arms, als dieses,
Und der ist der Meinige."

„Laßt sich Die vor Euch bedecken,
Die Euch schmeicheln. Sie thun wohl.
Ich auch werde mich bedecken,
Ich, der nie Euch schmeichelte."

„Daß ich nicht bey Hof erschienen,
Und was ich beym Friedensbündniß
Für Euch that zu Alcala;
Hiervon schweig' ich. Wer die Gutthat
Nicht empfand, die ihn verbindet,
Dem wird sie umsonst erklärt.
Des Wohlthäters Rede löschte,
Gleich dem Schwamm, die Wohlthat aus."

„Es erfreu' Euch, Don Alfonso,
Daß den Cid die Mauren achten;
Wenn sie ihn nicht mehr verehren,
Fürchten sie Euch schwerlich mehr."

„Euer gutes Herz, o König,
Bring' Euch lieber in Gedanken,
Was ich Guts für Euch gethan.

Hätt' ich Euch, o König, wollen
Mit dem Flecken der Verachtung
Vor mir sehen auf dem Thron,
Wahrlich ich hätt' Eure Ehre
Durch den Schwur nicht hergestellt."

„Wer mir von Bellido redet,
Kann mich wahrlich tief betrüben,
Aber nicht beleidigen;
Freylich hätt' ich ihn ergriffen,
Fehleten mir nicht die Sporen —
Ach in solchen Fällen seufzet
Jedes edle brave Herz;
Indem es den Fehl gestehet,
Fühlt es schmerzlicher die Schuld."

„Endlich, da ich mein Vermögen,
König, Eurem Dienst geopfert,
Da ich, was durch meine Waffen
Ich erworben, Euch verehret,
Was wollt Ihr mir nehmen, Herr?
Weder Ihr, noch Eure Räthe,
Können finden, wo nichts ist."

„Aber von nun an, o König,
Von nun an will ich erwerben,
Ich für mich und nicht für Euch.
Nicht, weil Ihrs befahlet, König,
Frey entfern' ich mich, beleidigt,
Weil Ihr also zu mir spracht.
Ehrenlos, wer von dem König
Solche Reden duldete."

„Sey mit Euch des Himmels Jungfrau,
Eure Waffen zu beglücken,
Daß Ihr nie vermißt, o König,
Einen Degen, der Euch fehlt."

Also sprach der Cid zum König;
Dieß sind seine ächten Worte,
Eh' er in die Bannung zog.

---

44 *).

„Undankbar-grausamer König,
Undankbarer Don Alfonso,
(Also rief in ihrem Schlosse,
Rief Ximene zu Bivar.)
Mir gehörts, Dich anzuklagen:
Denn allein der Weiber Herzen
Geben der Empfindung Laut."

Unglück, Unglück Dir, o König,
Daß Du meinen Cid beleidigt.
Zwar mit Worten nur; du durftest
Es nicht anders; mit dem Degen
Mit ihm redet mein Gemahl.
Müßig wär' er in der Scheide

*) Ximene spricht.

Nicht geblieben, wärst, o König,
Wärest Du ein Edelmann.

Du verbannst ihn — welche Einfalt!
Ueberall in der Verbannung
Schafft sich Cid ein Vaterland.
Lässest beißen ihn vom Neide;
Der zerbeißt an ihm die Zähne:
Mein Cid ist bedeckt mit Stahl.
Lässest ziehn ihn mit dem Degen;
Wohl, Du wirst zurück ihn wünschen,
Wünschen in der ersten Schlacht.
Eher schätzet man das Gute
Nicht, als bis man es verlohr.

Was denkst du, daß ihn gereue?
Reut ihn etwas, o so ist es,
Feinde sich gemacht zu haben
Um Freundschaft der Könige;
Ihrer Ohnmacht aufzuhelfen,
Furchtbar sich gemacht zu haben;
Deine Staaten zu vergrößern,
That er Alles, was er that.
Ohn' ihn wären Deine Reiche
Nur Asturiens Felsen noch.

Und wie hat er Dir gedienet?
Hätt' er es gethan, wie jene
Hofeskrieger, die Dir schmeicheln,
Dich erheben, Dich belügen,
Jetzt noch wär' er Dir gar theuer,
Seine Dienste wohlbelohnt.

Sahst Du ihn dagegen aber
Lieber geben, als empfangen —
Undankbare Fürsten drücket,
Drückt und dränget nichts so schrecklich,
Als großmüthger Unterthanen
Edelmuth — auch gegen sie.
Geht dann, gehet, Don Alfonso,
Euer Bann sey denen Strafe,
Die an Hofe, Müßiggänger,
Fürchterlich sind — nicht den Mauren,
Aber manchem edeln Mann,
Dessen Weib sie seitwärts locken,
Locken, wie die jungen Hirsche,
Wenn der Mann für Lieb' und Ehre
Kämpfet und zu Felde liegt.

Unglück, Unglück Dir, o König!
Gunst und Wahrheit waren Einmal
Nur beysammen in der Welt.
Du, Du gehst umringt von Hunden,
Hunden, die Dir heute schmeicheln,
Morgen bey dem ersten Fehltritt
Dich anfallen, Dich zerreißen.
So umgeben ist ein König,
Der, von Günstlingen verblendet,
Seiner Seele Blick verlohr."

Also sprach' in ihrem Zorne
Cids Gemahlin, nie ablassend
So zu reden, als wenn Thränen
Hemmten ihrer Klage Ton.

45.

Als der gute Cid, der Feldherr,
Dessen Leben Gott bewahre,
Gott mit aller seiner Macht;
Als er ab nun reisen wollte,
Mit Ximenen und den Töchtern,
Mit dem Hofe seiner Edeln,
Fand er alle seine Güter
In den Kriegen aufgezehrt;
Fand er keinen Maravedi,
Zu bestreiten seinen Zug.

Jene prächtgen Hyacinthen,
Die die Könige der Mauren
Einst verehrt dem grossen Cid,
Legt anitzt Donna Ximene
In die Hände des Gemahles,
Zum Versatze, zum Verkauf.

Donna Sol und Donna Elvira,
Die zwey liebenswürdgen Kleinen,
Als den Schmuck sie glänzen sahn,
Und von dem Verkaufe hörten,
Bitter flossen ihre Thränen,
Seufzer stiegen aus dem Herzen
Der unschuldgen Kleinen auf.
„Ach, die schönen Prachtjuwelen,
Zum Versatze, zum Verkauf!“

„Gleichen, sprach der Cid, die Kinder,
Die um das, was glänzt, nur seufzen,
Gleichen sie nicht Königen?
Weiber, Könige und Kinder,
Eben ihrer Schwachheit wegen
Werden sie uns achtenswerth:
Denn der Schwachheit nachzugeben,
Ist des Starken Pflicht; Ximene,
Geben wir den Kleinen nach.“

„Und behalten die Juwelen,“
Riefen froh die kleinen Mädchen;
Die des Vaters Bart sonst scheuten,
Ihn zu küssen, klimmen an ihn,
Küssen ihn mit Herzenslust.

Kommen ließ der Cid zwey Juden,
Neben sich an Tafel sitzen
Mit viel Ceremonien;
Will von ihnen tausend Goldstück'
Auf die Sicherheit von zweyen
Großen Kasten, angefüllet
Mit all seinem Silberwerk.
Jedoch unter der Bedingung,
Nicht vor Jahresfrist die Kasten
Zu eröffnen, und nur dann erst
Sich zu halten an den Inhalt,
Wenn er sie nicht ausgelöst.

Mehr gesichert durch den edlen
Namen Cids, als durch die Kasten,

Zahlten ihm die zwey Beschnittnen
Tausend Goldstück'; gingen beyde
Die Bedingung ein; doch nahmen
Sie mit sich die schweren Kasten,
Die der Cid (so wollt'-es jetzo
Seine Noth) mit Sand gefüllt.

That dem Herzen Cids das wehe?
Nicht im mindsten. Herzhaft that ers,
Voll Vertrauen auf sein Glück.
Auf, Ximene! Jetzt zur Kirche!
Weihn wir jetzt zur Hülfe Gottes
Meine Waffen, mein Panier!

46.

Laut von Priestern und von Kriegern,
Ward die Messe Cids gesungen,
Und das heilige Geheimniß
Mit Trommeten laut begrüßt;
Zimbeln klangen, Pauken schallten,
Daß die heiligen Gewölbe
Bebten; aller Krieger Herzen,
Der dreyhundert Unverzaagten,
Füllt ein neuer Heldenmuth
Zu dem Kampf entgegen Mauren,
Mauren in Valencia.

Als geweihet war die Fahne,
Nahm der Cid sie in die Hand.

Also sprach er: „arme Fahne
Eines armen und verbannten
Kastilianers, nach dem Segen,
Den auf dich der Himmel legte,
Mangelt dir nur Spaniens Achtung;
Und die sag' ich dir vorher."

Hiermit rollt' er auf die Fahne,
Hebt sie schwingend in die Lüfte:
„Sieg und Ruhm wird dich begleiten,
Fahne, bis vielleicht du fliegest
Neben Königes Panier.
Don Alfonso, Don Alfonso,
Unter der Sirenen Sange
Schlummerst Du; Dir drohet Unglück,
Wenn Du, wenn Du nicht erwachst."

„Krieger, sprach er, ists nicht also?
Wir sind aufgeweckt. Entehret
Wären wir, die etwas werth sind,
Dort, wo Keiner etwas taugt.
Achtung und Verdienst, sie haben
Nur an ihrer Stelle werth."

„Eingewiegt von den Sirenen
Schlummert dort der tapfre König;
Nutzen wir den tiefen Schlummer,
Die Boshaften zu erschrecken,
Nicht am Hofe, sondern fern.
Fürchterlicher ist den Bösen
Nichts, als derer, die sie hassen,
Fern erworbner, schöner Ruhm.

Zahlten ihm die zwey Beschnittnen
Tausend Goldstück'; gingen beyde
Die Bedingung ein; doch nahmen
Sie mit sich die schweren Kasten,
Die der Cid (so wollt'-es jetzo
Seine Noth) mit Sand gefüllt.

That dem Herzen Cids das wehe?
Nicht im mindsten. Herzhaft that ers,
Voll Vertrauen auf sein Glück.
Auf, Ximene! Jetzt zur Kirche!
Weihn wir jetzt zur Hülfe Gottes
Meine Waffen, mein Panier!

46.

Laut von Priestern und von Kriegern,
Ward die Messe Cids gesungen,
Und das heilige Geheimniß
Mit Trommeten laut begrüßt;
Zimbeln klangen, Pauken schallten,
Daß die heiligen Gewölbe
Bebten; aller Krieger Herzen,
Der dreyhundert Unverzaaten,
Füllt ein neuer Heldenmuth
Zu dem Kampf entgegen Mauren,
Mauren in Valencia.

Als geweihet war die Fahne,
Nahm der Cid sie in die Hand.

Also sprach er: „arme Fahne
Eines armen und verbannten
Kastiljaners, nach dem Segen,
Den auf dich der Himmel legte,
Mangelt dir nur Spaniens Achtung;
Und die sag' ich dir vorher."

Hiermit rollt' er auf die Fahne,
Hebt sie schwingend in die Lüfte:
„Sieg und Ruhm wird dich begleiten,
Fahne, bis vielleicht du fliegest
Neben Königes Panier.
Don Alfonso, Don Alfonso,
Unter der Sirenen Sange
Schlummerst Du; Dir drohet Unglück,
Wenn Du, wenn Du nicht erwachst."

„Krieger, sprach er, ists nicht also?
Wir sind aufgeweckt. Entehret
Wären wir, die etwas werth sind,
Dort, wo Keiner etwas taugt.
Achtung und Verdienst, sie haben
Nur an ihrer Stelle werth."

„Eingewiegt von den Sirenen
Schlummert dort der tapfre König;
Nutzen wir den tiefen Schlummer,
Die Boshaften zu erschrecken,
Nicht am Hofe, sondern fern.
Fürchterlicher ist den Bösen
Nichts, als derer, die sie hassen,
Fern erworbner, schöner Ruhm.

Tausend edle Herzen seufzen
Ingeheim, verfolgt von Bösen;
Glücklich, wenn, sie zu enthüllen,
Vor dem Angesicht des Weltalls
Sich, wie uns, der Anlaß beut."

"Edle Fahne, in den Lüften
Flattre stolz, die Zuflucht Aller,
Die das Laster seufzen macht."

Nieder senkt er jetzt die Fahne:
"Tapfre Krieger, meine Freunde,
Rache des Vasallen gegen
Seinen angebohrnen Herrn,
Auch gerecht, erscheint sie immer
Nur als Aufruhr und Verrath.
Die Beleidigung verschmerzen,
Ist das Merkmal höh'rer Seelen,
Ob sie sie gleich tief gefühlt.
Gält' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht; ich folgte
Ihnen nach zum Firmament."

"Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heilger Wohnung,
Hier blas' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtniß meiner Schmach.
Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich athmend hin den Winden.
Einzig trag' ich meine Waffen,

Die ich für mich selbst anlegte,
Einzig trag ich für Kastiljen
Sie und für die Christenheit.
Hab' ich Stärke gnug, so pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und was dort ich dann erwerbe,
Heiße Neu-Kastilien."

„Unterdeß für jetzt, ihr Freunde,
Da uns eine Herberg' fehlet,
Ist uns baldigst die Erobrung
Eines kleinen Schlosses Noth.
Wer auf mehr als Ehre wartet,
Der verlasse mein Panier."

Hiemit hob er auf die Fahne:
„Edle Fahne, schwinge, schwinge
Dich entfaltend durch die Lüfte.
Klarinetten und Trommeten
Tönt! Ihr Trommeln und ihr Pauken!
Euer Sammtgehall erschrecke
Nur die Schwachen und die Bösen
Und der falschen Heuchler Zunft."

47.

Kön'ge wollen ihre Diener
Nur an ihrem Platze sehen;
Den Erhabneren darüber,
Drücken sie, wie Buhlerinnen
Den verächtlich-stolz behandeln,
Der sich, ihnen zu gefallen,
Nicht verächtlich machen ließ;
Oder wie die großen Götter,
Deren hoher Zorn im Donner
Nur das Binsenrohr verschont.

Als des Cids ruhmreichen Abzug
Don Alfonso's Ohr vernahm,
Sprach, in Mitte seines Hofes,
Sprach er also: „Weggewandt
Hat sich heut von unsern Fahnen,
Wohl der tapferste der Ritter,
Der je Maurisch Blut vergoß!"

„Schien zuweilen seine Freyheit
Schrankenlos und nah der Kühnheit,
Ihm vielleicht war diese Freyheit
Zu erlauben; seiner Treue,
Seiner alten Liebe wegen,
Die für unser Haus er trug."

„Jetzo geht er; und auf lange —
Ein einfacher Mann; und tausend,
Tausend Herzen gehn mit ihm.
Ein einfacher Mann, verliert er
Mit dem Hofe, wo er nichts war,
Etwas? Einzig schon sein Name
Macht ihm einen andern Hof,
Wo er alles ist. Vom Schlosse,
Wenn ein hoher Stein sich losreißt,
Folgen bald ihm andre nach."

„Könige sind nie in Ruhe.
Dieser will und Der den Degen;
Und an Alles soll der König
Denken, prüfen, widerstehn —
Sagt' ich dem gesammten Hofe,
Daß der Cid mir für Euch alle
Gilt, nähm' ich Euch das Vergnügen
Seines Falles, und Ihr nähmet
Meine Red' als Vorwurf auf;
Oder sprächet: das sind Launen,
Launen sind's der Könige."

„Summa: Cid, der erste Krieger,
Edel, auf der Ehre Gipfel,
Treu, verständig, mannhaft, klug —
Ohne Beugung vor dem Herren,
Was kann er vom Herrn erwarten?
Also bleib' es, wie es ist.
Damit auch die fremden Völker
(Hört es Alle, die umherstehn,)

Damit auch die fremden Völker
Sagen, daß König Alfonso's
Ahndung keiner seiner Diener,
Selbst der Cid auch, nicht entging."

48.

Dasteht nun der Cid gerüstet!
Unwissend, was werden solle,
Schwört der Maure bey Mahoma,
Daß er Cid beleidigt habe,
Reuet jetzt König Alfonso;
Doch der Cid, er steht in Waffen;
Es geht nach Valencia.

Dasteht nun der Cid gerüstet;
Aufgestützt auf seinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieça beißt die Zügel,
Heiß-erwartend ihren Reiter,
Und des Cids Paniere rauschen
In der Luft, erwartend ihn:

„Warum weinet Ihr, Ximene,
Ist so schwach denn unsre Liebe,
Daß sie nicht ertragen könne
Einige Abwesenheit?

Jeder Edle ist dem König
Dienste schuldig; dem Gerechten
Leistet man sie, Pflichtenmäßig,
Undankbaren schenkt man sie."

„Muth und Sinn ist Euer Erbtheil,
Tochter eines Heldenstammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frey von jeder Weiberschwachheit,
So Ximene, laß ich Euch."

„Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, stickend,
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und, um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf."

„Zu Vergnügungen verlaß' ich
Euch die Sorge für die Heerden,
Für die Wolle, fürs Gefieder;
Nie, Ximene, nie seyd müßig,
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell."

„Eure reiche Kleidung schließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen;
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abwesenheit des Mannes
Kleidet einfach sich die Frau."

„Junge Mädchen, fern vom Feuer,
Wie den Werg; doch laßt die Töchter;

Wenn Gefahren Ihr entfernet,
Sie nichts merken von Gefahr.
Lasset sie an Eurer Seite
Schlafen, und hinaus ins Grüne
Nie ausgehen ohne Euch.
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt."

„Zeigt den Hausgenossen Würde,
Euren Frauen seyd gesprächig;
Gegen Freunde seyd bescheiden;
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend = streng und fest.
Keiner Freundin, auch der Besten,
Zeiget Einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige:
Denn das Band der Ehgenossen
Ist ein zart = vertraulich Band."

„Nie erwirbt man sich Hochachtung,
Wo man Alles von sich wissen,
Alles übersehen läßt.
Die geschwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geschwätz,
Macht dabey sich selbst verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauses seine Macht."

„Sollt' es Euch bisweilen Mühe
Kosten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen: denn der Freude

Botschaft, sie verbirgt sich schwer:
So entdeckt es, sie zum Schweigen
Zu gewöhnen, Euren Töchtern;
Ihrem Vater zu gefallen
Schweigen, weiß ich, sie gewiß."

„Nehmet Rath von keinem Manne;
Fragt, was Ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath.
Und in schweren Dingen — schreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz."

„Zwey und zwanzig Maravedi's
Lass' ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre
Adel steht nicht im Ersparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seyd Ihr Geldbedürftig, lasset
Keinen als nur Mich es wissen;
Keinen Eurer Leute setzet
Je zum Pfande; suchet lieber
Geldessummen auf mein Wort."

„Auf mein bloßes Wort, Ximene,
Dieses, wie des Himmels Veste,
Weiß man, ist fest und gewiß.
Wie ich mich für andre schlage,
Glaubt, so werden sich auch andre
Froh bemühn für mich und Euch."

„Lebet wohl! Und Einen Kuß noch!
Einen nur; ich bringe keinen

Aus den Schlachten Ort zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten sagen,
Ich sey hier Dein Bräutigam."

III.

IV.

Der Cid

zu Valencia und im Tod.

49.

Handelt ungerecht der König,
Will der Cid nicht also handeln;
Er verließ sein Weib in Thränen,
Und in Thränen seine Töchter,
Alle von ihm hochgeliebt;
Brach in Länder ein der Mauren,
Ueberwand sie in Gefechten,
Er erobert' ihre Schlösser,
Legte ihnen Zins und Pflicht auf;
Als er Alcocer erobert,
Schlossen ihn die Mauren ein.
Zahlreich waren ihre Heere,
Keinen Ausfall waget' er.

Da trat zu ihm Alvar Fannez,
Der sich nannte von Minaya:
„Galt es dazu unsre Mühe,
(Sprach er zu den Kriegsgenossen)
Daß wir unser Land verließen,
Um uns hier den Bart zu kämmen;
Brod, das müßig wir hier zehren,
Krieger, ist kein Ehrenbrod.

Auf! hinaus unter die Mauren!"
„Alvar Fannez von Minaya,"
Sprach der Cid, „Du redest tapfer,
Du sprichst wie ein Ehrenmann.
Nimm die Fahne!"

„Und beym Schöpfer
Schwör' ich Dir," antwortet dieser,
„Wo Du sie vielleicht nicht selber
Hintrügst, aus Bedenklichkeit,
Trag' ich sie." Der Ausfall glückte;
Alvar Fannez von Minaya
Drang fort in die Mauren-Länder.
Zwar beklagten sich die Mauren,
Da sie Königes Alfonso's
Schutz genössen, über Unrecht.
Aber welcher Uebetwundne
Klaget über Unrecht nicht?

60.

Briefe ließ der König schreiben,
Stolze Briefe an den Cid,
Voll von mancherley Verläumdung
Seiner Feinde, der Spione.
Was dem Grafen Consuegra,
Cid antwortete, vernehmt.

„Edle Männer von Villalon,
Tapfre Ritter von Valverna,
Guten Leute von Vilalda,
Gute Christen von Salsuenna,
Böse Spürer des Betragens
Andrer, les't und leset recht."

„Don Rodrigo ist mein Name,
Wohl auch Cid Campeador,
So ergeben meinem König'
Als mein Weib, Ximene, mir.
Leb' ich als ein schlichter Kriegsmann,
Der kaum zweymal in der Woche
Ab die Kriegeswaffen legt,
Schlafe nirgend als im Zelte,
Thue keinem Freunde übel,
Stünd' es auch in meiner Macht.
Haue nur mit meinem Degen,
Aber nie mit Zung' und Feder.
Esse sitzend auf der Erde,
Weil mir eine Tafel fehlt,
Lasse niemand mit mir speisen,
Als die Braven und die Guten,
Anzuspornen, durch die Sitte,
Meiner Freunde Heldenmuth.
Unsre Tischgespräche scharren
Nie auf die begrabnen Todten,
Greifen nie dem Urtheil Gottes
Ueber die Lebend'gen vor.
Ich, der Cid, ich spreche selten,
Kümmre wenig mich um andre,
Frage nichts, als ob Babieça
Sey gewartet und gezäumt,

Aufzusitzen gleich nach Tafel,
Neu zu eilen ins Gefecht."

„Lege nieder mich zum Schlafe,
Nicht zu wachen und zu sinnen,
Wie auf Wegen des Betruges
Ich erschleiche fremdes Gut.
Wach' ich auf, so gehts zu Felde,
Hier — ein feindlich Schloß zu nehmen;
Oder — liegen es zu lassen,
Wie das Glück will, wie es fällt."

„Bin ich einsam, so gedenk' ich
An mein Weib, und das mit Seufzen;
Weinend mußt' ich sie verlassen,
Klagend, wie die Turteltaube;
Und wohl einsam, und wohl traurig
Lebet jetzt sie in der Fremde;
Doch sie lebet glücklich dort."

„Uebrigens, ihr hohen Herren,
Kann und darf der Cid antworten
Jedem, wer es sey, der frägt.
Er darf seine Seel' enthüllen
Ohne Lug' und ohne Schaam."

61.

Von der Tafel seiner Tapfern
Rief der Cid, doch unvermerket,
Einen Krieger, der im letzten
Treffen übel sich erzeigt,
Martin Pelaëz; er rief ihn
Seitwärts, und sprach so ihm zu:

„Essen beyde wir zusammen
Heut an dieser sondern Tafel:
Denn das Mahl mit jenen Tapfern,
Die mit hohem Ruhm dort sitzen,
Steht für heute uns nicht zu.
Esset Ihr von Eurem Schemel,
Ich von diesem; beyde werden
Wir hier wohl beysammen seyn."

Fort fuhr er in dem Gespräche:
„Jene, die an hoher Tafel
Dort mit Alvar Fannez speisen,
Sind Dämonen, leiden keinen
Neben sich, der seine Ehre
Nur im mindesten befleckt.
Ehre duldet keine Flecken,
Jeder Fehl an ihr ist Brandmahl,
Brandmahl auf der schönsten Stirn.
Diesen Mackel und sein Elend
Wegzutilgen, das vermögen
Spaniens reiche Schätze nicht."

Und sprach weiter: „Eine Quelle,
Abzuwaschen solchen Flecken,
Quellet in des Feindes Brust.
Feindes Blut tilget die Schande
Des Verzagten. Lieber sterben,
Junger Mann, als scheun sich müssen
Und sich nicht erkühnen dürfen,
Mit den Braven umzugehn."

„An die Thaten Eures Vaters,
Meines guten Freundes Pedro,
Pelaëz, laßt uns gedenken;
Ha, wie spaltete sein Schwert!
Die Beyspiele solcher Männer
Sollen uns aufmuntern, Jüngling,
Das zu thun, was jeder brave
Mann gehalten ist, zu thun.
Bitten dürfen wir denn jene
Alte Teufel, daß sie wieder
Uns an ihre Tafel nehmen.
Sprecht mir, junger Mann, die Worte,
Mir mit Mund und Herzen nach:"

„Lieber unterm Fuß der Heidenrosse
Sterben und zerquetscht, zertreten werden,
Als daß Einer der lebend'gen Christen,
Ehrlos uns vertreib' aus der Gesellschaft."

„Setzt Euch fest auf diese Worte, Jüngling,
Daß, wenn wir auf jene Ebne kommen,
Sie der Wind nicht etwa Euch entnehme.

Auf, zum Schwert! Eu'r Pferd habt Ihr verloren.
Sorget nicht; ich geb' Euch gleich ein andres."

Leise sprach er dieß' und andre Worte
Zu dem Jüngling. Es ward aufgestanden;
Da ergriff er bey der Hand ihn, rufend,
Rufend aus mit seiner Eisenstimme:

„Lieber unterm Fuß der Heidenrosse
Sich zertreten lassen, als bey Christen
Leben und entehrt seyn."
Also rief er.

Indem tönten die Trommeten,
Klarinetten, Cymbeln klangen;
Auf, ins Feld! Es geht zum Siege,
Krieger gen Valencia!

Von den Reden Cids entflammet
That an diesem Tage Wunder,
Pelaëz, vorm Auge Cids.

52.

„Da die Königin des Himmels,
Die gebenedeyte Jungfrau,
Uns Valencia zu erobern,
Hülfreich beygestanden hat,
Pedro, so geht zu den Mauren,
Schafft den Leidenden Erquickung,
Und dem Todtenheer ein Grab."

„Sagt den Ueberwundnen allen,
Männern und den Weibern saget,
Daß die stolzesten im Kriege,
Wir die sanftesten im Frieden,
Menschlich und großmüthig seyn."

„Regt sie an, zu mir zu kommen,
Daß ich selbst mit ihnen spreche,
Und für ihre Schätz' und Weiber
Bleibe keinem eine Furcht.
Denn mir fehlen für die Schätze
Kasten, und für ihre Weiber
Fehlt ein Frauen-Harem mir,
Eine nur ist meine Gattin,
Eine, meine ächte Frau."

„Alvar Fannez, auf! Zu meiner
Armen leidenden Ximene.
Führt sie her, und meine Kinder;
Nehmt auch etwas Gold mit Euch,

Daß sie sich das Nöth'ge kaufen,
Und anständig hier erscheinen,
Diese schöne Stadt zu sehen,
Und Rodrigo, ihren Freund.

„Ferner dreyßig Mark an Golde,
Nimm mit Dir, dem heilgen Pedro
Lege sie auf den Altar.
Auch zweytausend Silberstücke
Stelle den ehrhaften Juden,
Israël und Benjamin,
Bittend zu, mir zu verzeihen,
Meine aller-einz'ge Lüge,
Die ich lebenslang beging."

„Die verpfändeten zwey Kasten,
Die verschlossen sie annahmen,
Glaubten sie voll guten Goldes,
Und sie waren voller Sand.
Dennoch war es keine Täuschung:
Denn mein Wort war in den Kästen,
Und mein Wort ist gutes Gold."

„Antolinez, Ihr begleitet
Alvar Fannez. Seine Zunge
Ist ein wenig träg'; und Eure,
Sie gefällt im Sprechen sich.
Auf! erzählet der Ximene
Unsre Abentheuer alle,
Helft ihr denn auch im Gesange:
Denn sie liebt in frohen Stunden
Die Guitarr' und den Gesang.

„An den Hof des Königs ziehet
Dann auch beyde mit einander:
Ueberreicht ihm die Geschenke,
Mit der ehrerbietgen Bitte,
Daß er Gattin mir und Kinder
Gnädig lasse mit Euch ziehn.“

„Was in Deiner Kriegersprache
Du zu sagen hast, vergiß nicht,
Alvar Fannez, auch kein Wort.
Wohl, daß einem Held an Hofe,
In der Schule seines Lehnherrn,
Du dabey zu lachen giebst.
Andre werden meine Plane,
So wie deine Worte, meistern
Und bespötteln. Mach' es also,
Daß dem Neide nichts auch bleibe,
Als das Gift in seiner Brust.“

„Zieht dann, meine Freunde, ziehet!
Wenn hieher zurück ihr kehret,
Findet ihr mich Ueberwinder
Andrer Mauren, meiner Feinde,
Oder — findet mich nicht mehr.“

53.

Angekommen itzt zu Burgos,
Küssete die Hand dem König
Alvar Fannez von Minaya,
Antolinez neben ihm.

„Unterthänige Geschenke
Ueberbring' ich, großer König,
Von dem stolzesten Vasallen,
Den Ihr aus dem Reich gebannt."

„Und mich selbst in dieser Sendung
Nicht zu täuschen, so erlaubet,
Daß ich Euch die Worte sage,
Die er zu mir selbst gesagt:
Denn wo Cid nicht ist, bin ich."

„Also sprach er: „Aus Valencia
Send ich, was von dem Vasallen
Seinem Oberherrn gebührt.
Das Andenken an die Härte,
Die Ihr, König, mir erwiesen,
Längst ist es aus meiner Brust.
Vielmehr segn' ich Alles, Alles,
Was daher zu meinem Ruhme
Und für Euer Reich entsprang.
Ueberreichen wird Euch Fannez
Hundert ritterliche Pferde
Mit den Decken und Geschirr;
Hundert Sklaven, die sie führen,

Und im Kasten dreyßig Schlüssel
Von den Städten und den Schlössern,
Die hiemit Euch der Verräther,
Die der Cid Euch übergiebt."

„Stolz bezahl' ich meine Schulden,
König, mit den Gütern reicher
Ueberwundner Könige.
Einem Armen und Vertriebnen,
Dem Ihr nichts, o König, ließet,
Blieb nichts übrig, als auf Kosten
Andrer Euch befriedigen."

„Alvar Fannez, mein Gesandter,
Ist ein Krieger, der sich selber
Sein Gut zu erwerben weiß;
Er begehret nicht Geschenke,
Nur daß Ihr ihm, König, zusprecht,
Wie es seiner Ehre ziemt.
Was ich nie von Euch erlangte,
Wahrlich, das verdienet Er."

„Ehrenworte kosten wenig,
Und sie sind so reich einträglich
Einem guten Könige:
Sie gewinnen ihm die Herzen,
Wenn bey ungerechten Worten
Sich das treuste ihm entzieht.
Daß der Cid Euch treu blieb, König,
Traut, o trauet nicht dem Beyspiel;
Viele sind vielleicht an Muthe,
Wen'ge ihm an Großmuth gleich.
Edel hielt ers, Euch zu dienen;

Andre könntens edel halten,
Sich zu rächen für die Schmach.
Wer den Dolch Bellido reichte,
Kann ihn dreyßig andern reichen,
Wenn er sie dafür bezahlt.
Fing Bellido nicht mit Schmeicheln.
Seinen Trug an bey Don Sancho,
Den sein Dolchstich endete?"

„Wer Einmal den Schmeichlern wohlthut,
Leget sich die harte Noth auf,
Immer ihnen schön zu thun.
Schmeichler sind es, die sich rächen;
Aus dem Honig ihrer Lippen
Machet Euch ein Bollwerk, König,
Und Ihr werdet es erfahren,
Wie dies Euch vertheidige."

„Werdet Ihr vielleicht mir sagen:
„Aus dem ungestümen Munde
Cids ergehen nichts als Lehren;"
Freylich gieng wohl mancher König
Irre durch zu viele Lehren;
Aber der war stets verlohren,
Dem kein Rath gefällig war."

Spottend hob ein Graf die Stimme,
Sprach mit höhnischem Gelächter:
„Klar ists, lieber heut als morgen,
Wünscht der Cid sich her nach Burgos,
Um hier fort zu predigen."

Alvar Fannez stieß im Zorne
Rückwärts sich den Helm, und knirschend

Rief er: „wer hier wagt zu mucken —
Wo der Cid nicht ist, bin Ich."

Alles schwieg; und Antolinez,
Er begann mit süßer Rede:
Seine sanften Worte rührten
So die Seele des Monarchen,
Daß er Augenblicks Ximenen
Frey es stellte, zum Gemahle
Hinzuziehn, zum großen Cid.

54.

Angekommen in Valencia,
Angelangt nach langer Trennung
In der schönen Stadt, gewonnen
Durch die Tapferkeit des Cid,
Lebten jetzt Donna Ximena,
Sie die Mutter und die Töchter,
Mit dem Cid, der hoch sie liebte,
In Verehrung, Freud und Glück.

Als schnell eine Botschaft ankam:
„Miramamolin, der Große,
Nahe sich mit mächtgen Heeren;
Funfzigtausend Mann auf Rossen,
Die zu Fuße nicht zu zählen;
Ihm Valencia zu entreißen,
Nah' er mächtig sich dem Cid."

Wohl-

Wohlerfahren in den Waffen,
Rüstet dieser stracks die Vesten
Aus mit Vorrath und mit Volk;
Muntert' auf dann seine Ritter
Freudig auf gewohnte Weise,
Führte dann Donna Ximena,
Sie und seine beyden Töchter,
Auf des Schlosses höchsten Thurm.

Alda sahen sie zum weiten
Meer hinaus, die Mauren kommen,
Sahn mit großer Eil' und Sorgfalt
Sie aufschlagen ihre Zelte,
Unter Kriegsgeschrey und Trommeln,
Kriegsgeschrey und Paukenhall.

Großes Schrecken faßt die Mutter
Wie die Töchter: denn sie hatten
Solche Heere nie zu Felde,
Nie auf Einem Platz gesehn.
„Fürchtet nichts, ihr Lieben alle,
Sprach der Cid, so lang' ich lebe,
Nah' Euch keine Sorg' und Angst:
Morgen; und Ihr sehet alle
Diese Männer überwunden;
Töchter, und von ihrer Haabe
Mehrt sich Euer Heirathsgut.
Je mehr ihrer, desto besser,
Desto reicher wird die Beute,
Für die Kirche zu Valencia,
Die, dem Volk zu hoher Freude,
Morgen Euch zu Füßen liegt.

Jetzt bemerkend, daß die Mauren
Nah sich an die Thore drängten,
Sonder Ordnung, im Gewühl,
Sprach er: „Alvar Salvadores,
Leget an Euch Eure Rüstung,
Nehmt mit Euch zweyhundert Reiter,
Wohlgeübt auf ihren Rossen,
Und macht auf die Heiden Jagd,
Daß Ximene und die Mädchen
An dem Jagen sich erfreun.“

Kaum gesprochen, so geschah es:
Im Getümmel, im Getrappel
Flohn die Mauren zu den Zelten,
Wer nicht fliehen konnte, blieb;
Doch hier wandten sie sich alle,
Und weil Alvar Salvadores
Vorwärts sich zu weit gewagt,
Fiel er in die Hand der Mauern,
Bis ihn Täges darauf mit reichem
Ruhm befreyete der Cid.

55.

Wohlgeordnet seine Völker,
Die zu Fuß und die zu Rosse,
Zog der Cid jetzt aus Valencia;
Aus dem Thor der Wasserschlange
Zogen sie hinaus ins Feld.

Seine Fahne trug Bermudes,
Hieronymus, der Bischof,
Zog in Rüstung mit dem Heer,
Gegen den Barbarenkönig,
Miramamolin genannt,
Der dem Cid die schöne Beute,
Sein erworbnes Reich Valencia,
Mit wohl fünfzigtausend Reitern
Trotzig abzunehmen kam.

Als einander gegenüber
Mauren nun und Christen standen,
So viel Mauren, Christen wenig,
War Alles in Furcht und Angst;
Bis auf seinem Roß Babieça
Cid erschien, in reichen Waffen
Und mit lauter Stimme rief:
„Gott mit uns, und San-Jago!"
Sprengte dann ein in die Feinde;
Hieb und tödtete; gebadet
War sein Arm in Heidenblut;
Wer sich ihm zu nahen wagte,
Jeder Maur galt einen Hieb.

Endlich fand den Maurenkönig
Selbst er auf, im Schlachtgetümmel
Dreymal traf er; dreymal schützte
Den Barbaren nur die Rüstung,
Bis er sich, erst hintern Hügel
Schleichend, dann in ein Kastell zog,
Und dem Cid das Feld verließ.

Von dem Volk, mit Ihm gezogen,
Blieben wenig' ihm der Tausend;

Was nicht todt lag, ward gefangen,
Und das Lager, reich an Silber,
Reich an Pferden, ward erbeutet;
Und im allerreichsten Zelte,
Das die Christenheit je sah,
Fand sich Alvar Salvadores.

Hoch erfreuet war der Cid;
Hoch erfreuet kehrten Alle
Nach Valencia; Mutter, Töchter,
Die vom Thurm die Schlacht geschauet,
Froh empfingen sie den Cid.

56.

Dankend Gott und San-Jago
Für den Schutz, den sie ihm schenkten,
Für die Kraft, die sie ihm liehen,
Auszufechten solche Schlachten,
Zu bezwingen so viel Mauren,
Zu gewinnen Städt' und Vesten,
Wie kein Andrer sie gewann;
(Denn Gott und der Erz-Apostel
Hielten ob ihm ihre Hand!)

Lebte Cid jetzt hochgefürchtet,
Hochgefürchtet und verehrt,

In Valencia mit Ximenen,
Und mit seinen beyden Töchtern,
Donna Sol und Donna Elvira,
Die er über Alles liebt.

Ringsum in Kastiljen giengen
Von ihm Wunder-Neuigkeiten,
Also daß zwey junge Grafen,
Reiche Grafen Carrion,
Vor den König Don Alfonso
Bittend traten, daß er beyde,
(Brüder waren sie) vermähle
Mit den edlen Töchtern Cids.

Don Alfonso, kein Bedenken
Findend an der reichen Heirath,
Lud den Cid, ihn in Requenna,
Zu besuchen, sprach mit ihm,
Viel von seinen Wunderthaten,
Von den Schlachten, von den Siegen;
Rechenschaft gab ihm der Cid.

„Aber Ihr seyd alt geworden,
Guter Cid," sprach Don Alfonso.
„Großer König, sprach der Feldherr,
So viel Sorg' und Kriegesarbeit
Macht schon alt; kaum hatt' ich Ruhe,
Kaum Erholung Einen Tag.
Alles indeß überstanden,
Ist Valencia Euch gewonnen,
Voll Vergnügen, voll von Gütern,
König, Euer Eigenthum."

„Guter Cid, genießt das Eure,
Sprach Alfonso; mir genüget
Eurer Thaten Ruhm, die Ehre
Eines Feldherrn und Vasallen,
Wie kein Christenreich ihn hat;
Gerne wünscht' ich Euren Töchtern
Standesmäßige Gemahle;
Und da haben sich zwey Grafen
Reiche Grafen Carrion,
Brüder, sie von mir erbeten;
Uebel wäre nicht die Heirath,
Und ich steh' für die Gefahr."

Sprach der Cid: „Sie sind die Eure,
Guter König, und Ximenens
Wille ist gewiß der Meine;
Die ich über alles liebe,
Meine Töchter schenk' ich Euch."

Traten zu ihm beyde Grafen,
Küsseten dem Cid die Hände,
Nach Kastiljen zog der König,
Nach Valencia zog der Cid.

57.

Mit ihm zogen beyde Grafen,
Ihm zu seinen Schwiegersöhnen,
Seinen Töchtern zu Gemahlen
Von dem Könige geschenkt;
Hoch erfreuet war Ximene,
Hoch erfreuet beyde Töchter;
Alvar Fannez übergab sie
Den Gemahlen, und der gute
Erzbischof verlobte sie.

Feste werden angeordnet,
Ritterkämpfe, Prachtturniere;
Mohren, Christen, Alle freuen
Auf das Fest sich, auf die Spiele;
Ach ein böser Unfall störte
Alle Freuden, alle Lust.

Hört! Ein ungeheurer Löwe,
Den der Cid an seinem Hofe
Längst schon hielt, entkam dem Wächter,
Und, als wär' er angewiesen,
Lief er auf die beyden Grafen,
(Eben schlummerte der Cid)
Warf die Tafel um und brüllte
Schrecklich. Sein Geschrey erweckte
Schnell den Schlummernden; er sprang
Auf den Stuhl, erhob die Stimme;
Und der Löwe, der ihn ansah,

Der die Eisenstimme kannte,
Wandte sich und gieng zurück.

Blaß von Todesfurcht und Schrecken,
Schleichen jetzt die Grafen seitwärts,
Wähnend, daß zu ihrem Schimpfe
Dieser Scherz bereitet sey:
Darin stärket sie ihr Oheim,
Der zur Heirath sie begleitet,
Und so werden Eins sie Alle,
Abschied schnell vom Cid zu nehmen,
Wegzuziehn mit ihren Weibern,
Und zu rächen an den Töchtern,
Was am Vater sie nicht konnten —
O des schändlichen Beginnens!
O des bübischen Verraths!

Ehrerbietig treten beyde
Vor den Cid, Abschied zu nehmen,
Heimzuziehn mit ihren Bräuten,
Und die Hochzeit dort zu feyern,
Also wünschte es ihr Vater." —

Cid, befremdet und betroffen,
Hielt in seinem großen Herzen
Beyde — nicht für niederträchtig,
Nur für launig und unhöflich;
Doch der Mutter Herz wehklaget,
Und es schlägt das Herz der Töchter,
Unter Seufzern, unter Thränen
Scheidend; Cid begleitet sie.

58.

Auf gerabem Wege zogen
Erst die Grafen; wohl empfangen
Von des edlen Cids Vasallen,
Freundlich auch von Jedermann;
Wer des Helden Namen kannte,
Wer des Helden Töchter sah,
War ihr froher Unterthan.

Auch die Schwiegersöhne heucheln
Freundlich ihrem guten Vater,
Der beklommen von den Töchtern
Und mit Seufzen Abschied nahm;
Denn ein Strom gepreßter Thränen
Gießt sich auf der Töchter Wangen:
„Warum geht Ihr, guter Vater?
Wem verlaßt Ihr Eure Töchter?"
Warum gehst du, edler Cid?

Seitwärts ab vom Wege lenken
Jetzt die Grafen in die Wüste,
Voraussendend ihren Zug.
Und als tief sie im Gebirge
Waren, einsam von den Menschen,
Hießen sie die edeln Donna's
Niedersteigen von den Mäulern.
O der niedrigen Verräther!
O des schändlichen Verraths!

Rache jetzt an Cid zu nehmen,
An Cid, der sie nie beleidigt.
Auch des Kastiljaner-Adels
Neid und Haß und bittern Groll
Auszugießen, einzuprägen
Unauslöschbar auf sein Haus,
Reißen sie den Schmuck der Kleider
Ab vom Busen der Vermählten,
Schleppen sie an ihren Haaren,
Geben Streiche ihren Wangen,
Ihren Rücken Riemenstreiche,
Daß ihr Blut zur Erde fließt.

„Habt das jetzt für Euren Vater,
Für den großen Cid, den Edeln,
Der den Kastiljaner Adel,
Der den Hof verachtend schmähte,
Der auf uns den Löwen ließ."

Also ließen sie die beyden,
Die Unschuld'gen, angebunden
Tief im Wald' an einem Baum.
Und wie nach vollführtem Siege,
Ziehen fürder sie die Straße:
„Wo ist unsre Herrschaft blieben?"
Fragt der Zug. Die Grafen sprechen:
„Donna Sol und Donna Elvira
Beyde sind sie wohl versorgt."
O der niedrigen Verräther!
O des schändlichen Verraths!

Doch vom Himmel und im Herzen
Ihres edlen, großen Vaters

War die Rettung der Verlaßnen
Wunderbar vorher bestimmt.
„Reitet, sprach der Cid beym Abzug",
Zu Ordonno, seinem Neffen,
Reitet querhin durch die Wüste,
Zu Valencia sehn wir uns."

59.

Angstgeschrey und Weh und Seufzen,
Aechzen, wie der Sterbenden,
Drang hinauf von den Verlaßnen,
Auf gen Himmel und erreichte
Bald Ordonno's horchend Ohr.

Den Verlassenen zu Hülfe
Eilt' er tiefer in die Wüste,
Und als er die Edlen sah —
Wüthend rauft er sich die Haare,
Wüthend flucht er den Verräthern,
Feig' entflohen waren sie;

Decket dann mit seinen Kleidern
Die Verlassenen, Halbtodten,
Löset ihre harten Bande,
Eilt Erquickungen zu suchen,
Rettung, Obdach, Sicherheit.
Bald auch fand er einen Landmann,

Treu dem Cid und ganz ergeben,
In deß Hütte trugen beyde,
Schweigend die Verlassenen,
Wo des Landmanns Weib und Töchter
Freundlich ihrer sich annahmen
Und sie treu verpflegeten.

Don Ordonno sprach: Sennora's,
Unter dieser guten Leute
Sichern Obhut weilet hier;
Ich geh' jetzt mit einer Nachricht —
Ach, wo werd' ich Worte finden,
Sie dem Vater, sie der Mutter
Zu verkündigen? Dem Cid!

Wo die Thaten Rache fodern,
Schweigen Worte. Cid erwiedert
Nichts, und schlug sich an die Brust.
„Wohl hast du mir das gesaget,
Gutes Herz! doch so abscheulich,
Schändlich, häßlich, niederträchtig,
Nicht der Teufel handelt so."

Aber welche Thränenquellen
Werden jetzt der Mutter Augen!
Standhaft tröstet sie der Cid;
Sendet Boten ab zum König,
Schnelle Boten, um Erlaubniß,
Kommen selbst vor ihn zu dürfen,
Gen Toledo, wo er war.

60.

Gnädig nahm ihn auf der König,
Als er ankam mit den Rittern,
Gnädig, wie es Cid verdient:
„Meine Dienste wißt Ihr, König,
Für Fernando, Euren Vater,
Für den unglückseligen Sancho,
Und, Alfonso, auch für Euch.“

Alsobald gebot der König;
Und die beyden Grafen reichten,
Schimpflich, und doch nicht beschämet,
Den Tizona und Colado
Ihrem edlen Herrn zurück.

„Hab' ich, sprach der Cid, euch wieder,
Angedenken meines Lebens,
Dich Tizona; einst gewonnen,
Von Bukar, dem Mohrenkönig',
Als Valencia ich bezwang;
Dich Colado, den der edle
Graf von Barcellona trug,
Als den Arragonier-König
Wir mit Ruhm besiegeten;
Nehmt die Degen, Don Bermudez
Und Alvar Fannez Minaya;
Bis zum Schluß der Reichsversammlung
Wahrt vor Jedem Niederträcht'gen
Wahret sie in Eurer Hand.“

Jetzt mit fürchterlichem Aufruf
Griff der Cid an seinen Bart,
Nannt' in Gegenwart des Königs
Und der ganzen Reichsversammlung
Nannt' die Grafen und den Oheim,
Der den Anschlag angegeben,
Niederträchtige Verräther.
Als ein Mann von Ehre trug er
Ritterlich die Klage vor.

Sich entschuld'gen wollen beyde;
Doch umsonst ist die Entschuld'gung,
Auf der Lippe stockt das Wort.
„Sprechet, rief der Cid noch lauter,
Ist es Wahrheit, was ich sage?
Tod oder Bekenntniß." —

„Der,
(Sprach im Spott Garzia Cabra)
Der mit seiner Eisenstimme
Und mit seinem langen Bart,
Will Euch, Grafen, hier erschrecken;
Geh' er hin zu seinen Mauren" —

„Schweigt, antwortete der König,
Recht gilt hier es und Gericht.
Fechten müßt Ihr, Angeklagte,
Drey mit drey; Ihr beyden Grafen
Und der Oheim in Person;
Anderseits, wen von den Rittern
Gegenüber Euch zu stellen
Der Beleidigte sich wählt."

Auf der Stelle wählte Cid
Drey von seinen wackern Männern,
Den Bermudes und zwey Vettern
Stellend sie dem Feinde dar;
Nahm darauf vom König Abschied,
Nach Valencia zog er heim.

61.

Niederträchtige Verräther
Bleiben immer hinterlistig;
Können sie mit Ritter-Ehre
Nicht entgehn dem bösen Kampf,
Wollen sie ihn von Toledo
Fernhin ziehen auf die Ebne
Ihres Städtchens Carrion.

Schon versammlet sind dort alle
Große stattliche Verwandte,
Selbst aus königlichem Stamm;
Alle reich in goldner Rüstung,
Alle prächtig im Gefolge,
Uebermüthig, frech und stolz.

Und ihr Anschlag ist, die Ritter
Cids voran hinwegzublasen,
Ehe noch der Kampf beginnt.

Kaum wird diesen solches merkbar,
Wenden sie sich an den König:
„Unter des Gesetzes Schutz
Und in Deinem sind wir, König;
Dir vertraut, Dir anbefohlen;
Wenn wir hinterlistig fallen,
Rächen wird uns unser Cid."

So gewarnet nimmt der König
Aller dreyer Leib und Leben
Oeffentlich in seinen Schutz;
Weis't die hinterlist'gen Grafen
Gen Toledo, untersagend
Das Gefecht in Carrion.
O wie sank das Herz den Frechen!
Vorm Colado, vor Tizona
Zittert jetzt ihr Uebermuth.

Feld und Platz sind abgemessen,
Aufgerichtet stehn die Schranken,
Wo bleibt Fernan Gonsalez?
Denn Bermudes steht erwartend —
Endlich tritt er auf, erbebend,
Stößt zuerst mit seiner Lanze,
Und schon liegt er tief am Boden,
Mit durchbohrtem Schild und Harnisch,
Bittend fleht' er um sein Leben,
Als er die Tizona sah
Aufgehoben. „Stirb, Verräther!"
Rief Bermudes. „Schenk's, o schenke
Mir mein Leben, sprach der Feige;
Ich erkenne mich besiegt."

Martin Antolin von Burgos
Hob die Lanz' und den Colado
Gegen Diego Gonsalez.
Mächtig schrie er um Erbarmen
Unter Puffen, unter Streichen
Des Colado, bis sein Roß ihn
Günstig aus den Schranken riß.
O wie schändlich, riefen alle,
Schändlich ist auch Der besiegt."

Nunno Gustios tritt entgegen
Dem verrätherischen Oheim,
Suer Gonsalez, durchbohret
Ihm auf Einmal Helm und Schild;
Blutend liegt er an dem Boden,
Schon setzt Nunno ihm die Lanze
Ins Gesicht; da ruft des Vaters
Klägliches Geschrey: „Erbarmen!
Lieget er denn nicht besiegt?"

Ja besiegt, und niederträchtig
Feige, sind sie überwunden,
Die Stolzen, Vermessenen.
Nichts bleibt itzt dem König übrig,
Als das Urtheil auszusprechen
„Niedriger Verrätherey."
Ehrlos werden ihre Namen,
Eingezogen ihre Güter,
Und kein Mann von Ehre nennet
Ohne Schaam die Niedrigen.

Als der Cid von seinen Siegern
Froh die gute Botschaft hörte,

Dankt er Gott; doch blieb im Herzen
Ihm die bittere Erinnrung
Lebenslang ein wunder Ort.
Seit der Schmach, die ihm begegnet,
Trug er fortan schwarze Rüstung,
Uebersä't mit goldnen Kreuzen,
Und war stiller als vorher.

62.

Eingeschlummert, matt vor Alter,
Saß auf seinem hölzern Stuhle
Cid, der Feldherr, neben ihm
Saß Ximene mit den Töchtern,
Stickend eine feine Leinwand,
Ihnen winkte mit dem Finger
Sie, des Vaters süßen Schlummer
Nicht zu stören; Alles schwieg.

Als zwey Persische Gesandte,
Den ruhmvollen Cid zu grüßen,
Kommen mit Geräusch und Pracht.
Denn der Ruf von seinen Thaten,
Von der Größe seines Werthes;
Drang durch Mauren und Araber
Hin ins ferne Persien.

Von des Helden Ruhm ergriffen,
Sandt' der Sultan ihm Geschenke,
Seidenstoffe, Specerey'n.

Angelanget mit Kameelen,
Traten vor ihn die Gesandten;
„Ruy Diaz, (sprach der Eine
Mit hinabgesenktem Blick)
Ruy Diaz! tapfrer Feldherr!
Unser mächtig-großer Sultan
Beut dir seine Freundschaft an.
Bey dem Leben Mahoms schwur er:
Hätt' er Dich in seinem Lande,
Wohl die Hälfte seines Reiches
Gäb' er gerne Dir als Freund.
Seine Achtung Dir zu zeigen,
Sendet er Dir die Geschenke." —
Ihm antwortete der Cid:

„Sagt dem Sultan, Eurem Herren,
Daß die Ehre seiner Botschaft
Ich empfange unverdient.
Was ich that; es war nur wenig;
Was ich bin, ward oft verläumdet.
Hätt' er sich bey uns erkundet;
Wer ich sey? Er hätte schwerlich,
Mir die Ehre nicht erzeigt.
Indeß, wär' er Christ, ich machte
Ihn zum Richter meines Werths."

Also sprach der Cid und zeigte
Ihnen darauf seine Schätze:
Die Gemahlin und die Töchter;
Zwar nicht überdeckt mit Perlen,
Ohne Schmuck und Edelsteine,
Doch des Herzens Güt' und Unschuld
Sprach aus jeglichem Gesicht.

Ueber seiner Töchter Schönheit
Waren beyde hoch erstaunt;
Und noch mehr, noch mehr erstaunet
Ueber seine schlichte Sitten,
Ueber sein einfaches Haus.

Auch in Spanien besiegte
Bald sein Ruhm die ärgsten Neider;
Seine schönen edlen Töchter,
Donna Sol und Donna Elvira
Fand der Lohn; an zwey Infanten
Arragoniens und Navarra's
Wurden glücklich sie vermählt.

63.

Matt von Jahren, matt von Kriegen,
Obwohl überdeckt mit Ruhme,
Als der Cid, Bukar entgegen,
Der Valencia ihm zu rauben,
Auf ihn drang mit starker Heerskraft,
Dreyßig Könige mit ihm;
Als Cid gegen sie hinauszog,
Sprach er zu Ximenen so:

„Wenn ich überdeckt mit Todeswunden
Auf dem Schlachtfeld' falle, so bestatte
Mich beym heil'gen Pedro de Cordenna,
Nahe dem Altare; und, Ximene,

Sey wohl auf der Hut, daß Dich der Mauren
Keiner dann in Furcht und Schwachheit sehe.
Wenn man diesseits über meinem Leichnam
Ruhepsalmen singt, so ruft jenseit
Man zu Waffen, daß mein Tod den Feinden
Neuen Muth nicht, und den Sieg nicht gebe."

„In der Rechte laß mir die Tizona
Auch in meiner Gruft, daß sie kein andrer,
Kein Unwürd'ger führe. Will es Gott so,
Und Du siehst Babieça aus dem Schlachtfeld
Ohne mich heimkehren; öffn' ihm freundlich
Gleich die Pforte; streichle ihn, Ximene,
Wer dem Herrn so treu, wie Er, gedient hat,
Ist auch Lohns werth nach des Herren Tode."

„Hilf, Ximene, hilf mir in die Waffen;
Sieh dort blinket schon die Morgenröthe;
Und es geht auf Leben oder Tod jetzt.
Gib mir, Liebe, gib mir Deinen Segen;
Und was ich erworben, sey der Himmel
Gnädig Deiner Kraft, es zu erhalten."

Ausgesprochen diese Worte,
Schwang er mühsam sich vom Eckstein
Auf sein gutes Pferd Babieça;
Das sah seinen Herren traurig,
Traurig hing es seinen Kopf.

64.

Matt von Kriegen, matt von Kämpfen
Lag der Cid auf seinem Lager,
Denkend an die nahe Zukunft,
An Gefahren der Ximene,
Als er neben sich am Bette,
Leuchten sahe, welchen Glanz!

Einen Mann an seiner Seite
Sah' er; heiter war sein Antlitz,
Glänzend; und sein Haar gekräuselt,
Weiß, wie Schnee; er saß ehrwürdig
Da, in süßem Himmelsduft.

„Schlummerst Du, mein Freund Rodrigo?
(Sprach er). Auf! ermuntre Dich!

„Und wer bist Du, sprach der Feldherr,
Der im Wachen mit mir spricht?"

„Pedro bin ich, der Apostel,
Dessen Haus Dir so beliebt ist,
Hergesandt auf Deine Sorgen,
Komm' ich zu verkünden Dir,
Daß Dich Gott nach dreyßig Tagen
Rufet in die andre Welt."

„Wo Dich alle Deine Freunde,
Wo die Heil'gen Dich erwarten;

Um die Freunde, die Du lässest,
Um Ximenen sey nicht bange;
Aufgetragen meinem Vetter,
Dem San-Jago, ist ihr Sieg.
Mache fertig Dich zur Reise,
Und bestelle froh Dein Haus!"

Dies gehöret, sprang Rodrigo
Munter auf von seinem Lager,
Will dem heiligen Apostel
Dankend froh zu Füße fallen;
Doch die himmlische Erscheinung
War hinweg; er stand allein.

65.

Tausend hundert zwey und dreyßig,
Am dreyzehnten Tag des Maymond's
War es, als der gute Feldherr
Von Bivar die Welt verließ.

Tages drauf, als ihm San-Pedro
Prophezeyhend war erschienen,
Ließ er seine Freunde kommen,
Und Ximenen ihm zur Seite,
Sprach er seinen letzten Willen
Ernst und ruhig also aus:

„Zu San-Pedro de Cordonna,
Wie Du mir versprachst, Ximene,
Wird mein Körper heimgeführt:
Jedem meiner edlen Männer
Gib fünfhundert Maravedi's:
Denn sie waren treu ergeben,
Treu dem Cid bis in den Tod.
Alvar Fannez von Minaya,
Du, mein Freund, wirst sie vertheilen:
Was Dir bleibt, meine Ximene,
Wend' es an zu frommen Werken,
Und für Deine Güt' und Liebe
Habe meinen treusten Dank.
In das Kloster zu Cordonna
Wirst Du meinen Leib begleiten;
Mein Vertrautester, Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Bischof,
Alvar Fannez, und Bermudes,
Meine treugeliebten Alle,
Werden, Dir und mir gefällig,
Wohl mit Dir die Reise thun."

So empfahl er Gott die Seele,
Nahm Abschied von seinen Freunden,
Und empfing das Sakrament.

66.

Tages noch vor seinem Tode
Ließ Cid seine Freunde kommen,
Und als Feldherr sprach er so:

„Ich weiß, daß der Mohrenkönig,
Daß Bukar mit seinen Heeren,
Der Valencia hart umschließt,
Gierig meinen Tod erwartet;
Bergt dem Sarazenen ihn."

„Und die kostbar'n Spezereyen,
Die Balsame, die der Sultan
Mir aus Persien gesandt,
Sandt' er wohl für meinen Leichnam —
Wohl, ihr Freunde, laßt ihn waschen,
Balsamirt ihn mit der Myrrhe,
Kleidet ihn von Haupt zu Fuß;
San-Jaga wird Euch begleiten,
Und kein Klaggesang erschalle,
Keine Thräne wein' um mich."

Vielmehr, wenn ich ausgeathmet,
Lasset die Trommeten tönen,
Laßt die Pauken, laßt die Cymbeln,
Laßt die Klarinetten rufen,
Feldgeschrey zur nahen Schlacht."

„Zu San-Pedro de Cordonna,
Wie Du mir versprachst, Ximene,
Wird mein Körper heimgeführt;
Jedem meiner edlen Männer
Gib fünfhundert Maravedi's:
Denn sie waren treu ergeben,
Treu dem Cid bis in den Tod.
Alvar Fannez von Minaya,
Du, mein Freund, wirst sie vertheilen;
Was Dir bleibt, meine Ximene,
Wend' es an zu frommen Werken,
Und für Deine Güt' und Liebe
Habe meinen treusten Dank.
In das Kloster zu Cordonna
Wirst Du meinen Leib begleiten;
Mein Vertrautester, Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Bischof,
Alvar Fannez, und Bermudes,
Meine treugeliebten Alle,
Werden, Dir und mir gefällig,
Wohl mit Dir die Reise thun."

So empfahl er Gott die Seele,
Nahm Abschied von seinen Freunden,
Und empfing das Sakrament.

66.

Tages noch vor seinem Tode
Ließ Cid seine Freunde kommen,
Und als Feldherr sprach er so:

„Ich weiß, daß der Mohrenkönig,
Daß Bukar mit seinen Heeren,
Der Valencia hart umschließt,
Gierig meinen Tod erwartet;
Bergt dem Sarazenen ihn.“

„Und die kostbar'n Spezereyen,
Die Balsame, die der Sultan
Mir aus Persien gesandt,
Sandt' er wohl für meinen Leichnam —
Wohl, ihr Freunde, laßt ihn waschen,
Balsamirt ihn mit der Myrrhe,
Kleidet ihn von Haupt zu Fuß;
San-Jago wird Euch begleiten,
Und kein Klaggesang erschalle,
Keine Thräne wein' um mich.“

Vielmehr, wenn ich ausgeathmet,
Lasset die Trommeten tönen,
Laßt die Pauken, laßt die Cymbeln,
Laßt die Klarinetten rufen,
Feldgeschrey zur nahen Schlacht.“

„Und wenn ihr dann nach Kastilien
Meinen Leichnam hinbegleitet,
Wiß' es ja kein Mohren-Seewolf,
Alle lasset hier zurück."
Sattelt meinen Freund Babieça,
Kleidet mich in meine Waffen,
Gürtet an mir die Tizona,
Und so setzt mich auf mein Roß.
Neben mir geht dann Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Bischof,
Und mein tapfrer Freund Bermudes;
Ihr Alvar Fannez Minaya,
Ziehet stracks hin auf Bukar;
Daß Euch Gott den Sieg verleihn wird,
Sagte mir San Pedro selbst."

Also sprach der Feldherr ruhig,
Und des Sultans Ehrenbalsam
War gesandt ihm zum Triumph.

67.

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet,
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt:
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin.
Ach, der Tod, er raubt uns Alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal. .

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieca,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieca kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden,
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund.

Fühlt' er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.

Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum leztenmal.

Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jezt geschlagen;
Ohne Sprache sizt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plözlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten, tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

68.

Ausgeathmet hat der gute
Cid, der von Bivar sich nannte.
Zu vollbringen seinen Willen,
Ist Gil Diaz jezt bedacht.

Balsamiret wird sein Leichnam,
Frisch und schön, als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig-weisem Bart;
Eine Tafel stützt die Schultern,
Eine Tafel Kinn und Arme,
Unbewegt auf seinem Stuhle,
Sitzt er da, der edle Greis.

Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegstrommeten,
Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umschloß.

Mitternacht wars, und man setzte
Auf sein gutes Pferd Babieça
Grad' und fest den todten Herrn;
Schwarz und weiße Niederkleider,
Aehnlich dem gewohnten Harnisch,
Den Cid an den Beinen trug;
Durchgenäht mit goldnen Kreuzen
War die Kleidung; ihm am Halse,
Eingefaßt mit der Devise,
Wellenförmig hing sein Schild.
Von gemahltem Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte;
Ganz in Eisen eingekleidet
Schien er da auf seinem Roß,
In der rechten die Tizona. —

Neben ihm zu Einer Seite
Gieng Jeronymo, der Bischof,
An der andern ging Gil Diaz;

Beyde führten den Babieça,
Der sich seines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm saß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Kastiljen führet,
Trabethor wird sie genannt:
Durch sie zog Pedro Bermudes
Mit erhobner Fahne Cids,
Neben ihm vierhundert Ritter,
Zur Bedeckung ihr, voran.
Jetzt nun folgete Cids Leiche,
Hundert Ritter um sie her;
Hinter ihr Donna Ximene,
Wohlbegleitet von sechshundert
Edeln Männern, ihrem Schutz.

Schweigend ging der Zug und langsam,
Leis', als wären es kaum zwanzig;
Aus Valencia waren alle
Längst schon, als der Tag anbrach.

Alvar Fannez war der Erste,
Wüthig stürzt er auf die Mauren,
Die Bukar hieher gelagert;
Ungeheuer war die Zahl.

Traf zuerst auf eine schwarze
Mohrin, die aus türkschem Bogen
Giftge Pfeile tödtlich schoß,
Also meisterhaft, daß man sie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schwestern alle,

Hundert schwarze Weiber streckte
Alvar Fannez in den Staub.

Dies gesehn, erschracken alle,
Sechs und dreyßig Mohrenkön'ge;
Furcht-erblasset stand Bukar.
Wohl sechshundert tausend Ritter
Dünkt ihnen das Heer der Christen,
Alle weiß und hell wie Schnee.
Und der schrecklichste vor Allen,
Reitend vor auf weißem Rosse,
Größer als die andern alle,
In der Hand ein' weiße Fahne;
Auf der Brust ein farbigt Kreuz,
Sein Schwert glänzete wie Feuer —
Als er anlangt bey den Mauren,
Breitet ringsum er den Tod.
Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele stürzen sich ins Meer.
Wohl zehntausend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Fluth verschlang.
Von den Mohrenkön'gen blieben
Zwanzig; nur Bukar entrann.

Also siegt' auch nach dem Tode,
Weil San-Jago ihm voranging,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermste wurde reich.

Sodann setzten, nach dem Willen
Cids, die freundlichen Begleiter
Nach San Pedro de Cordonna
Ruhig ihre Reise fort,

69.

Boten sandte jetzt Ximene
Auf der Reise nach Kastilien,
Boten an Cids Anverwandte,
Boten auch an ihre Töchter,
Und an ihre Schwiegersöhne,
Zwey gekrönte Könige;
Daß sie kämen und den Feldherrn,
Ihren Freund und Vater ehrten,
Ihm erzeigend noch die letzte
Trauervolle Liebespflicht.

Alvar Fannez war der Meynung,
Daß man in den Sarg ihn legte,
Diesen dann mit Purpur deckte,
Und mit goldnen Nägeln schlösse;
Doch Ximene Gormaz sprach:

„Cid mit seinem schönen Antlitz,
Mit den hellen, offnen Augen,
Soll er in den Trauerkasten
In den fest verschloßnen Sarg?

Nein!

Nein! es sollen meine Töchter,
Meine Schwiegersöhn' ihn sehen,
Wie er noch im Tode lebt."

Angenommen ward die Meynung;
Eine Stunde weit von Osma
Sammlete sich die Versammlung
Und der Ehrenzug begann.
Arragoniens König Sancho
Kam mit seinen braven Rittern;
Ihre rückgekehrten Schilde
Hingen an dem Sattelbogen,
Schwarze Mäntel trugen alle,
Aufgeschlitzte Trauerkappen,
Nach Kastilischem Gebrauch.
In der tiefsten Trauer waren
Donna Sol und ihre Damen
Schwarz umhüllt mit Etamin.

Fast erhob sich schon ein Weinen;
Aber schnell verbot Ximene
Alle Klagen, alle Thränen,
Weil der Cid es untersagt:
Ihres Vaters Hand zu küssen,
Nahten still verehrend beyde,
König und die Königin.

Auch der König von Navarra
Trat hinzu mit Donna Elvira,
Küssend ihres Vaters Hand;

Viele stille Thränen flossen,
Bis sie zu San Pedro kamen,
Wohin sich der Cid gewünscht.

Selbst der König von Kastilien
Als er von dem Zuge hörte,
Sandt' er Boten ihn zu grüßen,
Ehrenvoll ihn zu begleiten,
Eilte selbst hin nach Cordonna,
Und als er den Todten sah,

Wundert' er sich seiner Schönheit.
Ordnete, daß statt im Grabe
Er auf einem prächtgen Stuhle
Säße neben dem Altar.
Aufgerichtet, reich vergoldet
Ward ihm schnell ein Tabernackel
Länger als zehn Jahre saß er
Da in seiner vollen Rüstung,
Als ob er noch leibt' und lebte,
Den Tizona in der Hand.

70

Sancho, König in Navarra,
Zugenahmt der Heldenmüth'ge,
Er, des großen Cids Urenkel,
Den ganz Spanien noch verehrt;
Mit Alfonso von Kastilien
Führet er siegreiche Kriege,
Drang hinein bis über Burgos,
Ueber all gewinnend Beute,
Bis mit solcher reichbeladen
Er hinwegzog; voll des Wahnes,
Niemand könnt' ihm widerstehn.

So kam er auf seinem Rückzug
In das Kloster de Cardenna;
Wo begraben lag der Cid,
Hochverehrt: denn Niemand glich ihm
Seit der Zeit an Muth und Stärke,
Wie an Güt' und Redlichkeit.

Vorgesetzter dieses Klosters
War ein Abbt, ein Mann von Jahren,
Der als Ritter einst in Waffen

Ehre sich und Ruhm erworben,
An Gestalt ein Mann von Ansehn,
Voll Gemüths; es drückt ihn schmerzlich,
Daß der König von Navarra
Mit dem Schimpfe von Kastiljen
So viel Beute mit sich nahm.

Als der König zum Altare
Trat, bewundernd seine Fahne,
Deren gleich' er in ganz Spanjen
Keine nirgend je gesehn,
Riß der Abbt sie vom Altare,
Und erhob die Fahne — Cids.

„Wisse, sprach er, großer König,
Wiss', in diesem heilgen Kloster,
Das mir anvertrauet ist,
Liegt ein Held, mit dessen Fahne,
Unter ihr, darf ich mich messen,
Großer König, selbst mit dir.
Denn hier ist die Leichenstätte
Cids, genannt Campeador."

„Eine Gunst von Dir zu bitten,
Herr, ergriff ich seine Fahne
Kühn, und trage meine Bitte
Dir in tiefster Demuth vor.
Laß den Raub zurück, o König,
Den Du unserm Land entziehest;
Dir gereicht's zu höherm Ruhme,

Wenn Du ihn der Heldenfahne
Weihest und dem Grabe Cids."

Einen Augenblick betroffen
Und nachdenkend stand der König,
Ueber dieses Abbtes Muth;
Dann sprach er: „Aus mehrern Gründen
Thu' ich, Vater, was Ihr bittet,
Und laß meine Beute hier."

„Erstens, weil ich aus dem Blute
Des Campeadors entsprossen,
Der Urenkel bin vom Cid.
Seine Tochter Donna Elvira,
Die Gemahlin Don Garzia's,
Rühm' ich, ist Großmutter mir."

„Zweytens laß ich aus Verehrung
Gegen diese Heldenfahne
Und des hier Begrabnen Ruhm,
Eurer Obhut anvertrauet,
Gern die Kriegesbeute hier;"

„Die ich dann auch, recht gesaget,
Wäre jetzt der Cid am Leben,
Wohl nicht mit mir nehmen dürfte;
Nie wär' ich so weit gekommen,
Hätte nie sie mir erworben,
Nie ließ er vor seinen Augen

Sie hinziehn aus seinem Lande,
Lebte noch der tapfre Cid.
Also laß ich sie dem Todten,
Euch zu frommem Brauch zurück."

Er befahl — und alle Beute
Blieb dem Kloster von Cardenna;
Sie ward eine fromme Stiftung.

Ein Wohlthäter für die Armen,
Ein Beschützer der Verlaßnen
Ward der Cid auch in der Gruft.

II.

Legenden.

Vorerinnerung des Verfassers.

Die Abhandlung über die Legende und die ihr folgenden Legenden selbst muß ich gegen grobe Mißverständnisse zum Voraus verwahren. Kein Mann von ehrbarer Stirn wird dieser Abhandlung und denen auf sie folgenden Erzählungen verläumdend zutrauen, daß sie den Legendengeschmack, die Legendenascetik, oder gar schlechte Legendenbücher wieder emporzubringen im Sinn haben. Sehr gut und heilsam ist's, daß der Gebrauch solcher Bücher selbst von geistlichen Obrigkeiten eingeschränkt, und von guten Köpfen hie und da wenigstens unschädlich gemacht ist: denn von einem großen Theil derselben kann man nicht Uebles genug sagen. Sie verkehren den Sinn und sind Zeugen von verkehrtem Sinne. Zu unsrer Zeit darf dies nicht mehr demonstrirt werden.

Vorerinnerung des Verfassers.

Die Abhandlung über die Legende und die ihr folgenden Legenden selbst muß ich gegen grobe Mißverständnisse zum Voraus verwahren. Kein Mann von ehrbarer Stirn wird dieser Abhandlung und denen auf sie folgenden Erzählungen verläumdend zutrauen, daß sie den Legendengeschmack, die Legendenascetik, oder gar schlechte Legendenbücher wieder emporzubringen im Sinn haben. Sehr gut und heilsam ist's, daß der Gebrauch solcher Bücher selbst von geistlichen Obrigkeiten eingeschränkt, und von guten Köpfen hie und da wenigstens unschädlich gemacht ist: denn von einem großen Theil derselben kann man nicht Uebles genug sagen. Sie verkehren den Sinn und sind Zeugen von verkehrtem Sinne. Zu unsrer Zeit darf dies nicht mehr demonstrirt werden.

Kein Mann von einiger Gelehrsamkeit wird aber auch abläugnen mögen, daß nicht in diesem Staube reine Goldkörner zu finden seyen, und daß die Vorstellungsart dieser Legenden alle Aufmerksamkeit verdiene. Mit der Einrichtung des Christenthums und der Kultur Europa's hängt sie genau zusammen; ja wäre sie gar nur eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Herzens und Geistes, so wäre sie auch als solche höchst merkwürdig.

Gewiß aber ist sie dies nicht allein. In den christlichen und dunkeln Jahrhunderten treten Geistesgestalten mit Zügen so edler Einfalt, so reiner Würde und Schönheit auf, daß ihnen eben deswegen fremder Schmuck entbehrlich ist, weil sie buhlend nicht reizen mögen. In der Einsamkeit, in bangen Zeiten der Furcht und Noth, überhaupt aber in jedem engen menschlichen Kreise sprechen sie mit sanfter Gewalt dem menschlichen Herzen zu, und gebieten Einkehr in sich selbst, Glauben, Liebe, Geduld, strengen Gehorsam.

Muß man diese Gestalten im Dunkel lassen? Darf man verblichene Tugenden und Grundsätze nicht vorführen, blos weil sie nicht die Vulgwagen unsrer Zeit sind? Eben das, dünkt mich, müsse man aus vorigen Zeiten herführen, woran es der gegenwärtigen entschieden und zu ihrem eigenen Nachtheil fehlet.

Natürlich aber müssen diese Gestalten erscheinen, wie sie unsrer Zeit anschaubar sind, wie sie

unser Geist und unser Herz zu sehen begehret. Gespottet hat man über sie genug, und zwar öfters mit schaalem Spott; mit sehr unwissender Verläumdung; darf man sie nicht auch einmal nützlich gebrauchen? Der Spott, zu dem manche von ihnen selbst Gelegenheit gaben, ist erschöpft; das Feld des Nutzbaren in ihnen steht fast noch unberühret da. Nach den Sprüchen der Altväter ist die schwerste Tugend und die höchste Geistesgabe, δοκιμαζειν, prüfende Unterscheidung.

Was soll also auch die jammernde Furcht: „man möchte sich durch Lesungen dieser Art den Geschmack verderben?" Wessen Geschmack dadurch verderbt werden kann, hatte weder einen festen noch allgemeinen Geschmack; er stand vielleicht in einem Winkel des Erdbodens tändelnd. Ist nicht aber die ganze Erde des Herrn ein Wohnplatz der Menschheit? Wenn Aganippe, Arethuse, Dirce und der Cephissus angenehm rauschen; warum sollte nicht dort auch der Jordan, der Kur, der Ganges labende Wellen treiben? warum nicht auch ein Bach in der thebaischen Wüste?

Muß das Schöne blos nutzlos seyn? kann es nicht auch stärkend, erquickend werden?

Rosen.

Eine Legende.

In einer tödtend-schweren Hungersnoth
Versagte Rosa von Viterbo sich
Den kleinsten Ueberfluß, und bracht' ihn still
Den Armen. Einst traf unversehen sie
Der karge Vater auf dem Wege: „Kind!
Was hast du da?"

„Es sind nur Rosen, Vater."
„So zeige sie." Voll Schrecken that das Kind
Die Schürze auf; und sieh', es waren Rosen.
Kaum aber hatt' der Karge sich gewandt;
War, was ihm Rose schien, erquickend Brod.

Ihr kargen Väter, die ihr auch nur Rosen
Verleihn, und Rosen, Rosen sehen wollt
In harter Hungersnoth; seht, was ihr wünschet!
Dem Armen werde jede Rose Brod.

Ueber
die Legende.

Der Name Legende hat seit der Reformation seine Würde so sehr verloren, daß man ihn in einem frostigen Wortspiel (Lügende) der Lüge für gleichlautend hält, und nur ein einfältiges von Kindern und Weibern geglaubtes Mährchen mit ihm bezeichnet. Einst war dies nicht also. Legende hieß das Buch, das die Summe dessen umfaßte, was nicht nur durchs ganze Jahr hin dem Volk öffentlich vorgelesen, sondern auch zu seiner häuslichen Erbauung fast einzig in die Hand gegeben ward *). Und da dies insonderheit Leben der Heiligen waren, auch allem, was man damals schrieb, der Ton der Andacht und des Wunderbaren anhing, so ist der Name Legende vorzüglich der wunderbar=frommen Erzählung, d. i. Lebensbeschreibungen und Geschichten, die durch das, was Andacht vermöge,

*) Legenda, legendarius, liber acta Sanctorum per anni totius circulum digesta continens, sic dictus, quia certis diebus legenda in ecclesia et in sacris synaxibus designabantur a moderatore Chori; unde a Graecis συναξάρια appellantur. Du Fresne Gloss.

zur Nachfolge reizen sollten, geblieben. Nebst den Ritterbüchern, fassen sie also, nach dem Geist damaliger Zeit, die Blüthe und Blume menschlicher Ausbildung in sich; die Ritterbücher für den Mann von Geburt, die Legenden für den andächtigen tugendhaften Menschen, welches Standes er auch seyn mochte.

Aber der Geist der Zeit schwebt vorüber. Die Ritterbücher sanken, und die Legenden sanken ihnen nach. Was einst Legende, d. i. nothwendig zu lesen hieß, ward in andern Zeiten kaum lesbar gefunden; es ward verspottet und verachtet.

Dreyerley warf man den Legenden vor, und keins mit Unrecht. Sie fehlen, sagte man, gegen die historische Wahrheit, gegen ächte Moral, den Zweck der Menschheit, endlich gegen die Regeln einer guten Einkleidung und Schreibart.

I.

Wahrheit der Legenden.

Daß sie gegen die historische Wahrheit oft und viel anstoßen, ja daß sie überhaupt als Dokumente der Geschichte mit großer Vorsicht zu gebrauchen seyn, werden sie selbst nicht abläugnen wollen: denn die wenigsten sind dazu geschrieben. Als Erbauungsschriften, als Tugend- und Andacht-

dachtbilder sind sie da, zu Erweckung ähnlicher Tugend, ähnlicher Andacht. Was hierzu den meisten Eindruck machen konnte, und wie es ihn machen konnte; das ward geschrieben. Vielen Legenden bricht man, wenn ich so sagen darf, den Rücken, wenn man sie zu historischen Dokumenten ängstlich gestaltet.

Denn, woher waren diese Legenden genommen? Aus dem Munde der Erzählenden, meistens andächtiger Jünger und Jüngerinnen; oder aus einzelnen Aufsätzen, selten des Verstorbenen selbst, meistens seiner Freunde. Alle diese sprachen und schrieben nach Einer Regel, zu Einem Zweck ihres nächsten Kreises, und des Geistes ihrer Zeit. Zur Erbauung sprachen und schrieben sie; nicht als vor Gericht gestellte Zeugen. Ueberhaupt ist über die Glaubwürdigkeit der Geschichte, und dessen, was man in verschiednen Zeiten, unter verschiednen Völkern *glaubwürdig* nannte, beynahe noch nichts Haltbares geschrieben; und die *Legende der mittleren Zeiten*, so unentbehrlich sie der Geschichte ist, hat außer einigen französischen Kritikern, wenig Bearbeiter gefunden. Wie billig, bewarben sich die Protestanten nach der Reformation wenig anders, als Streitweise um sie; die erzkatholischen Länder blieben im Glauben an die Legende, als an eine geschriebene *Tradition*; und die wenigen Untersucher wußten und kannten ihre Schranken. Eine *vollständige Kritik der Chroniken und Legenden mittlerer Zeit*, unpartheyisch und ehrsam, geschrieben für jeden und für keinen Kultus, auf den Knieen der Wahrheit geschrieben und von ihr selbst diktirt, gehört noch unter die guten Wünsche.

Und doch wäre sie, was das Wunderbare anlangt, so schwer zu schreiben eben nicht; das Wunderbare der mittleren Zeit hat seine sehr enge Topik. Aus der biblischen Geschichte und aus National-Traditionen, aus Einbildungen der Völker entsprossen, unter denen und für die es gedacht ward, führet es seine Quelle wie seine Bedeutung gleichsam mit sich. Da es auf das Volk wirken sollte, so kann es leicht verstanden werden; und da der Klerus weder zur Kunst, noch überhaupt sehr kunstreich diese wunderbaren Erzählungen formte, so ist auch ihre Form nichts weniger als inkommensurabel. Wer die Bibel gelesen und die Volksdenkart der Zeit und Gegend, für die erzählt wurde, sich bekannt gemacht hat, versteht die Bedeutung des Wunderbaren so einfach, als der sie verstand, von dem die Legende redet.

Diesem Frommen z. B. ließen sich Stimmen vom Himmel hören. Wer hörte diese Stimmen nicht in seinem Herzen? wenn sie gleich das Ohr nicht vernahm; sobald ihr Inhalt nur himmlisch, d. i. aufmunternd und erquickend ist. Einem andern sangen unsichtbare Chöre; diesem erschien sein Schutzgeist und sprach mit ihm, warnend, belehrend, tröstend. Jenem Rechtschaffenen glänzte sein Antlitz vor Gericht, im Gebet, gegen Verläumder und Bösewichter, bey einer frohen Wohlthat, bey einer großmüthig-stillen Verzeihung, im Tode, nach dem Tode. Wem sind nicht ähnliche Eindrücke aus dem Leben, aus der Erzählung eng-umfangener Menschen bekannt? Dem Einsamen z. B. schweben Töne, bleiben Töne im Ohr; sie kommen in Stunden der Niedergeschlagenheit, den Geist erhebend, als Freunde wieder. Siehe da die himmlischen Stimmen und

Chöre. Aus Beyspielen ist bekannt, daß eine starke Einbildungskraft das Bild seiner selbst gleichsam aus sich herauszuwerfen, und sich sichtbar zu machen vermöge; daher die Erzählungen von Menschen, die sich selbst zu sehen glaubten, daher die Gespräche mit sich selbst, als mit einem guten oder bösen Genius, und bey zarten Gemüthern am liebsten das Gespräch mit einem edlern Ich, einem leitenden, liebenden Schutzgeist. Auf der Stirn fröhlicher guter Kinder, auf dem Antlitz der unbefangenen, heitern Unschuld, der reinen Liebe, der verzeihenden Großmuth — wer sah und liebte nicht jene ruhige Stille, in der uns ein Engel gegenwärtig zu werden scheinet? — Endlich in den Schmerzen der Krankheit, der Leiden, der Verfolgung, im Tode, nach dem Tode; hier gönnet der frommen Legende ganz ihren Lauf; hier ist das Herz sich selbst eine reiche Legende. Wenn eine Tochter am Sterbebett ihrer Mutter das Antlitz siehet, das sie bald nicht mehr sehen wird, und ihre letzten Worte höret; wenn der Blick des Redlichen, des zu Tode Gequälten sich noch Einmal dankbar-froh gen Himmel, segnend-froh zu denen wendet, denen er hienieden nichts als Gutes gethan hat; und wenige Augenblicke nachher, von der sanften Hand des Todes berührt, sein Gesicht die wahre Gestalt seiner Seele im festesten Bilde zeiget, da lasset doch ja dem stillen Gemüth einer trauernden Kindesliebe seine Kraft, die Züge des Sterbenden, des Gestorbenen zu einem Engel zu erhöhen, und ihn in solcher Gestalt seinem Innersten einzuprägen. Lasset der Sage ihren Gang, daß ihn Stimmen gerufen, getröstet, bewillkommt haben; daß ein ambrosischer Duft, ein himmlischer

Glanz den zum Himmel Eilenden umschwebte. — Hier läßt sich die Phantasie der Empfindung weder etwas vorschreiben noch ausreden.

Ein Gleiches ists mit dem Wunderbaren, das die Legende jetzt, und hie und da auf die ganze Natur verbreitet. Jedermann weiß, daß ihre Zeiten für die wahre und rechte Naturwissenschaft nicht die blühendsten waren; die Gesetze der Astronomie, die Verhältnisse der Körper gegen einander waren noch nicht in das Licht gesetzt, in welchem sie dem aufgeklärten Theil unsrer europäischen Nationen jetzt erscheinen. Was Wunder also, daß man in der Dämmerung damaliger Zeiten alle Erscheinungen der Natur zu sich so sprechen ließ, wie das Gemüth, wie der Zustand des Herzens es verlangte? Dem Einsamen, dem Geängsteten, dem Peinlichen, wiederum dem Begeisterten, dem Entzückten spricht Alles. Der Zweifelnde sucht allenthalben Belehrung; der Verlassene merket auf jeden ihm entgegenkommenden Wink. Lasset also jenem Verirrten einen Stern erscheinen, der ihn leite; diesem Durstenden entspringe eine Quelle, jenem matten Wandrer entsprieße ein Palmbaum in der Wüste. Hier falle auf des Frommen Gebet ein längst erwünschter Regen und erquicke die lechzende Au; dort komme ein Hagelwetter, ein Donner zu rechter Zeit, und schalle in Ohr und Seele. Jetzt läute die Glocke von selbst und wecke auf; hier erscheine ein Thier und schrecke und warne. Oder ein Vogel bringe himmlische Botschaft: ein Adler, ein Storch, eine Schwalbe; eine Taube gebe der wartenden Menge Muth; der zweifelnden Menge Bestimmung. Im ganzen Alterthum sind Augurien und Präsagien eine geglaubte

Sprache der Gottheit gewesen; jedes Volk hatte sie in seiner Weise und pflanzte sie in Sagen fort. Die Dichter nutzten sie; und auch der Geschichte konnten sie nicht fremde bleiben. Wer begehrte nun, daß sie einer zur Erbauung geschriebenen Legende fremd bleiben sollten? Andacht d. i. ein Aufmerken aufs Göttliche rings umher schrieb ja diese Legenden. Andacht sollte sie lesen; Andacht sollten sie einflößen und wirken.

Ueberdem wird dies Wunderbare in den mittleren Zeiten so leicht, ich möchte sagen, so natürlich eingeführet, daß man es eben so leicht in die gewöhnliche Sprache übersetzen kann, eben weil es damals gewöhnliche Sprache und Vorstellungsart war. Manches ist sogar in Sprüchwörter übergegangen, deren Eins ohne wunderbare Deutung jeder Einfältige anzuwenden weiß. Wenn z. B. vor diesen fleißigen und rüstigen Männern, die eine wüste Gegend anbaueten, Wölfe und Schlangen flohen; sie scheuchten Drachen aus ihren Höhlen hinweg; von ihrem Segen ward die verschlemmte Quelle gesund, der Pfuhl trocken, die Wildniß zu einem Garten und Fruchtlande; die Luft heiterte sich; das Klima ward milde — wem müßte diese Sprache noch erklärt werden? Sie sagt nichts, als was wirklich geschah durch den Fleiß emsiger Hände. — Wenn nun solchen neuen gefürchteten Ankömmlingen entgegen aus Seen und Wäldern die Dämonen schrieen, die Geister heulten und schreckten, die Teufel wimmerten und klagten; wer, wenn er einen Begriff von den grausen Gegenden; von den wilden Einwohnern dieser Gegenden hat, verstünde nicht diese Sprache? Den Bären besänftigten sie, indem sie ihm Brod reichten,

(ein seltnes Nahrungsmittel mancher Gegend) und befahlen ihm Holz zu tragen; wem müßte erklärt werden, wer diese Bären gewesen? Möchte der Scepter unsrer Staatskunst, das Geschütz unsrer Helden zur Urbarmachung der Welt, zur Brodaustheilung und zu Erweckung des Fleißes der Bären allenthalben so wirksam und glücklich seyn, als es damals das heilige Kreuz und das segnende Wort waren.

Sehr unverständig hat man daher über manche Legende dieser Art gespottet, so daß der heilige Esel, den man verlachte, dem Spottenden selbst den Hohn zurückgeben möchte.

Auch der Legende liegt also Wahrheit zum Grunde; nur ist sie Legendenmäßig eingekleidet und erzählet. Auch ihr Inhalt ist nicht immer so unwichtig, als man glaubet; denn sind wir diesem Inhalt nicht einen großen Theil der Aufklärung und Verschönerung Europa's durch Kenntnisse und Fleiß schuldig? Die Thaten, wovon sie erzählen, stumpften das Schwert ab und bezähmten wilde Barbaren. Die meisten Institute unsrer Wissenschaften und Künste nähren sich von den Brosamen dessen, was einst die Männer der Legende mühsam erwarben, andächtig stifteten, heilig bewahreten und der Nachkommenschaft fromm vermachten. Ohne die frommen Männer und Weiber der Legende bettelten jetzt vielleicht alle Musen in Europa; oder vielmehr an Musen in Europa wäre ohne sie gar nicht zu gedenken. —

Die Geschichte der mittleren Zeit kann des Studiums der Legenden so wenig als der Chroniken entbehren: denn beyde fließen überhaupt in einander. Jene gehen allen Diplomen voran, und lange ihnen

zur Seite. Die mythologische Sprache und Einkleidung der Legenden muß also eben sowohl studirt werden, als die Sprache und Zeichen der Diplome. Sie sind in den mittleren Zeiten das, was in der griechischen und römischen Urzeit die alten Heldensagen waren, aus denen einst alle Dichtkunst und Geschichte hervorging. Die geheimere, innere Denkart der christlich gewordnen Völker, ihren Wahn, Aberglauben, Schwachheiten, kurz den dunkeln Grund ihrer Seele lernt man aus mancher Legende mehr kennen, als in diesen Zeiten aus ihrer sämmtlichen Staatsgeschichte. Nur es gehört ein Ausleger dazu, der auch das Wunderbare zum schlichten Menschensinn hinabführe.

II.

Zweck der Legende.

„Schade," wird man sagen, „daß die meisten derselben eine so verkehrte Tendenz haben! Wohin zielen alle diese Wunder? um welche Achse drehen sich alle Bemühungen der Legende? Den Müßiggang zu ehren, Einsiedeleyen, Aberglauben, überspannte Andacht, falsche Tugenden, eine fromme Dummheit, eine den Geist ermordende Frömmigkeit, Heucheley und Abgötterey zu empfehlen; das ist ihre ächtchristliche Absicht. Wem dienen diese Engel? Diese Raben, wem bringen sie Speise? Einem Einsiedler. Ihm entspringt die Quelle, ihm trägt der entblätterte Baum Früchte. — Was thut

er in seiner Einsamkeit? Psalmen singen, schweigen, seine Seele zur höchsten Unthätigkeit gewöhnen, sich unnütz peinigen und foltern. Erwecken sie nicht Mitleiden und innern Abschen; jene Büßungen, mit denen betrogene Unglückliche sich selbst marterten? jene unnatürlichen Kämpfe, die ihre Seele verwirrten, ihre edelsten Kräfte lähmten; und mit denen sie sich mehr als Ein Fegfeuer, mehr als eine Hölle selbst schaffen und geben! Hat sich nicht oft euer Busen verengt und euer Haar emporgesträubet, wenn ihr diese unsinnigen Büßungen, diese sinnlosen Entäußerungen der Gedanken, Sinne und Triebe im Leben eines Menschen Jahrehin verfolgtet? Und wenn ihr die mütterlich-rufende, warnende, wiederkehrende Natur hart und schnöde zurückgewiesen saht, flossen euch nicht Thränen? — Vor Göttern und Menschen gibt es keinen Thränen-wertheren Anblick, als eine unschuldig-zerrüttete Seele, ein durch andächtige Grausamkeiten niedergebeugter, zerquetschter, zerschlagener Geist, ein Herz, das für und wider nichts sich selbst verwundet. Und diesem bösen Ideal einer verführenden Sittenlehre, die zu leerer Andacht, zu einem niedrigen Aberglauben, zu einer nutzlosen Anstrengung, endlich zu jener völligen *Aushöhlung* der Seele leitet, die mit äußersten Schmerzen ihren Kern aus sich gebohrt hat und wie eine hohle Nuß sich dem Herren weihet — diesem bösen Ideal wolltet ihr eine Zeile des Lobes widmen? Kreuz, Messe, Pönitenz, Sakramente, Tempel, Altäre, heilige Gebräuche und Kleider, Zellen, Särge, Gräber sollten die Sphäre seyn, um welche sich *alle* Sphären und Elemente der Menschheit bewegen?

Wärs denn Allen so: so könnte man nicht anders antworten, als: „spottet nicht; sondern bessert sie" — Der Arzt läßt sich die Gebrechen seines Kranken erzählen, nicht damit er sie witzig zur Schau trage, sondern damit er ihm Leichterung schaffe und ihm helfe. Wäre alles, wovon gesprochen ist, ein schwerer dunkler Traum langer Jahrhunderte, ein ungeheurer Wahnsinn der Zeiten gewesen; zeiget ihn als solchen. Hebt die Erzählungen verführter, mißleiteter Seelen sorgsam aus, und bemerkt, wie sie mißleitet wurden, wie sie sich selbst verführten. Zeigt dies mit aller zarten Theilnahme, mit jedem hülfreichen Erbarmen, herabsteigend in die Tiefen der menschlichen Natur, in ihre betrüglichen Tiefen. Wie lehrreich werdet ihr schreiben! Eine kleine Legende wird mehr Psychologie, mehr Warnung, Rath und Trost enthalten, als vielleicht ein ganzes System kalter pharisäischer Sittenlehre. Sie wird wieder werden, was ihr Name sagt, ein durchaus zu Lesendes, eine Legende.

Nur gehört vor allem hiezu Theilnahme, Versetzung ins Zeitalter und Leben derer, von denen man redet. Nach unsrer lichten Zeit können wir nicht alles beurtheilen; nicht jede andre Zeit warf alles Heilige als einen Unrath von sich. Das Kreuz hat einst den Völkern Ruhe gebracht; es stillete Aufruhr, Fehden, Zwietracht und gebot den Gottesfrieden. Tempel waren Zufluchtsorte der Unbewehrten gegen Raub und Unterdrückung; der Altar war eine Stätte des öffentlichen Bekenntnisses, des Gebets, der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen. Das Grab war ihnen

eine Ruhekammer, wo himmlische Geister das erstorbene Saamenkorn zur Aufblüthe eines künftigen ewigen Frühlinges bewahrten. Ueber heilige Gebräuche und Worte endlich läßt sich auch nicht anders, als aus dem Geiste der Zeit reden, für welche sie gehören.

Und waren nach eben diesem Geiste der Zeit körperliche Uebungen zur Enthaltsamkeit, Strenge, zu festgehaltenem Andenken, zum Vermögen über Sinne und Neigungen verwerflich? Waren rohe sinnliche Naturen anders zu besänftigen, zu fesseln, zu zähmen, als durch ein gegenseitiges Extrem, durch eine andre, geistige Welt noch stärkerer Leidenschaften und Begierden? Woher kommts, daß in unserm Zeitalter wir so wenig können, so wenig ernstlich wollen und vermögen, als weil wir von Jugend auf zerstreut und verzärtelt leben, indem uns zu anhaltenden schweren Uebungen Anlaß, Regel, Ordnung, Sitte, tägliche Gewohnheit und strenges Gebot fehlen. Gewiß vermögen wir nicht, was die Männer der Legende vermochten, sonst brächten wir Wirkungen hervor, wie jene, aus deren Pflanzungen wir, über sie spottend, von ihren Früchten zehren.

Und dann! gäbe es in diesen Zeitaltern durchaus keine Muster einer Tugend, die wirklich diesen Namen verdienet? Keine Seelengröße, die, über sich selbst gebietend, Gefahren nicht suchte, aber tapfer überwand, und das Leben selbst nicht achtete zu Erlangung des Kampfspreises. Herausfordern und angreifen ist freylich leichter als erwarten, bestehn, aus-

dauert. Kein Siegsgepränge munterte diese Helden auf, keine irdische Belohnung. In der Verachtung fanden sie Ruhm, in der Verfolgung Gewinn, in der Mühe Lohn, in der Schwachheit Stärke. Oft, sehr oft zeigten sie mehr als Spartaner- und Römersinn; tausende von ihnen ließen sich, ihrer guten Sache wegen, Prunk- und Namenlos gleichsam lebendig verscharren und begraben. Nicht nur Bequemlichkeit, ihr liebster Eigenwille ward abgelegt zum Besten ihres Ganzen.

Sehet in den Gemählden großer Künstler, eines Raphaels und Dominichino, Correggio, Guido und Guercin's jene Gestalten der Heiligen an, und sagt: ob ihr von dieser Art geistiger Anmuth und Seelengröße, von dieser transcendenten Erhabenheit und Hingebung, von dieser reinen Abgezogenheit und Ehrfurcht-gebietenden Würde, von dieser jungfräulichen Andacht, diesem Mutter- und Kindessinn, ich möchte sagen, von diesem Engelsgefühl, sogar in den Werken der Alten etwas anders, als vielleicht nur hie und da eine in der Sinnlichkeit verhüllete Knospe findet? Hier ist sie hervorgegangen, die geistige Knospe; sie hat sich aufgethan in vielen Gestalten und Formen. — Um also auch nur die Werke der neueren Kunst in ihrem schönsten Zeitalter zu verstehen, kann und darf uns die Legende nicht fremde bleiben.

Ein ganz eignes Gefühl ist es, dies süße Gefühl der Andacht. Es heftet so unabwendbar an und fesselt so ganz, läßt so vieles unmerklich hinschwinden und scheint uns mit wenigen Gedanken so

viel, mit Einem Gedanken Alles zu geben! Dadurch wird es so unveränderlich, so heiter und stark in Sanftmuth. Der Löwe wird Lamm und das Lamm ein Löwe. — Spottet nicht der rauhen und beschwerlichen Wege, auf denen die fromme Einfalt, die sich damals mit wenigen, aber starken Gedanken begnügte, in dies Heiligthum unzerstörlicher Gemüthsruhe und Seelenstärke gelangte. Gnug, sie gelangte dahin, und wohl ist ihr. Suche jeder es auf seinem Wege. Jene gehet ihren stillen Gang allein.

III.

Vortrag der Legenden.

„Wenn aber die guten Legenden nur nicht so erzböse erzählt oder gar besungen wären!“ So erzähle, so singe man sie besser. Ein Ton ist nicht für alle und ihr Ton nicht für unsere Zeiten. Aber erbärmliche Pedanterey ists, unter dem Vorwande des einzigen klassischen Styls die Schreibart der Römer, die unter Cäsar und August allerdings die beste war, in diesen Zeiten, zumal in Büchern der Andacht und Klosterzellen, zu suchen. Der Kirchenstyl der mittleren Jahrhunderte ist eine so eigne Sprache, als die romanische, die neben ihr galt, nur seyn kann. Die Welt ihrer Gegenstände ist eine andre als die Welt der Römer; so auch der Geist und Sinn, mit

dem man diese Gegenstände behandelte und ansah. Auch die lateinische Sprache der mittleren Zeiten hat ihre Perioden und in diesen ihre sehr verschiednen Schriftsteller, gute, mittelmäßige, schlechte. Vollends der Geist ihrer Dichtkunst war vom römischen ganz verschieden; und doch hats Liebhaber des Studiums dieser Zeiten gegeben, die auch ihnen ihre Grazie und Schönheit zugestanden. Eine gewisse Innigkeit und schmucklose Einfalt, eine populare Herzlichkeit und Rührung wird niemand, der die besten Produkte dieser Jahrhunderte kennet, ihnen nicht absprechen können. Dem sey aber wie man wolle; damals schrieb man die Legenden für seine Zeit, und erzähle man, wenn man will, die denkwürdigsten für unsre Zeiten.

„Wozu dies Alles? Etwa das Studium der Legende unbedingt anzuempfehlen, sie unbedingt zu rühmen?" wahrlich nicht. Blos der Gesichtskreis sollte bezeichnet werden, in welchen die Legende gehört, mithin auch der Gesichtspunkt, aus welchem man sie anzusehen habe.

Bey den Griechen gabs viele Legenden. In ältern Zeiten hießen sie Sagen; nachher wurden sie aufgeschrieben, in Gesänge gebracht und eine Mythologie daraus geformet. Jeder berühmte Tempel, jedes Götzenbild, jede Stadt, jeder Heldenstamm hatte seine Legende. Oder sind in den Homerischen Hymnen die Erzählungen von der Latona und dem Apoll, von Hermes, der Aphrodite, der Demeter etwas anders?

Sogar die Schäferwelt der Griechen hatte ihre Legenden. Vom guten Daphnis, vom schönen Adonis erzählte man sich die alten Sagen und wiederholte und feyerte sie in Liedern und Gebräuchen. Womit konnten sich Schäfer leichter und angenehmer unterhalten, als mit alten Traditionen, mit Wunder- und Zaubermährchen?

Wäre die Legende der mittleren Zeiten so genutzt, als es die Griechische war; wäre jeder Wohlthäter des Menschengeschlechts auch aus diesen dunkeln Jahrhunderten in dem Tone gepriesen, der für ihn gehörte; hätte jede Stadt, jede Kirche, jede gute Stiftung ihrem Heiligen diese Muse erweckt, wie manches Gute wäre dadurch befördert worden! Bey einigen ists geschehen; es giebt einfachgroße und rührende Hymnen, die aber — unsre Zeit nicht kennet oder nicht lieset. Vielleicht wird man auch nachstehende Erzählungen, die ich dem lehrenden Idyll näher zu bringen suchte, nicht lesen mögen. Und so seyn sie denn, wie die, von denen sie erzählen, begraben! Vielleicht gehen sie in einer andern Zeit fruchtreich hervor. Quiescant in pace.

Legenden.

Die Führerin.

Führe mich, o Muse, jenen engen
Steilen Pfad. Er windet sich durch Höhlen,
Wie man sagt, des dunkeln Aberglaubens
Und Betrugs. Er scheint sich in die Wüste
Zu verlieren, wo das rege Irrlicht
Auf den Sümpfen hüpft. Auch seh ich Disteln
Neben mir. Nur locket jener Glanz mich
Auf der Höh'. Es tönen Lobgesänge
Droben. — Muse! —

Doch sie ist verschwunden. —
Wie? und vor mir schwebet eine andre
Liebliche Gestalt, in hellen Byssus
Sanft verschleyert. „Himmlische, wer bist du?
Ach, auf deiner Brust sind Blutestropfen.
Und die Lilie in deinen Händen —"

„Von dem Dolche feindlicher Verläumdung,
Freundlicher Entweihung sind die Wunden
Mir gegraben; doch das Blut der Unschuld
Bringet Heil."

„Um deine Stirn, o Göttin,
Starrt ein Dornenkranz.“

„Und auf dem Kranze
Sprießen Rosen. Auf! hinauf! Die Palmen
Winken uns; die Lobgesänge tönen.
Fürchte keine Höhlen des Betruges
Da, wo ich dich führe.“

„Und wer bist du?“
„Drey = und einfach ist mein heilger Name:
Niemand kennt ihn, als wer ihn empfähet.
Carita; Geduld und Lieb' und Hoffnung.“

„Aber warum schwand von dir die Muse?“
„Ach den tausend unglückselgen Menschen,
Und den rohen Herzen, die sie quälen,
Hilft kein Ton der Muse mehr. Sie fodern
Andre Sorgen. — Hoffe keinen Lorbeer.
Nimm hier diesen Zweig und meine Krone.“

Die Turteltaube.

Wenn ein Menschenhasser, spricht die Sage,
Ein Erobrer auf der Welt erscheinet,
Trauret jedes Element; die Wolke
Regnet Blut; es schwärzet sich der Himmel;
Und die Erde berstet; Feuerschlünde

Brechen aus dem Abgrund'; in den Lüften
Heulen Stürme, Geister in den Stürmen:
„Weh den Menschen, Weh! Zu Noth und Jammer,
Tausenden zum Weh ist er gebohren!" —

Als in dunkler Nacht das Licht der Völker
Aufgieng, lag die Welt in heil'ger Stille.
Heller glänzeten die Sterne; segnend
Trat ein neuer Stern hervor, und sagte
Frommen Weisen in das Herz: „erfüllet
Ist der Zeiten langer Wunsch und Hoffnung:
Denn der Trost der Völker ist gebohren!"

Und die Engel sangen in den Lüften:
„Ehre, Ehre sey Gott in der Höhe!
Fried' auf Erden, allen Menschen Freude!"

Und ein Engel trat zu armen Hirten:
„Freuet euch! dem Volk ist er gebohren!"

Stillverborgnes Kind! Es sangen keine
Phöbusschwän' um deine dunkle Krippe;
Aber was die treue Turteltaube
Deiner Höhle *) sang: (die ew'ge Liebe
Sprach und girrete in ihren Tönen)
Das erzähle mir die heil'ge Sage:

„Liebslicher Knabe,
Find' ich dich hier?
Hier in den Windeln,
Hier in der Kluft?

*) Nach der Tradition ist Christus in einer Felsenhöhle vor Bethlehem gebohren.

Zwar der Geliebte
Nahet sich gern
Seinem Geliebten,
Theilet mit ihm
Kummer und Schmach.

Und je verborgner,
Und je verkannter,
Desto zufriedner
Trägt er die Last.

Aber, o Knabe,
Wisse, du trägst,
Du, ein Lamm Gottes,
Sünden der Welt;

Alter Aeonen
Gräßliche Last,
Frevel und Irrthum,
Greuel und Wahn.

Lieblicher Knabe,
Schöner als jener
Leuchtende Stern!
Dornen und Undank,
Geißel und Schmach,
Hohn und Verfolgung
Warten auf dich.

Siehe, du lächelst?
Willst du mir sagen:
Liebe verschmähet
Ehrenden Dank.

Liebe besieget
Schmerzen und Tod.

Auf dann und ende,
Was du beginnst!
Greif' in der Otter
Giftiges Nest.
Ueber der Drachen
Neidende Zähne
Wandle beherzt.

Droben im Aether
Ueber den Sternen
Sehen wir uns,
Deine Geliebten,
Alle mit dir!"

Also girrete die Turteltaube,
Und die Engel sangen in den Lüften:
„Friede, Freude!" — Und das Chor der Sterne,
Aller Zeit und Ewigkeiten Inhalt
Sind ein langer Nachhall ihres Liedes.

Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verlohren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos *)
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling, sprach er zu dem Bischof,
Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und Dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freyheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleyen,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammlet' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

---

*) Pathmos, (Palmosa), eine Insel, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannet gewesen.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erste Frag' an ihren Bischof
War: „wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."

„Dieses Jünglings Seele, sprach Johannes,
Fodr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?" —

„Auf dem Berge dort!"

— „Ich muß ihn sehen!"

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen, (eben dieses wollt' er.)
„Führet, sprach er, mich zu eurem Führer."

Vor ihn trat er, und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet,
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,

Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt und innig festhielt?
Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Der Tapfere.

Ein böses Heldenthum, wenn gegen Mensch
Der Mensch zu Felde zieht. Er dürstet nicht
Nach seinem Blut, das er nicht trinken kann;
Er will sein Fleisch nicht essen; aber ihn
Zerhaun, zerhacken will er, tödten ihn! —
Aus Rache? Nicht aus Rache: denn er kennt
Den Andern nicht, und liebet ihn vielleicht.
Auch nicht sein Vaterland zu retten, zog
Er fernen Landes her. Ein Machtgebot
Hat ihn hierher geführet; roher Sinn,

Die Raubsucht, Sucht nach höh'rer Sklaverey.
Von Wein und Branntwein glühend, schießt er, sticht,
Und haut und mordet — weiß nicht, wen?
Warum? wozu? bis beyde Helden dann,
Verbannt ins Schloß der Unbarmherzigkeit,
Ein Krankenhaus, mit andern Hunderten
Da liegen ächzend; und sobald den Krieg
Noth und der Hunger endet; alle dann
Als Mörder-Krüppel durch die Straßen ziehn
Und betteln. Ach, sie mordeten um Sold,
Gedungne Helden aus Tradition.

Ein edler Held ist, der fürs Vaterland
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.
Ein Hohepriester trug er ihr Geschick
In seinem Herzen, und der Wahrheit Schild
Auf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Ueppigkeit,
Des Irrthums und der Schmeicheleyen Feind,
Und fällt, der höchsten Majestät getreu,
Dem redlichen Gewissen, das ihm sagt:
Er suchte nicht und floh nicht seinen Tod.

* * *

„Was tödtet ihr die Glieder? (rief die Wuth
Des Heidenpöbels.) Sucht und würgt das Haupt!“—

Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler *). Sorgsam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet.

*) Polykarp, Bischof zu Smyrna, ein im Christenthum weitberühmter Lehrer, der in der Mitte

„Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Glut; (so sprach der kranke Greis,)
Und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen.“ —

Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrey
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf:
„Bereitet, sprach er, diesen Müden noch
Ein Gastmahl — Ich bereite mich indeß
Zur Reise auch.“ Er ging und betete.

Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sey tapfer, Polikarp!“

Der Konsul sieht
Den heitern, schönen, ruhigsanften Greis
Verwundernd. „Schone, sprach er, deines Alters
Und opfre hier, entsagend deinem Gott!“

„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet und der mir
Zeitlebens Gutes that?“

„Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?“

---

des zweyten Jahrhunderts im höchsten Alter den Märtyrertod litt.

„Zermalmet muß
Das Waizenkorn doch einmal werden, seys
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht."

Der Pöbel rief: „hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater: Feuer! Feuer her!"
Sie trugen Holz zusammen und mit Wuth
Ward er ergriffen.

„Freunde, sprach er, hier
Bedarfs der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn." —

Und legte still den Mantel ab und band
Die Solen seiner Füße los und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen.

Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch;
Und eine weiße Taube flog empor.

* * *

Du lachst der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geyer Dir dem Sterbenden die Brust
Durchbohren? Dem Gestorbenen das Aug'

Ein Rab' aushacken? Aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf:
Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Muth.

Die Krone.

Nicht im müßigen und stolzen Grübeln
In Geschäftigkeit fürs Wohl der Menschen
Und in selbstvergeßner Demuth wohnen
Gottgefälligkeit und Zier und Weisheit.

Pyoterius in seiner Celle
Dünkete vor Gott sich groß und herrlich,
Weil er über Thabors Glanz und alle
Seraphsflügel tief und viel nachdachte.

Und den Denkenden umfing ein schwerer
Traum einmal. Es sprach zu ihm der Seraph:
„Pyoterius, steh auf und eile
Nach Tabenna *), wenn du Jene sehn willst,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat."

---

*) Eine Gegend in Aegypten, wo ein berühmtes Kloster und viele Cellen der Einsiedler waren.

Pyoterius stand auf und eilte
Nach Tabenna. Vor ihn traten alle
Heilge Jungfraun, Schwestern und die Mutter. —
Pyoterius sprach: „seyd ihrs alle?"
Denn mir mangelt unter euch noch Jene,
Die mir im Gesicht der Engel zeigte."

„Eine, sprach die Mutter, ist noch drunten,
Eine Alberne, fast unsre Schande. —
Unermüdlich im geringsten Dienste
Dient sie in- und ausserhalb dem Kloster
Jedem Fremdling, sey es Jud' und Heide.
Darum nennen wir sie so gewöhnlich
Die Wahnsinnige: denn fast antwortet
Sie uns nicht; ist aber immer fröhlich,
Und nie mehr, als wenn man sie verachtet."

„Laß sie kommen, damit ich sie sehe,"
Sprach der Heilige; gezwungen kam sie. —

Porphyrite, rein und schlecht gekleidet,
Lang das Haar, und ohne Nonnenkrone,
Um ihr Haupt nur eine schlichte Binde."

Eilig sank vor ihr auf seine Kniee
Pyoterius: denn um ihr Antlitz
Leuchtete, was ihm der Engel zeigte,
Selbstvergessenheit und Lieb' und Unschuld.
„Segne mich, so sprach er, heilge Jungfrau,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat."

Plötzlich strahlete mit hellen Strahlen
Ihre Binde. Alle knieten nieder:
„Ach verzeih mir, daß ich dich verlachte!
„Ach verzeih mir, daß ich dich verschmähte! —
Daß ich oft dich, ihnen zu gefallen,
(Sprach die Mutter) wider mein Gewissen
Schalt, und du rechtfertigtest dich niemals.“ —

Porphyrite war sogleich entwichen;
Ihr bedünkte diese Hochverehrung
Spott und Wahnsinn. Wohin sie gegangen?
Was sie ferner litt? wo sie gestorben?
Davon schweigt die Chronik unsres Klosters.

Nur dem großen und vollkommnen Denker
Pyoterius entwich das hohe
Bild nicht ganz. Und wenn er über Thabors
Unerschaffnen Glanz und über alle
Seraphsflügel dachte, stand ihm plötzlich
Porphyrite da, die Selbstvergeßne,
Immer nur geschäftig für die Menschen,
Fröhlich stets und schweigend; nie vergnügter,
Als wenn sie verachtet und verkannt war.
Vor ihm stand sie mit der schlichten Binde,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat.

Die Pilgerin.

Wenn Rom ersinken soll, so warte nicht,
Daß seine Wölfin erst vom Jupiter
Ein Blitzstrahl treffe, daß das alte Erz
Der Tafeln schmelze, und die Sonne sich
Von West nach Osten wende, daß ein Stier
Gebähr' und alle Götter fliehn; es heulen
In Tempeln Stimmen, und der Altar sinkt. —

Der Altar sank, sobald ihn Frömmigkeit
Nicht stützte, wenn geheime Schand' ihn schmäht,
Und Trug und Heucheley ihn untergrub.
Die Götter flohn, sobald man sie verbannte
Aus Herz und Brust. Das eherne Gesetz
Zerschmolz in weichen Sitten; und ein Blitz
Trifft auf die Wölfin, weil sie Wölfin ist.

Wie eine Jahrszeit kommt die neue Zeit,
Mit stillem Schritt. Die Erde wendet sich;
Die Luft wird wärmer; vor der Sonne schmilzt
Das Eis; es sprossen Saaten. — Schaut empor!
Die Lerche singt; die Mandel blüht; es knospet
Der Feigenbaum; und im belaubten Nest
Singt laut die Nachtigall: „der Lenz ist da!" —

Dann suche niemand in der neuen Zeit
Die alte wieder. Jede Tugend blüht

An ihrem Ort, und webet ihr Gewand
Vom Aether ihres Tages. Wenn in Rom
Der Römer Geist erstarb, das Kapitol
Zum Christentempel ward, und neue Noth
Auch neue Sorge fodert; o so schone
Des frommen Wahnes! Statt Cornelien,
Die keinen Ort mehr hat, erblickest du
Paulla Romana.

* * *

Paulla konnte sich
Der Scipionen, Gracchen, Julier,
Ja des Geschlechts Aeneas rühmen; doch
Die Fromme rühmete sich dessen nicht.
Im tiefbedrängten Rom war einzig nur
Ihr Stolz, ihr Schatz, ihr Kapitolium
Der Armen Herz.

Und als ihr Ehgemahl
Verstarb (sie war nun ihrer Pflichten frey;)
Da, längst ermüdet von der Römer Pracht
Und Eitelkeit, von ihrem Neid und Haß,
Gieng sie von Babel aus nach Nazareth.
Umsonst ereifert sich der Römer Stolz,
Entgegen ihr zu treten. „Wer ihr seyd,
Ihr seyd nicht Gracchen, Scipionen mehr,
Ich nicht Cornelia; gehabt euch wohl!"

Sie suchte die Verbannten auf; sie zog
Durch Meer und Inseln gen Jerusalem,
Und sah das heilge Grab, und betete

Auf

Auf Golgatha, und stieg auf Sion, gieng
Dann nach Aegypten und nach Nubien,
Stets eine helfende Wohlthäterin
Der Armen. Endlich fand in Bethlehem
Sie ihre Ruhestätte. „Hier, wo einst
Der Welten Heil (sprach sie) geboren ward,
Hier will ich sterben."

Und fortan ward sie
Im heil'gen Lande aller Sittsamkeit,
Bescheidenheit und Wahrheit Bild. Sie stand
Mit Tagesfrühe auf, arbeitend stets
Und lernend *); stiftete der Andacht Viel,
Doch nicht zum Müßiggange. Sie ergriff
Der Unschuld Herzen, zähmete dann auch
Die frechsten Seelen, schonend keine Müh.
Und diese Lieb' und Strenge flößte sie
All' ihren Geistestöchtern ein, vor allen
Der eignen Tochter, die ihr Abbild war.

Eustochium, (so hieß das holde Kind,
Paulla Romana an Gemüth und Herz,)
Saß an der Mutter Bette, als im Alter
Der Tod ihr nahte. Um sie knieten
Die Heiligen und Schwestern. Lange schon
Lag Paulla mit geschloßnem Auge, stumm
Und kalt. Ihr Othem schwieg; man stimmete
Das Brautlied an, das Lied der Sterbenden:

*) Hieronymus, der ihr Leben geschrieben, weiß ihre Gelehrigkeit nicht gnug zu rühmen. Sie legte ihm oft Fragen vor, die er nicht zu beantworten wußte.

„Wohlauf, Geliebte! Meine Freundin, auf!
Der Winter ist vergangen!
Die Regenzeit vorüber!
Gekommen ist der Frühling,
Die Blumen sprossen schon!"

Da richtet auf sich die Gestorbene,
Mit Himmelsglanz verklärt, und sang darein:

„Ich sehe sie die Blumen,
Die Blumen jener Welt!
Ich höre süße Stimmen,
Wie unaussprechlich süß!" —

Und küssete ihr Kind Eustochium,
Und sank und war verschieden. —

Ihre Hand
Zu küssen, die unzählbar Guts gethan,
Kam Jedermann, und alle Jungfrau'n kamen
Zu theilen, was mit unermüdetem
Kunstreichem Fleiß mildthätig sie gewebt. —
Aus allen Zellen kamen Heilige
Sie zu begleiten; da ertönte dann
In allen Sprachen ihr Triumphgesang.
Von ihrem Grab' im Tempel, wo ihr Leib
Hoch über der Geburtsstatt Jesu ruht,
Kam lange nicht Eustochium, und ward
Ihr treues, ihr wohlthätig-sanftes Bild.
In tausend Herzen lebete fortan
Paulla Romana. —

Der Palmbaum.

Liebe kränzet sich mit Myrth' und Rosen;
Für den Held und Dichter sprießet Lorbeer;
Aber Palmen sind des heil'gen Siegers
Ehrenzweig; und auch dem matten Wandrer
In der Wüste sprießt von Gott ein Palmbaum.

* * *

Als Onuphrius, ein rascher Jüngling,
Von den Vätern des Elias Leben
Ueber alles hoch lobpreisen hörte,
Rüstet' er sich, eilend in die Wüste.

Sieben Tage gieng er; keine Stimme
Rief ihm zu: „was thust du hier, Elias?"
Bis von Sonnenglut und Durst und Hunger
Er ermattet sank. „Nimm meine Seele,
Sprach er, Herr! Nur einen Trunk zur Labung,
Eine Dattel laß mich hier nur kosten."

Und ein süßer Schlaf umfing den Jüngling,
Und sein Engel stand bey ihm: „Verwegner,
Der du Gott versuchst, bist du Elias?
Doch zu deinem Lohn und deiner Lehre,
Hör'! — An deiner Seite rauscht die Quelle,
Und ein Palmbaum über deinem Haupte.

Siebzig Jahre sollst du hier mit ihnen
Leben, und sie werden mit dir sterben.
Aber keines Menschen süße Stimme
Sollst du, keines Mannes Fußtritt hören,
Bis dir Einer kommt, der dich begrabe."

Froh erschrocken sah der Auferwachte,
Was der Engel ihm im Schlafe sagte;
Nannte jetzt den Palmbaum seinen Bruder,
Nannt' die Quelle seine Schwester, labte
Sich an ihrem Trank, an seinen Früchten,
Kleidete sich in des Baumes Blätter;
Aber keines Menschen süße Stimme
Kam zu ihm die siebzig lange Jahre.

Endlich hört' er eines Mannes Fußtritt:
„Dieser, sprach er, ist von Gott gesendet,
Daß er mich begrabe!" nahm den Gast auf,
Und erzählt' ihm seines Baums Geschichte.
„Also, hast du deine Pflicht erfüllet;
Eil' hinweg! für dich ist dieser Ort nicht.
Menschen sind geschaffen für die Menschen."

Kaum gesprochen, sank der Greis danieder
Todt; ein Sturmwind riß den Baum mit seinen
Wurzeln aus; die Quelle war versieget.

Und ein Lobgesang sang in den Lüften:
„Komm, o Bruder, komm aus deiner Wüste;
Was dir deine eigne Schuld versagte,
Singet dir der Himmel jetzt entgegen,
Süße Freundschaft unter Himmels-Palmen."

Und Paphnutius begrub den Todten,
Dessen Antlitz glänzete. Die Wüste
Heulte rings um ihn, und trieb ihn von sich:
„Ach, sprach er, so viel sie Leid sich bringen,
So viel geben sie sich Trost und Stärke;
Menschen sind geschaffen für die Menschen."

* * *

Dank, Onuphrius, nach tausend Jahren
Dank dir, daß du eines Mannes Seele
Noch in seiner letzten Stund erquicktest.

Schüchtern, krank, mißtrauend allen Menschen,
Ein gejagtes Reh, (den Pfeil des Jägers
Trug er in der Brust;) so floh Torquato
Tasso zu dir. Seine zarte Schläfe
War bedeckt mit Lorbeer; keinen Lorbeer
Sucht' er mehr; ihn labte deine Palme *).

*) Tasso, dieser liebenswürdige, aber fast sein ganzes Leben hindurch unglückliche Dichter, als er erschöpft an Kräften in Rom ankam, um auf dem Kapitolium gekrönt zu werden, ließ sich in das Kloster St. Onofrio bringen, wo er, indeß alle Anstalten zur Feyerlichkeit gemacht waren, den Tag vor seiner Krönung sanft entschlief. Er liegt mit Barklai und dem Dichter Guidi in der Kirche St. Onofrio unter einem Steine begraben; zu einem Denkmal ist kein Raum da. Man zeiget sein Brustbild und die dem Gesichte des Todten entnommene Larve.

Das Bild der Andacht.

Die höchste Liebe, wie die höchste Kunst
Ist Andacht. Dem zerstreueten Gemüth
Erscheint die Wahrheit und die Schönheit nie;
Sie, die aus Vielem nicht gesammlet wird,
Die, in sich Eins und Alles, jeden Theil
Mit sich belebet und vergeistiget.

Sophronius, der in dem Heidenthum
Den Musen einst geopfert, wollte jetzt
Der Mutter Gottes auch ihr Bildniß weihn.

Wie eine Biene flog er auf der Au'
Der Kunstgestalten; Pallas, Cynthia
Stand ihm vor Augen; Aphrodite sollt'
In Einer Huldgestalt mit ihnen blühn.

Er überlegt', und schlief ermattet ein;
Da stand im Schlaf Sie selbst vor Augen ihm,
Die Benedeyte. „Sieh mich, wer ich bin,
Sprach sie, und gib mir keinen fremden Reiz.
Nur Selbstvergessenheit ist meine Zier;
Nur Demuth, Zucht und Einfalt ist mein Schmuck.“

Getroffen wie vom Pfeile wacht' er auf.
Und sah fortan auch wachend Sie, nur Sie!
Wie der, der in die Sonne schaut, das Bild
Der Sonne mit sich träget. Oefters stand

(So dünkt es ihm) sie sichtbar vor ihm da,
Das Kind auf ihrem Arm, und Engel ihr
Zur Seite.

Als das Bild vollendet war,
Da trat ein Himmelsjüngling zu ihm hin,
Und sprach: „Gegrüßet sey, Holdselige!"
Zum Bilde. „Viele Herzen werden Dein
Sich am Altar erfreun und willig Dir
Ihr Innres öffnen: denn was Andacht schuf,
Erwecket Andacht. Dir, o Künstler, hat
Die Selige sich selber offenbart."

* * *

Erschien, o Raphael, dir auch das Bild
Der Göttin, als die heilige Idee
Dir in der Dürftigkeit an Erdenschöne
Vorschwebte? Ich seh' ihr Bild. Sie wars *).

---

*) Essendo carestia e de buoni giudici e di belle donne, io mi servo di certa idea, que mi viene alla mente. Rafaello Sanzio.

Der himmlische Garten.

Maximina, die an ihres Vaters
Herzen hing, (denn nach der Mutter Tode
Hatt' er sie, sein einzig Kind, erzogen
Und der Mutter Bild in ihr geliebet;)
Maximina hing auch nach des Vaters
Tod' an seinem Herzen, und verlassen
Wie ein Lamm in öder wilder Wüste,
Sehnte sie sich oft zu ihm hinüber:
„Ach, daß ich ihn Einmal schauen könnte,
Droben dort in seinem Paradiese!"

Und ein süßer Schlaf umfieng sie freundlich,
Und sie sah im holden Traumgesichte
Einen Garten voll der schönsten Blumen,
Die auf Erden sie noch nie gesehen.
Goldne Früchte glänzten auf den Bäumen,
Deren Zweige klingend sich bewegten.

Freundlich kam der Vater ihr entgegen:
„Sieh, o Kind, wie angenehm ich wohne!"
Nahm sie bey der Hand und zeigt' ihr tausend
Schöne Blumen. —

„Laß mich, sprach sie träumend,
Diese junge Rosenknospe brechen" —

„Brich sie, wenn Du kannst!" — Die Knospe wich
ihr.

Sieh, o Tochter, eben das war Deine
Lebensblum'. Unausgeblühet kannst Du
Darfst Du sie nicht brechen; unter Dornen
Blühet sie, doch voll und schön und einsam.

„O so zeige mir dann, guter Vater,
Dein' und meiner Mutter Lebensblume."

„Siehe hier auf Einem Stengel beyde.
Eine längst, die andre kaum verblühet."

Wundernd sah sie jetzt die vielen Blumen,
Rosen, Lilien und Hyacinthen,
Knospend, blühend und verwelkend!

„Tochter,"
Sprach die himmlische Gestalt; und wurde
Leuchtender, „Du siehest hier den weiten
Lebensgarten auserwählter Menschen.
Engel wachen über Bäum' und Früchte:
Deiner Knospe Hüter sind Wir beyde,
Ich und deine Mutter." —

„Ach, wo ist sie?"

Glänzend ging die schönste der Gestalten
Ihr vorüber, und das Kind erwachte.
Paradies und Vater war verschwunden.

Aber immer blieb' ihr tief im Herzen
Dieser Traum; auch sehnlich-wünschend wollte
Sie die Lebensknospe eh nicht brechen,
Eh es ihres unsichtbaren Wächters
Linde, leise Vaterhand gebote.

Das Paradies in der Wüste.

„Mein Freund Antonius, der Vater mir
Und Lehrer war, mit dem ich Lebenslang
In weitester Entfernung ungetrennt
Ein Herz und Seele war; der hundertjähr'ge Greis
(Das saget mir mein Geist,) ist jetzt gestorben,
Noch Einmal wollt' ich ihn im Leben sehn!
Wohlan, ich will die Stätte sehen, wo
Er lebete und starb." So sprach zu sich
Hilarion, in Palästina, der,
Wie sein Antonius, der Armen Freund,
Ihr Arzt und Trost, sich selber aber hart
Und strenge war. Er zog zur Thebaide.

Durch grause Wüsten gieng er; siehe da
Erhob ein Fels sich; aus dem Felsen sprang
Ein heller Bach, beschattet rings von Palmen.
Am Felsen hob sich eine Traubenwand
Empor. Wohl ausgehauen leitete
Ein Schneckengang zur Höh' hinauf; im Teich
Des Baches spielten Fische. Kräuter blühten,
Und viel gesunde Früchte prangeten
Im Garten — ringsum ein Elysium.

Verjünget wanderte Hilarion
Hin und daher, stieg auf und ab; ihm sangen
Die Vögel, die einst mit Antonius
Loblieder angestimmt, den Freundesgruß,
Und flogen ihm vertraut auf seine Schultern.

Des Greises beyde Jünger zeigten ihm
Jedweden Lieblingsort des Heiligen,
Dem sie gedienet. „Hier! hier betet' er.
Auf dieser Höhe sang er Hymnen; dort
Pflegt' er zu ruhen; hier arbeitet' er.
Den Palmenhain hat er gepflanzet. Er
Die Reben sich erzögen; diesen Teich
Hat er mit eigner Hand umdämmet. Hier,
Die Bäum' und Kräuter dieses Gartens sind
Des guten Greises Kinder. Dies Geräth'
Gebrauchte seine Hand. Komm her und sieh!
Dies ist die Hütte, wo er sich dem Volk
Das zu ihm strömte, dann und wann entzog.
Er gab dem Orte Sicherheit; das Wild,
Waldesel, die zu naschen pflegen, was
Sie nicht gesäet, wies er segnend weg.
Sie trinken an dem Strom und stören nicht
Den Garten."

„Wohl! nun zeiget mir sein Grab!"

Sein Grab ist nirgend. Wir versprachen ihm,
Es niemanden zu zeigen: denn der Mensch
Ist Staub, sprach er, und muß zu Staube werden.
Feind war er jeder Leichen-ehrenden
Aegyptischen Abgötterey."—

„Er ruhe,
Da wo er ruhet!" sprach Hilarion.

„O bleibe du bey uns! so baten ihn
Die Jünger. Du, sein Freund und Schüler, bist
Antonius anjetzt der Christenheit.

„Das bin ich nicht! sprach er. Der Heilge lebt
Bey Gott! Sein Geist in tausend Herzen; auch
Im Eurigen. Antonius ist nicht
Begraben. Er, der rings die Seele war
In dieser weiten regen Gottesstadt.
Die Wüsten hat er mit Unglücklichen
Verbannten Flüchtlingen bevölkert. Fern
Von ihren Treibern leben sie, der Welt
Entnommen, hier im brüderlichen Fleiß.
Antonius geweihte Höhe zu
Bewohnen, ziemt mir nicht. Lebt alle wohl,
Ihr Brüder und ihr Palmenbäume, Bach
Und Teich und Garten, jede Frucht, die Er
Gepflanzt, ihr seine Vögel; lebet wohl.
Ich nehme mir sein fröhlich Angesicht,
Sein fröhlich Herz aus dieser Wüste mit,
Durch sie wird jede Wüste Paradies."

Er ging. Auf Cypern lebete fortan
Hilarion in einem Garten, streng'
Und milde wie Antonius. Er ward
Da, wo er starb, versenket. —

Die laute Klage.

Sanft entschlummert lag des Greises Antlitz,
Hingegangen schien die fromme Seele;
Als der Brüder laute Todtenklage
Noch einmal zurück ihn rief ins Leben.

Auferwachend lächelt' er und sagte
Bittend: „Brüder, wozu dieses Jammern?
Fürchtet ihr den Tod? Er ist ein Engel!
Mög' er euch, wie mir anjetzt, erscheinen.

„Oder gönnet ihr dem matten Wandrer
Nicht die Ruh? beym letzten Augenblicke
Nicht die Einkehr in mich selbst, daß heiter
Ich vor Gott und unverworren trete?

Hab' ich es verdient, daß ihr die letzte
Stunde mir betrübt?" — Er sank danieder
Und entschlief. Der Engel, der die Seele
Von ihm nahm, sah Eine stumme Thräne

In des Jünglings Auge, den als Vater
Er geliebt: (es hielt der Greis die Hand ihm
Sterbend noch;) die stille stumme Zeugin
Trat vor Gott mit der entflohnen Seele.

Die Ameise.

Ein Müßiggänger sah die Lilie
Des Feldes blühn, und hört' der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?
Sprach er. Wohlan! so sey mein Leben auch
Blühn und Verblühen, Anschaun und Gesang!“

Er ging zur einsam-frommen Wüsteney
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau zur Erd' hinab,
Simplicius.“

Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer als sie selbst. Ein andrer Hauf'
Hielt Kräutersaamen in dem Munde, fest
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbey, und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwächse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner stört' den andern; jeder wich
Beym Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.

Wer unter seiner Last erlag, und wer
Die steile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar —

Simplicius sah's mit Verwunderung
Und sähe noch; hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht viel mehr als sie?"

Und vor ihm stand ein Greis. „Verlorner Sohn,
Wie? hast du keinen Vater? keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beyspringen könntest? Bist vom Himmel du
Entsprossen? keinem Menschen auf der Welt
Verbunden' oder werth; daß ihm ein Theil
Von dir gehöre? — Sieh das kleine Volk
Ameisen. Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigenthum hat Jede gnug."

Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und sah fortan
Im großen Ameis'haufen dieser Welt
Die Gottesstadt, die (oft sich unbewußt)
Im Wirken fürs Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für alle Jedermann.

Die Fremdlinge.

Begrüßet seyd ihr mir, ihr Morgensterne
Der Vorzeit, die den Allemannen einst
In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre tapfre Wildheit Milde brachten. —
Beatus, Lucius und Fridolin,
Und Columban und Gallus, Magnoald,
Othmar und Meinrad, Notker und Winfred *) —
Ihr kamet nicht mit Orpheus Leyerton,
In Phrygisch-wilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blut'gen Schwert in eurer Hand;
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugschaar war es, die die Welt bezwang.

Graunvoller Anblick! — Undurchdrungner Wald,
Bedeckte Thäler, Auen und Gebirg',
Bis hinten unersteigbar hoch das Eis
Der Glätscher glänzt in kalter Majestät.
Aus Klüften stürzten Ströme wild herab
Felsen zerreißend. Tief im Hain erscholl
Das Kampfgeschrey der Männer und des Uhrs,
Geschrey der Weiber und Gefangenen.

Aus

*) Bekehrer Deutschlands in der Schweiz, in Schwaben und am Rhein.

Aus Höhlen zischten Drachen; am Altar
Floß Menschenblut dem Wodan. Oede lag
Das Feld umher in trägem Sumpf und Moor.
Der armen Hütte ärmste Nothdurft ward
Von hartgehaltnen Knechten arm bestellt. —

Da wagten aus entfernten Landen sich
Von Gott erweckte Männer in das Graun
Der alten Nacht, durchwanderten das Land,
Arm, einsam, unbekannt, verfolget. Da
Versuchte sich Beatus übern See *);
Der ungestüme schwieg vor ihm. Er trat
Vor eines Drachen Kluft; der Drach' entfloh,
Und ließ die Höhle jetzt zur Wohnung ihm
Und seinem Freund Achates. — Lucius **),
Aus Königsstamm und jetzt ein Wanderer,
Zwang Auerstier' ins Joch; und Fridolin ***)
Bracht' aus der Gruft den Todten vor Gericht
Mit ihm zu zeugen.

Dann verschaffete
Der Orden Benedikts der Sonne Raum,
Die Erde zu erwärmen. Wessen Hand

*) Den Brienzer und Thuner See. Beatus hat den Namen St. Batt in der Volkssprache.

**) Lucius, der Sage nach ein Brittischer Königssohn, Bekehrer der Graubündner.

***) Fridolin, Bekehrer derer von Glarus und der Rheinanwohner. Zu Seckingen auf einer Insel des Rheins begraben.

Hat diesen Fels durchbrochen? diesen Wald
Gelichtet? jenen Seucheschwangren Pfuhl
Umdämmt, und ausgehackt die Wurzelknoten
Der ew'gen Eichen? Wer hat dieses Moor
Zum Garten umgeschaffen, daß in ihm
Italien, und Hellas, Asien
Und Afrika jetzt blühet? War es nicht
Gottselger Mönche emsig-harte Hand?

Und wie den Boden, so durchpflügeten
Sie wildre Menschenseelen. Manchen Uhr
Belegt' ein Heilger mit dem sanften Joch
Des Glaubens. Mancher Drache flog, besprochen
Vom mächt'gen Wort, lautzischend in die Luft
Zur Ruh der ganzen Gegend. Leo ging
Dem Attila *) und manchem Giselaar,
Und Gibich, Godemar und Gunthar ging
Ein Bischof fromm entgegen, sprach mit ihm
So lange, bis der Dämon von ihm floh;
Die freche, starre Geißel Gottes ward
Ums heilge Kreuz gewunden. Billigkeit
Und Milde trat im schlichten Mönchsgewand',
Im Waldeskittel, wie im Priesterschmuck
Hin vor den Thron, und ins Gewühl der Schlacht,
Trat zwischen die Zweykämpfer, in den Rath
Der Ritter, und ins Haus- und Brautgemach,
Versöhnend, schlichtend, sanftverständigend.

---

*) Attila, der Hunnen König. Leo III. ging ihm in die Lombardey entgegen und rettete Rom. Giselaar, Gibich u. s. sind Könige der Allemannen und Burgunder.

Dem Knecht entfiel die Kette. Menschenkauf
Und Menschendiebstahl traf des Bannes Fluch. —
Wie Tempel und Altar, so ward auch Heerd
Und Eh befriediget. Gedrückte wallten
Zur Stätte des Erbarmens. Hungernde,
Verfolgte, Kranke flohn zum heilgen Raum,
Erflehend Gottes Frieden, der am Bett
Der Sterbenden, in Aufruhr, Pest und Noth,
Erquickte, linderte, beruhigte.

Weß ist der Erdenraum? Des Fleißigen.
Weß ist die Herrschaft? Des Verständigen.
Weß sey die Macht? Wir wünschen alle, nur
Des Gütigen, des Milden. Rach' und Wuth
Verzehrt sich selber. Der Friedselige
Bleibt und errettet. Nur der Weisere
Soll unser Vormund seyn. Die Kette ziemt
Den Menschen nicht und minder noch das Schwert.
Der Allemannen Sitten und Gespräch
Sind nicht die besten Sitten. Das Gespräch
Von Bärenbraten, Auerochsenjagd
Und Weiberjagd und Mähr' und Hunden — Doch
Genug, o Muse, lieber sage mir
Von Columban und Gallus, was du weißt *).

*) Gallus heißt ein Gale. Columban und seine Gefährten waren nicht von Fingals Stamm, aber edle Schotten, (Scoten) aus Erin (Nord-Irland) gebürtig. Der erste Zug Columbans war in die Hebriden, (die westlichen Inseln bey Schottland). Auf Hy oder Jona war ein



* * *

Verklungen war die Harfe Ossians
Im fernen West', auf jenen Eilanden
Des sanften Galenstammes: Fingal lag
Im Grab und schwebte nur in Wolken noch.

Was tönet jetzt aus neuen Wölbungen
Dort für ein andrer Klang? Nicht Ossians
Gesänge mehr; sie singen Davids Psalmen
Im feyerlichen düstern Jubelchor.

Der Strom der Zeiten ändert seinen Lauf,
Und bleibt derselbe. Die zu Schlachten einst,
Zu Rettungen auf ferne Küsten zogen,
Errettend ziehn sie jetzt zu stillen Siegen aus.

„Laß mich, o heilger Vater, (also sprach
Zu Comogellus Columban) laß mich
Mit meinen zwölf Gefährten über Meer
Und Land hinziehen, zu besänftigen die Welt."

Er zog mit seinen Freunden über Land
Und Meer, bis er des Frankenkönigs Herz
Gewann. „Erwähle dir, sprach Siegbert,
In meinem Reich zu wohnen, wo du willst."

Chorherrnstift errichtet, nach einer morgenländischen Regel. Von da begaben sich viele nach Bangor, einem berühmten Kloster in Wales; von da in die mittäglichen Länder. S. Müllers Geschichte der Schweiz, Th. 1. S. 168. 206. u. f.

In einer Wüste des Vogesischen
Gebirges fanden sie ein warmes Bad.
Sie bauten sich in alten Mauern an,
Hier Menschen zu erquicken Leib und Geist.

Und viele Kranke walleten zu ihnen;
An Leib und Geist geneset kehrten sie
Zurück. Auch der Burgunderkönig kam,
Und bat den heilgen Mann um Lehr und Rath.

„Thu deinen Aussatz von dir, König! sprach
Sankt Columban, und nimm ein ehlich Weib,
Zur Ehre dir und deinem Land' und Stamm;
Von deiner Unzucht wasch', o König, dich."

Brunhilde, Königs Mutter, hörte das;
Herrschsüchtig, scheut sie eine Königin,
Und haßte Columban. Er ward verbannt
Aus seiner Zelle und aus Siegberts Reich.

Jedoch die Meeresflut empörte sich,
Und bracht' ihn wieder an den Strand. Er ging
Mit seinen Freunden bis zur Limmat hin,
Gen Arbon und hinüber nach Bregenz.

Sie lehrten unermüdet, litten viel
Vom wilden Volk; (noch lehrt uns Columban
In seinen Schriften) bis er, ausgestoßen
Die Alp' hinüber ging zur Lombardey.

Zu Füßen fiel ihm Gallus: „Laß mich hier
Zurück, den Sterbend-Kranken." — Columban
Unwillig zwar, jedoch mitleidend ließ
Ihm Magnoald und Dietrich auch zurück.



Erhebe dich, Gesang, vom Bodensee,
Zu jenen schönen Höhen, die uns einst
In heilgen Zellen das Verlohrene
Bewahrten, das noch jetzt die Welt belehrt.

„In jenem Walde dort, ob dieser Burg,
Dort, wo die Steinach aus dem Felsen springt,
Sprach Hildebald, ist eine Ebene;
Dahinten steigen Berge hoch empor."

„Nur ist Gefahr an diesem wilden Ort:
Denn Wolf und Bär kommt sich zu laben da!" —
„Ist Gott mit uns, was thut uns Wolf und Bär?
Sprach Gallus, morgen, Brüder, ziehn wir hin!"

„Und keine Speise kommt mir in den Mund,
Bis ich die Stätte meiner Rast erseh!"
So sprach der achtzigjähr'ge Greis und zog,
Besah das Land umher und betete.

Er pflanzte einen Haselstecken statt
Des Kreuzes hin, und lebte wirksam dort
Mit seinen Brüdern Mang und Dietrich, trieb
Die Teufel heulend aus der Wüsteney.

Er segnete den Bär und Wolf hinweg;
Die Schlange floh; er baute seine Zell'
Ins Nest der Schlangen, und die Ebne ward
Ein Garten, Fischreich, Fruchtreich, Segensvoll.

Hier lebte Gall, verschmähend allen Reiz
Der Kirchenehren, wirkend weit umher
Mit Hülf' und Trost; es flohen vor ihm Leib
Und Krankheit, Leibes- und der Seelen-Schmerz.

Die schöne Wüste schenkt der König ihm;
Dann bauet er mit seinen Freunden dort
Ein Tempelhaus; der Heilige entschlief,
In Freundes Arm, ein fünf und neunzigjähr'ger Greis.

In seiner Zelle folgt' ihm Mang, sein Freund.
Nach funfzig Jahren stand ein Kloster hier
Und eine Bücherey. Mit Danke nenn'
Ich Ottmar, Waldo, Gottbert, Hartmuth, Grimmwald,
Der Bücher, Armen, und der Schulen Väter.

Wer an Valerius und Cicero,
Lukrez und Silius, Quintilian,
Sallust und Ammian, Manilius
Und Columella sich erfreut; der sage
Sankt Gall und Mang und allen Schotten Dank,
Die scotice mit allem Bardenfleiß,
Die Bücher schrieben und bewahreten.
Es lebe Benedictus und Sankt Maur,
Und wer uns je was Schönes aufbewahrt.

* * *

Der Helden Fußtritt ist mit Blut gefärbt:
Bekehrungskolonien gehen oft
In Staatslist über. Gute Galen, Euch,
Die bis gen Lappland, bis zur Lombardey
Die Völker lehrten, Bücher sicherten,
Nachkommen Euch des Menschlichsten der Helden,
Des Menschlichsten der Sänger *) Ruhm und Dank.

Christenfreude.

Bruder Leo und Franciscus gingen
In den Pflichten ihres strengen Ordens
Ueber das Gebirge. Schneidend wehte,
Um und um sie, Hauch des kalten Winters.
Und ihr Ordenskleid war kahl; die Kutte
Deckt' ihr nacktes Haupt nur dünn und kärglich.
„Bruder Leo, rief Franciskus, höre!
Stehe still!

Wenn hinter uns die Menge
An uns winket: „siehe da die Säulen
Aller Christenheit! der Erden Sterne!"
Und der Ruf uns gegen Ost und Abend
Nord und Süd auf seinen Flügeln träget,
Daß, wohin wir kommen, Städt' und Dörfer

*) Fingal und Ossian.

Helle Haufen uns entgegen senden,
Die uns grüßen, uns Erquickung reichen,
Knieend unsern Segen sich erflehen,
Und darüber unser Herz frohlockte —
Bruder Leo, das ist nicht die Freude,
Aechte, wahre Christenfreude nicht."

Weiter gingen sie; der Hauch des Winters
Wehete gelinder, und Franciscus
Redet fort: „Wenn vor dem hohen Pulte
Des berühmtesten, des vollsten Tempels
Zehentausend um uns stehn und horchen
Auf die Sprüche unsrer Weisheit, saugen
Durstend ein den Odem unsrer Lippe;
Wenn wir Herzen spalten, führen Seelen,
Tausend Seelen im Triumph gefangen,
Daß, berauschet auf des Wohllauts Strömen,
Jedes Ohr dahinschwimmt, und die Augen
Süße Bäche weinen; Seufzer steigen
Zu uns auf, ein süßer, süßer Weihrauch —
Und uns dann der Busen voller schläget,
Unser Mund frohlockender ertönet —
Bruder Leo, das ist nicht die Freude,
Aechte, wahre Christenfreude nicht."

Als sie weiter kamen, in die schöne
Reichbewohnte Ebne, sprach Franciscus:
„Wüßten wir die Sprachen aller Völker,
Die Geheimnisse in Erd' und Himmel,
Kenneten den Weg der Vögel, Fische,
Thier und Menschen, selber auch der Sterne;
Bruder Leo wüßte jede Zukunft,

Die auch, die seyn könnend doch nicht seyn wird —
Und wir aller Menschenherzen Tiefen,
Jeden Abgrund der Gewissen sähen,
Und sie wie Allmächtige beherrschten,
Wenn darüber unser Herz frohlockte —"

Indeß hatte sich das Volk in Haufen
Schon gesammlet und begehrte Wunder.
„Bruder, wenn uns Gott nun Wunder gäbe,
Wunder, selbst den Satan zu entwaffnen,
Kräfte, diesem Tauben, jenem Stummen,
Blinden, Lahmen, Ohr und Zung' und Auge,
Hand und Fuß zu geben; der verwes'ten
Menschen-Asche neue Lebensfunken —

Leo fiel ihm ein: „o guter Vater,
Warum sprichst du also? Oeffne lieber,
Oeffne mir der wahren Freude Quell."

Sprach Franciscus: „Als vor jener Hütte,
Der wir Segen brachten, uns der Pförtner
Halbgesehn, die Pforte kaum eröffnet,
Drohend fortwies, und uns heil'ge Lügner,
Uns Verräther schalt und schloß die Thür zu —
Wenn wir da, als hätt' er uns mit warmem
Mildem Bad' erquickt, den Gruß annahmen,
Und uns freuten und in Windes Pfeifen
Auf dem harten Stein, auf jenem Berge
Ruheten, als lägen wir auf Rosen,
Und der Schnee uns wie mit Rosen deckte;
Wir besprachen uns, wie wir dem Feinde
Wohlthun könnten, ihn mit Segen lohnen —

Bruder Leo, war uns das nicht Freude?"
„Himmelsfreude war es, o Franciskus!"

Jener Jünger, den als Kind wir liebten,
Dieser Freund, dem wir das Herz vertrauten,
Jener Fremdling, dem wir Gut und Leben
Glück und Wohlseyn gaben, wenn der Eine
Bitter uns nun hasset, und der Andre
Das Geheimniß unsres Herzens ausstößt,
Vollgemischt mit Lügen, und der Dritte
Ins Gesicht uns speyt und schlägt uns blutig,
Schneidet uns mit Waffen unsrer Güte
Tief ins Herz, daß unsrer Eigenliebe
Feinster Nerv erbebt, und alle Buben
Ueber uns frohlocken; und wir dennoch
Unsre Güte nicht bereuen, fröhlich
Uns zu neuer größrer Güte rüsten,
Und uns in den Spott als Purpur kleiden,
In die Dornenkron', als wär' es Lorbeer,
Den Verräther mit dem Kuß der Liebe
Segnen, und uns freun der Ehren Christus —
Bruder Leo, das ist Christenfreude!"
„Himmelsfreude, sprach er, o Franciskus!"

„Sieh, wir gehen jetzt in die Versammlung
Unsrer Brüder, wohin sie mich luden,
Daß ich ihnen meinen Rath ertheile.
Wenn ich rede, was das Herz mir eingiebt,
Und sie alle wider mich dann aufstehn,
Rufend: „Nein! wir wollen nicht, daß Dieser,
Ein Unwissender, ein Unerfahrner,
Ueber uns gebiet'!" und mit Verachtung,

Hassend mich aus ihrer Mitte stoßen,
Und vor aller Welt mich schmähn und lästern; —
Wenn ich dann nicht, als ob sie mit hohen
Ehren mich empfingen und lobpriesen,
Ihren Spott in höchster Ruh' ertrüge;
Heiter im Gemüth, mit frohem Antlitz,
Willig, ihnen jedes bittre Unrecht
Mit demüth'ger Liebe zu vergelten,
Bruder Leo, so bin ich des Ordens,
Den ich Christo stiftete, nicht würdig."

Die drey Blinden.

Drey Blinde traten einst vor einen Heiligen,
Und flehten ihn um ihr verlornes Licht
Der Augen an. „Erzählet mir zuerst,
Wie ihrs verlohret!" sprach der Heilige.

„Ich, (beichtete der Erste,) nahm mir vor,
Ins Sonnenlicht zu schaun, bis seinen Glanz
Mein Aug' ertrüge; davon ward ich blind.

„Ich, sprach der Andre, machte den Versuch
An meinen Augen, ob aus ihnen nicht
Vielleicht das Licht entspräng'? und drückte sie
Und preßte sie so lange, bis ich erst
Sehr schöne Farben, und dann nichts mehr sah."

„Ich, sprach der Dritte, war (verzeihe mir!)
Ein Todtenräuber. Einst in Mitternacht
Stieg in die Gruft ich mitten vorm Altar
Und plündert' einen reichen Todten. Da
Erwacht' er, richtete sich auf, und drückte
Mit beyden Händen mir die Augen ein.

„Hinweg, du Bösewicht, antwortet' ihm
Der Bischof. Wem die kalte heilge Hand
Der Todten rächend seine Augen nahm;
Dem giebt die Ewigkeit sie nicht zurück.

Euch, beyde Thoren, hat die Eitelkeit
Genug gestraft. Genes't und werdet klug."

Und wandte sich zu seinen Lehrlingen:
Der Sonnenschauer, wie der thörichte
Empiriker belehren euch; doch dieser —
(Er wies auf den verworfnen Kritiker)
Ist schrecklich. Seinem eignen Vater grub'
Er in der heilgen Gruft die Augen aus,
Drum sind ihm bey Lebzeiten von der Hand,
Der kalten Hand der Todten (schaut ihn an!)
Die Augen tief und ewig eingedrückt."

Das Teufelchen mit dem verbrannten Daum.

Ein muntres Teufelchen fuhr aus dem Pfuhl
Der Höll' hinauf, dem heilgen Dominik
Auch einen Streich zu spielen. Schaamlos flattert
Es um den Emsigschreibenden; es tänzt
Vor ihm, (wie denn die Teufelchen
Vor Heilgen pflegen) in unzüchtigen
Gestalten.
„Komm, sprach Sankt Dominikus,
Und halte mir das Licht."
Der Teufel hielt,
Der Heilge schrieb; er zupft ihm oft das Ohr,
Die Nase; strich dem Heiligen das Kinn,
Das Augbran — denn er sah ihm ins Papier.

Wie flammete den heilgen Mann das an!
Daß ihn auch selbst ein Teufel lobte. „Halt,
Sprach er, da schon das Licht am Ende war,
Halt! und dein eigener Daum brenne; bald
Bin ich am End'. Er schrieb, der Eiferer,
Das Buch der Inquisition und schrieb.
Der Teufel hielt. Der Daume und die Brust
Des Heilgen flammten. „Jetzt bin ich am Ende,

Sprach Sankt Dominikus; du hast mir fest
Gehalten."

Doch mein Daume schmerzt.

"Thut nichts!
Bey alle dem, wozu du leuchtetest,
Kommt aller Schmerz gar nicht ins Ansehn, kommt
In keinen als gericht- und kirchlichen
Betracht. Und kühle dir (du weißt es ja)
Den Daumen in der Ketzer Blut. —"

Es schied,
Das Teufelchen, und pfiff am Saum für Schmerz;
Doch nieden in der Hölle prahlt' es sich
Als Ueberwinder des Dominikus.

Geh, sprach Beelzebub, und prahle fortan,
Du dummer Dämon, je mit deinem Daum!
Weißt du nicht, daß aus Flammen, daß aus Blut
Rechtschaffener, nichts mehr erwächst, als unser
Verderben. Kühl' einmal in jenem Blut
Den Finger, und er schmerzt, er schmerzt dir mehr.
Steck' ihn — unwiderruflich ist der Schade,
Durch jenes Höllenfeuer, unserm Dampf.
Jetzt läutern sich die Seelen; jetzt erhellen
Sich die Gedanken; jedes menschliche
Gefühl erwacht, empört sich. — Geh, du armer
Teufel,
Und trage fort und immer deinen Namen,
Den unsre heilige Versammlung
Dir gibt, den keine Fluth abwäschet, den
Kein Seufzer lös't: das muntre Teufelchen,

Der Eiferer — mit dem verbrannten Daum.
(An dir hat unser Reich ihn sich verbrannt.)

Tödten und Lebendigmachen.

„Ertödten will ich diesen wilden Stier,
Mit Einem Wort, das leise ich ins Ohr
Ihm sage." Also sprach der Zaubrer Jambres
Vor einem Heidenrichter; dieses sey
Beweis für meinen Glauben, gegen jenen,
Der mir vorübersteht.
Er holte muthig
Den wilden Stier herbey, der bäumte sich
Und stieß mit seinen Hörnern. Leise sprach
Der Zauberer sein Wort ihm in das Ohr;
Mit lautem Brüllen sank das Thier danieder.

Ihm gegenüber stand der Christ und sprach:
„Ertödten konntest du mit giftgem Hauch;
Doch kannst du auch, was todt ist, auferwecken?
Denn also steht geschrieben: „Der bin Ich,
Der tödten und lebendig machen kann!"
Noch mehr als dies; er kann das Wilde zähmen" —

Danie-

Daneben fiel er betend: „höre, Herr,
Nicht Wunder fleh' ich; deine heilige
Religion bedarf der Wunder nicht;
Ich fleh' und bete, um das innre Zeichen,
Wozu sie ist? Ertheil' es gnädig mir.

Auf stand er froh, getrost und heiter, sprach
Den heilgen Namen laut hin überm Todten;
Der regte sich. Geschwind ergoß der Strom
Des Lebens sich in Ader, Nerv' und Bein;
Ein wundervoller Strom. Der wilde Stier
Erstand gezähmt und schaute mild umher,
Er nahte sich dem Christen, seinem Herrn,
Ihm willig folgend.

Nicht ertödten soll
Religion; das Todte neu beleben,
Das Wilde zähmen, soll und kann nur sie.
Dies ist das innere, fortwährende,
Das wahre Zeichen ihrer Göttlichkeit.

Die Cicada.

In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.

Nahe Sankt Franziskus kleiner Zelle
Stand ein Feigenbaum; und auf dem Baume
Sang am Morgen, frisch gestärkt vom Thaue,
Lieblich die Cicada. Sankt Franziskus
Hört' ihr zu an seinem kleinen Fenster,
Und verstand ihr Lied. „Hieher, o Schwester,
Rief er, komm hieher!" und winkt' ihr freundlich.
„In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten."

Fröhlich sprang sie von dem Feigenbaume
Auf Franziskus Finger, neigte freundlich
Sich, den hocherhabnen Mann zu grüßen,
Der ihr rief; er grüßete sie wieder:
„Sing', o Schwester, wie du droben sangest,
Von des Höchsten Lobe du die Kleinste."

Alsobald, (sie fühlete mit Freuden
Und mit Stolz das heilige Katheder,
Wo sie stand und ihren hohen Hörer:)
Alsobald erhob in süßen Tönen
Sich ihr zirpender Gesang. Es nahten

Alle ihre Schwestern, ihre Töchter,
Schnur und Schwieger; rings auf Bäum' und Sträuchen
Horchte schweigend jegliche Cicada.

Und sie sang. Die zarten Flügel schwingend,
Ihre kleinen Beine froh bewegend,
„Wer? wer gab mir diese leichten Füße,
Zierte sie mit schönen festen Knoten,
Schnell hinabzuspringen, leicht zu hüpfen
Rings von Baum zu Baum, von Zweig auf Zweige?
Augen gab er mir, krystallne Sphären,
Die sich wenden, vor- und rückwärts blicken,
Aufzuspähen alle meine Feinde,
Den gefräßgen Specht und Spatz und Raben.
Flügel gab er mir, ein Gold-Gewebe,
Grün und blau, in Farben seines Himmels
Und in Farben meiner Bäume spielend.
Fröhlich schwing' ich sie, wie keine Lerche,
Keine Nachtigall die Flügel schwinget,
Koste Gottes Thau, den jeden Morgen
Mir, nur mir sein Finger niedertröpfelt,
Und erhebe meine Stimm' und singe
In des Wandrers Ohr den Ton der Schöpfung,
Und erfrische seinen Gang. Dem Landmann
Stimm' ich an das frohe Lied der Ernte.
„Reich, oder Bruder, stehen unsre Felder;
Schön, o Schwester, dein und meine Auen.
Singet mit mir dankbar und zufrieden:
Groß ist Gott im Kleinesten und Größten."

Rauher pries sie jetzt in wilden Tönen,
Wie auf Kräutern sie und über Blumen

Manchen Blum- und Krautverwüster ausspäht,
Ihn mit scharfen Nägeln faßt und festhält,
Und aussauget ihre Beute. —

„Schweige,
Sprach Franziskus, deine Stimme tönet
Rauh und heiser. Lerne von mir, Schwester,
Zeit ist jetzt zu singen, jetzt zu schweigen.
Fleuch empor, und preise mir in Zukunft
Gottes Lob, nicht deine eignen Thaten."
„Groß ist Gott, im Größesten und Kleinsten"
Jauchzten auf die horchenden Cicaden.

Die Orgel.

O sagt mir an, wer diesen Wunderbau
Voll Stimmen alles Lebenden erfand?
Den Tempel, der, von Gottes Hauch beseelt,
Der tiefsten Wehmuth Herzerschütternde
Gewalt mit leisen Klageflötenton
Und Jubel, Cymbeln- und Schalmeyenklang,
Mit Kriegstrommetenhall und mit dem Ruf
Der siegenden Posaune kühn verband.

Vom leichten Hirtenrohre stieg der Schall
Zum Paukendonner und der weckenden
Gerichtstrommet'. Es stürzen Gräber! Horch,
Die Todten regen sich! —

Wie schwebet jetzt
Der Ton auf aller Schöpfung Fittigen
Erwartend. Und die Lüfte rauschen. Hört,
Jehovah kommt! Er kommt! sein Donner ruft!..

In sanftanwehendem beseelten Ton
Der Menschenstimme spricht der Gütige
Anjetzt; das bange Herz antwortet ihm. —
Bis alle Stimmen nun und Seelen sich
Zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn —
Ein Halleluja! — Betet, betet an!

Apoll erfand die Cither, Maja's Sohn
Bespannete die Lyra; Pan erfand
Die Flöte; wer war dieser mächtige Pan,
Der aller Schöpfung Athem hier vereint?

* * *

Cäcilia, die edle Römerin,
Verschmähete der weichen Saite Klang,
In ihrem Herzen betend: „wäre mir
Gewährt, den Lobgesang zu hören, den
Die Knaben sangen in des Feuers Glut,
Das Lied der Schöpfung."

Da berührt' ihr Ohr
Ein Engel, der ihr sichtbar oft erschien,
Der Betenden. Entzücket hörte sie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn' und Mond
Und Licht und Finsterniß, und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Frost und Sturm,
Und Thau und Regen, Reif und Eis und Schnee
Und Berg und Thal in ihrem Frühlingsschmuck,
Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald,
Und alle Vögel in den Lüften, was
Auf Erden Othem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.

Sie sank
Anbetend nieder: „Würd', o Engel, mir
Ein Nachhall dieses Liedes!" —

Eilig ging
Er hin zum Künstler, den Bezaleels

Geweihter Geist belebte, gab ihm Maas
Und Zahl in seine Hand. Es stieg ein Bau
Der Harmonieen auf! Das Gloria
Der Engel tönt'; einmüthig stimmete
Die Christenheit ihr hohes Credo an,
Der Seelen große Gottvereinigung.
Und als beym Sakrament das Heilige:
Er kommt! Gesegnet, der da kommt! erscholl,
Hernieder ließen sich die Seligen,
Und nahmen an — der Andacht Opfer. Erd'
Und Himmel ward Ein Chor: den Bösewicht
Erschüttert an des Tempels Pforte schon
Die Tuba, die den Tag des Zorns erklang. —

Mit allen Christenherzen freute sich
Cäcilia, genießend, was das Herz
Der Betenden verlanget, Einigung
Der Seel' und Herzen; Christvereinigung.

„Wie nenn' ich, sprach sie, den vielarmigen Strom,
Der uns ergreift, und in das weite Meer
Der Ewigkeiten träget?“ „Nenne, sprach
Der Engel, es, was du dir wünschetest,
Organ des Geistes, der in Allem schläft,
Der aller Völker Herzen reget, der
Anstimmen wird der ew'gen Schöpfung Lied,
Im reichsten Labyrinth die volleste
Vereinigung; der Andacht Organum.“

Die Geschwister.

Im einsamen Hain auf grüner Wiese
Spielten oft an Mutter-Gottes-Bilde
Eine Schwester und ein Bruder. Unschuld
Spielete mit ihnen, Lieb' und Anmuth.

Auch die Mutter saß am heilgen Bilde
Oft; und süß erzählte sie den Kindern,
Wie das Jesuskind im Arm der Mutter
Gut einst war und gute Kinder liebte.
„Liebet es uns auch?“ „Ja, wenn ihr gut seyd;
Es hört alles, was ich zu euch sage.“

Einst am Abend', als, im schönsten Glanze
Unsrer Sonne, die Geschwister beyde
Sich erfreuten, sprach der rasche Knabe:
„Wenn einmal das Kind, das uns auch liebet,
(Spricht die Mutter,) zu uns niederstiege.“
„Gerne gäb ich ihm die schönsten Blumen,“
Sprach die Schwester. „Gerne, sprach der Bruder,
Gäb' ich ihm die allerschönsten Früchte.
Heil'ge Mutter, laß das Kind hernieder.“

Und die Mutter strafte sie mit Worten
Sanft belehrend. Aber ihr im Herzen
Blieb das Wort; und bald darauf im Traume
Sah sie sich die Mutter Gottes neigen,
Und das Kind mit ihren Kindern spielend.

Lieblich war der Traum. Der Himmelsknabe
Sprach: „Für eure schönen Frücht' und Blumen
Was soll ich euch geben? Du, o Bruder,
Spielest bald mit mir auf einer andern
Schönen Au', da will ich süße Früchte,
Wie du nie sie kostetest, dir schenken.
Dir, o Schwester, werd' ich wiederkommen,
Wenn du Braut bist, und den Kranz dir reichen.
Mutter wirst du seyn von guten Kindern,
Gut wie du, und gut wie deine Mutter."

Also träumte sie und wacht' erschrocken
Auf, und eilte zu dem Bilde betend:
„Kann es seyn, so laß mir meinen Knaben,
Holdes Kind! Wo nicht, dein Will geschehe."

Und in Kurzem ward der Traum erfüllet:
Denn der Knabe starb. Er sah im Sterben,
(Also sagt' er) einen Himmelsknaben
Kommen, und ihm süße Früchte reichen,
Und er koste schon die süßen Früchte.

Auch die Tochter wuchs und ward der Mutter
Ebenbild. Als am Altar sie kniete,
Eine Braut, erschien ihr im Gebete
Jenes Kind und kränzte sie mit Blumen,
Wie ihr dünkte, waren meistens schöne
Lilien und Rosen in dem Kranze,
Wenig dunkle Blumen: und ihr Leben
Ward des Kranzes Abbild, Lieb' und Unschuld.

Die ewge Weisheit.

Von allem Schönen wählt' Amandus sich
Das Schönste nur; und also kam er bald
Vom Tand' hinweg zur frohen Einsamkeit.
Dann sprach er oft, wenn er vom Weltgeräusch
Zurückkam in sich selbst; o hättest du
Nicht dies und das gesehen und gehört,
So wäre jetzt dein Herz nicht so betrübt."

Einst zeigete sich ihm, was keine Zung'
Aussprechen kann. „Ist das nicht Himmelreich
Und Wonne? sprach er. Alles Leiden mag
Die Freude nicht verdienen." —

Ihm erschien
Die Schönheit alles Schönen, in Gestalt
Der ewgen Weisheit. Wie der Morgenstern
Trat sie hervor und ward zur Morgenröthe,
Zur Morgensonne. Die Unsterblichkeit
War ihre Kron'; ihr Kleid die Anmuth. Süß
Und huldreich sprach ihr Mund; und sie, sie war
Der Freuden Freude, die Allgnugsamkeit.

Sie schien ihm nah' und fern, von allem Hohen
Das Höchste und von allem Innigen
Das Innigste, der Schöpfung Meisterin,
Die sie in zarter Milde streng regiert.

Mit süßester Geberde sprach sie: „Sohn!
Gib mir dein Herz.“

„O drücke mir dich selbst,
Dich selbst ins Herz, daß jeder Busenschlag
Es heb' und mich erinnre, daß ich Dich,
Nur Dich in Allem seh.“

Sie ließ ihr Bild
Berührend ihn, im Herzen ihm zurück.
So oft der Morgenstern erklang, erklang
Sein Hymnus: „Schaut! Der Schönen Schönste
kommt!
Die Mutter aller Gnaden geht hervor
Vom Aufgang! Deiner hat mein Herz begehrt,
Auch schlummernd, o du Liebliche.“

Er sprachs,
Und küssete die Erde, redet' oft
Mit seinem Engel, der ihm sichtbar dann
In schöner himmlischer Gestalt erschien,
Und mit ihm freundlich von den Fügungen
Der ewgen Weisheit sprach. „Willst du dich
selbst
Erblicken, sagt' er einst, schau her!“ — Er sah:
Ein Jüngling lag im Arm der Liebenden,
Die er im Herzen trug. Wie selig-froh
Erkannt' er sie! Es tönten himmlische
Gesänge um ihn her: „Der Weisheit Lust
Ist an den Menschenkindern! Je und je
Hab' ich geliebet dich und zog zu mir
Aus Liebe dich und will dich zu mir ziehn!“

„Wie du uns gerne hörest, sprach zu ihm
Sein Engel, hören wir auch gerne dich,
Zumal wenn du mit freudigem Gemüth
In Schmerzen auch die ewge Weisheit singst."
Er sang; es ward ein Jubel um ihn her;
Ein Chor der Seligen umringt' ihn. Seelen,
Die er gekannt und nicht gekannt, umfiengen
Ihn liebend, und erzählten traulich ihm
Ihr Wohl und Weh'; wie aus der Bitterkeit
Die Weisheit ihnen stets das Süßeste
Bereitet. Seine Mutter kam zu ihm,
Sein Vater, (jetzt Gestalten jener Welt)
Und sprachen ihm von ihrer Prüfungen
Belohnung. Und sein Antlitz glänzte. Oft
Sah man es glänzen, wenn er betete,
Und vorm Altar: „Aufwärts die Herzen!"
sang *).

In solchen Süßigkeiten schwamm Amandus,
Sein Herz bewahrend, strenge gegen sich,
Und überstrenge. Da erschien ihm einst
Sein Engel wieder: „Glaubst du, sprach er sanft
Zum Schlummernden, indem du deinen Leib
Mit Büßungen belegest, dieses sey
Das schwerste Leiden? Leiden andrer Art
Erwarten dich. Schau her! Ich bringe dir,
Dem zarten Knaben, Ritterkleider. Rüste
Dich tapfer. Wenn du selbst dich peinigtest,
So hörtest du, wenn du wolltest, auf.

*) Sursum corda.

Dich werden andre peinigen, und nicht
Aufhören, wenn du wünschest. Bis hieher
Empfand im Schmerz dein innerstes Gemüth
Geheime Süßigkeit. Wenn aber du
Im tiefsten Schmerze Rath und Hülf' und Trost
Bey Menschen suchest und nicht findest; Freund
Und Feind' verfolgen dich; und wer dich schützt,
Wird selbst verfolget; wenn im Innern dann
Dich auch dein Gott verläßt; dann spricht zu dir
Die ewge Weisheit: „Sohn, gib mir dein Herz!"
Auf diesen Dornen blüht allein der Kranz,
Den deine Königin von dir verlangt."

Voll Schrecken fuhr der Jüngling auf; und bald
Ward seines Engels Red' erfüllet. Schmach
Und Hohn, Verachtung, Kränkung jeder Art,
Verläumdungen und Haß und Neid und Wunden
Am zartsten Herzen trafen ihn. Er sah
Kein Ende mehr, und lernt' im Leiden nur
Noch mehr zu leiden. Hülf' und Rath und Trost
Bey Menschen war verschwunden. Wer ihm half
Ward auch verfolget und zuletzt gebrach
Das Letzte ihm, sein innrer Trost.

Da sprach er:
„Sein Will geschehe!" und gab sich zur Ruh.

Und plötzlich stand vor ihm die Schönste da,
Sanftglänzender, als er sie je gesehn.
Sie flocht aus vielen Rosen einen Kranz
Für ihn, und er erkannt' in jeder Rose
Den Dorn, auf welchem sie entsprossen war.
„Nimm, sprach sie, ihn; er ist der Deinige.

Jetzt ist mein Bild in deinem Herzen: du
Gewannest selbst es dir, bewahr' es treu.
Ihr Menschenherzen traut! Von allem Schönen
Die schönste Weisheit wird durch Prüfung nur."

Sie sprach es, und ein sanfter Abendglanz
Umfloß Amandus Haupt. All seine Feinde,
In Träumen kamen die Verstorbnen selbst,
Und flehten um Verzeihung und Gebet.
Und seinen Freunden war der vielgeprüfte
Amandus doppelt werth. Jungfraun und Fraun,
(Er ehrete in ihrer Tugend stets
Der Mutter Gottes Gnad' und Zucht und Huld)
Sie ehreten in ihm der Weisheit Sohn.

Die wiedergefundene Tochter.

„Sagt, wo find' ich meine süße Tochter?
Meines Alters Trost, des Lebens Perle,
Die mich nie verließ, mich nie betrübte.
Einen Bräutgam hatt' ich ihr gelobet,
Der in tiefem Schmerz nun mit mir trauret,
Suchten wir sie nicht zu Land' und Meere,
Bey Verwandten, Freunden und Bekannten,
In den Klöstern aller heilgen Jungfraun;
Riefen sie auf Felsen und in Höhlen,
„Euphrosine!“ Nirgend eine Stimme;
Nirgend ihrer sanften Stimme Rückhall.“

„Auf! ich will zu jenem Kloster wandern,
Wo der Abbt mit dreymal hundertfunfzig
Brüdern betet, will ihn weinend anflehn,
Daß der heilge Mann von Gott erfahre,
Wo mein einzig-liebes Kind ist.“

Sehnlich
Hülfesuchend eilt' er in das Kloster,
Warf in Trauerkleidern vor dem heilgen
Mann sich nieder. „Heilger Mann, ich flehe,
Daß du oder deiner Brüder Einer
Emsig-betend es von Gott erfahre,
Wo mein einzig-liebes Kind ist.

„Morgen,
Sprach der Abbt, komm morgen frühe wieder,
Will es Gott, so soll dir Antwort werden."

Morgen, über- über- übermorgen
Kam der Mann und hört' im tiefstem Jammer:
Keinem Bruder sey die Antwort worden.
Endlich sprach der Abbt, gerührt vom Greise:
„Geh noch etwa hin zu unserm jüngsten
Eifrigsten und frömmsten Bruder. Einsam
Und entfernt lebt er in seiner Zelle;
Wohl vielleicht, daß ers dir sagen werde,
Wo dein liebes Kind sey? Er, der Jüngste,
Er, der Edelstein in unserm Kloster,
Heißt Smaragdus."

Eilig sucht der Vater
Den gottseligsten, den jüngsten Bruder,
Der entfernt in seiner Zelle lebte,
Und ihn, fast verdeckt das Antlitz, hörte.

Abgehärmt, unkenntlich seinem Vater,
(Denn er selbst war die verlohrne Tochter)
Blickt Smaragd ihn an, voll tiefen Mitleids,

Weinend endlich stürzen beyde nieder.
Daß Gott selbst, die Quelle reichen Trostes,
Dem Verlassenen Erquickung sende.
Dann erhebt er sich, der Unerkannte,
Tröstet und belehret seinen Vater,
Daß man Gott auch über seine liebsten

Kinder

Kinder lieben müsse; müsse lieben
Ueber selbst sein einzig Kind. (Mit lautem
Weinen sprach er es;) erzählt' dem Vater
Abrahams Geschichte, und wie Gott uns,
Gott uns seinen eingen Sohn geschenket.

Wie ein sanfter Thau auf dürre Fluren,
Sank ins Herz des Alten jedes Trostwort:
Denn er hört' als eines Engels Stimme.
„Wird mir Gott mein Kind auch wiederschenken,
Wie dem Abraham?" so fragt' er gläubig.
„Ja, Gott wird dein Kind dir wiederschenken,
(Spricht der Bruder,) und dirs lassen sehen,
Ehe du zu seiner Mutter heimgehst."

Neugestärket zog der Mann von dannen,
Hofft' erkrankend lang und lange Jahre,
Bis auf Einmal von Smaragd ein Bote
Ihn ins Kloster rief. „Werd' ich sie sehen?
Wiederfinden, sprach er, meine Tochter?"

In die Zelle trat er, fand den Armen
Abgezehrt auf seinem Krankenlager,
Seine letzte Rettungsstund' erwartend.

Ach, wo sind sie, deine süßen Worte?
Daß, eh ich zu ihrer Mutter gehe,
Ich noch die Verlohrne wiederfinde —
Und nun gehest du" —

„Zu meiner Mutter,
Sprach der Kranke, die mir oft in Träumen

Zusprach, fragend mich: „Wo ist dein Vater?"
Ach ich folgte ihrem leisen Wink nicht,
Festgebunden durch ein hart Gelübde.
Letzte Nacht erschien sie mir so ernster,
Fragt: „wo ist dein sorgenvoller Vater?
Hast du ihn gepfleget? Denn statt meiner
Ließ ich dich in dieser Welt. Geliebet
Hatt' ich dich; Du solltest's ihm vergelten."
Ich erzitterte. Sie wandte traurig
Sich und sprach: „Mein Leben ist verlohren."
„Vater, Vater, ich bin Eure Tochter." —

„Euphrosyne!" weinend sank er nieder
Auf die Sterbende.

„Ja, Euphrosyne;
Und mit diesem Namen will ich sterben.
Und niemand berühre meinen Körper,
Als mein Vater. Kindespflichten gehen
Ueber Klosterpflichten. Man verführte
Mich hieher; ich und mein reiches Erbe
Sollte Gott gehören. Gieb's den Armen,
Vater! Mir verzeih! Verzeih der raschen
Leicht-betrognen Jugend. Ach, gebüßet
Hab' ich mein Gelübd' und es gehalten.
Lebe wohl! Vergib, vergib mir, Vater,
Jenseit, jenseit, dort, wo man den Eltern
Nicht entführt wird, um nur Gott zu dienen,
Findest du mich bald bey meiner ernsten —
Mutter. — Steht sie nicht vor mir? — Sie ist es.
„Komm!" „Ich komme."

Sie verschied. Ihr letzter
Blick hing an dem Vater: „Ach, Verzeihung!"

* * *

Euphrosyne, jedes Christenjahres
Anfang ist dein Fest. Dein schöner Name
Deutet Freud' an, guten Sinn und Klugheit.
Wärst du doch das erst' und letzte Opfer
Jugendlich-betrogner falscher Andacht,
Wärest du, dem väterlichen Boden
Schlau Entrissene, die erst', und letzte
Zart-verwelkte Blume du gewesen!

Freundschaft nach dem Tode.

„Wen Tod uns am ersten Gott hinwegnimmt,
Steht dem andern bey, auch nach dem Tode.
Dieses woll'n wir, Schwester, uns geloben,
Und die erste Bitt an seinem Throne
Sey, daß Gott uns unsern Bund gewähre."

Anastasia und Theodora
Sprachen so, zwey schwesterliche Seelen,
Die nicht sich, die in einander lebten.
Sie besuchten Leidende und Kranke,
Labten sie mit dem, was sie erworben,
Und noch inniger mit Trost und Hoffnung.

Anastasia ging erst von hinnen;
Theodora blieb und ward die Mutter
Dreyer Kinder, die ihr ihre Freundin
(Süßes Unterpfand!) im Tode nachließ.

Und ein reicher Römer warf sein Auge
Auf die keusche, schöne Theodora.
Als sie seinem Willen fest entsagte,
Sollte sie im Kerker Hungers sterben.
Ins Gefängniß folgten ihr die Kinder;
Fest verschlossen ward der harte Kerker.

Aber ihre treue Himmelsfreundin
Hinderten nicht Riegel, Schloß und Mauern.
Anastasia erschien der Schwester
Täglich, spielte da mit ihren Kleinen,
Brachte Jedem süße Himmelspeise.
Theodora, wenn ihr Aug' in Schlummer
Sank, sie sah nur sie, die Himmelsschwester,
Und erwachte; so erwacht am Morgen
Neu gestärkt die jungfräuliche Rose.

Der wollüstige Tyrann, ermüdet
Von der fabelhaften Wundernachricht,
Rüstet' ihr ein Schiff und gab Befehle,
Daß in Wellen ihren Tod sie fände.

Bald stand Anastasia am Steuer,
Als das Schiff ersank; es hob sich aufwärts,
Flog mit allen günst'gen Himmelswinden
Hin zum Ufer. Theodora kniete
Nieder mit den Knaben, die die Mutter
Liebend küßte: „Kinder! meine Schwester!
Bald, o bald seh ich euch alle wieder.
Denn in Wellen nicht, o Theodora,
Meines Todes wirst du sterben.“ Freundlich
Glänzend stand sie da, und schwebte sanft auf
Wie ein Stern, und war dem Aug' entschwunden.

Aber als in Flammen Theodora
Gott pries; welch ein Wunder in der Flamme!
Zwey Jungfrauen, die wie Engel Gottes
Sich umarmten. Fächelt nicht die Eine
Der Gebundnen kühlend ab die Flamme?

Und besprenget sie mit thau'nden Düften?
Seht die Bande fallen! Ihre Knaben
Schlingen sich um sie; ein Kranz von Rosen
Blühet um ihr Haar; der Thau des Himmels
Wird zu Perlen. Seht, sie steigen aufwärts
Auf den hellen Fittigen der Flamme.
Ungetrennt im Tode; Mutter, Kinder,
Anastasia und Theodora.

Steigt, ihr Festverschlungenen, auf gen Himmel,
Und genießet eurer Liebe Freuden.
Aber uns hieniedenwecket Herzen,
Die Euch gleichen und wie Ihr sich beystehn,
Anastasia und Theodora.

Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage;
Wer aushartet, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beystand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt' das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgehn!" sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!
(Sprach sein Weib,) und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns."

Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,

Und besprenget sie mit thau'nden Düften?
Seht die Bande fallen! Ihre Knaben
Schlingen sich um sie; ein Kranz von Rosen
Blühet um ihr Haar; der Thau des Himmels
Wird zu Perlen. Seht, sie steigen aufwärts
Auf den hellen Fittigen der Flamme.
Ungetrennt im Tode, Mutter, Kinder,
Anastasia und Theodora.

Steigt, ihr Festverschlungnen, auf gen Himmel,
Und genießet eurer Liebe Freuden.
Aber uns hienieden wecket Herzen,
Die Euch gleichen und wie Ihr sich beystehn,
Anastasia und Theodora.

Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage;
Wer aushartet, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beystand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt' das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgehn!" sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!
(Sprach sein Weib,) und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns."

Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,

Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen)
Dulde dich, du findest sie.“

Und er kam vor eine Hütte;
„Kehre, Wandrer, bey mir ein,
(Sprach der Landmann) du bist traurig;
Auf! und fasse neuen Muth.
Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, siegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Busen,)
Dulde dich; du findest sie.“

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr,
(Sprach der Kaiser,) suchet ihn.“
Und man sucht' ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür,
Sahn den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,

An

An der Narbe, die dem Feldherrn,
Statt der Schätze, statt der Lorbeern,
Einzig blieb als Ehrenmahl.

Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm Er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefochtnem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit Zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia."

„Wie die Löwin ihre Jungen
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte,
(Komm' und schau!) erzog ich sie.
Glaubte dich uns längst verloren;
Deine Söhne mir statt deiner,
Deiner werth erzog ich sie."

„Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume
Rüstet' ich die Jünglinge.

„Zieht! verdienet euren Vater!
„Streitet unerkannt und werdet,
„Werdet eures Vaters werth."

„Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm.
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder,
Feldherr, sieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia."

Was die Schickung schickt, ertrage.
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sankt Eustachius.

Der Friedensstifter.

Dreymal war der kühne Karl geschlagen,
Und die Macht Burgunds im Blut erlegen;
Gransee, Murten, Nansen zeugten ewig,
Was der Tapfre über ungerechten
Stolz vermag; als sich die böse Zwietracht
Auch ins Herz der Tapfern schlich. Sie zankten
Lieblos um des Sieges reiche Beute.
Fast schon theilte sich der Eidgenossen
Bündniß. Denn mit Frankreichs Gelde waren
Frankreichs Sitten in das Land gekommen,
Ueppigkeit und Pracht. Dem Schweizerbunde
Drohete Auflösung. Da, am letzten
Friedenstag' zu Stanz in Unterwalden
Trat ein alter Mann in die Versammlung.

Grad und hoch: sein Auge blitzte Schrecken,
Doch gemischt mit Gütigkeit und Anmuth.
Lang sein Bart, von wenig schlichten Haaren,
Zweygespalten; auf dem braunen Antlitz
Glänzt' ein Himmlisches. Gebietend stand er
Dürr und hager da, und sprach anmuthig,
Männlich-langsam:

„Liebe Eidgenossen,
Lasset nicht, daß Haß und Neid und Mißgunst
Unter euch aufkommen; oder aus ist
Euer Regiment! — Auch zieht den Zaun nicht

Gar zu weit hinaus, damit ihr eures
Theu'rerworbnen Friedens lang' genießet.
Eidgenossen, werdet nicht verbunden
Fremder Herrschaft, euch mit fremden Sorgen
Zu beladen und mit fremden Sitten.
Werdet nicht des Vaterlands Verkäufer
Zu unredlich-eignem Nutz. Beschirmet
Euch und nehmt Banditen, Landesläufer,
Nicht zu Bürgern auf und Landesleuten. —
Ohne schwere Ursach' überfallet
Niemand mit Gewalt; doch angefallen,
Streitet kühn. Und habet Gott vor Augen
Im Gericht, und ehret eure Priester.
Folget ihrer Lehre, wenn sie selbst auch
Ihr nicht folgen. Helles frisches Wasser
Trinket man, die Röhre sey von Silber
Oder Holz. — Und bleibet treu dem Glauben
Eurer Väter! Zeiten werden kommen,
Harte Zeiten, voll von List und Aufruhr.
Hütet euch, und stehet treu zusammen,
Treu dem Pfad' und Fußtapf' unsrer Väter.
Alsdann werdet ihr bestehn! kein Anstoß
Wird euch fällen und kein Sturm erschüttern.
Seyd nicht stolz, ihr *alten Orte*. Nehmet
Solothurn und *Freyburg* auf zu Brüdern;
Denn das wird euch nützen." — Also sprach er,
Neigte sich, und ging aus der Versammlung.

Alle, die den heilgen Mann erkannten,
Hörten in ihm eines Engels Stimme:
Bruder Claus war es von *Unterwalden*;
Der an seiner einsamen Kapelle
Ohne Speis' und Trank, (so spricht die Sage)

Zwanzig Jahr gelebt. Dem Kind' und Jüngling
War am Himmel oft ein Stern erschienen,
Der sein Herz ins Innre zog. Er hatte
Jederzeit, auch emsig in Geschäften,
Stille Einkehr in sich selbst geliebet,
Zehen Söhn' und Töchter auferzogen,
Auch in Kriegeszügen seinem Lande
Treu geholfen; bis die Welt zu enge
Für ihn ward. Er nahm von Weib und Kindern
Liebreich Abschied, und mit ihrem Segen
Ging er zur Einöde. Vielen Pilgern,
Die ihn suchten, gab er Rath und Hülfe.
Manchen Sturm der Seele, manche Unruh,
Senkete ein Wort von ihm zur Ruhe.
Denn er war von starkem Herzen; mächtig-
Frey, und floh wie Pest die Landsverderber.
Oft weissaget' er, und wußt' der Seelen
Innerstes Geheimniß. Seines Lebens
Täglicher und hocheinfältger Spruch war:
„Nimm, o Gott, mich mir; und gib mich ganz dir."

Der war Bruder Claus. Die Bundsversammlung
Folgte seinem Rath; einmüthig wurden
Aufgenommen Solathurn und Freyburg;
Und so manche Rathsversammlung wünschte
Bruder Claus zu sich von Unterwalden,
Mit der Bärenkappe, die der Engel,
Falls er in den Himmel kommen wollte,
Ihm zum führenden Panter gegeben.

Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonso?“
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester).

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde)
Meine Pflicht beginnt; die Eure endet.“

Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

* * *

Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer ersinket?

Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonso?"
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester).

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde)
Meine Pflicht beginnt; die Eure endet."

Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

* * *

Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer ersinket?

Sammlung
der
vorzüglichsten
deutschen Classiker.

Ein Hundert und dreizehnter Band.

J. G. v. Herders Werke, XX.

Schöne Literatur und Kunst.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1 8 2 1.

J. G. v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Vierter Theil.



Kritische Wälder:

oder

Betrachtungen über die Wissenschaft und Kunst des Schönen.

Erstes Wäldchen.

Carlsruhe,

im Bureau der deutschen Classiker.

1821.

Vorrede.

Was mich bewegen konnte, die Revision der kritischen Wälder zu übernehmen, und nach welchen Vorschriften ich dabei verfahren zu müssen glaubte, halte ich mich verpflichtet voraus anzuzeigen.

Winkelmanns Schriften, Lessings Laokoon, die kritischen Wälder, waren das Erste, was eine Bekanntschaft zwischen dem seligen von Herder und mir vorbereitet hatte. Ohne von einander zu wissen, trafen wir in Bewunderung Winkelmanns zusammen; es war eine enthusiastische Bewunderung; wir waren beide für das Große und Schöne in den griechischen Klassikern und in der Kunst begeistert. Herder gieng zu andern Studien über, und baute sich mit dem Reichthum von Kenntnissen, die er sich auf den klassischen Gefilden erworben hatte, in andern wissenschaftlichen Gebieten an, erweiterte sein erworbenes Eigenthum, und setzte sich den vorzüglichsten Grundeigenthümern in einigen Fächern an die Seite. Mich

hielt das Geschick in jenen Studien zurück, zu welchen ich aus einer andern Lebensweise erst vor wenigen Jahren berufen war; ich begleitete Herdern nur von weitem mit meinem bewundernden Blick. Lessings Behauptungen im Laokoon, die man damals unbedingt als Kunstgesetze annahm, behagten meinem einfachen geraden Sinn und Gefühle wenig; leicht ward ich also für die kritischen Wälder eingenommen, ohne zu wissen, wer ihr Verfasser sey. Zwar war ich gegen den jugendlichen Ueberfluß in der Ausführung, gegen die vielen Wiederholungen der Beweise, nicht blind; aber durch wie viel andre treffliche Vorzüge, neue Einsichten und Aufschlüsse, selbst den blühenden Styl, wurden jene Mängel vergütet! Der Scharfsinn, mit welchem ich Lessing's Sätze geprüfet, seine sophistischen Spitzfindigkeiten berichtiget sah, kam meinen eignen Ansichten und Gefühlen so wohlthätig zu statten, daß, wie ich weiterhin erfuhr, wer der Verfasser sey, ich mich gegen diesen zur hochachtungsvollen Freundschaft gestimmt fühlte. Wie hätte ich geahnet, daß mir einst das traurige Loos bestimmt seyn sollte, seine Wälder, die eine Ausbesserung von seiner eignen Hand erwarteten, mir zu einer ähnlichen Absicht anvertrauet zu sehen!

Bald nach dem ersten Wäldchen erschien das zweite und dritte, über einige *Klotzische Schriften*. Hier, gestehe ich es, verließ ich den mir damals, so viel ich mich erinnere, noch unbekannten Verfasser des ersten Wäldchens über Lessing's Laokoon. Ich kannte Herrn Klotzen, ich wußte, wieviel sich aus ihm lernen und nicht lernen ließe. Da ich meine Lektüre blos auf das Nöthige

und für mich Zweckmäßige einschränken mußte: so konnte ich für das Lesen einer Kritik der Klotzischen Schriften keine leere Zeit ausfinden. Dazu kam meine Abneigung von allen Fehden, sie mögen Namen haben, wie sie wollen. So wenig ich Andre verdamme, welche Muth haben, die dreuste Unwissenheit, die Literaturcabale und den Pedantenstolz in seiner Blöße darzustellen, so widersteht es doch meinem sittlichen Gefühl (man nenne es Schwäche, wenn man will,) solche Waffen zu führen; ich halte mich an das Gute, das überall noch übrig bleibt. Die beiden Wäldchen blieben also damals so gut, als Klotzens Epistolae Homericae selbst und andre Klotzische Schriften, von mir ungelesen; ein Gesetz, dem ich in neuern Zeiten in allen ähnlichen Fällen treu geblieben bin.

Bei der, durch das gute Zutrauen der Hinterlassenen des seligen von Herders mir aufgetragenen, Durchsicht der kritischen Wälder, als einer der frühesten Früchte des herrlichen Genies, machte mir die Durchsicht des ersten Wäldchens eine angenehme Beschäftigung, da sie mit Rückerinnerungen früherer Tage verbunden war. Aber wie groß ward meine Verlegenheit, als ich an das zweite Wäldchen, über einige Klotzische Schriften, kam! als ich sie las, und jetzt zum erstenmal durchlas! Was sollte ich mir nun denken, daß Herder in einer neuen Ausgabe gethan haben würde! sie gar nicht wieder abdrucken lassen? Vielleicht einer Stelle zu Folge, welche sich in der Vorrede zum dritten Wäldchen findet, wo er seine Anonymität ver-

theidiget *), sie gar nicht für das Seinige erkennen? Aber die Schrift ist seitdem als Herderische Schrift so allgemein bekannt; sie kann aus einer Sammlung von Herder's Schriften, die er nicht selbst veranstaltete, nicht ganz ausgelassen werden. Selbst als Schrift für gewisse Zeitumstände hat sie einen historischen Werth. Beide Wäldchen enthalten so viele herrliche kritische, ästhetische Urtheile und Bemerkungen, welche aufbehalten und in neues Andenken gebracht zu werden verdienen, und auch noch zu unsern Zeiten ihren guten Nutzen haben können: wenn sich gleich der Geschmack, selbst in der Behandlung der Klassiker und der klassischen Studien, sehr geändert hat, zum Theil auf so eine Weise, daß es neuer kritischer Wälder bedürfte. Gleichwohl muß man auch auf der andern Seite eingestehen, die Schriften, welche in jenen beiden Wäldchen analysirt und kritisirt werden, sind für eine ernstliche, lang ausgesponnene Kritik so wenig geeignet, daß die ganze Fülle des Herder'schen Geistes dazu gehörte, um das Durchlesen, auch nur von einem Theile der Kritik, erträglich zu machen. Eben so wenig konnte ich mit mir über den Nutzen eins werden, den jene so genaue ins Einzelne gehende Kritik jetzt noch haben könnte,

*) „— Wozu der Name? Der Verfasser darf ihn nicht und wird ihn auch nie entdecken; er wird nie das Buch unter die Kinder seines Namens aufnehmen, denn es war nicht dazu. Es war blos für eine Zeitverbindung geschrieben, die der Literatur schädlich ward, u. s. w.

wenn sie auch zu ihrer Zeit einen Nutzen gehabt hat. Eine genaue ausführliche Kritik gebührt nur Schriften, welche in ihrer Art vorzüglich sind, und wo sich aus der Beurtheilung etwas lernen läßt, wenn nur diese Beurtheilung gründlich, mit größerer Einsicht und tiefeindringendem Verstande begleitet ist; denn ein oberflächliches, leidenschaftliches, sophistisches Gewäsch entehrt seinen Verfasser, vernichtet sich selbst, und dient, den Werth der kritisirten Schrift nur desto mehr zu bewähren.

Bei diesen Betrachtungen blieb übrig, sich nach der Ankündigung der Ausgabe der Herderischen Schriften zu richten, und sie zur Vorschrift der Revision anzunehmen: „Es soll nur das behalten werden, was würdig ist, auf die Nachwelt zu kommen, was wirklich lehrreich, auch über den Zeitpunkt, in welchem es geschrieben ist, hinaus seyn kann.“ Aus den geführten Controvers wird also nur so viel zu behalten seyn, als nöthig ist, den Streitpunkt ins Licht zu setzen und die Gründe deutlich und geltend zu machen. Der Ton und die Lebhaftigkeit, mit welcher der Streit geführt ist, wird auf alle Weise zu mäßigen seyn; so wie sich von dem weisen Herder der spätern Jahre erwarten ließ, daß er den Ton selbst angegeben haben würde. Aber auch dies hatte seine Schwierigkeiten; sobald es an das Abkürzen kam, mußte nicht der bestrittene Schriftsteller gehört, mußten nicht seine Worte, so weitschweifig sie waren, angeführt werden? Sollte ich auf der andern Seite die Worte des Bestreitenden ganz von dem polemischen Gewande entkleiden? ein nacktes Skelet liefern? wie wäre der Anblick auszuhalten! wie ließ sich ein Caput mor-

tuum ohne Genuß unter den Herderischen Schriften aufstellen!

Das Beste schien, einen Mittelweg einzuschlagen; ob ich ihn getroffen habe, ist eine andre Frage; ich beschloß, dem Gefühl des Schicklichen und Anständigen zu folgen, das sich allerdings auch in Streitschriften, selbst in einer sonst bittern Kritik, zum Richter nehmen läßt. Daß ungesitteter Spott, hämisches Hohngelächter, Pöbelsprache und alles, weßwegen ein Kritiker aus einer guten Gesellschaft hinausgewiesen zu werden verdiente, in keiner Kritik statt findet, versteht sich von selbst; davon kann unter gebildeten Menschen die Frage nie seyn; und davon war in der Herder'schen Kritik nicht leicht eine Spur. Jenes Gefühl gehet aber ungleich weiter, es empört sich gegen alles Persönliche, mißbilliget alles, was nicht bloß Tadel der Sache ist, was nur beleidiget, nichts berichtiget, aufklärt, verbessert; was den Verdacht bösen Willens oder der Absicht schaden und kränken zu wollen, auch nur von weitem ahnen lassen, oder auch nur Mangel von Beherzigung der Folgen für Ehre und Glück des Andern verrathen konnte. So, dachte ich mir, würde Herder verfahren haben; er würde das, was sich nicht mit dem Sittlich-Schicklichen vereinigen ließ, ausgestrichen; höhnende Stellen gemildert; kränkende Beywörter entfernt; harte Ausdrücke mit gelinderen vertauscht haben. So nahm ich mir vor zu verfahren, und so zu verfahren glaubte ich den Manen des seligen Freundes schuldig zu seyn. In dieser Meynung sah ich mich durch den Vorgang des würdigen Wielands bestärkt, von dem bereits das erste Wäldchen eine Durchsicht erhalten hatte; ich fand

von seiner Hand einige Stellen bezeichnet, und dabei bemerkt, daß es besser seyn würde, sie wegzulassen; so faßte ich Muth für Durchstreichung andrer Stellen, die, zumal im zweiten und dritten Wäldchen, weit zahlreicher vorkamen. Ueber die Epistolae Homericae, die Verecundia Virgiliana, die Vindiciae Horatii, das unmismatische Werkchen, u. s. w. hat die Zeit bereits gerichtet, so wie sie mehr andre Schriftchen und Schriftsteller richten wird; was bedarf es erst jetzt noch einen Auto da fé anzustellen?

Ein gleiches Gesetz machte ich mir bei unnöthigen Wiederholungen des bereits hinlänglich Gesagten, bei Stellen, wo sich die Kritik bei trivialen, sich selbst widerlegenden, Dingen lang aufhielt, und das, was als falsch, schwach, unschicklich, jedem einleuchtete, zu ausführlich bestritt. Hingegen die zuweilen üppige Fülle des Ausdrucks, die Eigenheiten des Styls, die zuweilen wuchernden Blumen, die Uebertreibungen des feurigen, begeisterten Eifers, gehörten nicht unter meine Pflichten, als nur in wenigen Fällen. Ueberhaupt wagte ich in der Sprache nichts zu ändern, als in den Fällen, wo mir aus den spätern Herder'schen Schriften erinnerlich war, daß er selbst anders geschrieben haben würde. Da Namen und Geschichtsumstände vermuthlich aus dem Gedächtniß geschrieben waren: so glaubte ich auch hier berechtiget zu seyn, zu ändern, was ich für unrichtig hielt; manches schien auch unter die Druckfehler zu rechnen zu seyn, an denen es überhaupt nicht fehlte. In die gefällten Urtheile, Behauptungen und Kritiken konnte ich zwar nicht durchgängig einstimmen, auch mich nicht in den Hauptdiscussionen mit Lessing überall gefangen geben,

da ich durch mehrseitiges Studium auf manche andre Ansicht geleitet worden bin. Hierin etwas zu ändern, konnte mir nicht in den Sinn kommen; Anmerkungen aber beizusetzen, hielt ich für eine unschickliche Anmaßung. Lieber hätte ich auf so manche vortreffliche, fruchtbare Bemerkung, insonderheit über Homer's Geist und Sprache, aufmerksam machen mögen. Allein ich blieb eingedenk: jetzt soll und will der Leser Herder's Ideen aus seiner frühern Zeit erfahren; und von einem so rastlosen Geiste, der ein Leben durchgedacht hat, verlohnt es sich der Mühe zu wissen, wie er über Eines und das Andre einige dreissig Jahre früher dachte.

Göttingen.

Heyne.

Analytischer Inhalt.

1. Es ist unbillig, Lessing auf Winkelmanns Kosten zu loben. Unterschied beider Schriftsteller in Materie, Denkart und Styl.

2. Sophokles Philoktet leidet nicht mit brüllendem Geschrei. Die Helden Homers fallen nicht mit Geschrei zu Boden. Schreien kann nicht ein nothwendiger Charakterzug einer Helden- und menschlichen Empfindung seyn.

3. Die Empfindbarkeit der Griechen zu sanften Thränen zeigt sich ganz anders. Sie ist auch den Griechen nicht allein und ausschliessend eigen. Proben und Charakter der alten persischen Gesänge.

4. Eine philosophische Geschichte der elegischen Dichtkunst über Völker und Zeiten, oder Gründe der alten Heldenmenschlichkeit, aus ihrer Empfindung für Vaterland, Geschlecht, heroische Freundschaft, einfältige Liebe und die Menschlichkeit des Lebens hergeleitet, nicht aber, als ob sie einen Schlag mehr empfunden, und besser geschrien hätten, wie wir. Empfindbarkeit der homerischen Helden zeigt sich würdiger.

5. Sophokles macht in seinem Philoktet gewiß nicht Geschrei zum Hauptmittel der Rührung. Bessere Eindrücke des griechischen Drama. Ob körperlicher Schmerz je die Hauptidee eines Trauerspiels werden könne? daß ers bei Sophokles nicht sey.

6. Die Behauptung: der griechische Künstler schilderte das Schöne, ist wahr. Grenzen und Erklärung dieses Satzes aus ihrem mythischen Cirkel und ihrer Heldengeschichte. Warum Timanthes seinen Agamemnon verhüllt gemahlet?

7. Von den Hörnern des Bacchus. Von dem Einfluß der verschiednen mythologischen Zeitalter auf Poesie und Kunst.

8. Wen Virgil in Schilderung seines Laokoon nachgeahmet haben möge? Urtheil über Quintus Calaber, und Petron, in ihren Schilderungen. Nach wem der Künstler gebildet haben könne?

9. Soll die Kunst nichts Vorübergehendes zu ihrem Anblicke wählen, so verliert sie ihr Leben. Soll sie für jede wiederholte Erblickung arbeiten, so ihr Wesen. Ursache, warum die Kunst ein Ideal der Schönheit habe, und insonderheit die stille Ruhe liebe, aus dem Grundsatz, daß sie für Einen ewigen Anblick arbeite.

10. Ueber Spence's Erläuterungen der Alten aus Kunstwerken. Rettung seines herunterschwebenden Mars. Frage, ob die Kunst schwebende Körper vorstellen könne?

11. Dem Künstler sind Götter und geistige Wesen nicht blos personificirte Abstrakta, so bald er sie in Handlung kann erscheinen lassen. Die Mythologie ist eigentlich poetisch, und hat dichterische Gesetze. Dem Dichter geht Individualität seiner Götter weit über Charakter; so hat er sie dem Künstler übergeben.

12. Ueber die poetischen Attribute von Horaz, dem großen Liebhaber symbolischer Wesen, wird seine Ode an das Glück, sein Bild der Nothwendigkeit u.s.w. erklärt. Die Maschinen des epischen Dichters müssen nicht allegorische Abstrakta seyn: bei Homer sind sie es nicht.

13. Homers Nebel und Unsichtbarwerden sind keine poetische Phrases, sondern gehören mit zum mythischen Wunderbaren seiner Epopee. Unsichtbar seyn, ist nicht der natürliche Zustand der homerischen Götter.

14. Auch die Größe derselben ist bei ihm nicht solch ein Hauptzug, als Macht und Schnelligkeit. Unter welchen Bedingungen, und mit welcher Mäßigung er ihre Größe schildert. Erklärung des Helms der Minerva. Von wem er das Colossalische seiner Götter entlehnet?

15. Das Successive in den Tönen ist nicht das Wesen der Dichtkunst. Ganz und gar auch nicht mit dem Coexistenten der Farben zu vergleichen. Aus dem Successiven der Poesie folgt nicht, daß sie Handlungen schildere. Das Successive der Töne kommt jeder Rede zu.

16. Fehlschlüsse, wenn man die Succession der Töne für das Hauptmerkmal der Poesie annimmt. Homer wählt gar nicht das Fortschreitende seiner Schilderungen, um sie nicht coexistent zu schildern; sondern weil jedesmal in dem Fortschreiten seiner Bilder die Energie derselben und seiner Gedichtart liegt.

17. Homers Gedichtart kann nicht allen Dichtarten Gesetze, und aus ihrer Manier ein oberstes Gesetz geben. Aus der Succession der Töne folgt keine Achtserklärung gegen die mahlende Poesie.

18. Energie ist das oberste Gesetz der Dichtkunst: sie mahlet also nie werkmäßig. Urtheil über Harris Vergleichung und Unterscheidung der schönen Künste.

19. Ob die Schilderung körperlicher Schönheit der Dichtkunst verboten sey? Wo sie jede Schönheit durch Reiz zeigen könne? Ob sie jemals an einer Schönheitsschilderung werkmäßig arbeite? Ob, wenn der Dichter häßliche Formen nützen kann, er nicht auch schöne nützen könne?

20. Homer macht Thersites nicht häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Häßlichkeit an Seele und Körper ist sein Charakter, der blos dadurch gemildert wird, daß er auf nichts Schädliches ausläuft. Es wird also der Person Thersites noch diesmal erlaubt, in Homer zu bleiben.

21. Wenn das Häßliche zum Lächerlichen hilft: so ists zum Contrast des Lächerlichen wesentlich. Zum Schrecklichen nicht so. Ja zum Schrecklichen thut es niemals nichts, sondern zum Abscheu. Eckel kommt eigentlich allein dem Geschmack und Geruch zu; andern Sinnen nur, so fern sie sich an deren Stelle setzen. Nicht alles Häßliche also ist eckelhaft.

22. Gebrauch des Lächerlichen, Schrecklichen, Eckelhaften in Poesie und Mahlerei. Abschied vom Laokoon.

23. Einzelne Fehler der Winkelmannischen Schri[ft]. Sein Tod.

Kritische

Kritische Wälder.

Erstes Wäldchen.

Lessings Laokoon gewidmet.

1769.

Leser, wie gefall ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?

Logau.

Kritische Wälder.

Erstes Wäldchen.

1.

Der Laokoon Lessings, ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen, geschäftig gewesen, ist in unsrer jetzigen kritischen Pestilenz in Deutschland, für mich eine der angenehmen Erscheinungen gewesen, um welche Demokritus die Götter bat, als um die Seligkeit seines Lebens. Ich würde dasselbe auch sehr wohlfeil mit der Bildsäule vergleichen können, von der es den Namen hat, wenn nicht die Miene des Vollendeten, des Schriftstellerischen ςτοιχος eben die wäre, die dieser Laokoon am wenigsten annehmen will. Es mag also diese Sprache durch Kunstvergleichung immer unsern Schönheitskünstlern des Styls bleiben: ich will den Laokoon, als eine

Sammlung von Materialien, als einen Zusammenschuß von Collektaneen betrachten — auch als solcher allein, verdient er Betrachtung genug.

Die Kunstrichter unsrer Zeit, eine Heerde der kleinen Geschöpfe, die Apollo Smintheus jetzt scheint auf unser liebes Vaterland gebannet zu haben, um auch die wenigen blumen- und fruchtreichen Auen zu verwüsten, die noch hie und da, als Ländereien des Genie's, übrig geblieben — diese Boten Apollo's haben meistens Laokoon nicht besser zu loben gewußt, als auf Winkelmanns Kosten; denn welch ein Lob fließt von den Lippen großer Leute wohl glatter herunter, als das auf Kosten eines Dritten? Lessing soll Winkelmannen so viel unverzeihliche Fehler gezeigt, ihn philosophiren gelehrt, ihm die Grenzen und das Wesen der Kunst gewiesen, und insonderheit in seinen Schriften das aufgedeckt haben, daß seine Kenntniß der Alten ein schwankender Grund sey. Wäre das nicht viel? Einem Winkelmann, ihm, der sich so ganz nach den Alten gebildet, der in Griechenland lebet und webet, der in den Alten Kunstkenntniß, bis zum Erstaunen, zeiget, dem Homer, wie er selbst schreibet, täglich sein andächtiges Morgengebet gewesen, — diesem Mann zeigen, daß er Homer nicht gelesen, daß er die Griechen nicht kenne: warum? weil sie Lessing kennet, weil Lessing Homer gelesen! Noch ärger, daß Winkelmann kein Philosoph seyn soll, weil er nicht auf Lessings Art philosophirt, sondern lieber in der Akademie alter griechischen Weisen, und insonderheit am heiligen Ilissus wandelt. Und dann am ärgsten, Winkelmannen das Wesen der Kunst lehren — o der

unseligen Richter, die taub und blödsinnig über die grössesten Schriftsteller unsrer Zeit, nicht anders, als im Schlafe, nicht anders, als über Schüler, urtheilen, bei denen Examen zu halten sey, über das, was sie wissen und nicht wissen, zeigen und nicht zeigen, insonderheit, was ihnen gegen diesen und jenen fehle? *) — —

Auch Lessing wiederum hat, wie billig und recht ist, erleuchteten Kunstrichtern zum Vorwurf dienen müssen, die Schärfe ihrer Augen dem Publikum zu zeigen. Wenn der eine ihn zum größten Antiquar

*) Ich führe aus diesen hohen Urtheilen über Winkelmann nur eins an: Klotz. acta litter. vol. III. p. 319. lassen sich bei Gelegenheit des Laokoon also vernehmen: Reddiderunt forte virum doctum nimiae laudes securiorem, quibus prima illius opuscula, multo meliora eo, quod de allegoria compilavit, extulerunt quidam, quibus si me quoque accensueris, nec miror, nec indignor. Utinam ne exemplo Winkelmannus suo aliquando doceat, saepe nocere auctorum famae et ingeniis praeconum et amicorum voces, plausus et laudes, minuere diligentiam, addere fastum et fiduciam! Es sey denn, daß Herr Klotz dieses aus eigner Erfahrung sage, weiß ich nicht, ob die einzelnen Urtheile, die Herr Klotz über Winkelmann zu fällen, und die manchen Verbesserungen, die er ihm anzudrehen beliebet hat, eben Ihn berechtigen, ein so entscheidendes Haupturtheil über Winkelmann zu fällen, ohne Beweise.

unsrer Zeiten, zum ersten Lehrer der Kunst machte: so war er dem andern, ach leider! ein witziger Kopf, und einem dritten, einem frommen, kritischen Christen *), ein Schulphilosoph, ein Aesthetiker aus Baumgartens Schule, der, nach der Sprache unsrer neuen Schöndenker, mit ein paar Unzen Baumgartenscher Philosophie den Weltweisen aller Zeiten trotzen wolle. O! mit verstopftem Ohre durch diese Chöre quäckender Frösche hindurch, wie Ulysses durch den Gesang der Sirenen!

Für mich hat Laokoon an sich selbst Schönheit genug, ohne daß es erst des Kontrasts mit einem andern bedürfte. Vor und hinter demselben, was Lessing gegen Winkelmann habe, sind entweder nichts, als Parerga, für die beide sie ansehen werden, oder wenigstens trifft nichts auf Winkelmanns Hauptzweck, die Kunst; und Laokoon also, als Abhandlung über die Gränzen der Poesie und Mahlerei, hat Werth und Vortrefflichkeit; aber ihn als Streitschrift, als Prüfung der ganzen Winkelmannischen Werke betrachten zu wollen, ist meines Erachtens der falscheste Gesichtspunkt, und der Genius eines Lessings und Winkelmanns sind auch zu verschieden, als daß ichs von mir erlangen könnte, sie gegen einander abzumessen.

Wo Lessing in seinem Laokoon am vortrefflich-

---

*) Auch hier führe ich nur einen Zeugen an: Buch über die Satyre Archilochus; und kann zu jedem angeführten Zuge einen anführen, wenn es der Mühe werth wäre.

sten schreibt, spricht — der Kritikus: der Kunstrichter des poetischen Geschmacks: der Dichter. Wie Sophokles Philoktet leide, und die Helden Homers weinen, und Virgils Laokoon den Mund öffen, und körperliche Schmerzen auf dem Theater winseln dürfen — wie Virgil, Petron und Sadolet den Laokoon bilden, und der Dichter den Künstler, und wie der Künstler nachahmen könne — wer spricht hier überall, als der Kunstrichter des Poeten? Dieser ists, der dem Philoktet des Chateaubrun einen Streich giebt, der Spence'n und Caylus ihre Fehler zeiget, der Homers poetische Wesen classificirt, und poetische von der mahlerischen Schönheit unterscheidet — überall der Kunstrichter des Dichters: das ist sein Geschäft. Und sein Zweck derselbe. Dem falschen poetischen Geschmack entgegen zu reden, die Gränzen zweer Künste zu bestimmen, damit die eine der andern nicht vorgreifen, vorarbeiten, zu nahe treten wolle: das ist sein Zweck. Was er auf diesem Wege von dem Innern der Kunst findet, freilich nimmt ers auf; aber mir noch immer Lessing, der poetische Kunstrichter, der sich selbst Dichter fühlt.

Winkelmann aber, ein Lehrer griechischer Kunst, der selbst in seiner Kunstgeschichte mehr darauf bedacht ist, eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten, absonderlich Griechen, zu liefern, als selbst auf eigentliche Geschichte, und also auf eine Kritik des Kunstgeschmacks noch uneigentlicher. Um den falschen Geschmack andrer Zeiten und Völker ist ihm nie als um Hauptzweck zu thun; den züchtigt er blos, wenn er neben oder unmittelbar vor den Alten ihm zu Gesicht kommt: denn sonst,

unsrer Zeiten, zum ersten Lehrer der Kunst machte: so war er dem andern, ach leider! ein witziger Kopf, und einem dritten, einem frommen, kritischen Christen *), ein Schulphilosoph, ein Aesthetiker aus Baumgartens Schule, der, nach der Sprache unsrer neuen Schöndenker, mit ein paar Unzen Baumgartenscher Philosophie den Weltweisen aller Zeiten treten wolle. O! mit verstopftem Ohre durch diese Chöre quäckender Frösche hindurch, wie Ulysses durch den Gesang der Sirenen!

Für mich hat Laokoon an sich selbst Schönheit genug, ohne daß es erst des Kontrasts mit einem andern bedürfte. Vor und hinter demselben, was Lessing gegen Winkelmann habe, sind entweder nichts, als Parerga, für die beide sie ansehen werden, oder wenigstens trifft nichts auf Winkelmanns Hauptzweck, die Kunst; und Laokoon also, als Abhandlung über die Gränzen der Poesie und Mahlerei, hat Werth und Vortrefflichkeit; aber ihn als Streitschrift, als Prüfung der ganzen Winkelmannischen Werke betrachten zu wollen, ist meines Erachtens der falscheste Gesichtspunkt, und der Genius eines Lessings und Winkelmanns sind auch zu verschieden, als daß ichs von mir erlangen könnte, sie gegen einander abzumessen.

Wo Lessing in seinem Laokoon am vortrefflich-

*) Auch hier führe ich nur einen Zeugen an: Buch über die Satyre Archilochus; und kann zu jedem angeführten Zuge einen anführen, wenn es der Mühe werth wäre.

sten schreibt, spricht — der Kritikus: der Kunstrichter des poetischen Geschmacks: der Dichter. Wie Sophokles Philoktet leide, und die Helden Homers weinen, und Virgils Laokoon den Mund öffen, und körperliche Schmerzen auf dem Theater winseln dürfen — wie Virgil, Petron und Sadolet den Laokoon bilden, und der Dichter den Künstler, und wie der Künstler nachahmen könne — wer spricht hier überall, als der Kunstrichter des Poeten? Dieser ists, der dem Philoktet des Chateaubrun einen Streich giebt, der Spence'n und Caylus ihre Fehler zeiget, der Homers poetische Wesen classificirt, und poetische von der mahlerischen Schönheit unterscheidet — überall der Kunstrichter des Dichters: das ist sein Geschäft. Und sein Zweck derselbe. Dem falschen poetischen Geschmack entgegen zu reden, die Gränzen zweer Künste zu bestimmen, damit die eine der andern nicht vorgreifen, vorarbeiten, zu nahe treten wolle: das ist sein Zweck. Was er auf diesem Wege von dem Innern der Kunst findet, freilich nimmt ers auf; aber mir noch immer Lessing, der poetische Kunstrichter, der sich selbst Dichter fühlt.

Winkelmann aber, ein Lehrer griechischer Kunst, der selbst in seiner Kunstgeschichte mehr darauf bedacht ist, eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten, absonderlich Griechen, zu liefern, als selbst auf eigentliche Geschichte, und also auf eine Kritik des Kunstgeschmacks noch uneigentlicher. Um den falschen Geschmack andrer Zeiten und Völker ist ihm nie als um Hauptzweck zu thun; den züchtigt er blos, wenn er neben oder unmittelbar vor den Alten ihm zu Gesicht kommt: denn sonst,

wie oft hätte er nach seiner hohen, griechischen Idee züchtigen, und seine Hand in Nebenstreichen ermüden müssen! Und schreibt er also nicht als Kritikus des Kunstgeschmacks; wie weit entfernter vom Kunstrichter der Poesie? Als Künstler las er die Dichter, als Kunstlehrer brauchet er sie, und würde nicht so haben schreiben können, wenn er auch selbst die Dichter anders, und nicht als Künstler gelesen. Er, dem, wie jenem griechischen Künstler, die Schönheit selbst, (aber die Kunstschönheit) erschienen war; bezaubert von ihr, suchte er ihre Gestalt also mit Feuer in seinen Geist gemahlt, brennend in seinem Auge, und sich in seinem Herzen regend — diese Gestalt der Kunstschönheit, dies Bild der Liebe, suchte er allenthalben, wollte sie auch im bloßen Abglanz sehen, vermuthete sie selbst, wie Kleists Amynt seine geliebte Lalage, auch in Fußtritten, auch im Bilde des Wassers, auch im Hauche des Zephyrs. Im Gefühl also dieser bildenden und nicht dichtenden Schönheit stand er auch vor Virgils Laokoon, wie vor dem Laokoon des Agesander, und so muß er gelesen werden: denn das sind Schranken der menschlichen Natur, auf einmal nur Eines sehen zu können, was man will und wie man will — Dieß Eine war bei Winkelmann die Kunst. Soll ich ihm also Kenntniß der Alten absprechen, weil er Homer nicht als Dichter, sondern als Künstler, nicht also des poetischen Wesens seiner Muse wegen, nicht wie Lessing, gelesen? Soll ich ihm einen Seitenblick, den er auf die Poesie wirft, um seine Kunst zu erläutern, und gesetzt dieser Seitenblick träfe auch nicht auf das Innere der Dichtkunst, zum Hauptverbrechen anrechnen? Und soll ich, weil Les-

fing wiederum alles aus dem Grunde der Seele holt, soll ich ihn für einen spekulativen Witzling, und wenn er einigemal mit seinen muntern Schlüssen zu weit käme, für einen überspannten Kopf halten? Warum können wir denn nicht zween so originale Denker, Winkelmann und Lessing nehmen, wie jeder ist? Auch in der Schreibart sogar haben beide eine griechische Grazie zur Freundin; nur daß sie bei beiden nicht Eine Grazie ist.

Winkelmanns Styl ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen, tritt jeder Gedanke hervor, und stehet da, edel, einfältig, erhaben, vollendet: er ist. Geworden sey er, wo oder wie er wolle, mit Mühe oder von selbst, in einem Griechen oder in Winkelmann; genug, daß er durch diesen auf einmal, wie eine Minerva aus Jupiters Haupt, dastehet und ist. Wie also an dem Ufer eines Gedankenmeeres, wo auf der Höhe desselben der Blick sich in den Wolken verliert: so stehe ich an seinen Schriften, und überschaue. Ein Feld voll Kriegsmänner, die weit und breit zusammen geworben, die Aussicht erst lange ins Große führen; wenn aber endlich aus dieser Weite das Auge erhabner zurück kommt: so wird es sich an jeden einzelnen Kriegmann heften, und fragen, woher? und betrachten, wer er sey? und alsdann von vielen den Lebenslauf eines Helden erfahren können.

Lessings Schreibart ist der Styl eines Poeten, d. i. eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern, der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket, wir sehen sein Werk werdend, wie das Schild Achilles bei Homer. Er

schcint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammen zu setzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgesatz kommt näher, da ist das Produkt der Betrachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμενον eines vollendeten Gedanken: sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einsprüngen und Episoden, aber immer unstät, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden. Sogar bis auf einzelne Bilder, Schilderungen und Verzierungen des Styls, erstrecket sich dieser Unterschied zwischen beiden, Winkelmann, der Künstler, der gebildet hat; Lessing, der schaffende Poet. Jener ein erhabner Lehrer der Kunst; dieser, selbst in der Philosophie seiner Schriften, ein muntrer Gesellschafter; sein Buch ein unterhaltender Dialog für unsern Geist.

So durften beide seyn: und wie unterschieden! wie vortrefflich bei dem Unterschiede! Weg also mit der Brille, durch die man von einem zum andern schielen will, um durch Kontrast zu loben! Wer Lessing und Winkelmann nicht lesen kann, wie jeder derselben ist, der soll keinen von beiden, der soll sich selbst lesen! — —

2.

Winkelmann schildert seinen Laokoon *), mit dem Gefühl, als hätte er ihn selbst geschaffen: „Der „Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Seh„nen des Körpers entdecket, und den man ganz al„lein, ohne das Gesicht und andre Theile zu betrach„ten, am dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe „beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, „sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth im „Gesicht und in der ganzen Stellung. Er erhebt „kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem „Laokoon singet; die Oeffnung des Mundes gestat„tes es nicht; es ist vielmehr ein ängstliches und „beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. „Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele „sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher „Stärke ausgetheilet und gleichsam abgewogen. Lao„koon leidet, aber er leidet, wie des Sophokles „Philoktet: sein Elend gehet uns bis an die Seele; „aber wir wünschten, wie dieser große Mann, das „Elend ertragen zu können."

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet." Von dieser Vergleichung gehet Hr. Lessing **) aus, und will, daß es keine Vergleichung sey; daß Sophokles Philoktet nicht blos ängstlich und beklemmt seufze, sondern klage, schreie, mit wilden Verwünschungen das öde Eiland schrecklich anfülle, und auch das Theater von Tönen des Unmuths, des Jammers,

*) Von der Nachahmung griechischer Werke. S. 21. 22.
**) Leß. in Laok. p. 3.

der Verzweiflung durchhallen lasse. Winkelmann muß also zuerst wohl nicht recht gelesen haben, und zweitens also übel vergleichen, übel folgern.

Der Philoktet des Sophokles mag entscheiden — wie leidet dieser? Es ist sonderbar, daß der Eindruck, den dieses Stück bei mir von lange her zurück gelassen, derselbe ist, den Winkelmann will: nämlich der Eindruck eines Helden, der mitten im Schmerz seinen Schmerz bekämpft, ihn mit hohlem Seufzen zurückhält, so lange, als er kann, und endlich, da ihn das Ach! das entsetzliche Weh! übermannet, noch immer nur einzelne, nur verstohlne Töne des Jammers ausstößt, und das übrige in seine große Seele verbirgt. Lasset uns Sophokles aufschlagen, lasset uns lesen, als ob wir sähen, und ich glaube, wir werden den nämlichen Philoktet gewahr werden, den Sophokles schuf, und Winkelmann anführt, wie er geschaffen ist.

Mit Anfange des dritten Aufzuges überraschet ihn der Schmerz; aber mit brüllendem Geschrei? Nein: mit einem plötzlichen Stillschweigen, mit einer stummen Bestürzung, und da diese sich endlich lösen, mit einem hohlen verzognen ἆ ἆ ἆ, das sich auch kaum vom Neoptolem will hören lassen *).

*) Νεο. ἕρπ' εἰ θέλεις. τί δή ποθ' ὧδ' ἐξ ὐδενὸς

Λόγυ σιωπᾷς, κἀποπλήκτως ὧδ' ἔχῃ;

Φιλ. ἆ ἆ ἆ

Νεο. τί' ςιν;

Φιλ. ὐδὲν δεινόν. αλλ' ἴθ' ὦ τέκνον κ. τ. λ.

Was ist dir? fährt dieser auf. „Nichts Böses, gehe nur, mein Sohn," antwortet Philoktet, und wie anders, als mit einem Gesicht voll Liebe, voll zurückhaltendem Heldenmuthe. So geht die Scene des stummen Schmerzes fort: der bekümmerte, der fragende Neoptolem, und Philoktet, der — nicht brüllet und tobet, der seinen Schmerz beklemmt, ihn eine große Zeit selbst dem Neoptolem verbergen will, und nur immer zwischen inne mit einem bangen ω θεοι den Göttern klaget. Und eben diese stumme Scene des Schmerzes, von welcher Wirkung muß sie auf den Zuschauer gewesen seyn? Er sieht Philoktet leiden, stumm, nur in einer verzognen Geberde, nur mit einem beklemmten Ach! leiden; und wer fühlt dieß beklemmte Ach! nicht mehr, als das brüllende Geschrei eines Mars, der in der Schlacht verwundet, wie zehn tausend Mann, oder warum nicht lieber, wie zehn tausend Ochsen? aufbrüllet? Hier erschrickt, dort fühlet man: mit Philoktet mitleidend bestürzt, als Neoptolemus, banget man, weiß nicht, woran man ist, was man thun, wie man helfen soll? Man tritt, auf sein trauriges α α zu ihm: „Wie denn? du leidest! du redest nicht! Warum so verschlossen? du wirst gepeiniget? warum seufzest du zu den Göttern?" — Und ein Philoktet antwortet mit verzognem Lächeln, mit einem Gesichte, in welchem sich Schmerz und Muth und Freundlichkeit mischen: Ich? Nein! ich empfinde Erleichterung! ich flehe zu den Göttern um glückliche Schifffahrt. Welch ein griechischer Garrik gehöret dazu, den Schmerz und den Muth, die menschliche Empfindung und die Heldenseele hier abzuwiegen!

Uebermannet endlich vom Schmerz unterliegt er; er bricht aus — aber in Töne der brüllenden Verzweiflung, des würhenden Geschreies? Nichts! in ein trauriges απολωλα τεκνον. βρυκομαι τεκνον. παπαι, απαπα[illegible]ι. παπα. παπα. παπα. παπα!: das sind seine gezognen Klagetöne! Er bittet um die Heldencur, seinen Fuß abzuhauen: er winselt. — Nichts mehr? Nein, nichts mehr! Er war ausgebrochen, wie Neoptolem sagt, nur in ιυγην και ςονον, in Aechzen und Seufzen, und Ach! wie muß dieß rühren! Sein gekrümmter Fuß, sein verzognes Gesicht, seine vom Seufzer erhobene Brust, die vom Aechzen hohle Seite, sein halbes Ach! — — Weiter geht der Dichter nicht: und um zuvorzukommen dem Uebertreiben des Ausdrucks, läßt er Philoktet vor Schmerz in Unsinn fallen! So sehr hat er gelitten, so sehr seine Kräfte zusammen gefasset, daß er raset.

Er kömmt wieder zu sich! er erholt sich! aber die Krankheit kommt, wie ein verirrter Wandrer, wieder: schwarzes Blut sprüht hervor: sein απαπαπα fängt an: er bittet, ächzet; ein Fluch auf Ulysses, ein Zorn mit den Göttern, ein Ruf an den Tod, aber alles nur ruckweise, nur Augenblicke! der Schmerz läßt nach; und siehe! den Augenblick der Erholung wendet er an, um den dritten Anfall zu erwarten. Er kommt, und da der theatralische Ausdruck nicht höher steigen kann, so läßt ihn Sophokles — Alles, was er ihn thun lassen kann, um ihn nicht schreien zu lassen: schwärmen, ächzen, bitten, zürnen, athemlos zu sich kommen und — —

einschlafen. Peinlicher Auftritt! der höchste am Ausdrucke, den vielleicht je ein tragisches Stück gefordert, und nur ein griechischer Schauspieler erreichen konnte.

Aber in diesem peinlichen Auftritte, was ist da das Höchste am Ausdruck, was ist der Hauptton desselben? Etwa Geschrei? So wenig, daß Sophokles ja auf nichts sorgfältiger scheint, als zu vermeiden, daß dies nicht Hauptton würde. Wo sind „die Klagen, das Geschrei, die wilden Verwünschungen, mit welchen sein Schmerz das Lager erfüllte, „und alle Opfer, alle heiligen Handlungen störte, „die schrecklich durch das öde Eiland erschollen *);" wo sind sie? auf dem Theater? Ja! aber in der Erzählung **), in der Erzählung seines Feindes Ulysses, der sich darüber rechtfertigen will, daß man ihn ausgesetzt, und verlassen; nicht aber in der Aktion, nicht, als ob dies Geschrei Hauptausdruck wäre. Ein andrer Dichter, ein Aeschylus z. E. würde freilich hieraus mehr Hauptton gemacht, und vielleicht, wie durch seine Eumeniden, eine Schwangere erschreckt haben, zu mißgebähren: bei einem übertriebenen neuen Tragikus würde Philoktets Gebrülle gewiß schon hinter den Scenen anfangen, und er sich mit wüstem, wildem Geschrei aufs Theater stürzen, wie z. E. Hudemanns Kain durch den schönsten und neuesten Coup de Theatre, sich vor dem Eintritte mit seiner Keule meldet, sie vor sich hinwirft, und ihr nach, Länge lang, aufs

*) Laok. p. 3.

**) Sophokl. Philokt. Akt. 1. Auftr.

Theater hineinfällt. Aber bei dem weisen Sophokles? — Wie hat er den Ton der Angst abgewogen! wie sorgfältig auf ihn bereitet! wie lange unterdrückt! wie oft unterbrochen! wie sehr durchgängig gemildert! Der ganze Auftritt kann ein Gemählde des Schmerzes heißen, durch alle seine Grade, vom stummen, bis zum betäubenden Schmerze, der sich selbst gleichsam ertödtet; aber im Ganzen doch das Gemählde des zurückgehaltenen und nicht des ausgelassenen Schmerzes, dies ists unstreitig bei Sophokles von Anfang bis zu Ende.

Und daher auch die Kürze des Akts, der kurz in Worten, aber lang in der Vorstellung ist. Käme es hier auf „das Schreien, auf die jammervollen „Ausrufungen, auf das ausgestoßne und abgebrochne häufige α α an" wie Lessing *) will: so weiß ich nichts, was entweder schneller auf einander folgen, oder den Zuschauer unwillig machen muß. Aber das Zurückhalten, das peinliche Verschmerzen, die langen Kämpfe mit dem Weh im Stillen, die endlich mit einer verstohlnen ω μοι! μοι! geschlossen werden; diese dehnen, diese schleichen, und sie sind der Hauptton des ganzen Auftritts. Nun setze man noch den dämmernden Chorus hinzu, der dem entschlafnen Philoktet sein Schlaf-, sein Ruhelied, in sanften langsamen Zügen singet, und hier nicht blos den Akt beschließet, sondern selbst im Akte ist; denn der schlafende Philoktet lieget dem Zuschauer vor Augen; diesen, sage ich, setze man hinzu,

*) Laok. p. 4.

hingen, und es ist ein langer, ganzer, vollendeter Akt, der meine Seele füllet: aber nicht durchs Ausstoßen, sondern eben durch das Rückhalten des Ach! Und so kann Winkelmann mit Rechte sagen: Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet: nur jener als Bildsäule, bei welcher ein Seufzer ewig dauret, ewig die Brust beklemmet, und dieser als tragische Person, die den langen Seufzer endlich mit einem Ach! schließen, und den wiederkommenden Schmerz mit einem Ach! empfangen muß, die zwar auf einer Saite des Jammers herum irret, aber mit abgesetzten, mit langsam wiederkommenden, mit etwas auf- und absteigenden, mit Zwischentönen des unterdrückten Schmerzes. Sophokles war also derselbe weise Meister in seinem Philoktet, wie Agesander in seinem Laokoon, und bei beiden zeigt sich, nur nach der Verschiedenheit ihres Vorwurfs, einerlei Weisheit, den stillen, den prägnantesten Ausdruck zu suchen, und dem übertriebnen Ausdruck zu entweichen. Und das sagt Winkelmann!

Allerdings ist Schreien der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes *): nur jede Kunst der Nachahmung, und so darf ich auch sagen, jede Gedichtart, hat in Nachahmung dieses Ausdruckes ihre eigenen Gränzen. Wie abwechselnd ist Homer in der Art, wie seine Krieger, seine Helden niederfallen, und wie wiederholend in dem, was den Niederfallenden und Sterbenden gemein ist; aber weder jene

*) Laok. p. 4.

Abwechselung, noch diese Wiederholung macht mir das Lessing'sche Wort verständlich: „Homers Krie„ger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden *)!" Sehr selten, möchte ich sagen, (wenn mich nicht mein Gedächtniß aus Homer trügt) und fast gar nicht, außer wenn eine nähere Bestimmung dieses Charakters es fodert. So gewöhnlich ihm ist, daß sein Krieger mit klirrenden Waffen, mit bebendem Boden, u. s. w. fällt und stirbt, indem ihm Dunkelheit die Augen deckt **); so ungewöhnlich fällt und stirbt einer mit Geschrei, mit Heulen: und alsdann ist dies nicht „der na„türliche Eindruck des körperlichen Schmerzes," sondern ein Charakterzug seines Verwundeten. So heult, z. E. bei seiner Verwundung, ein Phereklès ***); aber dieser Phereklès ist ein Trojaner, ein unkriegerischer Künstler, ein feiger Flüchtling, der auf der Flucht eingeholt wird; und freilich ein solcher kann sich durch ein Geheul auf seinen Knieen unterscheiden; aber offenbar „nicht der leidenden Natur ihr „Recht zu lassen," sondern vermöge seines Charakters. Vermöge dieses, schreiet die Venus laut ****); denn sie ist die weichliche Göttin der Liebe: ihre zarte Haut ist kaum gestreift, kaum wird sie den rothen Ichor, das Götterblut, gewahr, so entsinken ihr die Hände; sie verläßt die Schlacht, sie weint

---

*) Laok. p. 4.

**) Αμφι δ' οσσε κελαινη νυξ εκαλυψε.

***) Iliad. E. 68. ἔριπ' οἰμώξας.

****) Ἡ δὲ μέγ' ἰάχουσα. Iliad. E. v. 343.

vor Bruder, Mutter, Vater und dem ganzen Himmel: sie ist untröstlich. Wer will nun sagen, daß mit diesem allen Homer sie charakterisire, „nicht um „sie als die weichliche Göttin der Wollust zu schil„dern, sondern vielmehr, um der leidenden Natur „ihr Recht zu geben?" Wäre dieß, würde er so genau die Seite des Weichlichen *) mit jedem Bilde, mit jedem Worte, mit jeder Bewegung zeichnen? würde er sie noch oben drein von Pallas verspotten lassen, als hätte sie sich bei einem Liebeshandel vielleicht geritzt? würde selbst ihr lieber Vater Jupiter über sie lächeln? Lachet dieser, spottet jene, um der leidenden Natur ihr Recht zu geben? und welche leidende Natur ist ein Riß der blendenden Haut? — Eben so wenig schreiet der eherne Mars **) aus einer andern Ursache, als eben — weil er der eherne, der eisenfressende Mars ist, der im Getümmel der Feldschlacht raset, und eben so wild bei der Verwundung aufschreiet. Nichts ist ungezweifelter, als dies, wenn wir Homer sagen lassen, was er sagt; denn wäre es ihm auch nur je eingefallen, das Schreien, als „einen natürlichen Ausdruck des körperlichen „Schmerzes," und nicht mit höhern Absichten zu gebrauchen, so wäre der Ausdruck: „Er ward ver„wundet und schrie!" ihm so geläufig, als der „er „fiel, und schwarze Nacht bedeckte seine Augen."

So weit sind wir also, daß Homer „das Prä„dikat des Schreiens, nicht als einen allgemeinen

*) ἀβληχρήν. Iliad. E. v. 337.

**) Iliad. E. v. 859.

„Ausdruck des körperlichen Schmerzes, nicht als ei„ne absolute Bezeichnung, der leidenden Natur ihr „Recht wiederfahren zu lassen,“ gebrauche; es muß in dem Charakter eben dessen, den er schreien läßt, eine nähere Bestimmung dazu liegen, daß eben dieser schreiet und kein andrer. Und da dünkt es mich jetzt unbestimmt, von seinen Helden allgemein zu reden *), was sie nach ihren Thaten und Empfindungen sind; denn keiner derselben ist an Empfindungen so wenig, als an Worten, Geberden, Körper, Eigenschaften, dem Andern gleich; jeder ist eine eigne Menschenseele, die sich in keinem andern äußert.

Noch minder scheinet mir „das Schreien“ der wichtige, unveränderliche Zug zu seyn, der zu der unveränderlichen Aeußerung eines Menschengefühls gehören müßte: denn einer kann seufzen, der andre ächzen, der dritte schreien, und ein Hannibal in seinem äußersten Kummer lachen. Am mindesten aber ists nothwendige Bestimmung des Helden, als Mensch betrachtet: so daß er ein Unmensch seyn müßte, wenn er nicht schrie. Wäre dies: so hätte Homer lauter Unmenschen besungen. Sein Agamemnon, ein König der Völker, der herrlichste der Griechen vor Troja, wird im tapfersten Gefecht verwundet: er fährt zusammen **) — aber aufzuschreien, zu weinen, vergißt er; er faßt sich, und stürzt mit sei-

---

*) Laok. p. 5.

**) Iliad. λ. v. 254. ΡΙΓΗΣΕΝ τ' ἄρ' ἔπειτα ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων.

dem Spieße desto schärfer in die Feinde: sollte er deßwegen kein Mensch an Empfindung seyn, weil er nicht, wie Mars oder die Venus, aufschrie? Hektor, der tapferste Trojaner, wird von des Ajax großem Felsenstein niedergeworfen, und auf der Brust gequetscht: Spieß und Schild und Helm entfallen: rings um ihn klingen die ehernen Waffen *) — aber aufzuschreien vergißt er. Man muntert ihn auf, begießt ihn mit Wasser: er kommt zu sich: blickt auf; aber er sinkt in die Knie, speiet schwarzes Blut — denkt nicht daran, über seine Brustschmerzen, über seine Seitenstiche zu schreien, und zu weinen! — So mit allen Helden Homers, der auch in diesem Stücke Charakter beobachtet. Menelaus wird vom Pfeile Pandarus unvermuthet und im wichtigsten Zeitpunkte getroffen: sein Blut rinnt: Agamemnon fährt zusammen: Menelaus selbst **); aber nichts mehr! da er den Pfeil in der Wunde sieht, zieht er ihn aus, und läßt seinen Bruder und seine Mitsoldaten um sich seufzen. Man weiß, daß Homer eine ordentliche Leiter der Tapferkeit habe, und er hat sie auch in dieser anscheinlichen Kleinigkeit sogar. Ulysses †) hält deßwegen seinen Schmerz zurück, weil er die Wunde nicht tödlich fühlt; Agamemnon und Menelaus fahren ††) bei der Verwundung doch noch zusammen; aber endlich der verwundete Diomedes „stand, rief dem Stehnelus, ihm den Pfeil aus der Wunde zu ziehen; und da das Blut

---

*) Iliad. [illegible] v. 418. **) Iliad. Δ. v. 148.

†) Iliad. Λ. v. 439. ††) Iliad. Δ. v. 148.

quoll; so strömte seine Empfindung, statt in Thränen und Geschrei, in feurige Gebete wider die Feinde aus *). Solche Unmenschen sind die Helden Homers, und je grösserer Held, je grösserer Unmensch: sein Achilles ist sogar am Körper unverletzlich.

Ists also bei Homer, daß seine Helden schreien und weinen müssen, „um der menschlichen Natur „treu zu bleiben, wenn es auf das Gefühl der „Schmerzen, wenn es auf die Aeußerung dieses „Gefühls durch Schreien oder durch Thränen an„kommt?" **) Ich wollte nicht, daß ein alter Grieche, dessen Heldenseele, als ein seliger Dämon, noch in der Welt unsichtbar wandelte, diese Behauptung läse. Was? würde er sagen, was ist wohl einem in die Schlacht ziehenden Helden natürlicher, als verwundet, getroffen werden? Aufschrecken also kann er, wenn ihn ein unvermutheter Pfeil trifft; aber in der Schlacht schreien und weinen, das thut kein homerischer Held der Griechen; selbst kein Held der Trojaner, die doch immer Homer in kleinen Zügen heruntersetzt. Einem Hektor †) in seinem Tode entsinkt, selbst bei seiner letzten sterbenden Bitte, keine Thräne, kein Ton des Geschreies: ein Sarpedon ††) knirscht, da er stirbt, und je tapferer, um so gefaßter bei dem Schmerze. Nur die Feigen zittern und weinen und schreien: Pherekles, der feige Flüchtling, und die weichliche Venus, und der

*) Iliad. E. v. 95. etc. **) Laok. p. 5.

†) Iliad. X. v. 330. etc. ††) Iliad. Π. v. 586.

eisenfressende trojanische Mars. So dichtet mein Homer.

Und so hält also die so einnehmende Lessing'sche Betrachtung *), über die Empfindbarkeit der Griechen, und den Kontrast derselben gegen rohe Barbaren, und seine Europäer nicht Stich? Die Empfindbarkeit zum Schmerzen bei einem körperlichen Schmerze nicht wohl, wenigstens nicht als Homerischer Heldenzug, nicht allgemein, nicht als nothwendiges Kennzeichen der menschlichen Empfindung. Giebts aber keine andre Empfindbarkeit zu Thränen, und auch zu lauten, zu klagenden Thränen, als körperlicher Schmerz? Ohne Zweifel, und eben diese Empfindbarkeit, wenn sie ein Vorzug der Griechen wäre, macht ihnen zwar mehr Ehre; allein die Abhandlung darüber wäre offenbar eine Ausschweifung von dem Satze, den Lessing glaubt erwiesen zu haben **), „daß das Schreien ***), bei Empfindung körperlichen „Schmerzes, besonders nach der alten griechischen „Denkart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann;" ein seltner Satz, der im ersten Abschnitt, auch eben so selten, mit einer Armee von weinenden Helden, die ich im Homer nicht kenne, bewiesen wird. Um also doch nicht leer auszugehen, lasset uns Lessingen auf seinem Abwege folgen.

---

*) Laok. p. 4 — 9. **) Laok. p. 9.

***) Daß Homers Helden nicht bei andrer Gelegenheit das Schreien eigen gewesen, leugne ich nicht; wo gehört das aber hieher?

3.

Die Empfindbarkeit der Griechen zu sanften Thränen, ist zu sehr bekannt in Aeußerungen, als daß man, wie Lessing, ein einzelnes Beispiel, und dazu aus einer bloßen Vermuthung *), nehmen dürfte, die hier vielleicht nicht beweiset, was sie beweisen soll. Griechen und Trojaner sammlen ihre Todten. Beide vergießen heiße Thränen; aber den Trojanern verbietet dies Priamus. Warum verbietet ers ihnen? Er besorgt, sagt die Dacier, sie würden sich zu sehr erweichen, und morgen mit wenigerm Muth an den Streit gehen. „Warum aber, fragt Lessing, „muß nur Priamus dieses besorgen? Der Sinn des „Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur „der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer seyn „könne; indem der ungesittete Trojaner, um es zu „seyn, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse." Zu hart für die armen Trojaner! Kann Priamus nicht ihren Thränen Einhalt thun wollen, nicht aus ungesitteter Barbarei, sondern weil die Thränen der Trojaner, seiner Kinder, fressender waren, als die Thränen der Griechen. Diese waren Angreifende, und stritten um der Ehre wegen; ihnen wards also leichter, neuen Muth zu fassen, und Agamemnon brauchte deswegen keine Besorgniß. Die Trojaner aber litten: sie waren Angefallene, die nicht der Ehre sowohl, als der Sicherheit ihres Lebens wegen, stritten **), die sich im Bedrängniß fühlten, und,

*) Laok. p. 7.

**) Χρειοῖ ἀναγκαίῃ, πρό τε παίδων καὶ πρὸ γυναικῶν. Iliad. Θ. 57.

halb in Verzweiflung, eines Räubers wegen, ihre Kinder und Männer verlieren; eines Räubers wegen, die Ihrigen begraben mußten. Hier empörten sich die Empfindungen der Bedrängten, hier flossen heiße Thränen der murrenden Unschuld. Und Priamus ließ sie nicht weinen! Warum? weil er ein ungesitteter Barbar war, und seine Trojaner als solche kannte, die nicht zugleich weinen und streiten könnten? Wie, wenn er sie zurückgehalten hätte, als ein Vater seiner unglücklichen Stadt, und seines unglückbringenden Sohnes? damit sie nicht in einem Schicksale, das ihm selbst so zu Herzen gieng, gar murren oder verzweifeln möchten? — Doch wenn das auch nicht, noch sind die Trojaner keine Lappländer, keine Scythen: denn sie weinen ja um die Ihrigen, und Priamus befürchtet eben ein zu weiches Herz, zu tief einfressende Thränen. Gerade also das Gegentheil! — Doch aus solchen Deutungen kann man immer machen, was man will, und eine bloße Allegorie; „der Sinn des Dichters geht tiefer," kann uns endlich so tief führen, daß der Boden sinkt.

Die ganze Dichtkunst der Griechen hat zu viel Spuren dieser Empfindbarkeit ihrer Nation zu Schmerz und Thränen, als daß man blos muthmaßen dürfte, und sie ist einem großen Theile nach gleichsam ein ganzer lebender Abdruck dieses Gefühls, dieser weichen Seele. Lasset uns diesen Theil die elegische Poesie nennen; aber niemand verstehe hier unter diesem Namen jenen hinkenden Affen, der sich nach unsern weisen Lehrbüchern der Poesie bloß im Sylbenmaas unterscheiden soll: sondern Elegie sey

mir hier die klagende Dichtkunst, die versus querimoniae nach Horaz, sie mögen sich finden, wo sie wollen, in Epopee und Ode, in Trauerspiel, oder Idylle; denn jede dieser Gattungen kann elegisch werden. In solchem Verstande hat die Elegie ein eignes Gebiet in der menschlichen Seele, nämlich die Empfindbarkeit des Schmerzes und der Betrübniß: man kann also aus ihr über Zeiten und Völker hinaus sehen, und hier wird sich durch Vergleichungen auch die den Griechen eigne Stelle finden. Ich stecke einige Gesichtspunkte ab.

1. Nicht jedes Volk hat für milde Betrübnisse ein gleich zartes Herz; bei manchem haben selbst die Klagen eine rohe Festigkeit, ein heldenmäßiges Brausen, in welches sie verschlungen werden, und ein solches wird, bei sonst großen Dichtern, mit der Sprache dieser weichen Thränen sehr unbekannt seyn können. So die nordischen Skandinavier, die auch bei Trauerfällen, vom Heroismus gestählt, kaum kurze Seufzer ausstießen und — schwiegen; wenn sie sangen, so war ihr Gesang kaum die milde elegische Thräne.

Der König Regner Lodbrog stirbt *): er stirbt unter den entsetzlichsten Schmerzen. Stirbt er in Elegien? Läßt er der gequälten sterbenden Menschheit, dem von seinen Söhnen entfernten brechenden Vaterherze, sein Recht wiederfahren? Eine einzige weiche Thräne hätte den Nachfolger Odins entweihet. Er stirbt im Triumphsliede, im An-

*) Mallets Geschichte von Dänem. p. 118. 123.

denken an seine Thaten, voll Heldenfreuhe, voll Rache, voll Muth, voll himmlischer Hoffnung. „Wir haben „mit Säbelstreichen gefochten, so endet sein Gesang, „o wüßten meine Söhne die Plagen, die ich erdul„de; wüßten sie, daß giftige Nattern mir den Bu„sen zerfleischen — wie heftig würden sie sich nach „grausamen Schlachten sehnen! Denn die Mutter, „die ich ihnen gab, hat ihnen ein männliches Herz „hinterlassen."

„Wir haben mit Säbelstreichen gefochten; doch „jetzt — nahet sich mein letzter Augenblick. Bald „wird das Schwert meiner Söhne ins Blut des Ella „getaucht seyn: ihr Zorn wird entflammen, und diese „muthige Jugend die Ruhe nicht weiter dulden."

„Wir haben mit Säbelstreichen gefochten in ein „und fünfzig Schlachten, wo die Fahnen flogen. „Von meiner Jugend an, lernte ich, die Spitzen „der Lanzen mit Blute färben, und nie hätte ich „einen tapferern König, als ich bin, zu finden ge„glaubt. — Aber es ist Zeit aufzuhören: Odin „sendet schon die Göttinnen, mich in seinen Pallast „zu führen. Da werde ich, auf dem erhabensten „Platze sitzend, Bier mit den Göttern trinken. „Die Stunden meines Lebens sind verflossen, ich „sterbe lächelnd!" — Das beste Beispiel zu Lessings Bemerkung über den harten nordischen Heldenmuth.

Ein anderes aus einer der besten kritischen Schriften *) unsrer Zeit. Abbiorn Prude, der hel-

*) Briefe über die Merkwürd. der Literat. p. 112. 113.

denmüthige Däne, in den Händen seines Feindes, der mit langsamer Wuth in seinen Eingeweiden wühlet — wehklaget er, seufzet er? Er denkt an seine Mutter, an alle Freuden seiner Jugend, und seines männlichen Alters; er fühlt seine ganze Pein, aber als Held: so stirbt er. — So stirbt der Eskimaux *) an seinem Marterpfahl. Freund und Vaterland, Kinder und Mutter, alles, was ihm auf seiner Welt das Liebste ist, rufet er in seinem Sterbegesange; aber, um über sie zu weinen, um den Zoll der Menschlichkeit zu entrichten? Eine einzige weiche Thräne würde den Helden, sein ganzes Geschlecht, und seinen Freund und sein Vaterland entehren. Kein Ach also entwischt ihm, selbst unter den grausamsten Schmerzen: gesenget und gebrannt singt er seinen Martergesang. Er wird zum desto langsamern Tode losgebunden, und — raucht mit Scherz und Spott seine Pfeife Tabak mit andern: die Martern fangen wieder an; er spottet, schweigt, wird ihr Lehrer in neuen Qualen, singt und stirbt im Triumphe. So der Eskimaux!

Wo also das Herz eines Volkes Kieselstein ist: da schlägt der heftigste Schmerz, er treffe nun Leib oder Seele, nichts als heroische Funken; denn woher sollte dem Kieselstein eine zarte elegische Thräne kommen? Der Heldenmuth, die Liebe zum Vaterlande und zum Ruhme seines Stammes, das heroische Bündniß mit seinem Freunde, der sein Rachengel seyn soll: die ganze Bildung einer rohen und

*) Geschichte von Amerika, Th. I. p. 404.

starken Natur zum unerschütterten Nachfolger Odins und anderer thränenlosen Helden, die ihrem Volk, ihrer Republik, eben den Geist der Tapferkeit einflößen — dies Alles betäubte Menschlichkeit und Gefühl und Thränen.

2. Nun laßt diesen Heldenmuth, diese Liebe zum Vaterlande, und zum Ruhme seines Stammes, dies Gefühl für Freundschaft, und die unverhüllte Offenheit der Seele — laßt diese edlen und großen Gesinnungen sich alle ohne solche Verschanzung und Verhärtung äußern: die größte Tapferkeit wird sich alsdann immer als die empfindbarste Menschheit zeigen. „Nach ihren Thaten werden solche Leute Geschöpfe höherer Art seyn; nach ihren Empfindungen „Menschen."

Und sollte es nur unter den Griechen diese Doppelgeschöpfe höherer Art, diese Heldenmenschen, diese Semonen gegeben haben? Und unsre Ureltern wären Barbaren, und alle nordischen Barbaren in diesem Stücke Unmenschen gewesen? Menschliches Gefühl muß jedem einwohnen, der ein Mensch ist; es muß, wo es erstickt, wo es in rohe Tapferkeit verschlungen werden soll, erst von tausend Beispielen, von einem großen unter einer Nation lebenden Vorbilde, von dem ganzen Geiste des Volks, und durch alle Eindrücke der Erziehung von Jugend auf gewaltig bestürmt, und dahin endlich gerissen werden, daß es mit diesen Beispielen wetteifere, daß es diesem großen Vorbilde, das den Geist dieses Volks bestimmet, folge. Wo dies nicht ist: da wird sich die unverhüllte Natur zeigen; die Empfindungen der Menschheit werden sich in ein Heldengewand kleiden,

und der Sinn des Helden sich wiederum der menschlichen Thräne nicht schämen — es sey unter einem Volke, wo es wolle!

Und wie? wenn wir ein solches Volk auch mitten unter nordischen Gebirgen, mitten unter Barbaren, selbst unter dem Namen eines barbarischen Volks begriffen, und mit nichts als Kriegen beschäftigt auffänden? und welches doch gleich fern von Griechenland, als von seinen Sitten, alle die menschliche Empfindbarkeit zeigte, die kaum ein Grieche gezeigt hat — bliebe da noch der Gegensatz so ganz fest: „Unsere nordischen Urältern waren Barbaren. „Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen sehen, weder seine Sünde, noch den Verlust seines liebsten „Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuths. Nicht so der Grieche!" *) Wenn ich nun hier einfiele und fortführe: „Nicht so der Schotte, der Celte, der Irre!" er äußerte seine Schmerzen und Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege zur Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. „So hätte ich für meine Barbaren alles gesagt, was Lessing von seinen Griechen, im Contrast mit den nordischen Barbaren, und doch für meine nordischen Barbaren noch nicht genug."

Ich kenne kein poetisches Volk der Erde, welches große und sanfte Empfindungen, so sehr in Eine

*) Laok. p. 6.

Gesinnung verbunden, und in Einer Seele den Heroismus des Helden- und Menschengefühls so ganz gehabt hätte, als die — alten Schotten, nach Maasgabe ihrer jetzt aufgefundenen Gesänge. Eine sichere Maasgabe, da die Ursprünglichkeit dieser Lieder bewiesen, und das ganze Leben der Nation bekannt ist, als ein Leben, das unter Thaten, Empfindungen und Gesängen verstrich, und wo die Gesänge eben zu nichts bestimmt waren, als diese Thaten und Empfindungen zu verewigen. Dies also vorausgesetzt: und in jedem Bardenliede zeigt sich ein Volk, dessen Seele ganz der Tapferkeit und einer feierlichen Liebe flammete; ein Volk, dessen Denkart überhaupt von einem Heldenernst eine gewisse melancholische Farbe erhalten, und diese auch auf seine weichen Empfindungen verbreitete. Die meisten Stücke der hersischen Dichtkunst kann ich nicht besser, als feierliche Trauergesänge nennen, an die nichts im Alterthume, und was diese Seite des Gefühls betrifft, selbst nichts im griechischen Alterthume reicht.

Schilrick *) scheidet von seiner geliebten Vinvela: fern weg, fern weg in Fingals Kriege: er verläßt sie: sie bleibt allein: er wird vielleicht fallen; aber Vinvela wird sein gedenken. Ich kenne kein Stück, das an Süßigkeit der Liebe, und an Entschlossenheit des Scheidenden einen solchen Abschied, zwoer so edlen und so fühlbaren Personen, mit fünf Worten des Dialogs so rührend besänge. Ich nehme Lessingen seine Worte auf die Griechen:

---

*) Fragmente der alten Hochschott. Dichtk. p. 1.

„Hier der Schotte! Er fühlte und furchte sich; er „äusserte seine Schmerzen und seinen Kummer: er „schämte sich keiner seiner menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten." Und dieser Schotte war ein Barbar von einem nordischen Gebirge.

Schilrick trauret um seine entfernte Vinvela *): sie erscheint, sie spricht im sausenden Lüftchen: „Ich „hörte von deinem Tode: ich hörte und trauerte um „dich, Schilrick. Vor Gram um dich gab ich den „Geist auf. Schilrick, ich liege erblaßt im Grabe." Sie flieht, sie fährt davon, wie der gräue Nebel im Winde. Schilrick klagt sie: die sanfteste, feierlichste Elegie der Liebe! — „Nur ein Schotte, würde ich im Lessing'schen Enthusiasmus sagen, nur ein Schotte kann zugleich weinen und tapfer seyn!"

Was geht über das Gedicht: Colma, Comala **): an Wahrheit und Einfalt, an Süßigkeit und Hoheit, an Stärke und Zartheit der Gedanken, der Empfindungen, des Ausdrucks, an Inhalt und Einkleidung; was geht an allem diesem über die elegischen Liebesgesänge dieser Nation, die sich durch nichts, als an Bardenliedern voll tragischer Heldenthaten, und voll tragischer Heldenliebe ergötzten? Nichts, selbst aus dem griechischen Alterthume nichts! Die Liebe der Griechen, ihre sanften Empfindungen und Klagen, sind weicher und wortströmend, wenn

*) Ebendas. p. 4. **) Ebendas. p. 81.

wenn ich sie mit diesen Barbaren vergleiche, bei denen die Liebe in stolzer, in heldenstolzer Seele wohnte, sich zu einer sanften Schwärmerei, zu einer erhabnen Heldenzärtlichkeit hob, und auch in den Elegien der Liebe durch große Gesinnungen rühret und bezaubert. Die gewässerten Klagen unserer Elegisten ermüden mein Ohr; aber dort, in diesem feierlichen Alterthume, dort tönet eine Melancholie der Liebe, die uns lehret, daß „nicht blos der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer seyn könne," der barbarische Schotte könne es besser.

Vielleicht aber war dies nur so mit Einer Empfindung der Menschlichkeit, indeß alle andre von Tapferkeit erstickt werden mußten? Wie kann doch Eine Statt finden, ohne zugleich Allen Raum zu machen? Die elegische Stimme der Schotten ist in der Vater-, in der Geschlechtsliebe eben so süß und tapfer, als in der Weiberliebe. Man weiß, was in den alten Zeiten der Ruhm des Stammes galt: eine Empfindung, die bis auf den dummen Ahnenstolz aus den Seelen unserer Zeiten weggeschwemmt zu seyn scheinet. Wo fließen edlere Thränen, als wenn der Sohn Fingals, Ossian *), das Andenken seiner Söhne und seines Vaters, ihrer Thaten und ihres Todes erneuert — wo sind edlere Thränen, als diese, auf den Wangen des Greises, der, „gleich einer alten Eiche, dasteht: aber der Brand hat meine Zweige weggesengt, und ich bebe bei den Flügeln des Nords. Allein, allein soll ich

*) Ebendas. p. 17. 21. u. f.

an meinem Orte zu Staube werden." So klagt der tapfere Ossian, und so läßt derselbe den Armin, so den grauhaarigen Carryl klagen; so klagen die Helden, die Väter ihrer Stämme. Alle Empfindungen der Helden und der Menschen, z. E. Vaterlands- und Geschlechter-, Freundes- und Weiber- und Menschenliebe — alle leben in den Gedichten dieses Volks, wie in Abdrücken ihrer Seele.

Und so war es wohl nicht der Grieche allein, der zugleich weinen und tapfer seyn konnte *). So war nicht jeder, der Barbar heißt, der in einem rauhen Klima wohnte, und die Bildung der Griechen nicht kannte, von der Art, „daß er, um „tapfer zu seyn, alle Menschlichkeit ersticken müßte." So lag es also wohl nicht an der National-Seele, am Temperament, am Clima, am Gesittetseyn der Griechen, wenn sie beides verbanden: Und so müssen also andre Gründe seyn, die diese Mischung von Heldenthum und Menschlichkeit bei ihnen und bei den Barbaren hervorbrachten, oder nicht hervorbrachten. Sollten uns diese Gründe nicht auf den Weg bringen: worin und woher auch die Griechen so empfindbar gewesen?

*) Laok. p. 6.

7.

1. Wenn es eine Zeit giebt, da das Wort Vaterland noch nicht ein leerer Schall ist, sondern

— — ein Silberton dem Ohr,
Licht dem Verstand und hoher Flug zum Denken,
Dem Herzen groß Gefühl —

so muß der Name Vaterland so gut den Dichter zum Helden, als den Helden zum Dichter, und beide zu theilnehmenden Söhnen ihres Vaterlandes machen. Der Held wird dafür streiten, der Dichter singen, und wenn sie beide es nicht mehr retten können, beide noch, als Söhne, darum weinen: und ist nun Dichter und Held und Sohn des Vaterlandes Eine Person — so ist dies die Zeit der patriotischen Klagelieder. Nicht aus einer sich übenden Schulfeder; aus dem vollen Herzen werden diese fließen; nicht blos auf dem Papier, sondern im Gedächtniß, in der Seele leben; die Stimme der Ueberlieferung wird sie aufbehalten, der Mund des Volks sie singen: sie werden Thränen und Thaten wecken: ein Schatz des Vaterlandes, und das Gefühl, das sie besingen und wirken, Gefühl des Volks, Nationalgeist. Es wird also Eine Empfindung des Patriotismus seyn, die jetzt zu Thaten, jetzt zu Gesängen, jetzt zu Thränen fürs Vaterland gedeihet, nachdem die Ausbildung desselben die Empfindung da oder dorthin lenket, und keinen Absenker derselben erstickt. Bei den Scandinaviern erstickte das Beispiel Odins die eine Art des Ausbruchs,

die Heldenthräne, um die andre um so mehr zu verstärken: Heldenthaten.

Nun aber ändere man diesen Geist der Zeit: die ganze Welt werde das Land des Weisen, oder des tauglichen und angenehmen Narren; allmählich werden sich die Bande schwächen, die das Herz des Eingebohrnen an den Boden der Natur hefteten; ihm wird also auch das Unglück, oder die Entfernung seines Vaterlandes nicht mehr so zu Gemüthe bringen: und so ist auch die edle Thräne um das Vaterland versiegt, die dort den Helden und den Weisen nicht verunzierte, sondern ehrte. Sie wird höchstens der eigennützigen oder üppigen Thräne Raum machen, die ein Ovid mitten in seinem traurigen Geschwätz, oder Bussi-Rabutin in seinem ächzenden Unsinn, nach einem wollüstigen Hofe fließen läßt. Und so ist eine Quelle dieses Heldengefühls ausgetrocknet: „die Bildung, die Erziehung für das Vaterland."

2. Wenn noch ein jedes Geschlecht, eine jede Familie, unzertrennt und Eins im Ganzen, einen Baum bildet, wo die Zweige und Früchte dem Stamme zur Ehre gereichen, und durch das Abreißen derselben der Stamm selbst verwundet wird: wie bedeutend sind alsdann die gefühlvollen Züge Homers bei seinen fallenden Helden: „er fiel, ein blühender „Jüngling; der Vater wars nicht, der ihm zum „Kriege rieth! — er stammt aus einem edeln Ge„schlechte; mit seinem Tode aber ist dies geendigt — „er war aus fernem Lande gekommen; nie aber wird „er in dasselbe zurückkehren — die Söhne des Rei„chen fielen; der Vater hat alles für Fremde ge-

„sammlet." In diese Welt also gehören die Heldenklagen des Priamus um seinen Hektor, den Ruhm seines Geschlechts, die Mauer von Troja: in diese Welt die Klagen Ossians um seine abgeschiedenen Söhne; die ganze rührende Umarmung Hektors, mit der er an seinem kleinen Astyanax hieng: die Klagen der Elektra und andrer tragischen Heldinnen, der rührende Hingang der Morgenländer zu ihren Vätern, u. s. w. eine Ader des Gefühls, die die besten Dichtungen und Geschichte, nicht blos der Griechen, sondern aller Völker durchströmt, bei denen diese Einigkeit der Geschlechter, dies Familiengefühl lebte.

Nun ersticke man aber dasselbe: man gehe über die natürlichen Bedürfnisse der unverdorbnen menschlichen Seele und der einfachern Lebensart hinaus: man mache die Ehre zu einem Wirthschaftsvergleich, zu einem Stande der Mode, und Eheleute zu nichts als einander lästigen oder zeitkürzenden Personen: man erziehe die Brüder, daß sie schon an den Brüsten einer Fremden nicht mehr Brüder sind, und anwachsend immer fremder werden: man knüpfe Personen, die schon am Hochzeittage getrennt sind, und lege Kinder in ihre Arme, die blos ihren Namen haben dürfen — freilich so wird eine Nerve des Gefühls getödtet: es erlischt der Ehrenname: „Achilles, ein Sohn Peleus" allmählich: die Sehnsucht des Ulysses nach seiner alten Penelope und seinem steinigten Ithaka dünkt uns abentheuerlich: der gefühlvolle Stolz der Morgenländer auf ihre Geschlechtswürde wird lächerlich in unsern Augen, und die Klagen eines Hallers, Klopstocks, Canitz, Oeders,

dünken vielen artigen Ehemännern so poetisch, als eine Anrufung an die Muse.

Es war eine Zeit (sie ist noch jetzt unter den Wilden!) da es Freunde gab, in einem Verstande, der sonst kaum Statt findet: zwei unzertrennliche Gefährten in Glück und Unglück, durch die heiligsten Gesetze verbunden, wetteifernd in den strengsten Pflichten, und in Erfüllung derselben Muster ihrer Vaterstadt, und die Verehrung des Landes. Zu diesem Gefühl erzogen, besiegelten sie dasselbe also oft mit ihrem Tode und Blute: sie verließen ihren Freund nie, auch in Lebensgefahren, denen die damalige Tapferkeit mehr als unsre Ueppigkeit ausgesetzt war; die kleinste Untreue gegen ihren Freund machte sie zum Spott ihres Geschlechts, und zum Abscheu der Stadt; sie waren nach allen Gesetzen verbunden, seinen Tod zu rächen, und die letzte Stimme des Einen, vielleicht gefangenen, vielleicht getödteten Freundes war — an seinen Freund, an den Begleiter seines Lebens. Da also gab es einen Herkules und Jolaus, einen Aeneas und Achates, einen Orestes und Pylades, einen Theseus und Pirithous, einen David und Jonathan: mithin eine Quelle des Gefühls der Freundschaft für den Helden, die jetzt für den blossen Bürger und Gesellschafter beinahe versiegen ist. Da also, da flossen, wenn der Tod, wenn ein Unglück die trennte, die das Leben nicht trennen konnte, so edle Heldenthränen, wie der Held Achilles um seinen Patroklus, wie ein Pylades um seinen Orestes, wie der Held David um seinen Jonathan weinten.

Nun laßt die Welt zu einer solchen Freundschaft verschwinden: die Art des Lebens mache nicht mehr zween solche Begleiter im Leben und Tode nöthig: das Feierliche bei solchen Verbindungen lasse nach: der Beruf der Menschen zu arbeiten, zu Lebensarten werde verschiedner und gleichsam unstäter: der Zustand der Bürger und Mitbürger ruhiger: jeder sich selbst sein Gott in der Welt — wo wird alsdann ein Kriegshaufen von Liebhabern, von männlichen Geliebten, ein böotischer ἱερος λοχος noch Statt finden? Der Freund wird ein Gesellschafter, und ein Ding seyn, was man will, nur nicht, was er in der Welt der Helden und der Freundschaftsbündnisse war, es mochte diese Welt übrigens in Griechenland, oder Schottland, oder Amerika leben. Verstopft ist also eine neue Quelle zu Heldenthränen, wenigstens ist das rührendste Bild zweener Freunde jetzt ein Cabinetstück blos, und nicht mehr ein Schauspiel der Welt, wie ehedem; und so anders, als Achilles, als Held, nach unsern Zeiten seyn müßte: so fremde ist für sie „der um seinen Patroklus weinende und bis zum Unsinn betrübte und rasende Achilles!"

Wenn es eine Zeit und ein Land giebt, da die Schönheit noch mehr Natur, noch minder Putz und Schminke, da die Liebe noch nicht Galanterie, und die männliche Gabe zu gefallen etwas mehr als Artigkeit ist: da wird auch die Empfindung, die Sprache, und selbst die Thräne der Liebe Würde haben, und selbst das Auge eines Helden nicht entehren. Freilich wird dieser nicht, wie Polyphem, der Cyklope Theokrits, elegisiren; aber gewiß noch

weniger mit dem Philoktet des Chateaubrun, und mit dem verliebten griechischen Helden der französischen Bühne. Die wahre Empfindung, und ein männlicher Werth hat seine Würde und Hoheit, ohne diese von ungeheuren Metaphern, von galanten Wortspielen, oder von artigen Seufzern zu borgen: und auch hier sey die Liebessprache der alten schottischen Helden Beispiel. — Sie handeln als Helden, und fühlen als Menschen.

Da aber freilich keine Empfindung so gern das Reich der Phantasie zu ihrem Gebiet haben mag, als die Liebe: so kann auch keine so leicht von der Würde und Wahrheit ab, und in Phantasterei und Spielwerk hinein gerathen, als diese: und so ist, aus mancherlei Ursachen, zwischen der Heldenthräne der Liebe, und zwischen der Verachtung nur immer ein schmaler Rand. Unter allen menschlichen Schwachheiten, deren sich ein Held nicht schämen dürfte, ist diese die delikateste; und daß sie es sey, kann ein großer Trupp verliebter Roman- und Theaterhelden beweisen. — — Hier indessen hatten die griechischen Dichter einen ziemlichen unerkannten Vortheil, nämlich den Zutritt zu einem ihnen nationellen Liebesreiche voll sehr poetischer Phantasien, die sie aus mancher Verlegenheit reißen mußten. Die Liebesbegebenheiten ihrer Götter und Göttinnen, das ganze Gefolge der Venus, der Grazien und Amors, hundert schöne und unterhaltende Anekdoten aus der Mythologie der Liebe, gaben ihrer Sprache der Liebe eine Süßigkeit und eine Würde, die unsre Zeit nur zu oft nachahmet, um — lächerlich zu werden. Wenn in unsern Elegien und Oden der Amor mit

seinen Pfeilen umherflattert, wenn man den Griechen und Römern eine ganze Nomenklatur von Liebesausdrücken abgeborget hat, und diese endlich sogar in Briefe zwischen Mannspersonen ausschüttet: so verliert sich das Spielwerk von der Würde, ich will nicht sagen einer Heldenseele, sondern nur des gesunden Verstandes völlig ab, und wird fader Unsinn. Oder wenn endlich gar der gothische Ton der Liebe aus den mittlern Zeiten der Ritter und Riesen mit der süßen Artigkeit unsrer Zeiten in Eins zusammenfließt: so wird alsdann der herzbrechende Parenthyrsus, die weinerliche Galanterie daraus, von der fürwahr! ein griechischer Held, mit aller seiner Empfindbarkeit für die Schwachheiten menschlicher Natur, eben so viel wußte, als der weise Sokrates von der Klosterheiligkeit der Kapuciner.

Ueberhaupt: da die Scene des menschlichen Lebens noch mehr ins offene Auge fiel: da die Geschäfte der Welt noch nicht so verwickelt und fein, aber um so verdienstvoller für die Menschheit seyn mochten: da die Nutzbarkeit und Geschicklichkeit und Tugend noch nicht in so krummen Linien zu berechnen, sondern menschlich war: da zog das Menschengefühl auch die Gemüther noch mehr zusammen; und die Gräber der Guten des Landes forderten die Thräne des Helden. Einfacher und mehr zum Augenschein war das Leben des Andern, und also seine Tugenden und Verdienste auch treffender an das Herz; denn ein Held, ein Staatskluger, ein Verdienstvoller, ein Weiser, so wie ihn die alte Zeit forderte und bildete, konnte doch eher eine menschliche Thräne hervorlocken, als ein General nach der

Taktik, ein Minister, ein Civilist, ein Literatör der neuern Welt, wenn er nichts als dieses ist; denn bei dem Verluste aller seiner Geschicklichkeiten und Tugenden sind doch von diesen die wenigsten menschlich, und was ist im Stande, menschliche Empfindungen zu erregen, als — — Menschheit? Wo bleiben nun die Namen ohne Thaten, die Rangstellen ohne wirkliche Verdienste, die Bemühungen und Aemter unsrer Zeit ohne Geist und Leben, die Religionen ohne menschliche Tugend — wo bleiben alle sämmtliche Gelehrte, reiche, vornehme, andächtige Narren unsrer bürgerlichen und feinen und allerchristlichsten Welt, sind die wohl einer menschlichen Thräne werth?

Endlich, als man den wahren Gebrauch des menschlichen Lebens und der Glückseligkeit vielleicht besser, obgleich nicht aus Predigten und Moralen, kannte, und das Leben mehr genoß und menschlicher anwandte, natürlich waren da auch die bittern Zufälle des Lebens rührender. Der Tod eines Jünglinges, der sein Leben nicht genossen, der in der Blüthe seiner Jahre dahin fällt, wie ein junger schöner Pappelbaum — ein solcher Fall ist bei Homer die Veranlassung zu Bildern, die auch in dem Heldenauge eine zarte Thräne der Menschlichkeit erwecken können, weil sie — menschlich sind: und ich würde kaum eine gute Idee von dem Jünglinge fassen, den bei Homer diese Bilder nicht rührten. Eine eben so zarte Empfindung erregt der Tod eines Mannes, der sein Leben nur halb gebraucht, der z. E. wie der Protesilaus Homers, halbgeendigte Palläste der Pracht, halb vollendete Entwürfe des männlichen

Stolzes nachließ, der sich Anlagen und Geschicklichkeiten umsonst erworben, den Diana vergebens jagen, und Pallas umsonst kriegen gelehret: rührende Bilder aus einer menschlichen Welt, in die uns Homer so gern versetzet, und in der freilich die Helden leben müssen, die „an Thaten den „Göttern, und an Empfindungen den Menschen „gleich sind.“

Ich kann meine Materie nicht vollenden; allein zusammen genommen diese Einzelnheiten, wird man ein Zeitalter gewahr, da die Helden, so weit sie über die menschliche Natur erhoben seyn mögen, doch in dem Gefühle der Betrübniß, und in der Aeußerung derselben durch Thränen, derselben treu bleiben, treuer bleiben, als wir, bei denen dies sanfte Gefühl entweder erstickt, oder in eine weibische Ueppigkeit umgeschmolzen wird. Zurück also in diese Welt setze ich mich, wenn ich die Helden Homers und die griechischen Tragödien mit ganzer Seele fühlen will: allein auf Griechenland möchte ich dies Gefühl nicht einschränken: denn wohin das beschriebene menschliche Zeitalter trifft, da auch dies Gleichgewicht zwischen Tapferkeit und Empfindung; und dies, dünkt mich, ist überall das Zeitalter zwischen der Barbarei eines Volks, und zwischen der zahmen Sittlichkeit, dem höflichen Schein, in dem wir leben. In diesem stirbt auf gewisse Art Vaterland, Ehre, Geschlecht, Freund und Mensch ab, und mithin erstirbt auch das Gefühl, und die Aeusserung desselben, die Thräne.

Aber die Empfindung des körperlichen Schmerzes, kann die sich ändern? Ein Schlag bleibt

ein Schlag, Wunde bleibt Wunde, eine Ohrfeige eine Ohrfeige, und wird es, so lange die Welt steht, bleiben. Es ist also nicht der nämliche Fall dieser mit den vorigen Empfindungen, und unser weichlicher Zustand hat vielmehr das Gefühl der Schmerzen unendlich, und oft zum Weibischen erhöhet. Hiernach muß es also umgekehrt seyn, daß, wenn ein griechischer Theseus, Herkules, Philoktetes, einen Schmerz, eine Wunde einmal fühlet, so müßte ein Sybarit unsrer Zeit sie siebenfach fühlen, und wenn also „das Schreien der natürliche Ausdruck des kör„perlichen Schmerzes, das Recht der leidenden Na„tur, ein Charakterzug griechischer Helden seyn soll," so folgt, daß, wenn jener einmal, der unsere bei siebenmal heftigerer Empfindung auch siebenfach stärker schreien dürfte und sollte, um — ein Held des Homers zu seyn.

Wie sollte es denn nun gekommen seyn, daß „wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt ge„lernt haben, über unsern Mund und Augen zu „herrschen, und uns also so grausam das Privile„gium der leidenden Natur versaget haben?" Wenn wir die Empfindungen für Vaterland, Freund, Geschlecht, Menschheit und was sey, mithin unter diesen Empfindungen das weiche Gefühl des Schmerzes darüber verloren, und den Verlust, den Mangel derselben mit Anstand und Artigkeit überdeckt haben, so läßt sich das erklären. Nun aber soll uns am körperlichen Schmerz ein größerer Grad von Empfindung beiwohnen, und doch weniger, unendlich weniger Rechte der leidenden Natur? Ja noch dazu, was bei den Heldengriechen, bei minderm Anlasse des

Gefühls, Ehre, oder wenigstens erlaubt war, - sollte bei uns Weichlichen Schande, und durch den Anstand, der doch wenigstens den Schein der Stärke geben soll, verboten seyn? und zwar als ein Zeichen der Schwäche verboten?

Und dies wäre je bei den Griechen ein Charakterzug homerischer Helden gewesen? So kenne ich meinen Homer nicht; so will ich nicht meine Griechen kennen. Wenn ein Agamemnon *) in der Versammlung über den Verlust der Griechen, an dem er durch den Zank mit Achilles Schuld war, weinet; so liebe ich seine königlichen Zähren: sie fließen für Kinder: sie erleichtern in ihrem Strome, den Homer mit einem Bache vergleichen kann, sein trauriges väterliches Herz; dieser Agamemnon aber bei seiner Verwundung schreie und heule mir nicht. Wenn Achilles, von Agamemnon öffentlich beleidigt, seine Ehre fühlt, und vor seiner Mutter Thetis weinet: **) so sehe ich seine ruhmliebenden Thränen gern: ich weine mit, mit dem jungen Helden: aber bei der Verwundung weine und schreie er nicht, sonst ist er Achilles nicht mehr. Um seinen Freund Patroklus heule und ächze und traure er ***); ich fühle seine Thränen und sein edles Herz: ich würde ihn nicht verehren, wenn er ein stoischer Held wäre: so seufze Agamemnon †) über seinen verwundeten Bruder, und

*) Iliad. I. v. 15.

**) Iliad. A. v. 349. 357. 360. etc.

***) Iliad. Σ. v. 21. etc. Ψ. v. 18. etc.

†) Iliad. Δ. v. 148.

Priamus über seinen erschlagenen Sohn: das sind Leiden der Seele und edle Thränen, mit denen ja das Geschrei und das Weinen über eine Wunde nicht in Vergleich kommt. Keiner von den Helden Homers schreiet und weinet über so etwas, und sollte es lohnen, den ganzen Homer zu ändern, damit der Lessing'sche Satz wahr werde: „So sehr auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur „erhebt; so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es „auf die Aeußerungen dieses Gefühls, durch Schreien „oder durch Thränen, ankommt?“ *) Ich wollte, Lessing hätte dies nicht geschrieben.

5.

Aber Philoktet? — Lessing hat einen großen Abschnitt **) darauf verwandt, Sophokles zu vertheidigen, daß er körperliche Schmerzen aufs Theater gebracht, und einen Helden in diesem Schmerzen schreien lasse. Die ganze Vertheidigung ist von der Seite des Dramaturgs, und verräth in der feinen Manier der Entwicklung den Verfasser der Dramaturgie; Schade aber, daß sie ganz auf die unrichtige Voraussetzung gebauet ist: bei Sophokles Philoktet sey Geschrei der Hauptton des Ausdrucks seines Schmerzes, und also das Hauptmittel, Theilnehmung zu wirken, das doch nicht ist. Und

*) Laok. p. 5. **) Laok. p. 31 — 49.

dann Schade auch, daß sie blos als Dramaturgie, als Anlage zum Drama abgefaßt ist; mich dünkts besser, sich den Eindrücken der Vorstellung zu überlassen, und nichts als Dramaturg zu rechtfertigen, sondern als ein griechischer Zuschauer auf unverstellte Eindrücke zu merken — —

Und welches sind diese Eindrücke ohngefähr? Wenn ein griechisches Stück geschrieben ist, um vorgestellt und nicht um gelesen zu werden, so ists Philoktet: denn die ganze Wirkung des Trauerspiels beruhet auf dem Leben der Vorstellung. Hin also mit Auge und Geist in die atheniensische Bühne. Der Schauplatz öffnet sich *): ein Ufer ohne die Spur eines Menschen: eine einsame, unbewohnte Insel mitten in den Wellen des Meers: wie sind diese Reisenden dahin verschlagen? was wird in dieser wüsten Einöde vorgehen? — Hier, hören wir, ist Philoktet, der berühmte Sohn Pöans: Elender Einsamer! der menschlichen Gesellschaft völlig beraubt, hier zur ewigen Einsamkeit verbannet — wie wird er seine Tage hinbringen? — und er ist krank — krank am Fuße mit einem faulenden Geschwüre! — Noch ärmerer Einsiedler! wer wird dich hier pflegen, dir Speise schaffen, dich reinigen und verbinden? — und wie bist du hergekommen? ach! ausgesetzt — ohne Barmherzigkeit, ohne Hülfe — und wegen eines Verbrechens, wegen seines Eigensinns? Nein, wegen seines barmenden Geschreies! Ach! die Unmenschen, was kann der Kranke, der Elende an-

*) Sophocl. Philoct. Act. I.

ders, als weinen, als schreien? und selbst diese Linderung ihm nicht zu gönnen, diese kleine Ungemächlichkeit nicht zu ertragen, ihn auszusetzen! Wer hat ihn ausgesetzt? Die Griechen, sein Volk, seine Gefährten — vielleicht geschahe es durch Einen Boshaften? Nein, auf Befehl der griechischen Heerführer vom — Ulysses selbst. Und eben dieser Ulysses kann uns so etwas so kalt erzählen, so lau abbrechen, er darf noch die Insel sehen, er hat neue Anschläge wider ihn — o des Bösen! wer wollte nicht mit einem armen, einsamen, verlassenen Kranken, mit dem niemand Mitleiden gehabt, gegen den Treulosen Parthei nehmen, der ein Werkzeug seines Unglücks war.

Nun fällt uns die Wohnung des Elenden näher in die Augen — eine unbewohnte Höhle! — Ist noch etwas Hausgeräth und Speise darin? zertretenes Gras — ein elendes Lager der Thiere! — hier muß der Held liegen, ohne den Troja nicht kann erobert werden: ein Becher von Holz, etwas Feuergeräth — ist der ganze Schatz des Königes — und o Götter! hier eitervolle Lappen, Zeugen seiner Krankheit! — Er ist fort — wie weit kann der Elende forthinken? Ohne Zweifel mußte ers — nach Speise vielleicht! vielleicht nach einem lindernden Kraut! daß ers doch fände! daß man ihn doch sähe! Indessen *) geht die Scene des Betruges an, da Ulysses den Neoptolemus so weit bringt, daß dieser gutherzige Redliche, der Sohn des redlichen Achilles, einen Fremden, einen Elenden, mit List, durch Lügen und

*) Auftr. 2.

und Ränke gefangen nehmen soll. Ich weiß es, daß die Griechen, zumal Sophokles, jene unmoralischen Ungeheuer so hasset, als er nur die moralischen hassen mag, und daß er auf seinem Theater nichts als Menschen, weder Engel noch Teufel vorstellet; allein Ulysses, wie er hier erscheint, ist nicht blos der schlaue, der verschlagene Ulysses Homers: er ist ein Verführer, der offenbar Grundsätze der Treulosigkeit verräth, die alle Tugend übern Haufen werfen, und, pfui des Bösewichts! bei dem das Laster schon zur Sprache durch Grundsätze geworden. Sophokles also will lieber die Vorwürfe der Moralitäts-Pedanten auf sich nehmen, die jeden Ausspruch von der Bühne zu einem Sittenspruche des Pythagoras haben wollen: er mahlt seinen Ulysses lieber schwärzer, als er sonst zu mahlen pflegt — um uns nur desto mehr für den armen Philoktet einzunehmen, der von ihm hintergangen ist, und hintergangen werden soll.

Der Chor und Neoptolem sind nun *) beschäftigt, dieses Mitleid für Philoktet tiefer in uns zu prägen, sie wiederholen die vorigen Jammerzüge, vermehren sie durch Vermuthungen und — — da läßt sich von weitem ein Aechzen hören! Daß es ein Aechzen und kein Gebrüll sey, zeigt das Betragen Neoptolems, der, überdem mit seinem Auftrage bestürzt, nicht weiß, woher es kommt? Das Ach kommt näher, es wird ein Wimmern, ein tiefes, klägliches Ach — nun ists erst vernehmlich! Sie haben sich nicht ge-

*) Auftr. 3.

irrt: Philoktet muß kommen, und ach! der Hirte kommt mit einem Tone der Schalmey, und Philoktet mit einem Tone des Jammers — er tritt auf! oder vielmehr, er schleicht sich hinan, um —

Nun wird er sich mit Gebrüll aufs Theater werfen? zu schreien anfangen, daß Peter Squenz sagen möchte: lieber Löwe, brülle noch einmal! Wer doch den Kunstrichtern einmal das Gebrüll ausreden könnte, von dem im Griechischen so wenig Spur ist! Einen langen Aufzug durch *) spricht Philoktet mit dem Fremden, ohne daß er ans Schreien gedenkt: selbst das vorher von ferne tönende Ach hat Sophokles hinter den Scenen gelassen. Der weise Sophokles! wie wird mich der Mann weibisch dünken, wie wird mir sein Ach! verächtlich seyn können, das er nur hinächzte, da er allein zu seyn glaubte, das er vor den Fremden gleich verbirgt, und im Gespräche immer bergen kann. Der Leidende ist ein Held.

Und für diesen Charakter sorgt Sophokles genau. Er muß sich erst mehr zum Freunde unsrer Seele machen **), ehe unser Körper sympathisiren könnte, und wie bekümmert ist der Arme um die Fremden? Nichts vermuthet er weniger, als daß sie ihm nachstelleten; der Gutherzige hält sie für Verschlagne, für solche, die seines Theilnehmens werth wären — der Menschenfreund! Er sieht die griechischen Kleider; ein böses Erinnerungszeichen für ihn an die treulosen Griechen; aber dies hat er vergessen. Wie

*) Aufzug 2. **) Aufz. 2. Auftr. 1.

wünscht er, daß sie Griechen wären: wie verlangt er, wieder einen griechischen Laut zu hören! Das ist ein ehrlicher Grieche, der kann Griechen interessiren. — Er hört griechisch: der arme Philoktet hat für Freude all sein heftiges Weh vergessen. Er lernt den Sohn Achilles kennen, den Sohn seines zärtlichen Freundes: er wird offener; er erzählt ihm seine Geschichte, rührend, wie wenn die Penia selbst erschiene. Er ist ein Freund seiner Freunde: dem todten Achilles opfert er seine Zähre der Freundschaft; er vergißt sich selbst, und seufzet über einen Todten, der glücklicher ist, als er. Er ist ein Freund seiner Freunde; der Sohn des Achilles sieht ihn herzlichen Antheil an sich nehmen, selbst da er ihn hintergeht. Er trauret um den Tod der Helden, und noch edler, er trauret blos deswegen, weil sie brave Leute sind: die Nichtswürdigen verflucht er! Wie sehr hat uns nun Philoktet für sich interessirt, als Menschenfreund, als ein Grieche mit Leib und Seele, als ein Held. Und dieser Held soll hier, fern von dem Wetteifer mit andern Helden, auf einer wüsten Insel modern? Schmerzliche Abwesenheit, da jene Thaten thun, da jene mit Lorbeern starben, so soll er an einer Wunde ächzen, die ja keine Heldenwunde ist. Er, eine so griechische Seele, muß fern von seinem Vaterlande, fern von seinem liebenden Vater, der vielleicht schon zu den Schatten gegangen, sein Leben verzehren: er ein betrogner Redlicher — — o Neoptolem, du willst ihn verlassen! o daß ihn Philoktet anflehete! Er thuts, und so dringend, er bestürmt sein Herz von so vielen Seiten, daß die Fürbitte des Chors: erbarme dich seiner!

auch unsre Einsprache wird. Wir ärgern uns über Neoptolem, daß ihm der Ekel seiner Krankheit noch Einwendung macht, und lieben ihn, da er — — es ihm verspricht. Er wird ihn doch nicht betrügen! siehe! wie er ihn flehte, wie er ihm danket, wie er ihn noch zu guter Lezt in seine Höhle ladet und —

Nun *) kommt der verkleidete Kaufmann. Er hört: „er soll nach Troja, Ulysses habe dies dem „Heere öffentlich versprochen" und — den Kaufmann hält er kaum seiner Antwort werth. Eine einzige heroische Verwunderung: „Götter! dieser „Elende, dieser Treulose hat schwören dürfen, mich „ins Lager zu bringen?" verräth die ganze Heldenseele Philoktets: diese redet fort **): diese will zu Schiffe: diese redliche Seele glaubt dem Neoptolem, vertraut ihm seine Waffen, vertraut sich ihm in seiner Krankheit. Wie fühle ich für Philoktet! aber für ihn den Schreienden? Noch nichts! für ihn, den Helden, den Griechen, den Edlen — und dann den im höchsten Grade Elenden, und elender noch dadurch, was man mit ihm vor hat. Noch fühlen wir blos mit seiner Seele durch die Phantasie, und jezt erst soll die seltne Scene der Krankheit kommen. Der Chor †) bereitet auf sie, durch ein Lied auf den äußerst jammervollen Philoktetes, und sie kommt ††). Ich habe sie vorher durchgeführt und mag sie nicht wiederholen. Mich ärgert, wenn man sie auf der

*) Aufz. 2. Auftr. 2.

**) Auftr. 3.

†) Auftr. 3.

††) Dritte Scene.

einen Seite zu einem bloßen Zetergeschrei macht, und auf der andern Seite, wie z. E. Brumoi *), unter den löblichen Franzosen für nichts, als einen Riegel, ein Einschiebsel, daß fünf Akte voll werden. Welch eine Stille muß auf dem Schauplatze zu Athen geherrschet haben, da dieser Akt vorging!

Die Auftritte des körperlichen Leidens sind vorbei, und weiter darf ich nicht. Ich kehre also von der Bühne zu Athen zurück, dahin, wo ich Leßingen gelassen — wie sehr sind wir aber in dem Eindrucke verschieden, den dieses Stück machen soll. Einer von beiden kann nur Recht haben, und der Andre hat sich nur nicht genug idealisiren können, um nicht zu lesen, sondern zu sehen. Damit dies mich nicht treffe, will ich auf guter Hut seyn.

Leßing macht „die Idee des körperlichen „Schmerzes" zur Hauptidee des Stücks **), und sucht die feinen Mittel auf ***), womit der Dichter diese Idee zu verstärken, zu erweitern gewußt hat. Ich gestehe es, daß, wenn dies die Hauptidee der Tragödie wäre, einige von Leßing angegebne Mittel wenig auf mich gewirkt hätten. Der Eindruck des körperlichen Schmerzes ist viel zu verworren und körperlich gleichsam, als daß er z. E. der Frage Platz ließe †): wo sitzt der Schmerz? außen oder innen? wie sieht die Wunde aus? was für ein Gift wirkt darinnen? Wäre die Vorstellung des körperlichen

*) Théâtre des Grecs, Tom. 2. p. 83.

) Laok. p. 3. 4. 31. 32. *) p. 33 — 49.

†) p. 33. 34.

Schmerzes so schwach, um durch solche Sachen verstärkt werden zu müssen, so ist die Wirkung des Theaters verlohren: so ists besser, daß ich hingehe, um die Wunde selbst chirurgisch zu besichtigen. Nein! theatralisch sey die Idee des Schmerzes, und ich mag also auch nichts, als theatralische Verstärkung — von fern, aus den gezogenen Mienen, aus Tönen des Jammers, will ich, wenn Schmerz die Hauptidee des Stücks ist, ihn kennen lernen, und dann ists mir wohl beinahe gleich, worüber man schreie und sich geberde? ob über einen lahmen Fuß, oder über eine Wunde im Innern der Brust. Der Kunstrichter verliert alles, wenn er aus der theatralischen Anschauung weichet, und uns zur Verstärkung, zur Glaubwürdigkeit derselben den Attest eines Wundarztes geben ließe — — was es für eine Krankheit, daß es eine wirkliche Wunde, daß es ein Gift sey, das wohl so viel Schmerzen erregen könne. Sophokles habe so etwas überdacht, oder nicht überdacht: genug, wenn so etwas auf mich wirken müßte, um meine Idee vom Schmerze zu verstärken — Lebe wohl, Theater! so bin ich in der Lazarethstube.

Theatralische Rührung also! Und wodurch kann ich, wenn die Hauptidee des Stücks körperlicher Schmerz ist, gerühret werden? welches sind alsdann die Hauptmittel zur Erregung der Sympathie? Ich weiß nichts anders, als die gewöhnlichen Aeußerungen, Geschrei, Thränen und Zuckungen: diese giebt auch Lessing *) dafür aus, und giebt sich viele

*) p. 3. 32. 34.

Mühe *) bei ihnen den nicht beleidigten Anstand, und ihre entschiedne Wirkung zu erklären. Gut! aber, wenn das Wimmern, das Schreien, die gräßlichsten Zuckungen, das Mittel, das Hauptmittel sind, mir die Idee des körperlichen Schmerzes einzupflanzen, und mein Herz zu treffen: was kann denn die beste Wirkung dieses treffenden Schlages seyn? Mit körperlichem Schmerze kann ich nicht anders als körperlich sympathisiren: d. i. meine Fibern kommen durch die Theilnehmung in eine ähnliche Spannung des Schmerzes, ich leide körperlich mit. Und wäre dieß Mitleid angenehm? Nichts weniger, das Zetergeschrei, die Zuckung fährt mir durch alle Glieder, ich fühle sie selbst; die nemlichen convulsivischen Bewegungen melden sich bei mir, wie bei einer gleichgespanneten Saite. Ob der in Zuckung liegende, winselnde Mann, Philoktet sey, geht mich nichts an: er ist ein Thier, wie ich: er ist ein Mensch: der menschliche Schmerz erschüttert mein Nervengebäude, wie wenn ich ein sterbendes Thier, einen röchelnden Todten, ein gemartertes Wesen sehe, das wie ich fühlet. Und wo ist nun dieser Eindruck auch nur im kleinsten Maaße vergnügend, angenehm? Er ist peinlich, schon bei dem Anblicke, bei der Vorstellung, ganz peinlich. Hier ist im Augenblicke des Eindruckes an keinen künstlichen Betrug, an kein Vergnügen der Einbildungskraft zu gedenken: die Natur, das Thier leidet in mir, denn ich sehe, ich höre ein Thier meiner Art leiden.

Und welche Gladiatorseele gehörte dazu, um ein

---

*) p. 41 — 49.

Stück auszuhalten, in welchem diese Idee, dieß Gefühl des körperlichen Schmerzes, Hauptidee, Hauptgefühl wäre? Ich weiß keinen dritten Fall außer diesen beiden: daß ich entweder illudiret werde, oder nicht. Ist das erste, ists auch nur ein Augenblick, daß ich den Schauspieler verkenne, und einen zuckenden, schreienden Gequälten sehe; wehe mir! es fährt mir durch die Nerven! Ich kann den künstlichen Betrüger, der sich mir zum Vergnügen, dem Augenscheine nach, aufhängen wollte, keinen Augenblick mehr sehen, so bald der Betrug schwindet, so bald er wirklich würget. Ich kann den Seiltänzer keinen Augenblick mehr sehen, so bald ich ihn fallen, in das unterliegende Schwert stürzen sehe, so bald er mit zerschlagenem Fuße da liegt. Der Anblick Philoktets ist meinem Gesichte unausstehlich, sobald ich es denke, daß er der leidende Philoktet ist. Blos eine Fechterseele kann in dieser Illusion des körperlichen Schmerzes, wie an jenem sterbenden Fechter, studiren wollen: wie viel Seele noch in ihm sey? Blos ein Unmensch kann, nach der Fabel von Michael Angelo, einen Menschen kreuzigen, um zu sehen, wie er stirbt.

Lessing mag sagen *), daß „nichts betrüglicher „sey, als allgemeine Gesetze für die Empfindungen ge„ben zu wollen.“ Hier liegt das Gesetz in meinem unmittelbaren Gefühle selbst, und zwar in dem Gefühle, das am weitesten von allgemeinen Gründen abgehet, das mir, als einem sympathisirenden Thiere,

*) p. 42.

beiwohnt. So bald der leidende Körper Philoktets mein Hauptaugenmerk ist, so bleibts, „daß *) je „näher der Schauspieler der Natur kommt, desto „empfindlicher Augen und Ohren beleidigt werden „müssen." Ein Meer unangenehmer Empfindungen wird über mich ergehen, und kein angenehmer Tropfe mischt sich dazu. Die Vorstellung des künstlichen Betruges — ist durch die Illusion gestört; ich habe nichts, als den Anblick eines Zuckenden, mit dem ich beinahe mit zucke, eines Wimmernden, dessen Ach! mir das Herz durchschneidet. Es ist kein Trauerspiel mehr, es ist eine grausame Pantomime, ein Anblick, Fechterseelen zu bilden: ich suche die Thüre.

Nun aber lasset uns den zweiten Fall setzen, daß der griechische Schauspieler mit aller seiner Skevopoiie und Deklamation das Geschrei und die Verzuckungen des Schmerzes nicht bis zur Illusion bringen könne (etwas, das Lessing nicht zu behaupten getrauet **),) gesetzt also, daß ich ein kalter Zuschauer bleibe: so kann ich mir ja keine widerlichere Pantomime gedenken, als nachgeäffte Zuckungen, brüllendes Geschrei, und, wenn die Illusion vollkommen seyn soll, einen üblen Geruch der Wunde. Kaum würde alsdann der theatralische Affe Philoktets zum Zuschauer sagen können, was der wahre Philoktet zum Neoptolem: „ich weiß! du hast es alles nichts „geachtet; weder mein Geschrei, noch der üble Geruch „wird dir Eckel erregt haben." †) Bei einer wider-

*) p. 32. **) p. 49.

†) Sophokl. Philokt. Akt. 4. Scen. 1.

lichen und zum Unglücke nicht täuschenden Pantomime ist dieß unvermeidlich.

Ich schlage die Literaturbriefe *) auf, und finde den Ersten ihrer Verfasser an gründlicher Philosophie in einem andern ähnlichen Falle meiner Meynung. Er untersucht, „warum die Nachahmung des Ekels „uns nie gefallen könne, und giebt zu Ursachen an, „weil diese widrige Empfindung nur unsre niedere „Sinne trifft, Geschmack, Geruch und Gefühl: die „dunkelsten Sinne, die nicht den geringsten Antheil „an den Werken der schönen Künste haben: weil „zweitens die Empfindung des Eckels widrig werde, „nicht durch die Vorstellung der Wirklichkeit, „wie bei andern unangenehmen Eindrücken, sondern „unmittelbar durchs Anschauen: und weil „endlich in dieser Empfindung die Seele keine merkliche „Vermischung von Lust erkennet. Er schließt also das „Ekelhafte ganz von der Nachahmung der schönen Kün-„ste, und den höchsten Grad des Entsetzlichen von „der pantomimischen Vorstellung im Trauerspiele aus, „weil theils die Täuschung hierin schwer wäre, „theils auch die Pantomime auf der tragischen Schau-„bühne nur in den Schranken einer Hülfskunst blei-„ben müßte." Ich wollte, daß der philosophische D. sich über meinen Vorwurf erklären möchte: denn der körperliche Schmerz Philoktets hat mehr als einen dieser Gründe wider sich. Seine Täuschung kann nur den dunkelsten Sinn, das thierische Mitgefühl, erregen: die Empfindung darüber ist allemal

*) Lit. Br. Th. 5. Br. 82 — 84.

Natur, und niemals Nachahmung: sie hat nichts Angenehmes mit sich: sie ist kaum der Illusion fähig: sie macht die tragische Bühne zur Pantomime, die, je vollkommner sie wäre, um so mehr zerstreuete. Schlechthin kann also der körperliche Schmerz keine Hauptidee eines Trauerspiels seyn.

Und ists doch bei Sophokles Philoktet, bei einem Meisterstücke der Bühne! „Wie manches, „sagt Lessing *), würde in der Theorie unwidersprech„lich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen „wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen!" Ich glaube, schwerlich. Was in der Theorie wahrhaftig unwidersprechlich ist, und nicht blos so scheint, wird nie von einem Genie widerlegt werden, zumal wenn die Theorie in unsern unerkünstelten Empfindungen läge. Mich dauert die Mühe, die sich Lessing giebt, Sophokles zu rechtfertigen, und den Engländer Smith zu widerlegen; beide brauchen es nicht: und wenn sie es brauchten, wenn des Sophokles Hauptzweck wäre, durch die Aeußerungen des körperlichen Schmerzes seinen tragischen Endzweck zu erreichen: so hätte Lessing mit allem, was er Gutes sagt, wenig gesagt.

Aber Sophokles, das tragische Genie, fühlte nur gar zu viel dagegen, diesen Zweck zu erreichen, und gieng ganz einen andern Weg, der ihm nicht mißrathen konnte, und den Lessing, wie es scheint, von einer Nebenseite gesehen. Ich muß aus dem vorigen Eindrucke, den ich davon geliefert, einige Züge zurücknehmen:

---

*) Laok. p. 33.

1. Der erste Begriff von Philoktetes ist der Begriff eines Verlassenen, Kranken, Elenden, von Menschen verrathenen Einsiedlers, eines Robinson Crusoe, dessen jammervolle Höhle uns gezeigt wird: diese Situation setzt Lessing mit der ihm gewöhnlichen Stärke aus einander.

2. Der Elende soll noch einen neuen Streich von der List seines alten Feindes leiden: hier schwillt unsere Theilnehmung, und der Contrast zwischen Ulysses und Neoptolemus macht die ganze Scene menschlich.

3. Der Chor und Neoptolem drücken die Pfeile des Mitleids tiefer in unser Herz: sie singen sein Elend in vollem Maaße. Wie begierig sind wir nun, den Mann zu sehen, der hier in der wüsten Insel eine besondere Scene spielt, und auf den neues Unglück lauert. In diesem ganzen Akt ist noch kein Philoktet zu sehen: noch weniger die Vorstellung von seinem körperlichen Schmerz Hauptidee. Sophokles hat in diesem Akt dreierlei Vorsicht, uns erst auf Philoktet lange vorzubereiten, ehe er auftritt: das Schwerste und Untheatralische in Erzählung und nicht in Handlung zu zeigen: unser Herz und unsre Phantasie ihm zu sichern, damit wir erst — auch nur seinen Anblick ertragen lernen. Und gleich als ob dieser noch nicht genug vorbereitet wäre, muß den wilden Mann ein fern her murmelndes Ach anmelden, das sich nähert, und —

1. Nun sind durch den Anblick der Fremden die Seufzer weg, völlig weg. Warum das? warum läßt sie Sophokles so ganz hinter der Scene? Erst

muß er ihn nicht blos vor Verachtung sichern, sondern seinem ganzen ersten Anblicke nach, ist Philoktet ein leidender Held. Ich weiß nicht, warum Lessing diesen ersten Eindruck, in dem der Held erscheint, nicht verfolget; wimmern haben wir ihn kaum von fern gehört, jetzt sehen wir dulden. Mitten unter verbissenen Schmerzen steht und spricht der Menschenfreund, Grieche, Held — warum hat Lessing das Interesse nicht mehr entwickelt, das er als Grieche, als ein theilnehmender Freund der Fremden, als der Verehrer griechischer Helden, wirket? Man kann kaum mehr für ihn sympathisiren, als man schon gestimmet ist.

2. Und noch zeigt er eine große Seite. Der eben jetzt Flehende hört Ulysses neuen Verrath, und wie ist der flehende Elende plötzlich in einen Helden verwandelt!

3. In einen Helden, der gegen seine Feinde noch der ungedemüthigte Stolze bleibt: Originalzug der griechischen Größe, „Liebe gegen die Freunde, un„wandelbarer Haß gegen die Feinde!" *) Und wer anders, als ein Redlicher, kann Neoptolem seine Pfeile und sein Leben so großmüthig anvertrauen? — Ein solcher Mann ist nicht blos auf alle Wege vor Verachtung gesichert: er hat unser ganzes Herz.

4. Das Chor bereitet uns auf die Scene des Elendes, und ist offenbar in dem Tone der Ehrfurcht gegen einen Helden, der da duldet, der so

*) Laok. p. 42.

lange geduldet hat, nicht, der da schreiet. — Wie wenig, wie wenig ist doch also der Philoktet des Sophokles seinem Hauptzuge nach auf der Bühne der, den Lessing gewohnt ist, als den Gräßlichen zu charakterisiren, noch ist er immer der große duldende Held: und das in zween langen Auftritten!

Und beinahe fängt die Idee von seinem Elende, und von dem Versprechen des Neoptolemus an zu schwinden: und nun kommt der Anfall. Es ist blos ein Anfall, und ich weiß nicht, wie Lessing die Wahl einer Wunde rühmt *), die doch keinen andern Vortheil bringen konnte, als ein ekles Ach fünf Akte lang zu dehnen! Sophokles wußte was bessers zu wählen — eine kurze Anwandlung. Sie legt er in die Mitte des Stücks zur Auszeichnung: sie kommt plötzlich; um so eindrücklicher wird das Gift, als eine Strafe der Götter, nicht blos als eine schleichende Krankheit: sie kommt ruckweise, um durch ein Anhalten den Zuschauer nicht zu ermüden: sie schweift in Raserei aus, um den Zuschauer von der Pantomime mehr auf die leidende Seele zu wenden: sie wird lange von Philoktet unterdrückt, und nur mitten unter Gesprächen mit einzelnen Tönen des Jammers begleitet: sie endet sich in einem ruhigen Schlafe, und der läßt uns erst Zeit zu überdenken, was Philoktet ausgestanden. Man kann den ganzen Auftritt nicht mehr verkennen, als wenn man ihn blos für die Pantomime eines körperlichen Schmerzes halten, und das ganze Stück nicht mehr verkennen, als wenn Philoktet da seyn sollte, um über

*) p. 33.

eine Wunde zu schreien und zu heulen. Der Anfall ist vorüber, und noch so wenig, als vor — — doch ich mag ja keinen Commentar über Sophokles schreiben — wer urtheilen will, lese!

So kann also Winkelmann seinen Laokoon mit Philoktet vergleichen! So kann das Schreien wohl nie, und am wenigsten bei Homer der Charakterzug eines Helden gewesen seyn! So ist wohl nie Schreien das Hauptwerk des Philoktets, um Theilnehmung zu wirken, und körperlicher Schmerz nie die Hauptidee eines Drama! So hat das Schauspiel gewiß seine eigne schöne Natur, und genaue Grenzen zwischen andern Dichtarten. So kann man es ohne Sünde eine Reihe handelnder, dichterischer Gemählde nennen! Wer könnte uns über diese Materie besser belehren, als — der Verfasser des Laokoon und der Dramaturgie selbst, wenn er sich „über das Maas der Pantomime in der Tragödie, über die eigne schöne Natur des Drama, und über die besondern Grenzen zwischen Mahlerei und Schauspiel besonders erklärte?

6.

Der große Winkelmann hat uns die schöne griechische Natur so meisterhaft gezeiget, daß wohl keiner, als ein Unwissender und Fühlloser, es leugnen wird, „ihr Hauptgesetz in der bildenden Kunst sey „Schönheit gewesen.“ Deß ohngeachtet dünkt mich noch die erste Quelle mit einigen ihrer Adern un-

entdeckt: warum die Griechen in Bildung des Schönen so hoch gekommen, um allen Völkern der Erde hierin den Preis abzulaufen? Lessing giebt auch ein Supplement *) dazu, da er uns den Griechen, im Gegensatz mit dem Kunstgeschmack unserer Zeit, als einen Künstler zeiget, der der Kunst nur enge Grenzen gesetzt, und sie blos auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket: „sein Künstler schil„derte nichts, als das Schöne."

Nichts, als das Schöne? Nun ja! mein Leser, ich habe die weisen Erinnerungen und Einschränkungen gelesen, die man wider diesen Lessingschen Satz sehr gelehrt aufgeworfen; allein man muß Lessing erst verstehen, ehe man ihn widerlegt. Will er sagen, daß die Griechen nichts Häßliches gebildet? Ich glaube nicht, und wünsche an einem andern Orte **) die Worte weg: „die Griechen haben nie eine „Furie gebildet." Denn gienge sein Satz so weit: so hätte Kloz noch in jeder seiner künftigen Schriften Gelegenheit, ein Beispiel anzubringen, daß die Alten auch Furien, Medusen u. s. w. gebildet hätten — etwas, was wohl jeder weiß, der etwa ein Museum durchlaufen.

Oder hätten die Alten das Gesetz gehabt, häßliche Figuren auch schön zu bilden, weil, was gebildet werde, schön seyn müsse? Ich weiß, daß man ihn auch so verstanden, und alsdann die liebe Meduse statt Alles angeführt; allein auch dies ist nicht die Verbindung des Sinnes.

Ich

*) Laokoon p. 9 — 22. **) Laok. p. 16.

Ich verstehe ihn so: es sey bei den Griechen kein herrschender, kein Hauptgeschmack gewesen, das Erste beste zu schildern und zu bilden, um blos durch die Nachahmung Werth zu erhalten, blos durch Aehnlichkeit sich als Künstler zu zeigen: sondern hier habe ihr Geschmack das Schöne zum Hauptgegenstande gemacht, um nicht blos mit leibigen Geschicklichkeiten zu prahlen. Und in diesem Verstande bleiben folgende Bestimmungen ja von selbst eingeschlossen.

Um von einem herrschenden Geschmacke zu urtheilen, nehme man nicht jede einzelne Beispiele: denn die Pausons, Pyreicus und andre Rhyparographen, so lange sie nicht Schulen ziehen, und diese mit andern, mit den Schilderern der Schönheit, noch nicht um den Vorzug streiten dürfen, hindern nichts.

Um von einem herrschenden Geschmacke zu urtheilen, muß man die Worte eines Gesetzgebers *), eines politischen Philosophen, nicht als Beweis des Gangbaren annehmen: denn sie sagen, was da seyn sollte, nicht was da ist.

Die besten Zeugen eines herrschenden Geschmacks sind die öffentlichen Kunstwerke, die Anordnungen der Obrigkeit: und da Lessing auch vorzüglich auf diese gesehen, so lehrt man ihn ja nichts

*) Laokoon p. 11. not. b. wo Lessing die Worte Aristoteles anführet.

neues, wenn man sich vernehmen läßt *): der griechische Künstler schilderte nichts als das Schöne — „Entgegengesetzte Zeugnisse der Schriftsteller und „Beispiele der Künstler bestimmen mich, dieser „Beobachtung engere Grenzen zu setzen, und sie „blos auf öffentliche Denkmähler einzuschrän„ken." Ich denke, daß das Lessings erste Quelle gewesen, und er sucht ja vielleicht Anordnungen, wo selbst keine sind **).

Um von einem herrschenden Geschmacke zu urtheilen, nehme man ferner nicht Tempelwerke, wo Religion die Hauptabsicht gewesen, oder den Geschmack der Religion nicht geändert werden konnte. Lessing macht sich diese Einschränkung selbst ***), und sie ists, die seinen Satz so mildert, daß, ich gestehe es, er freylich durch ihn so viel oder so wenig bedeuten kann, als er will.

Um endlich vom herrschenden Geschmacke zu urtheilen, nehme man freilich nicht alle Zeiten gleich, sondern die, da der Geschmack schon ausgebildet, da er durch keine Kakozelie verdorben erscheint: im ersten Fall ist noch kein Gesetz gegeben, im zweiten ists eine Zeitlang unter die Bank gebracht; deswegen aber noch immer Landesgesetz. — Und nach diesen Bestimmungen kann Lessing allerdings fest setzen:

---

*) Klotz Geschichte der Münzen p. 41. 42.

**) Laok. p. 12. das Gesetz der Thebaner εις το χειρον ist mir noch zweifelhaft.

***) Laok. p. 103.

„daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz „der bildenden Künste gewesen.“

Allein bei welchen Alten? seit wann? wie lange? welche Unter- welche Nebengesetze? und woher ists bei den Griechen so vorzüglich, vor allen Nationen, höchstes Gesetz geworden? Andre wichtige Fragen, wo bei der letzten mir Winkelmann selbst kaum ein Genüge thut.

Lessing kömmt auf zwo Situationen, die hierin einschlagen: „daß bei den Alten auch die Künste „bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen, und was „die bildenden Künste auf den Charakter einer Na- „tion wirken können.“ *) Allein, über beides konnte er sich nur im Vorbeigehen erklären. Es muß aus Gründen hergeleitet werden können: wie bei den Griechen Gesetze über die Kunst nicht blos, wie weit es Lessing nimmt, erlaubt, sondern nöthig gewesen — wie bey ihnen Kunst und Poesie und Musik weit mehr zum Wesentlichen des Staats gehöret habe, als jetzt — wie der Staat also nicht ohne sie, als seine damaligen Triebfedern, und sie nicht ohne Staat haben seyn können — wie also die Wirkung der Nation auf die Kunst, und der Kunst auf die Nation nicht blos physisch und psychologisch, sondern auch großen Theils politisch gewesen — wie bei den Griechen also aus so manchen Ursachen, und nicht blos ihres Nationalcharakters, sondern auch ihrer Erziehung, Lebensart, des Grades ihrer Cultur, ih-

*) Laok. p. 12 — 16.

rer Religion und ihres Staats wegen, die Bildung der Schönheit mehr Eindrücke hat haben können, und mehr Eindrücke hat machen müssen. Ein wichtiges Problem *), zu dessen Auflösung mehr als einige Kenntniß der Griechen von der Oberfläche her, gehöret. Unsern gewöhnlichen Graeculis also, die jetzt nach dem Modegeschmacke von nichts so gern, als von Kunst, von Schönheit der Griechen sprechen, ist ein Gedanke hieran so wenig eingefallen, daß sie alles glauben erklärt zu haben, wenn sie von nichts, als einer gewissen feinen, schönen Empfindung der Griechen für die Kunst und für die Schönheit, schwatzen; von einer Empfindung, die sie gehabt, die Römer nicht gehabt, und die jetzt in unsern deutschen Neugriechen wieder auflebe. Alle Klotzische Schriften sind von diesem süßen Geschwätze voll **): denn freilich aus einer gewissen unnennbaren Empfindung, aus einem sechsten Sinne für die Schönheit, kann man alles, was man will, ohne Kopfbrechen ausfinden. — Ein philosophischer Kopf, wie Lessing, konnte mit solcher qualitas occulta nicht zufrieden seyn: und welcher halbphilosophische Kopf wird sich denn damit lächelnd begnügen können?

*) Ein Programm von Heyne, de caussis fabularum seu mythorum veterum physicis, hat mir mehr Genüge gethan, als die ganze Philosophie des Banier; wie überhaupt dieser würdige Kenner der Alten von seinen Griechen das Schwerste gelernt: stille Größe, ruhige Fülle, auch im Vortrage und Ausdrucke.

**) S. Klotz Gesch. der Münzen, p. 106. 107.

Doch nicht zu weit vom Laokoon! Wenn bei den Griechen Schönheit das höchste Gesetz der Kunst war: so mußten gewaltsame Stellungen, häßliche Verzerrungen vom Künstler entweder gemieden, oder herabgesetzt werden: und Lessing giebt davon die besten Exempel. Indessen hat er Widerspruch gefunden, und einer seiner Widersprecher *) ist, wenn er jetzt einen Stein findet, der dafür, jetzt einen, der dawider zu seyn scheinet, auch im Wechselfieber bald für, bald gegen den Satz, daß der geneigte Leser endlich nicht weiß, wie ihm ist. Ob sich hier nicht ein fester Faden ziehen ließe?

Zuerst also: der mythische Cirkel der alten Griechen war ohne Widerspruch der Schönheit gebildet: ihre Götter und Göttinnen waren nicht, wie die ägyptischen, allegorische Ungeheuer: noch, wie die persischen und indischen, beinahe ohne Bild: noch, wie der hetrurischen, traurige und unanständige Figuren; sondern an Bildung reizend dem Auge. In der ganzen Natur der Dinge fanden die Griechen keine bessere Vorstellung der göttlichen Natur, wie eines Inbegriffs der Vollkommenheiten, als die menschliche Gestalt; und wiederum, welches zu beweisen wäre, keine der Gottheiten war so charakterisirt, daß sie immer häßlich hätte gebildet werden müssen, um das zu seyn, was sie seyn sollte. Die Götterbegriffe der Griechen waren von Dich=

*) Klotz Acta litter. conf. mit der Gesch. der Münzen, und diese mit der Schrift über die geschnittenen Steine.

rer Religion und ihres Staats wegen, die Bildung der Schönheit mehr Eindrücke hat haben können, und mehr Eindrücke hat machen müssen. Ein wichtiges Problem *), zu dessen Auflösung mehr als einige Kenntniß der Griechen von der Oberfläche her, gehöret. Unsern gewöhnlichen Graeculis also, die jetzt nach dem Modegeschmacke von nichts so gern, als von Kunst, von Schönheit der Griechen sprechen, ist ein Gedanke hieran so wenig eingefallen, daß sie alles glauben erklärt zu haben, wenn sie von nichts, als einer gewissen feinen, schönen Empfindung der Griechen für die Kunst und für die Schönheit, schwatzen; von einer Empfindung, die sie gehabt, die Römer nicht gehabt, und die jetzt in unsern deutschen Neugriechen wieder auflebe. Alle Klotzische Schriften sind von diesem süßen Geschwätze voll **): denn freilich aus einer gewissen unnennbaren Empfindung, aus einem sechsten Sinne für die Schönheit, kann man alles, was man will, ohne Kopfbrechen ausfinden. — Ein philosophischer Kopf, wie Lessing, konnte mit solcher qualitas occulta nicht zufrieden seyn: und welcher halbphilosophische Kopf wird sich denn damit lächelnd begnügen können?

---

*) Ein Programm von Heyne, de caussis fabularum seu mythorum veterum physicis, hat mir mehr Genüge gethan, als die ganze Philosophie des Banier; wie überhaupt dieser würdige Kenner der Alten von seinen Griechen das Schwerste gelernt: stille Größe, ruhige Fülle, auch im Vortrage und Ausdrucke.

**) S. Klotz Gesch. der Münzen, p. 106. 107.

Doch nicht zu weit vom Laokoon! Wenn bei den Griechen Schönheit das höchste Gesetz der Kunst war: so mußten gewaltsame Stellungen, häßliche Verzerrungen vom Künstler entweder gemieden, oder herabgesetzt werden: und Lessing giebt davon die besten Exempel. Indessen hat er Widerspruch gefunden, und einer seiner Widersprecher *) ist, wenn er jetzt einen Stein findet, der dafür, jetzt einen, der dawider zu seyn scheinet, auch im Wechselfieber bald für, bald gegen den Satz, daß der geneigte Leser endlich nicht weiß, wie ihm ist. Ob sich hier nicht ein fester Faden ziehen ließe?

Zuerst also: der mythische Cirkel der alten Griechen war ohne Widerspruch der Schönheit gebildet: ihre Götter und Göttinnen waren nicht, wie die ägyptischen, allegorische Ungeheuer: noch, wie die persischen und indischen, beinahe ohne Bild: noch, wie die hetrurischen, traurige und unanständige Figuren; sondern an Bildung reizend dem Auge. In der ganzen Natur der Dinge fanden die Griechen keine bessere Vorstellung der göttlichen Natur, wie eines Inbegriffs der Vollkommenheiten, als die menschliche Gestalt; und wiederum, welches zu beweisen wäre, keine der Gottheiten war so charakterisirt, daß sie immer häßlich hätte gebildet werden müssen, um das zu seyn, was sie seyn sollte. Die Götterbegriffe der Griechen waren von Dich-

---

*) Klotz Acta litter. conf. mit der Gesch. der Münzen, und diese mit der Schrift über die geschnittenen Steine.

tern bestimmet, und diese Dichter waren Dichter der Schönheit.

Die Griechen hatten z. E. einen Jupiter, der freilich nicht immer μειλιχιος, der auch oft der Zornige, der Grimmige war: und der Dichter konnte ihn seinem Zwecke gemäß schildern. Wie aber der Künstler? Wer will denn immer gern einen zornigen Jupiter sehen, da sein Zorn doch mit dem Ungewitter übergeht? Was also natürlicher, als daß er zu dem ewigen Anblicke seines Kunststückes den Anblick einer schönen Größe lieber wählte, und ihm nur hohen Ernst in sein Gesicht schuf? — Nun kann es freilich, und insonderheit in der ältern Zeit der Religion, auch Abbildungen des Zorns gegeben haben: allein, was thut dies? der Hauptbegriff bei Jupiter, selbst wenn er den Donner wirft, bleibt doch — hoher Ernst, schöne Größe; dies ist seine bleibende Gestalt, jene geht vorüber.

Venus, wenn sie um den Adonis trauret, raset bei Moschus fürchterlich: auch Juno kann königlich zanken, und Apollo tapfer zürnen — allein ist diese Raserei, dies zänkische Gesicht, dieser Zorn im Antlitze, denn wohl ihre beständige Miene, ihr nothwendiger Charakterzug? Nein! er ist vorübergehend, er ist eine vorbeiziehende Wolke: nun soll der Künstler Venus, Apollo, Juno bilden; — will er nicht Unsinn oder Eigensinn beweisen, so wird er die Miene nehmen, die Venus, Apollo, Juno eigen ist: in der sie sich zeigen würden, wenn sie ihm zur Bildung erschienen, und dies ist — eine Gestalt der Schönheit.

Doch immer aber gab es ja auch im mythischen Cirkel der Griechen Figuren, denen die Häßlichkeit ein Charakterzug war: z. E. Medusenköpfe, Bacchanten, Giganten, Silenen, Furien u. s. w. Medusa gehe voraus, denn Pallas trägt sie auf ihrem mächtigen Schilde. Meduse, ist sie eine Gestalt, die nothwendig häßlich gebildet werden muß, von der man nur Eine Gestalt wüßte, die im höchsten Grade fürchterliche? Die so viel über die himmlische Bildung der Meduse, als von einem Ich weiß nicht warum? und einer Paradoxie reden *), sollten wissen, daß Medusen diese Bildung eigenthümlich, daß sie eine Reizende gewesen, die Neptun zur Liebe bewegt, und darüber von der jungfräulichen Minerve verwandelt worden **). Nun sollte sie der Künstler bilden: zwo Gestalten lagen vor ihm und er wählte — die schöne vor ihrer Verwandlung: aber um sie als Meduse zu bezeichnen, flocht er Schlangen in ihre Haare.

Um diese Schlangen zu erklären, weiß ich da keinen andern Rückweg, als mich „auf das besondere „Gefühl der Griechen und Römer für die Schlan„gen" zu berufen ***)? ein besonderer Appetit,

---

*) Klotz Gesch. der Münzen, p. 46. 47.

**) Pausanias erzählt ihre Geschichte noch bequemer für die Kunst, v. Corinth. c. 21.

***) Klotz Gesch. der Münz. p. 47. „Es ist wahr, „daß unser Gefühl über diesen Punkt eben so „verschieden von dem Gefühl der Griechen und „Römer ist, als von der Empfindung des Kan„nibalen" u. s. w.

der — hier aber nichts erklärt. Eine schöne Meduse ohne Schlangen wäre nicht mehr kenntlich, nicht mehr Meduse — ein blos schönes Gesicht gewesen; so und aus keinem Schlangenappetit mußte also der Künstler diesen Charakterzug brauchen. Und warum sollte ers nicht? Wenn er die Schlangen in die Haare versteckt, so können sie zieren; und was an ihnen hervorblickt, ist das was Häßliches? Schrecklich und nicht häßlich; aber dies Schreckliche gemäßigt, mit einem schönen Antlitze contrastirt, ist angenehm; es erweckt den Begriff des Außerordentlichen, von der Macht der Göttin, ist also hier als Charakterzug nöthig, und zum vielfassenden Eindrucke tauglich: es erhebt die Schönheit. Meduse also durfte nicht nothwendig ein Bild der Häßlichkeit seyn.

Und die Furien eben so wenig. Die Ehrwürdigen: so nannten die Athenienser sie, und so konnten sie die Künstler bilden: „weder an ihren „Bildnissen, sagt Pausanias *), noch an den Abbil„dungen der unterirdischen Götter, die im Areopa„gus stehen, ist was fürchterliches wahrzunehmen." Und wenn nicht an den Furien, an den eigentlichen Rach- und Plagegöttinnen: wenn nicht an den unterirdischen Göttern; wenn nicht selbst im Areopagus, dem ernsthaftesten Orte zu Athen — wo und an welchen Bildungen hätte denn das Greuliche der Hauptcharakter seyn müssen?

Ich darf also behaupten, daß alle mythische Figuren des Cirkels, die als Hauptfiguren, einzeln,

*) In Attic. c. 28.

ihrem innern und beständigen Charakter gemäß, haben erscheinen sollen, das Widerliche und Gräßliche nie zur nothwendigen Bildung haben durften. Selbst bis auf den Schlaf und den Tod *) erstreckt sich dies, die beide als Knaben, in den Armen der Nacht ruhend, vorgestellt wurden, und sogar bis auf die höllischen Götter — schönes Feld von Vorstellungen für den Künstler, dem also seine Religion es wenigstens nicht auflegte, zur Schande des Geschmacks, und zum Eckel der Empfindung arbeiten zu müssen. Da waren keine Bilder des Abscheues, wie in der skandinavischen und andern nordischen Religionen: keine Fratzenvorstellungen, wie in den Mythologien der heidnischen Mittagländer: kein Knochenmann, der den Tod, kein Ungeheuer, das den Teufel vorstellen sollte, wie nach den Idolen unseres Pöbels; unter allen Völkern der Erde haben die Griechen, was den sinnlichen, den bildsamen Theil der Religion anbetrifft, die beste Mythologie gehabt: selbst die Kolonien ihrer Religion nicht ausgenommen.

Zweitens: doch aber gab es ja so häufige Vorstellungsarten, Situationen, und Geschichte ihrer Re-

---

*) Laok. p. 121. Die Lessing'sche Erklärung des διεστραμμενους τους ποδας scheint dem Sprachgebrauche zu widersprechen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich eben so sagen: „sie schliefen mit über einander geschlagnen Füßen," d. i. des einen Fuß streckte sich über den andern hin, um die Verwandtschaft des Schlafs und Todes anzuzeigen u. s. w.

der — hier aber nichts erklärt. Eine schöne Meduse ohne Schlangen wäre nicht mehr kenntlich, nicht mehr Meduse — ein blos schönes Gesicht gewesen; so und aus keinem Schlangenappetit muste also der Künstler diesen Charakterzug brauchen. Und warum sollte ers nicht? Wenn er die Schlangen in die Haare versteckt, so können sie zieren; und was an ihnen hervorblickt, ist das was Häßliches? Schrecklich und nicht häßlich; aber dies Schreckliche gemäßigt, mit einem schönen Antlitze contrastirt, ist angenehm; es erweckt den Begriff des Außerordentlichen, von der Macht der Göttin, ist also hier als Charakterzug nöthig, und zum vielfassenden Eindrucke tauglich: es erhebt die Schönheit. Meduse also durfte nicht nothwendig ein Bild der Häßlichkeit seyn.

Und die Furien eben so wenig. Die Ehrwürdigen: so nannten die Athenienser sie, und so konnten sie die Künstler bilden: „weder an ihren „Bildnissen, sagt Pausanias *), noch an den Abbil„dungen der unterirdischen Götter, die im Areopa„gus stehen, ist was fürchterliches wahrzunehmen." Und wenn nicht an den Furien, an den eigentlichen Rach- und Plagegöttinnen: wenn nicht an den unterirdischen Göttern; wenn nicht selbst im Areopagus, dem ernsthaftesten Orte zu Athen — wo und an welchen Bildungen hätte denn das Greuliche der Hauptcharakter seyn müssen?

Ich darf also behaupten, daß alle mythische Figuren des Cirkels, die als Hauptfiguren, einzeln,

*) In Attic. c. 28.

ihrem innern und beständigen Charakter gemäß, haben erscheinen sollen, das Widerliche und Gräßliche nie zur nothwendigen Bildung haben durften. Selbst bis auf den Schlaf und den Tod *) erstreckt sich dies, die beide als Knaben, in den Armen der Nacht ruhend, vorgestellt wurden, und sogar bis auf die höllischen Götter — schönes Feld von Vorstellungen für den Künstler, dem also seine Religion es wenigstens nicht auflegte, zur Schande des Geschmacks, und zum Eckel der Empfindung arbeiten zu müssen. Da waren keine Bilder des Abscheues, wie in der skandinavischen und andern nordischen Religionen: keine Fratzenvorstellungen, wie in den Mythologien der heidnischen Mittagländer: kein Knochenmann, der den Tod, kein Ungeheuer, das den Teufel vorstellen sollte, wie nach den Idolen unseres Pöbels; unter allen Völkern der Erde haben die Griechen, was den sinnlichen, den bildsamen Theil der Religion anbetrifft, die beste Mythologie gehabt: selbst die Kolonien ihrer Religion nicht ausgenommen.

Zweitens: doch aber gab es ja so häufige Vorstellungsarten, Situationen, und Geschichte ihrer Re-

---

*) Laok. p. 121. Die Lessing'sche Erklärung des διεστραμμενους τους ποδας scheint dem Sprachgebrauche zu widersprechen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich eben so sagen: „sie schliefen mit über einander geschlagnen Füßen," d. i. des einen Fuß streckte sich über den andern hin, um die Verwandtschaft des Schlafs und Todes anzuzeigen u. s. w.

ligion, die immer auch für den Künstler widerliche Gestalten liefern mußten, wenn nicht als Haupt- doch als Nebenideen: wie nun? Als Nebenideen freilich, und eine Mythologie, die nichts als Gestalten in seliger Ruhe lieferte, wäre für den Dichter gewiß eine todte, einförmige Mythologie gewesen. Genug aber, daß dies Nebenideen, untergeordnete Begriffe, wandelbare Vorstellungen waren; bei solchen befand sich der Dichter recht wohl und der Künstler auch noch so unbequem nicht.

Ein Jupiter z. E. der die Giganten unter seinem Wagen hat, kann und soll auf sie, als auf Ungeheuer, als auf widrige Gestalten, seinen Bliz schleudern; aber diese Gestalten sind ja nicht der Hauptanblick: sie sind mit ihrem Gräßlichen dem Jupiter untergeordnet, und also da, das Majestätische in ihm zu vermehren; nicht also wider das Hauptgesetz der Kunst. Ein schöner Bacchus unter taumelnden Mänaden, und ausgelassenen, mit Pausbacken blasenden, Bacchanten, unter Silenen und Satyrn, wird um desto herrlicher und schöner erscheinen. Die fürchterliche Meduse auf dem Brustharnische der Pallas, wird die nämliche Schönheit ihrer Göttin noch mehr erheben: denn hier ist sie nicht Hauptfigur, sondern Zierrath der Kleidung. So Perseus mit seiner Gorgone: Vulcanus, der Hinkende, mitten im Saale der Götter: so Cerberus unter den Füßen des majestätischen Pluto — wie manches Papier wäre mit Einwendungen geschont, wenn man bedacht hätte, daß in einer Composition von Figuren auf eine Nebengestalt ja nicht das Hauptgesetz fallen könne, ohne das Ganze zu verderben.

Drittens: was ich von den griechischen Göttern gesagt, gilt auch von ihren Helden. Weder ihre Herren, noch menschlichen Helden haben zu ihrem Hauptzuge eine Klosterheiligkeit, eine verzückte Andacht, eine bußfertige Verzerrung, oder eine sich wegwerfende Demuth. Allein also, für sich selbst genommen, läßt der Held hoher Schönheit Platz, insonderheit, wenn er als Hauptperson in seiner bleibenden Fassung erschiene. Setzet ihn aber auch in ein Medium der Hinderniß: seine Seele werde von Zorn, von Jammer, von Betrübniß erschüttert: freilich wird er nicht den stoischen Weisen machen; aber die empfindliche Natur seiner Menschheit, wird sie seiner höhern Natur widersprechen dürfen?

Hier stehe die Abschilderung Agamemnons in dem Opfer der Iphigenia. Timanthes verhüllte ihn: warum aber hat er ihn verhüllet? Er hat sich, sagt Plinius *), in den traurigen Physiognomien erschöpft, so daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Dieß läßt Lessing den Plinius sagen **), und — — widerlegt also die von ihm gegebene Ursache mit Recht: denn es ist wahr, „daß „mit dem Grade des Affekts sich auch die ihm ent„sprechenden Züge des Gesichts verstärken; daß der „höchste Grad die allerentschiedensten Züge habe, und „nichts sey der Kunst leichter, als diese auszudrücken." Plinius hätte also Unrecht, und der Schriftsteller ***)

*) Lib. XXXV. Sect. 15.

**) Laok. p. 18. 19.

***) Klotz act. litter. Vol. III. p. 291.

ligion, die immer auch für den Künstler widerliche Gestalten liefern mußten, wenn nicht als Haupt- doch als Nebenideen: wie nun? Als Nebenideen freilich, und eine Mythologie, die nichts als Gestalten in seliger Ruhe lieferte, wäre für den Dichter gewiß eine todte, einförmige Mythologie gewesen. Genug aber, daß dies Nebenideen, untergeordnete Begriffe, wandelbare Vorstellungen waren; bei solchen befand sich der Dichter recht wohl und der Künstler auch noch so unbequem nicht.

Ein Jupiter z. E. der die Giganten unter seinem Wagen hat, kann und soll auf sie, als auf Ungeheuer, als auf widrige Gestalten, seinen Bliß schleudern; aber diese Gestalten sind ja nicht der Hauptanblick: sie sind mit ihrem Gräßlichen dem Jupiter untergeordnet, und also da, das Majestätische in ihm zu vermehren; nicht also wider das Hauptgesetz der Kunst. Ein schöner Bacchus unter taumelnden Mänaden, und ausgelassenen, mit Pausbacken blasenden, Bacchanten, unter Silenen und Satyrn, wird um desto herrlicher und schöner erscheinen. Die fürchterliche Meduse auf dem Brustharnische der Pallas, wird die nämliche Schönheit ihrer Göttin noch mehr erheben: denn hier ist sie nicht Hauptfigur, sondern Zierrath der Kleidung. So Perseus mit seiner Gorgone; Vulcanus, der Hinkende, mitten im Saale der Götter: so Cerberus unter den Füßen des majestätischen Pluto — wie manches Papier wäre mit Einwendungen geschont, wenn man bedacht hätte, daß in einer Composition von Figuren auf eine Nebengestalt ja nicht das Hauptgesetz fallen könne, ohne das Ganze zu verderben.

Drittens: was ich von den griechischen Göttern gesagt, gilt auch von ihren Helden. Weder ihre Herren, noch menschlichen Helden haben zu ihrem Hauptzuge eine Klosterheiligkeit, eine verzückte Andacht, eine bußfertige Verzerrung, oder eine sich wegwerfende Demuth. Allein also, für sich selbst genommen, läßt der Held hoher Schönheit Platz, insonderheit, wenn er als Hauptperson in seiner bleibenden Fassung erschiene. Setzet ihn aber auch in ein Medium der Hinderniß: seine Seele werde von Zorn, von Jammer, von Betrübniß erschüttert: freilich wird er nicht den stoischen Weisen machen; aber die empfindliche Natur seiner Menschheit, wird sie seiner höhern Natur widersprechen dürfen?

Hier stehe die Abschilderung Agamemnons in dem Opfer der Iphigenia. Timanthes verhüllte ihn: warum aber hat er ihn verhüllet? Er hat sich, sagt Plinius *), in den traurigen Physiognomien erschöpft, so daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Dieß läßt Lessing den Plinius sagen **), und — — widerlegt also die von ihm gegebene Ursache mit Recht: denn es ist wahr, „daß „mit dem Grade des Affekts sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts verstärken; daß der „höchste Grad die allerentschiedensten Züge habe, und „nichts sey der Kunst leichter, als diese auszudrücken." Plinius hätte also Unrecht, und der Schriftsteller ***)

*) Lib. XXXV. Sect. 15.

**) Laok. p. 18. 19.

***) Klotz act. litter. Vol. III. p. 291.

noch mehr Unrecht, der, ohne diese von Lessing angegebene Ursache zu entkräften: dem Plinius glaubt, blos weil er idoneus auctor ist. Aber wie, wenn Plinius dieß nicht gesagt hätte?

Plinius Stelle ist diese: Timanthes cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, et tristitiae omnem imaginem consumsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere. Was sagt nun Plinius? daß Timanth sich an traurigen Physiognomien erschöpft, daß er dem Vater keine traurigere hatte geben können? Nein! sondern daß diese noch traurigere seiner nicht würdig gewesen wäre, daß er ihn in derselben nicht würdig hätte zeigen können. Ich will dem Valerius Maximus *) folgen, wie er Timanths Gemählde angiebt: Kalchas erscheint betrübt, Ulysses traurig, Ajax stößt eben ein Ach! aus, Menelaus windet die Hände — wie nun Agamemnon? nicht anders als starr, sinnlos, betäubt, die Züge des Gesichts eisern angeheftet, oder — rasend: denn so äußert sich, dünkt mich, der höchste Affekt. Würde sich da nun Agamemnon würdig zeigen? der Anblick eines Starrsehenden, ist er würdig eines Vaters? kaum! und der die Hände windende Menelaus, der ächzende Ajax, der traurige Ulysses, der betrübte Kalchas würden gerührter scheinen, als der starre Vater selbst. So erscheine dieser rasend? ein unnütz rasender Held, ein

*) Valer. Maxim. lib. VIII. Cap. 11.

knirschender Agamemnon ist ein unwürdiger Anblick. Wenn Menschen sein Kind ertödten, so rette ers: er winde Kalchas das Opfermesser aus der Hand, und mache sich nicht durch sein Geschrei, durch seinen vergeblichen Schmerz unnütz. Wollen aber Götter das Opfer, fordert es das Wohl der Griechen; ists einmal zugestanden; König, so wisse dich zu fassen: und wenn dein väterlich Herz bricht, so — wende dein Auge weg; verhülle dein Antlitz: so erscheinst du würdig des Vaters, und des Königes, und des empfindbaren Griechen und des patriotischen Helden.

Auch würdig der Kunst des Mahlers? Mit dem Vorigen zusammen; ob aber dieser letzte Zweck der einzige und Hauptzweck gewesen? ob die schönen Raisonnements eintreffen, die Lessing dem Timanthes Schuld giebt *), „daß er die Grenzen seiner „Kunst gekannt, daß er das Häßliche, das Verzerrende im Gesichte Agamemnons gerne gelindert „hätte; da es aber nicht angieng — so habe er ihn „verhüllet. Die Verhüllung sey eben ein Opfer, „das der Künstler der Schönheit gebracht habe;" weiß ich nicht; wenigstens konnte ihm das Opfer nicht schwer werden, denn er brachte es aus fremden Mitteln. Mehr als Ein Dichter **) hatte schon im Schauspiele den Agamemnon verhüllet, und Timanth durfte also nicht erst mit sich darüber vernünfteln. Er wäre frech gewesen, wenn er, was der

---

*) Laok. p. 19.

**) Z. E. Euripides in seiner Iphigenia, u. s. w.

Dichter verhüllt hatte, hätte entblößen wollen, zumal es auf seine Kunst so sehr zutraf. Warum ihn aber der Dichter verhüllt? ob etwa einem künftigen Timanthes zu gut? ob etwa eine Figur zu verhüten, die sich nicht mahlen ließe? ob um der Kunst ein Opfer zu bringen? Der Kunst freilich; aber kaum dem Pinsel des Timanthes, sondern seinem eigenen Schauspiel, und der Grazie desselben! Nicht, als wenn diese bei der Opferung eines Kindes einen stoischen Helden forderte; so unmenschlich ist die griechische Grazie nicht. Nicht, als wenn sie einen betrübten ächzenden Vater nicht duldete; warum nicht, wenn es damit gethan wäre? Aber hier sollte er den höchsten Ton des väterlichen Schmerzes, und des entsetzlichsten Jammers, ihn sollte ein Held anstimmen, der zugleich König war, der dadurch die Griechen rettete, der ihnen die Opferung versprochen hatte: dieser also sein Wort brechen, sein Volk nicht lieben, dafür auch nicht etwas Saures thun wollen? Er lasse sie opfern, er rase nicht, wie ein Klageweib, vergebens umher: er wende sein Auge ab, und weine väterliche Thränen: so erscheint er — würdig des Königs und des Vaters, mithin auch würdig der theatralischen Grazie. Nur da diese einer andern Person, einer Clytämnestra, einer Hekuba und andern Helden noch wahrscheinlicher manches hätte erlauben können, was sie, in dieser Situation, diesem Agamemnon nicht erlaubte: so sieht man, daß auch bei Euripides diese Verhüllung mehr ein Opfer für seinen Helden in dieser Situation, als für den Helden absolut, oder absolut für die Grazie der Schauspielkunst gewesen; und daß

die Grazie eines fremden Kunst hier gewiß ganz beiseite trete.

Indessen, wie es sey: so bleibt Timanthes Gemählde, selbst bis auf den schreienden Ajax desselben *), für Lessing, und selbst der rasende Ajax, die fürchterliche Medea, der leidende Herkules, der seufzende Laokoon; und immer zehn Beispiele gegen ein gegenseitiges bestätigen seinen Satz, „wie sehr die „griechischen Künstler das Häßliche vermieden, und „wie sorgfältig, auch in den schwersten Fällen, „Schönheit gesucht" Sollte man aber in der neuern Zeit, mit Ausdehnung der Kunst auch über die Grenzen des Schönen, das Wesen derselben haben ändern, und ihr ein neues Obergesetz: „Wahrheit und Ausdruck," geben wollen **)? oder sollte diese Uebertragung über die Grenzen des Schönen nicht auch zu unsrer Zeit blos „Eigenschaft des Geschmacks „in der und jener Schule" und also eine Kakozelie seyn, an der es den Griechen bei ihrem Pauson und Pyreicus auch nicht fehlte? Die Frage wird sich im Folgenden mehr ergeben. „Wenn man in einzelnen „Fällen den Mahler und Dichter (und also auch die „Kunst zwoer Zeiten) mit einander vergleichen will,

*) Lessing kann dem Valerius immer glauben, denn auf den schreienden Ajax fällt in dem Gemählde nicht das Hauptaugenmerk: und also auch nicht der Mittelpunkt, die Nerve seines Satzes, der das Ganze der Composition, nicht eine Nebenfigur treffen will.

**) Laok. p. 10. 16.

„so muß man vor allen Dingen wohl zusehen, ob sie „beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob sie „ohne allen Zwang auf die höchste Wirkung ihrer „Kunst haben arbeiten können.“ *) Und wer hat hier in einer freyern Luft geathmet?

7.

„Ein äußerlicher Zwang war bei dem alten „Künstler öfters die Religion.“ Bacchus mit Hörnern ist Leßingen **) hier das erste Beispiel, das ihn auch scheint auf diese so wahre Ausnahme gebracht zu haben. „Bacchus mit Hörnern! in der That, „sagt Leßing, sind solche natürliche Hörner eine „Schändung der menschlichen Gestalt, und können „nur Wesen geziemen, denen man eine Art von „Mittelgestalt zwischen Menschen und Thier ertheilte.“ Und sorgfältiger kann nicht ein Freund bedacht seyn, seinem Freunde die Hörner von der Stirne wegzuschaffen, als Leßing für seinen schönen Bacchus besorgt ist.

Er erklärt sie also zuerst für einen bloßen Stirnschmuck. ***) Und woher ein Stirnschmuck? Aus der Stelle des Dichters —

tibi cum sine cornibus adstas
Virgineum caput est:

„Er

---

*) p. 162. **) Laok. p. 103.
***) Laok. p. 95.

„Er konnte sich also auch ohne Hörner zeigen, sagt „Lessing, und so waren die Hörner ein Stirnschmuck, „den er aufsetzen und ablegen konnte." Wie? folgt dies letzte Also wohl aus der Stelle Ovids, aus einer feierlichen Anrufung desselben? War Bacchus nicht ein Gott? der sich also auch, wie andere Götter, in mehr als einer Gestalt zeigen, der bald in jungfräulicher Schönheit, bald im fürchterlichen Schlachtgetümmel fürchterlich, bald als ein schöner Jüngling, wie den Seeräubern Homers, erscheinen konnte? Und hatte Bacchus dieß nicht blos mit andern Göttern gemein, sondern zu einem ihm eigenen Vorzuge, der Gott von tausend Gestalten (μυριομορφος) zu seyn, und also auch die unzählig vielen Beinamen zu haben, die ihm Orpheus, die Epigrammatisten, Nonnus u. a. geben? folgts da wohl aus der Stelle Ovids, daß Bacchus — — dadurch διμορφος, πολυμορφος, μυριομορφος werden könne, wenn er — — seine Hörner ablege, wie ohngefähr eine alte Jungfer ihre falschen Zähne und Brüste? armes Lob! — Einem frommen christlichen Ehemann mögen seine Hörner einen bloßen Stirnschmuck und eine Krone der Geduld von bewährtem Golde bedeuten: nicht dem mythologischen Bacchus.

So mögen es wohl keine Bacchus seyn, die mit hervorsprießenden Hörnern dastehen, sondern lieber Faunen *): denn „in der That sind solche natürliche

*) Laok. p. 104.

„Hörner eine Schändung der menschlichen Gestalt, „und können nur Wesen geziemen, denen man eine „Art von Mittelgestalt zwischen Menschen und Thier „ertheilt." Mit solchen geziemenden Schlüssen! als wenn Bacchus nicht oft genug diesen und noch ungeziemendere Namen bekäme: als wenn er nicht oft genug κεραος, δικερως, χρυσοκερως, ταυρωπος, ταυρομετωπος, ταυροκερως, κερασφορος, gehörnt, zweigehörnt, goldgehörnt, stiergehörnt hieße! Kurz! die Hörner waren in gewissen De...gen ihm wesentlich, und gehörten mit zu seiner heiligen Allegorie, in der ihn die Griechen mit von andern Völkern, die die Allegorie noch über die Schönheit der menschlichen Gestalt liebten, bekommen hatten.

Ob aber Bacchus in allen *) seinen Tempeln nicht anders, als gehörnt, erschienen, ist wieder auf der andern Seite zu weit, und hat für Lessing keinen Vortheil, als nachher **) seine Errathungskunst zu üben, wo denn alle diese gehörnten Statuen Bacchus geblieben seyn mögen, da wir jetzt keine haben? Mir dünkts genug, daß der bei den Dichtern vielgestaltige Bacchus auch bei den Künstlern, auch in seinen Tempeln „in mancherlei Gestalt" gewesen sey: daß, nach der ältern allegorisirenden Mythologie, dem Bacchus die Hörner sehr bedeutend und also auch für den Werkmeister, der der Religion arbeitete, ein Attribut des Bacchus seyn müssen: daß in den bessern Zeiten, da die Griechen

*) Laok. p. 103. **) p. 104.

selbst vieles von ihrer heiligen Allegorie der Schönheit aufgeopfert, auch die ganz schönen Statuen des Bacchus, insonderheit in seinen Kunstwerken, die besten geworden; und so zerstieben alle Widersprüche von selbst.

Ueberhaupt sollte das mehr auf Kunst und Dichtkunst angewandt werden, was die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Religion auf beide gewirket. In den ältesten Zeiten, da noch die fremden, von aussen überbrachten, Begriffe galten, waren freilich die Vorstellungen der Götter oft unwürdig: und Jupiter selbst schämte sich nicht, mit beiderlei Geschlecht, mit einem Beile, und in Gestalt eines Mistkäfers zu erscheinen. Bald aber entwölkte sich dieß allegorische Gehirn der Aegypter und Asiaten in der freien griechischen Luft: die unnützen Geheimnisse und Deutungen in Mythologie, Philosophie, Poesie und Kunst wurden unter den Griechen aus ihren verschlossenen Kammern auf offenen Markt getragen, und Schönheit fing an, das Hauptgesetz der Poesie und Kunst, nur bei jeder auf eigne Art, zu werden. Homer, der Sohn eines himmlischen Genius, ward der Vater schöner Dichter und schöner Künstler: und glücklich ist das Land, dem in der sinnlichen Poesie und der noch sinnlichern Kunst, der Geist seiner Zeit in Religion und Sitten und Gelehrsamkeit und Cultur so wenig Zwang auflegt, als Griechenland in seinen schönsten Zeiten. Ich wundre mich, daß Winkelmann in seinen Schriften diese Abstreifung fremder, alter, allegorischer Begriffe nicht mehr bemerkt, und in ihrer Nutzbarkeit

gezeiget hat: es ist ein Hauptknoten in dem Faden, der Kunstgeschichte: „wie die Griechen so manche „fremde drückende Ideen in die ihnen eigne schöne „Natur verwandelt haben!“

Von hier aus ginge der sicherste Weg, um zwischen inne durch Bedeutung und Schönheit, durch Allegorie und Schönheit der Kunst und Poesie unbeschädigt durchzukommen: ich würde aber mit einmal zu tief in den Unterschied der dichtenden und bildenden Kunst tauchen müssen — also zurück zu unsern Prolegomenen.

8.

Wenn Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Kunst ist: freilich, so muß Laokoon nicht schreien, sondern lieber nur beklemmt seufzen: denn, wenn schon Sophokles zu seinem theatralischen Auftritt einen brüllenden Philoktet eben so ungereimt fand, als Lessing den stoischen Philoktet findet: wie viel mehr der Künstler, bei welchem ein Seufzer und ein Schrei des offenen Mundes ewig dauret.

Ohne es nun durch eine Handvoll Vermuthungen ausmachen zu wollen, wer den Andern nachgeahmet, ob der Künstler den Dichter, oder der Dichter den Künstler? führe ich nur Eins an, was Lessing in dem Augenblicke *) nicht beigefallen, daß es ausser

---

*) Laok. p. 50—67.

Pisander *), der nur als eine Quelle Virgils im Unbestimmten angegeben wird, Griechen gegeben, aus welchen Virgil den nähern Gegenstand, die Geschichte Laokoons selbst, geschöpft haben könne. Daß unter Sophokles verlohrnen Stücken auch ein Laokoon sey, hat Lessing selbst angeführt **), und Servius meynet, daß Virgil die Geschichte Laokoons aus dem Griechischen des Euphorion geschöpfet. — Vermuthungen, die wenigstens weiter bringen können, als der leere Name eines Pisanders, oder ein Quintus Calaber, der es nicht verdiente, von Lessing ***) auch nur als ein halber Gewährsmann angeführt zu werden: denn was geht seine ganze Giganten-Erzählung unsern Virgil oder Laokoon an?

Quintus Calaber ist ein später Schriftsteller, ein übertreibender Dichter, ein seynwollendes Original — mehr Umstände braucht es nicht, ihm bei dieser Sache den Zutritt eines Zeugen streitig zu machen. Er dichtet bei seinem Laokoon so weit in die Welt hinein, daß die dichterische Fabel kaum mehr Fabel bleibt: sie wird ein abentheuerliches Riesenmährchen. Warum muß unter dem warnenden Trojaner die Erde erbeben? Wenn Troja durch die List der Minerva fallen soll; was brauchts die ganze Macht Jupiters, Neptunus und Pluto's? Warum müssen seine unschuldigen Augen verblinden? warum muß er rasen? Etwa um noch blind

*) p. 51. **) p. 8.
***) Laok p. 52.

und verstockt fortzufahren in seinem Rathe, und also als ein trotzender Gigante gegen die Götter zu erscheinen? — Etwa weiter durch diesen verstockten Rath noch erst die neue Verbrecherstrafe der Drachen zu verdienen — Was brauchts den gutgesinnten Patrioten erst in einen Himmelsstürmer, in einen tollen Verbrecher umzuschaffen, und nachher gar — Unschuldige für ihn leiden zu lassen? Dem Laokoon selbst geschieht nichts von den Drachen: seine armen unschuldigen Kinder werden ergriffen, und zerfleischt, — abentheuerliche, abscheuliche Scene, ohne Wahl und Zweck, ohne Zusammenordnung und dichtenden Verstand!

Ich bleibe also bei Virgil und dem Künstler. Virgil mag aus Pisander, aus Euphorion, und woher es sey, geschöpft haben: so schöpfte er als Dichter, als epischer Dichter, als Homer der Römer. Er kleidete also auch diese Erzählung in ein episches Gewand: er goß sie in eine Art von Neuhomerischer Form; und in solcher Gestalt tritt sie uns vor Augen. Wir haben einen Schriftsteller *), der sich die Mühe gegeben, Virgil mit den Griechen zu vergleichen, und ihn daher zu erläutern; Schade aber, daß ihm in seiner Vergleichung bloß Worte, Bilder und einzelne Lappen vor Augen sind. Die Manier seiner Poesie aus Homer und andern Griechen zu erklären, ist ihm nicht eingefallen, sonst müßte sich

*) Virgilius collatione scriptor. graecor. illustratus opera et industria Fulvii Ursini. Antverp. 1567.

auch in dieser Erzählung von Laokoon der Dichter zeigen, der nach Homer zeichnen wollte. — Vielleicht wird meine Vermuthung, welche Stelle Homers Virgil nachgeahmet, etwas zu unserm Zwecke thun.

Aeneas mitten im Erzählen *), komme auf die Geschichte Laokoons, und siehe! —

Hic aliud majus miseris multoque tremendum
objicitur magis atque improvida pectora turbat.
Laocoon. — —

Wem fällt nun nicht gleich bei Eröffnung dieser Schlangenscene der homerische Nestor **) ein, der auch eine solche Schlangenscene mit einem ähnlichen ενϑ' εφανη μεγα σημα eröffnet? Der Vorfall bei beiden ist verschieden; die Manier der Erzählung ist völlig dieselbe. Bei Homer erzählt der gesprächige Alte, wie vor ihrer Abfahrt die Griechen rings um eine Quelle den Unsterblichen Opfer gebracht, wie darauf nahe an einem Pappelbaume sich ein großes Wunderzeichen sehen lassen: ein rothgefleckter gräulicher Drache, den Jupiter selbst gesandt, schoß unter dem Fuße des Altars plötzlich hervor, schlang sich zum Pappelbaume hinan, wo die Brut, die zarte Brut eines Sperlings, auf dem Gipfel des Baums hinter Blättern versteckt, nistete — acht an der Zahl, und die Mutter der Jungen war die

*) Virg. Aeneid. lib. II. 199.
**) Homer. Iliad. B. 305—326.

neunte. Ohne Erbarmen würgte der Drache die winselnden Kleinen; die Mutter aber — zwar flatterte sie klagend um ihre geliebte Brut, allein auch sie ward am Flügel von ihm umschlungen, ergriffen und mitten in ihrem Geschrei erwürgt, u. s. w. — Mich dünkt, Virgil habe in der epischen Einkleidung des Laokoon Homer in Gedanken gehabt; nur daß er das Epische so verstärkte, daß aus Homers einfacher Erzählung ein völlig ausgemahltes Bild ward, — gegen das ich doch lieber Homers einfache Erzählung zurückwünschte.

In Homer sind alle Griechen schon in Erwartung: rings um eine Quelle gelagert, mit dem Opfer an die Unsterblichen beschäftigt, und also in der Fassung, auf ein himmlisches Zeichen zu merken, sobald es erschiene. Bei Virgil ist alles unstät, zerstreut, auf den griechischen Betrüger horchend, und nicht auf Laokoons Opfer; die Schlangen erscheinen, und was für ein Geräusch, was für ein Plätschern im Meer müssen sie machen, ehe sie bemerkt werden! Zwo Schlangen kommen von der Höhe des Meeres herab: in ungeheure Ringe geschlungen, (mich schaudert es zu sagen!) liegen sie auf der See und streben gemeinschaftlich ans Ufer. Mitten aus den Fluthen hebt sich ihre Brust empor: über die Wasser ragen ihre blutrothen Kämme: ihr übriger Körper ist mit der langen Oberfläche der See gleich, und krümmt seinen unmeßlich langen Rücken in Ringen heran. Es entsteht ein Geräusch bei schäumender See, und schon sind sie am Ufer: ihre Augen funkeln, ihre Zungen züngeln, zischen — welch entsetzlich lange Vorberei-

tung, so episch, so mahlerisch, daß — ich nicht weiß, wie Ein Grieche ihre Ankunft abwartet. Wie vieles wendet Virgil auf den Nebenzug eines Gemähldes, den Homer mit einem Worte vollendete! und wie ist die ganze Schilderung mit solchen ausgemahlten Nebenzügen überladen — beinahe ein untrügliches Wahrzeichen, daß der Dichter nach der Hand eines andern gearbeitet, daß er nicht aus dem Feuer seiner Phantasie geschrieben. Wäre dieß, wie würde er sich so lange bei ihrem Heranplätschern, und noch länger bei ihren Ringen und Schlingen aufhalten? Diese sind ihm das Hauptaugenmerk: sie kommen ihm immer von neuem ins Gesicht, und er schaudert nie mehr, als wenn er an diese unermeßlichen Windungen und Umschlingungen und Stellungen denkt. Virgil muß nachgeahmet haben; entweder nun einem Kunstwerke, oder, welches mich wahrscheinlicher dünkt, dem Gemählde Homers. Das hat von jeher den Nachahmer verrathen, wenn er mit gar zu künstlicher Hand pinselt, und Nebendinge am sorgfältigsten vollendet. Eben daher wage ichs zu sagen, daß Virgils Schilderung mehr das Ohr füllet, als die Seele. Mit allem Vorplätschern der Schlangen thut sie nichts, als uns zerstreuen und betäuben: mit allen Windungen derselben um Laokoon, die hier so genau angezeigt werden, wird unser Auge vom Laokoon auf die Schlangen gewandt: wir vergessen, auf sein Gesicht zu merken, und auf die Seele, die in demselben spreche: endlich zeiget sich dieselbe — aber durch ein wüstes Geschrei, durch das Brüllen eines verwundeten Stiers, der vom Altar entlaufen:

clamores horrendos ad sidera tollit — —

neunte. Ohne Erbarmen würgte der Drache die winselnden Kleinen; die Mutter aber — zwar flatterte sie klagend um ihre geliebte Brut, allein auch sie ward am Flügel von ihm umschlungen, ergriffen und mitten in ihrem Geschrei erwürgt, u. s. w. — Mich dünkt, Virgil habe in der epischen Einkleidung des Laokoon Homer in Gedanken gehabt; nur daß er das Epische so verstärkte, daß aus Homers einfacher Erzählung ein völlig ausgemahltes Bild ward, — gegen das ich doch lieber Homers einfache Erzählung zurückwünschte.

In Homer sind alle Griechen schon in Erwartung: rings um eine Quelle gelagert, mit dem Opfer an die Unsterblichen beschäftigt, und also in der Fassung, auf ein himmlisches Zeichen zu merken, sobald es erschiene. Bei Virgil ist alles unstät, zerstreut, auf den griechischen Betrüger horchend, und nicht auf Laokoons Opfer; die Schlangen erscheinen, und was für ein Geräusch, was für ein Plätschern im Meer müssen sie machen, ehe sie bemerkt werden! Zwo Schlangen kommen von der Höhe des Meeres herab: in ungeheure Ringe geschlungen, (mich schaudert es zu sagen!) liegen sie auf der See und streben gemeinschaftlich ans Ufer. Mitten aus den Fluthen hebt sich ihre Brust empor: über die Wasser ragen ihre blutrothen Kämme: ihr übriger Körper ist mit der langen Oberfläche der See gleich, und krümmt seinen unmeßlich langen Rücken in Ringen heran. Es entsteht ein Geräusch bei schäumender See, und schon sind sie am Ufer: ihre Augen funkeln, ihre Zungen zünglen, zischen — welch entsetzlich lange Vorberei-

tung, so episch, so mahlerisch, daß — ich nicht weiß, wie Ein Grieche ihre Ankunft abwartet. Wie vieles wendet Virgil auf den Nebenzug eines Gemähldes, den Homer mit einem Worte vollendete! und wie ist die ganze Schilderung mit solchen ausgemahlten Nebenzügen überladen — beinahe ein untrügliches Wahrzeichen, daß der Dichter nach der Hand eines andern gearbeitet, daß er nicht aus dem Feuer seiner Phantasie geschrieben. Wäre dieß, wie würde er sich so lange bei ihrem Heranplätschern, und noch länger bei ihren Ringen und Schlingen aufhalten? Diese sind ihm das Hauptaugenmerk: sie kommen ihm immer von neuem ins Gesicht, und er schaudert nie mehr, als wenn er an diese unermeßlichen Windungen und Umschlingungen und Stellungen denkt. Virgil muß nachgeahmet haben; entweder nun einem Kunstwerke, oder, welches mich wahrscheinlicher dünkt, dem Gemählde Homers. Das hat von jeher den Nachahmer verrathen, wenn er mit gar zu künstlicher Hand pinselt, und Nebendinge am sorgfältigsten vollendet. Eben daher wage ichs zu sagen, daß Virgils Schilderung mehr das Ohr füllet, als die Seele. Mit allem Vorplätschern der Schlangen thut sie nichts, als uns zerstreuen und betäuben: mit allen Windungen derselben um Laokoon, die hier so genau angezeigt werden, wird unser Auge vom Laokoon auf die Schlangen gewandt: wir vergessen, auf sein Gesicht zu merken, und auf die Seele, die in demselben spreche: endlich zeiget sich dieselbe — aber durch ein wüstes Geschrei, durch das Brüllen eines verwundeten Stiers, der vom Altar entlaufen:

clamores horrendos ad sidera tollit — —

freilich, „ein erhabener Zug für das Gehör," wie ich Lessingen gern zugebe *); aber ein leerer Schall für die Seele. Der Dichter hat sich so sehr in die Windungen seiner Schlangen verschlungen, daß er eins, und zum Unglücke das Hauptstück, vergißt: Laokoon selbst, und seine Angst und den Zustand seiner Seele: Züge, die Homer sogar bei seiner jungen Sperlingsbrut, und bei ihrer armen Mutter nicht vergißt, und uns also ein Bild nicht fürs Auge, und noch minder blos „erhabne Züge fürs Ge„hör," sondern ein Bild in die Seele mahlet. Ich weiß nicht, wie Lessing sich im Lobe Virgils so lange **) bei den Nebenzügen, „Windungen der Schlangen," u. s. w. aufhält, die bei dem Mahler und Bildhauer gewiß, aber nicht bei dem Dichter, weites Lob verdienen. Ja, wenn Virgil zum Vorbilde eines Künstlers gearbeitet hätte! Ist das aber nicht wider den Zweck des ganzen Lessing'schen Werkes?

Und was er gegen Virgil zu nachsehend ist, wird er gegen Petron zu strenge ***), da sich doch die meisten dieser Vorwürfe sicherer auf Virgil gegen Homer, als auf Petron gegen Virgil betrachtet, deuten ließen. Ich weiß Petrons gezwungene Art zu dichten, und gestehe gern zu, daß aus seiner Beschreibung Laokoons kein Funke poetisches Genie hervorblitze: muß aber darum das Gemählde, das er beschreiben will, muß die ganze Gallerie von Gemähl-

*) Laok. p. 30.

) Laok. p. 59 — 66. *) p. 54. 55.

den zu Neapel nur in seiner Einbildungskraft existirt haben? Warum das? Etwa, weil ein Romanschreiber kein Historikus seyn darf? seyn darf! freilich nicht; aber auch nicht, daß ers nicht seyn müßte; nicht seyn könnte? zumal die schlechten Romanschreiber. Sie ersetzen uns das durch eingeschaltete Geschichte, was ihre Phantasie brüchig läßt: sie liefern uns halbhistorische Romane, oder romanhafte Halbgeschichte: der Abt Terrasson, mit dem Diodor von Sicilien bei Hand, seinen Sethos, und andre einen Roman voll Geographie, oder wahrer Geschichte. Sollte sich nun nicht Petron auch zu dieser Klasse bekennen? Sehr wahrscheinlich: und eben von dieser Vermischung der Wahrheit und der Erdichtung, der Geschichte und Phantasie rührt auch die große Verschiedenheit des Urtheils, welches die Kunstrichter über Petron von jeher gefällt. Seine Einbildungskraft ist spielend, trocken, gezwungen; und die Kinder, die sie hervorbringt, haben den Charakter ihrer Mutter; aber sein Urtheil, die oft eingeschalteten historischen Züge über den verderbten Zeitgeschmack, sind fein, sind lobwürdig. Mir wirds also sehr glaublich, daß Petron, der mit Gewalt ein Dichter seyn wollte, seine Beschreibung Laokoons, durch die Nachahmung eines wirklichen Gemähldes, wohl habe aufstutzen wollen; daß das Gemählde von Laokoon wohl irgend wo anders, als in der Phantasie Petrons existirt habe. Und wenn es existirt hätte? — Nun! so treffen auch Lessings kritische Streiche auf Petron diesmal einen Unrechten, und sein Arkanum, den Styl eines Nachahmers zu entdecken, kann ihm diesmal unzuverlässig werden. Hat Petron ein Gemählde geschildert: was

eher, als daß sein Auge an Nebenideen hangen blieb, daß er diese Nebenideen auch übertreiben konnte? Ists, daß er im Bilde das Geräusch der Schlangen gleichsam zu hören glaubte: ists, daß er ein Gemählde der Kinder Laokoons, sich zu Tode ängstigend, antraf: so waren ihm, dem Versificator einer mahlerischen Schilderung, dem Nachahmer des Gemähldes, diese Figuren Augenmerk genug, um mit dem Pinsel zu wetteifern, um diese Nebenideen der Phantasie, aber Hauptideen des Auges im Gemählde, bestmöglichst zu verschönern. Die Größe der Schlangen wiederum, in deren Schilderung sich Virgil verliebt hat, war nicht sein Hauptaugenmerk: denn sie konnte es nicht im Gemählde seyn, wo man die Größe aus dem Geräusche in den Wellen gleichsam nur schliessen mußte. Die ganze Schilderung Petrons ist eine Zusammenhäufung sichtbarer Ideen: warum also nicht die Nachahmung eines wirklichen Gemähldes? und alsdann nicht so sicher ein Beispiel und eine Probe von der schülerhaften Nachahmung eines andern Dichters, und noch unsicherer eine erste Probe, die auf alle gälte. So sklavisch sie ist: so bleibt doch gegen sie ein Quintus Calaber noch nicht eben der beßre *) Dichter und Kenner der Natur: und so unendlich sie hinter Virgil zurückbleibt, so ist doch auch dieser in seiner Schilderung gewiß nicht ganz Dichter; er ist Nachahmer Homers, und zeigt dieß in den so weit verstärkten und verschönerten Nebenzügen, daß das Ganze verschwindet.

*) Laok. p. 67.

Was würde hieraus folgen? Dieß, daß, wenn Virgil nach Homer gearbeitet, er immer seine Geschichte, er habe sie aus Pisander, Euphorion, Sophokles geschöpft, nach seiner Art verändert habe, und daß also der Künstler neben ihm aus eben dieser Quelle habe schöpfen, und doch in der Vorstellung von ihm abgehen können, wenn er auch blos dem griechischen Buchstaben gefolget wäre.

Gesetzt also, er hätte den verlohrnen Laokoon des Sophokles vor sich gehabt: welche Idee hätte ihm die Sophokleische Muse geben müssen? Sophokles, ein so weiser Dichter des Theaters, der zuerst auf demselben gleichsam Sittlichkeit und Anstand festsetzte, der hierin vielleicht einzig und allein das rechte Maas traf; Sophokles, der bei seinem Philoktet die Leiden des Körpers so sehr in Leiden der Seele zu verwandeln wußte — wie wird er seinen Laokoon geschildert haben? Mit dem Hauptzuge des gräßlichen Geschreies? Ein vortreffliches Mittel, das Trommelfell des Ohres, aber nicht unser Herz zu rühren. Gewiß wird er bessere Wege an unser Herz gesucht, und also auch Laokoons Schmerzen und Geschrei mit der Waage des richterischen Genies zugewogen haben, mit der er sie dem Philoktet zuwiegt. Nun lasset einen weisen griechischen Künstler von einem weisen griechischen Dichter diesen Gegenstand geborgt, lasset ihn die Manier des theatralischen Gemähldes genutzt, und vom Sophokles den leidenden Laokoon so gelernt haben, als Timanthes vom Euripides die weise Verhüllung Agamemnons lernte: so dünkt mich, ich sähe die Wage des Ausdrucks eben auf

dem Punkte, auf dem sie bei dem Laokoon des Künstlers schwebet. Das Maas des Seufzers ist ihm zugewogen. „Der Schmerz, welcher sich in allen „Muskeln und Sehnen des Körpers entdecket, und „den man ganz allein, ohne das Gesicht und andre „Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; „dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit „keiner Wuth in dem Gesichte, und in der ganzen „Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, „wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Oeffnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie „es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers „und die Größe der Seele sind durch den ganzen „Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet, „und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er „leidet, wie des Sophokles Philoktet: sein Elend „gehet uns bis an die Seele; aber wir wünschten, „wie dieser große Mann das Elend ertragen zu „können." Ich kenne nichts würdigers, als diese Worte, und der römische Dichter, der Nachahmer Homers, kommt also gar nicht ins Spiel.

Ich sehe, daß ich bisher blos in kritischen Materien aufgeräumt habe, welche Lessing seinem Laokoon zum Grunde legen wollen, füglich aber auch, dem Hauptinhalte seines Buchs unbeschadet, hätte auslassen können. Es ist Zeit, meine Leser, aus dem kritischen Schutte hinweg, zu diesem Hauptinhalte selbst näher hinan zu führen.

9.

Den ersten Unterschied zwischen Poesie und der bildenden Kunst sucht Lessing *) in dem Augenblicke zu erhaschen, in dem die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden. Dieser Augenblick also könne nicht fruchtbar genug gewählet werden: und sey dann nur fruchtbar, wenn er der Einbildungskraft freien Raum läßt. — So weit nun sind schon alle Kunstrichter gekommen, die über die Grenzen der Künste nachdachten; aber der Gebrauch, den Lessing macht, gehört ihm. Ist nämlich die Kunst an einen Augenblick gebunden, bleibt dieser Augenblick: so wähle sie nicht das Höchste in einem Affekt: sonst weiß die Einbildungskraft kein Höheres: sie drücke auch nichts Transitorisches aus; denn dies Transitorische wird durch sie verewigt.

Nichts hingegen nöthige den Dichter, sein Gemählde in einen Augenblick zu concentriren. Er nehme jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf, und führe sie durch alle mögliche Abänderungen, bis zu ihrer Endschaft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganz besondres Stück kosten würde, koste ihm einen einzigen Zug u. s. w. Das Kennzeichen selbst ist, wie gesagt, längst angegeben; Lessing macht aber dies angegebene Kennzeichen praktisch.

*) Laok. p. 24.

Nichts Uebergehendes also wähle die Kunst zum Augenblicke ihres Gegenstandes *): aber was ist denn eigentlich, was in der Natur nicht transitorisch, was in ihr völlig permanent wäre? Wir leben in einer Welt von Erscheinungen, wo eine auf die andre folgt, und ein Augenblick den andern vernichtet; alles in der Welt ist an den Flügel der Zeit gebunden, und Bewegung, Abwechselung, Wirkung ist die Seele der Natur. Metaphysisch also — doch wir wollen hier nicht metaphysisch, sinnlich wollen wir reden: und im sinnlichen Verstande, nach der Erscheinung unsrer Augen, giebt es da nicht unablässige, daurende Gegenstände genug, die also die Kunst nachahmen soll? Allerdings, es giebt solche; und dies sind gewissermaßen alle Körper, und zwar so fern sie Körper sind. Diese, so abwechselnd ihre Zeitfolgen und Zustände auch seyn mögen; so schnell auch jeder Augenblick ihres Seyns sie ändere: so geht er doch nicht unsern Augen vorüber; für diese kann also der Künstler Erscheinungen liefern: er schildere Körper, er ahme nach die bleibende Natur.

Wenn aber diese bleibende Natur auch zugleich todte Natur wäre? wenn das Intransitorische eines Körpers eben von seiner Unbeseeltheit zeugte? Alsdann, dies bleibende Intransitorische des Gegenstandes zum Augenmerke der Kunst ohne Einschränkung gemacht — was anders, als daß mit diesem Grundsatze der Kunst auch — ihr bester Ausdruck genom-

*) Laok. p. 25.

genommen würde? Denke man sich einen seelenvollen Ausdruck durch einen Körper, welchen man wolle, er ist vorübergehend. Je mehr er eine menschliche Leidenschaft charakterisiret; um so mehr bezeichnet er einen veränderlichen Zustand der menschlichen Natur, und um so mehr „erhält er durch die Verlängerung der Kunst ein widernatürliches Ansehen, „das mit jeder wiederholten Erblickung den Eindruck schwächt und uns endlich vor dem ganzen „Gegenstande Ekel oder Grauen verursacht." Die Einbildungskraft habe noch so viel Spielraum, noch so viel Flug: so muß sie doch endlich einmal an eine Grenze stoßen, und unwillig wieder zurück kommen; ja, je schneller sie gehet, je prägnanter der gewählte Augenblick sey, um so eher kommt sie zum Ziel. So gut als ich zu einem lachenden la Mettrie sagen kann, wenn ich ihn zum dritten, viertenmal noch lachend sehe: du bist ein Geck! so gut werde ich auch endlich zu Myrons Kuh sagen können: nun so gehe doch fort, was stehest du? — Und so viel Ursache ich habe, einen schreienden, einen unablässig schreienden Laokoon endlich unleidlich zu finden; so viel Ursache werde ich, nur etwas später, finden, auch den seufzenden Laokoon überdrüßig zu werden, weil er noch immer seufzet. Endlich also auch den stehenden Laokoon, daß er immerhin stehet, und sich noch nicht gesetzet hat: endlich auch eine Rose von Huisum, daß sie noch blühet, noch nicht verweset ist; endlich also jede Nachahmung der Natur durch Kunst. In der Natur ist Alles übergehend, Leidenschaft der Seele und Empfindung des Körpers: Thätigkeit der Seele und Bewegung des Körpers:

jeder Zustand der wandelbaren endlichen Natur. Hat nun die Kunst nur einen Augenblick, in den Alles eingeschlossen werden soll: so wird jeder veränderliche Zustand der Natur durch sie unnatürlich verewigt, und so hört mit diesem Grundsatze alle Nachahmung der Natur durch Kunst auf.

Nichts ist gefährlicher, als eine Delikatesse unseres Geschmacks in einen allgemeinen Grundsatz zu bringen, und sie in ein Gesetz zu schlagen: sie giebt alsdann zu einer guten gewiß zehn mißliche Seiten. Lessing wollte den höchsten Grad des Affekts von der Bildung einer Bildsäule ausschließen; gut! Er gab aber davon die Ursache, daß diese Leidenschaft transitorisch *) wäre; nicht so gut! Er machte endlich aus dieser Ursache einen Grundsatz: die Kunst drücke nichts aus, was sich nicht anders, als transitorisch, denken läßt: und dies verführt am weitesten. Mit ihm wird die Kunst todt und entseelt gemacht, sie wird in jene faule Ruhe versenket, die nur den Klosterheiligen der mittlern Zeit gefallen könnte: sie verliert alle Seele ihres Ausdrucks.

Und welches wäre denn die angebliche Ursache einer so grausamen kritischen Arznei? Weil eine transitorische Erscheinung, sie möge angenehm, oder schrecklich seyn, durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen bekomme, daß mit jeder wiederholten Erblickung **) — Ich mag nicht weiter! Wiederholte Erblickung! jede wiederholte Erblickung! wer wird auf diese rechnen?

*) Laok. p. 25. **) p. 26.

Wer wird sich in seiner Jugend ein Vergnügen versagen, weil es endlich mit jedem wiederholtem Genusse schwächer werden müßte? wer mit sich selbst hadern, mit seiner Empfindung zanken, statt sich ungestört dem angenehmen Jetzt zu überlassen, ohne an die Zukunft zu denken? ohne aus dieser sich selbst Schatten hervor zu rufen, die die Freuden von uns scheuchen? Alle sinnliche Freuden sind blos für den ersten Anblick, und für ihn allein sind auch die Erscheinungen der schönen Kunst. „La „Mettrie, der sich als einen zweiten Demokrit mah„len lassen, lacht dir nur die ersten male, da du ihn „siehest: du betrachtest ihn öfter, und er wird aus „einem Philosophen ein Geck: aus seinem Lachen „wird ein Grinsen." Es kann seyn! aber wenn dieser lachende Demokrit auch nur für den ersten Anblick gebildet seyn wollte? Wie nun? war bei diesem ersten Anblicke schon sein Lachen nicht anders, als verächtlich und widerlich; ward sogleich dadurch der Philosoph ein respektiver Geck, und seine Demokritmiene ein Grinsen: so ists freilich schlimm für ihn und den Künstler. Das Lachen hätte unterbleiben sollen; aber — nicht seiner permanenten Dauer sondern seines verächtlichen widerlichen Anblickes willen. War dies aber nicht: dünkt dich nur nach öfterm Besuche der lachende Philosoph ein Geck — Mikater Freund! so bilde dir ein, du habest ihn noch nicht gesehen, oder — meide ihn. Aber uns verwehre darum nicht seinen ersten Anblick: und noch weniger forme ein Gesetz, daß künftig kein Philosoph lachend gemahlt werden solle, weil das Lachen was transitorisch sey. Jeder Zustand in der

Welt ist so mehr oder minder transitorisch. Sulzer *) hat sich mit gesenktem Haupte, mit einem vom Finger unterstützten Kinne, und mit tiefer philosophischer Miene stechen lassen. Nach Lessings Grundsatze müßte man ihn im Bilde anreden: Philosoph, wirst du bald deine Aesthetik ausgedacht haben? stirbt dir nicht dein gesenkter Kopf, und dein erhabner Finger? Seufzender Laokoon, wie lange wirst du seufzen? So oft ich dich sehe, ist dir noch die Brust beklemmt, der Unterleib eingezogen? ein transitorischer Augenblick, ein Seufzer, ist bei dir widernatürlich verlängert. Der donnerwerfende Jupiter, und die schreitende Diana, der den Atlas tragende Herkules, und jede Figur in der mindesten Handlung und Bewegung, ja auch nur in jedem Zustande des Körpers ist alsdann widernatürlich verlängert: denn keine derselben dauret ja ewig. So wird, wenn die vorstehende Meynung Grundsatz würde, das Wesen der Kunst zerstört.

Es kann also auch nicht als Ursache gelten, warum die Kunst keine Höhe des Affekts ausdrücken müßte: es ist nicht Delikatesse, sondern Eckel des Geschmacks.

Jedes Werk der bildenden Kunst ist, wenn wir uns die Eintheilung Aristoteles gefallen lassen, ein Werk und keine Energie: es ist in allen seinen Theilen auf einmal da: sein Wesen besteht nicht in der Veränderung, in der Folge auf einander, sondern

*) Sämmtl. vermisch. Schr. Th. 5.

im Coexistiren neben einander. Hat also der Künstler es dem ersten, aber ganzen und genauesten Anblicke, der eine vollständige Idee liefern muß, vollkommen gemacht; so hat er seinen Zweck erreicht, die Wirkung bleibet ewig: es ist ein Werk. Es steht auf einmal da, und so werde es auch betrachtet: der erste Anblick sey permanent, erschöpfend, ewig, und blos die menschliche Schwachheit, die Schlaffheit unsrer Sinne, und das Unangenehme des langen Anstrengens macht, bei tief zu erforschenden Werken, vielleicht das zweite, vielleicht hundertste Mal des Anblicks nöthig; darum aber sind alle diese Male doch nur Ein Anblick. Was ich gesehen habe, muß ich nicht wieder sehen, und wenn mir etwas nicht durch das vollständige Eine des Anblicks, sondern nur die Abwechselung, durch die Wiederholung desselben widerlich wird, so liegt es nicht an der Kunst, sondern an dem Ueberdruß meines Geschmacks. Kann dieser nun einen Grundsatz der Kunst bilden? kann er auch nur eine tüchtige Ursache eines andern Satzes abgeben?

So räume ich also bei Lessing diese Ursache, als Ursache, als Gesetz weg, und denke damit genug zu haben, daß der höchste Affekt dem ersten Anblicke widerlich, und der Einbildungskraft gleichsam zu enge, folglich in der Kunst wenigstens als Hauptanblick zu vermeiden sey. Wenn die Wirkung der Kunst ein Werk ist, zu Einem, aber gleichsam ewigen Anschauen gebildet: so muß dieser Eine Anblick auch so viel Schönes für das Auge und so viel Fruchtbares für die Einbildungskraft enthalten, als er enthalten kann. Daher kommt das Unendliche und

Unermeßliche in dieser bildenden Kunst, das sie vor allen andern Künsten des Schönen voraus hat: nämlich ein höchstes Ideal der Schönheit für das Auge, und für die Phantasie die stille Ruhe des griechischen Ausdrucks: denn beide sind die Mittel, uns in den Armen einer ewigen Entzückung, und in dem Abgrunde eines langen seligen Anblicks zu erhalten.

„Wie kommts, fragt ein Philosoph des Schö„nen *), daß es nur in der Mahlerei und Bildhau„erkunst eine Idealschönheit, ein aliquid immensum „infinitumque giebt, das sich die Künstler in der „Einbildung zum Muster vorstellen, und in der „Dichtkunst nicht?" Ich glaube nicht, daß er sich diese Frage von Seiten der Kunst durch die Bemerkung aufgelöset, „daß in den schönen Künsten das „Idealschöne am schwersten zu erreichen sey," denn die Frage bleibt dieselbe: „warum muß denn ein so „schweres Ziel erreichet seyn?" Aus keiner Ursache, glaube ich, als weil die Kunst nur Werke liefert, die Einen Augenblick vorstellen, und zu einem großen Anblicke gebildet sind: die also ihren Augenblick so annehmlich, so schön machen müssen, daß nichts drüber, daß die Seele, in Betrachtung desselben versunken, gleichsam ruhe, und das Maas der vorübergehenden Zeit verliere. Die schönen Künste und Wissenschaften dagegen, die durch die Zeit und Abwechselung der Augenblicke wirken, die Energie zum Wesen haben, müssen keinen einzelnen Augenblick ein Höchstes liefern, nie auch unsere Seele in dieß

*) Litt. B. Th. 4. p. 285.

augenblickliche Höchste verschlingen wollen; denn sonst wird eben die Annehmlichkeit gestört, die in der Folge, in der Verbindung und Abwechselung dieser Augenblicke und Handlungen beruhet, und jeden Augenblick nur also als ein Glied der Kette, nicht weiter nutzet. Wird einer dieser Augenblicke, Zustände und Handlungen, eine Insel, ein abgetrenntes Höchstes, so geht das Wesen der energischen Kunst verlohren. Ist aber wiederum der eine ewige Augenblick der bildenden Kunst nicht so, daß er auch einen ewigen Anblick gewähren könnte, so ist ihr Wesen auch nicht erreicht. Bei Körpern ist dieser einige ewige Anblick die vollkommene Schönheit; und sofern die Seele durch den Körper wirken soll, ists die hohe griechische Ruhe. Diese ist zwischen der todten Unthätigkeit, und zwischen der aufgebrachten übertriebnen Wirkung mitten inne; die Einbildungskraft kann auf beide Seiten weiter hinschweben, und hat also in diesem Anblicke der Seele die längste Unterhaltung. Todte Unthätigkeit schneidet den Faden der Gedanken mit einem Schnitte ab; die Figur ist todt, wer will sie erwecken? Das Uebertriebne im Ausdrucke kürzet wieder auf der andern Seite den Flug der Phantasie; denn wer kann sich über das Höchste noch etwas Höheres gedenken? Aber die Ruhe des griechischen Ausdrucks wieget unsre Seele nach beiden Seiten hin: und in ihrem Anblicke stellen wir uns zugleich das stille Meer vor, aus dem sich diese sanfte Welle der Bewegung und Leidenschaft erhoben; zugleich auch: Wie wenn die Welle sich mehr hübe? wie wenn aus diesem hauchenden Zephyr ein reißender Sturm der Leidenschaft würde? wie würden sich alsdann die Fluthen thürmen, und

der Ausdruck aufschwellen! — Welch weites Feld der Gedanken liegt also in dem Anblicke der sanften Ruhe des griechischen Ausdrucks!

Ich glaube, von zweien Problemen den Grund in dem Wesen der Kunst gefunden zu haben. Warum ist bei der bildenden Kunst das höchste Gesetz Schönheit? Weil sie neben einander wirket, ihre Wirkung also in einen Augenblick einschließet, und ihr Werk für einen ewigen Anblick erschaffet. Dieser einzige Anblick liefere also das Höchste, was ewig fest hält in seinen Armen — die Schönheit. — Körperliche Schönheit ist indessen noch nicht befriedigend: durch unser Auge blickt eine Seele, und durch die uns vorgestellte Schönheit blicke also auch eine Seele durch. In welchem Zustande diese? Ohne Zweifel in dem, der meinen Anblick ewig erhalten, der mir das längste Anschauen verschaffen kann. Und welches ist der? Kein Zustand der faulen Ruhe, der giebt mir nichts zu denken: kein Uebertriebnes im Ausdrucke; dieß schneidet meiner Einbildungskraft die Flügel: sondern die sich gleichsam ankündigende Bewegung, die aufgehende Morgenröthe, die uns zu beiden Seiten hinschauen läßt, und also einzig und allein ewigen Anblick gewähret.

Auf diese Art generalisiren sich die Begriffe des Unterschiedes von selbst, und wir reden nicht mehr von Bildhauerei und Poesie, sondern von Künsten überhaupt, die Werke liefern, oder durch eine unterbrochne Energie wirken. Was von der Poesie gilt, wird, in diesem Betrachte, auch von Musik und Tanz gelten; denn auch diese wirken nicht für

einen Anblick, sondern für eine Folge von Augenblicken, deren Verbindung eben die Wirkung der Kunst macht: sie haben also durchaus andre Gesetze. Es heißt also auch nicht, den römischen Dichter Laokoons erklärt, wenn ich anführe *), daß sein clamores horrendos ad sidera tollit kein schiefes schreiendes Maul, und keinen häßlichen Anblick vorweise: denn freilich arbeitete er nicht fürs Auge, und noch minder war dieser Zug seines Gemähldes ewiger Anblick, im mahlerischen Verstande. Aber wie? wenn seine ganze Schilderung, die ich als ein Gemählde für meine Seele betrachte, mir keinen andern innern Zustand des Laokoon zeigte, als der in diesem Schreie liegt: bleibt alsdann nicht auch im Gemählde des Dichters dieser Zug Hauptfigur? Wenn ich mich an den virgilianischen Laokoon erinnere, erinnere ich mich nicht jedesmal an einen Schreienden? denn auf andre Art hat er bei seinem Schmerze seine Seele nicht gezeigt. Nun ändert sich der Gesichtspunkt. Es muß aus dem Wesen der Poesie, aus dem energischen Zwecke des Dichters erklärt werden, ob dieser Zug von Laokoon, diese einzige Aeußerung seiner Empfindung, in meiner Einbildungskraft, Hauptfigur, bleibender Eindruck werden sollte? Nicht genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör sey; (wenn ich einen Zug für das Gehör verstehe) es muß auch dem Dichter daran gelegen seyn, ihn zum Hauptzuge Laokoons in meiner Phantasie zu machen. Ist dies nicht, so hat der Dichter, wenn ich gleich

*) Laok. p. 30.

der Ausdruck aufschwellen! — Welch weites Feld der Gedanken liegt also in dem Anblicke der sanften Ruhe des griechischen Ausdrucks!

Ich glaube, von zweien Problemen den Grund in dem Wesen der Kunst gefunden zu haben. Warum ist bei der bildenden Kunst das höchste Gesetz Schönheit? Weil sie neben einander wirket, ihre Wirkung also in einen Augenblick einschließet, und ihr Werk für einen ewigen Anblick erschaffet. Dieser einzige Anblick liefere also das Höchste, was ewig fest hält in seinen Armen — die Schönheit. — Körperliche Schönheit ist indessen noch nicht befriedigend: durch unser Auge blickt eine Seele, und durch die uns vorgestellte Schönheit blicke also auch eine Seele durch. In welchem Zustande diese? Ohne Zweifel in dem, der meinen Anblick ewig erhalten, der mir das längste Anschauen verschaffen kann. Und welches ist der? Kein Zustand der faulen Ruhe, der giebt mir nichts zu denken: kein Uebertriebnes im Ausdrucke; dieß schneidet meiner Einbildungskraft die Flügel: sondern die sich gleichsam ankündigende Bewegung, die aufgehende Morgenröthe, die uns zu beiden Seiten hinschauen läßt, und also einzig und allein ewigen Anblick gewähret.

Auf diese Art generalisiren sich die Begriffe des Unterschiedes von selbst, und wir reden nicht mehr von Bildhauerei und Poesie, sondern von Künsten überhaupt, die Werke liefern, oder durch eine unterbrochne Energie wirken. Was von der Poesie gilt, wird, in diesem Betrachte, auch von Musik und Tanz gelten; denn auch diese wirken nicht für

einen Anblick, sondern für eine Folge von Augenblicken, deren Verbindung eben die Wirkung der Kunst macht: sie haben also durchaus andre Gesetze. Es heißt also auch nicht, den römischen Dichter Laokoons erklärt, wenn ich anführe *), daß sein clamores horrendos ad sidera tollit kein schiefes schreiendes Maul, und keinen häßlichen Anblick vorweise: denn freilich arbeitete er nicht fürs Auge, und noch minder war dieser Zug seines Gemähldes ewiger Anblick, im mahlerischen Verstande. Aber wie? wenn seine ganze Schilderung, die ich als ein Gemählde für meine Seele betrachte, mir keinen andern innern Zustand des Laokoon zeigte, als der in diesem Schreie liegt: bleibt alsdann nicht auch im Gemählde des Dichters dieser Zug Hauptfigur? Wenn ich mich an den virgilianischen Laokoon erinnere, erinnere ich mich nicht jedesmal an einen Schreienden? denn auf andre Art hat er bei seinem Schmerze seine Seele nicht gezeigt. Nun ändert sich der Gesichtspunkt. Es muß aus dem Wesen der Poesie, aus dem energischen Zwecke des Dichters erklärt werden, ob dieser Zug von Laokoon, diese einzige Aeußerung seiner Empfindung, in meiner Einbildungskraft, Hauptfigur, bleibender Eindruck werden sollte? Nicht genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör sey; (wenn ich einen Zug für das Gehör verstehe) es muß auch dem Dichter daran gelegen seyn, ihn zum Hauptzuge Laokoons in meiner Phantasie zu machen. Ist dies nicht, so hat der Dichter, wenn ich gleich

*) Laok. p. 30.

kein schönes Bild verlange, doch auf mich seinen ganzen Eindruck verfehlt —

Es ist nicht mein Zweck, dies bei Virgil zu untersuchen. Ich habe Winkelmann gerechtfertigt, der (vielleicht nur gar historisch) sagen kann: „der „Laokoon des Künstlers schreiet nicht, wie der Lao„koon des Virgils." Ich habe die Ursache, die Lessing giebt vom Unterschiede beider Künste, geprüft, und auf das Eine des Anblicks zurückgeführt, in dem sich die bildende, und keine andre Kunst zeige. Ich wollte, daß Lessing in seinem ganzen Werke diesen Unterschied des Aristoteles zwischen Werk und Energie zum Grunde gelegt hätte: denn alle seine Theilunterschiede, die er angiebt, laufen doch endlich auf diesen Hauptunterschied hinaus.

10.

Wie kann der Dichter dem Künstler, und der Künstler dem Dichter nachahmen? Ich glaube, daß der Unterschied, den Lessing bei den Gattungen ihrer Nachahmung macht *), schon in unsrer Sprache liege, und also auch in der Auseinandersetzung alles gleich durch ein Wort deutlich mache. Einen nachahmen, heißt, wie ich glaube, den Gegenstand, das Werk des andern nachmachen; einem nachahmen

---

*) Laok. p. 78. 79.

aber, die Art und Weise von dem andern entlehnen, diesen oder einen ähnlichen Gegenstand zu behandeln.

Um in diesen Unterschied einzudringen, sucht Lessing *) einen Gegner auf, mit dem er streite, und dieß ist Spence. Spence war freilich ein rathender Kopf voll Allusionen und Aehnlichkeiten: ein Wort, ein Zug des Bildes war ihm genug, Anspielung und Nachahmung zu finden, und ich gestehe gern, daß sich sein Werk selten über ein Verzeichniß von Parallelstellen der Dichter (zwar leider! nur der römischen Dichter,) und der Künstler (und doch meistens griechischer Künstler) erhebe. Indessen spielt ihm Lessing einen bösen Streich, daß er im Texte nützliche Erläuterungen anführt, welche alten Schriftstellen aus der Vergleichung mit Kunstwerken zuwüchsen, und in seinen Noten diese nützlichen Erläuterungen fast sämmtlich widerlegt. Sind also nützliche Erläuterungen bei Spence von dieser Art, oder sind dies gar die einzigen: so danke ich für Spence.

Ich weiß aber nicht, ob Lessing in Allem, was er gegen diese Erläuterungen sagt, so ungetheilt Recht habe. Juvenal redet von einem Soldatenhelme, wo unter andern Sinnbildern er auch

— nudam effigiem clypeo fulgentis et hastâ
Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti.

und Addison glaubte die Stellung des Dei pendentis nicht besser, als durch Werke erklären zu können,

*) p. 80.

wo Mars zu der Rhea herunter schwebet, und also über ihr gleichsam hanget. Noch bin ich für die addisonsche und spencische Erläuterung nicht eingenommen: was hat aber Lessing dagegen *)? daß es ein Hysteron proteron von Juvenal seyn würde, von der Wölfin und den jungen Knaben zu reden, und dann erst von dem Abentheuer, dem sie ihr Daseyn zu danken haben. „Bei einem Dichter, bei einem satyrischen Dichter zumal, wie viel hat da wohl ein Hysteron proteron auf sich?“ Doch so mag ich nicht reden: das hieße nicht den Dichter erklären, sondern unsre ihm angepaßte Erklärung retten. Erst zeige man mir, wo das Hysteron proteron stecke! „In den ersten rauhen Zeiten der Republick zerbrach „der Soldat die kostbarsten Becher, die Meister„stücke griechischer Künstler, um eine Wölfin, ei„nen kleinen Romulus und Remus, einen hangen„den Mars auf seinen Helm zu setzen.“ Dieß ist Juvenals Gedanke, und wo das Hysteron proteron in ihm? Der römische Soldat ist ein sammlender Name, ein nomen collectivum: und sein Helm steht für alle römische Helme; auf einen konnte dieß, auf einen das gesetzt werden; und so gut die Wölfin, und die beiden Kleinen am Felsen, als der hangende Mars, wäre an sich ein Emblem des römischen Ursprunges, und des rauhen Soldaten, dem das aus solchem Ursprunge entstandene Rom alles war. Alsdann hätte Juvenal ein Paar Beispiele angeführt, die aus einer Geschichte hergenommen, zu dem Emblem einer Sache neben einan-

*) Laokoon p. 83.

der stehen, ja aber unter sich kein Ganzes ausmachen sollen. Wie so aber zu dem Emblem einer Sache? „Man sage, fragt Lessing *), ob eine Schäferstunde „wohl ein schickliches Emblema auf dem Helme eines „römischen Soldaten gewesen?" Warum nicht? Es war nicht mehr das Bild einer Schäferstunde allein, sondern das Bild des göttlichen Ursprunges der Römer, des Ursprunges, auf welchen der Soldat stolz war als ein Römer. Es war nicht die Ueberraschung der Rhea, sondern die Stunde, die dem Stifter Roms das Leben gab: also so unpassend nicht auf den Helm eines Römers, der seinen Mars auch in dieser pendenten Stellung nicht verabscheute, und auch in ihr so ungern nicht sein Abkömmling seyn mochte, den sie eben zum Römer machte — —

Ich habe gesagt, die Bilder Juvenals haben einzeln auf den Helmen der Soldaten seyn können: warum aber müßte es ein Hysteron proteron seyn, wenn sie auch neben einander auf Einem Helme gewesen wären? nur in verschiedne Gruppen getheilt, wovon der Dichter ein Paar anführt. Haben mehr Denkbilder des römischen Ursprungs darauf Raum gefunden: so schnitze sie der Künstler, mir und dem Sinne Juvenals nicht zuwider.

Aber schwebt auch Mars, fährt Lessing fort **), wirklich? und es ist viel, wie weit sein Grübelndes Zweifeln geht. „Mag auch Spence recht gesehen, recht haben stechen lassen, und — — die Münze

*) Laok. p. 83. **) p. 54.

auch gehabt haben?" Es ist hart, muß ich Lessingen nachsagen, es ist hart, in einer solchen Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen: zumal es mehr bekannte Münzen von dieser Art giebt.

Der Zweifel tritt weiter, und wird zur allgemeinen Verneinung *). „Ein schwebender Körper, ohne „eine scheinbare Ursache, durch welche die Wirkung „seiner Schwere verhindert wird, ist eine Ungereimtheit, von der man in den alten Kunstwerken kein „Exempel findet." Nun! so weit hätte man es doch nicht führen dürfen! Mars, in dem gegenwärtigen Falle, ist ja nichts minder, als ein schwebender Körper, ein ohne scheinbare Ursache schwebender Körper, der ungereimt wäre, der das Auge beleidigte, der die Regeln der Bewegung, der Schwere, des körperlichen Gleichgewichts aufhübe — wo ist dies alles unser Mars? Es ist ein sich herabsenkender Körper, der eben nach den Regeln der Bewegung und Schwere und des Gleichgewichts die Erde sucht, oder mit Shakespears schönem Ausdrucke vom Merkur, der mit seinem Fuße den Hügel küsset. Auf einem Kunstwerke von so wenigem Umfange denkt ja niemand, daß dieser herabschwebende Mars vom Himmel gekommen, daß er sich durch die Luft gestürzt, daß er in ihr ohne Flügel und Leitband gehangen: wie es also sey, daß er noch so glücklich herabkomme — hieran denkt niemand, denn er sieht Mars nur so fern, als er die Erde betritt. Es ist

*) Laok. p. 85.

das Niedersenken, wie von einem sanften Sprunge, und dazu braucht man kein Gott zu seyn, oder sich einen Gott von ganz andern Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts denken zu müssen: die sanfte Stellung kann jeder dem Mars nachthun, und der Künstler sie ohne Ungereimtheit wählen. — Der ganze Allgemeinsatz ist also hier kaum an seiner Stelle, und in der Weite, die ihm Lessing giebt, leidet er Einschränkung. Es muß ein Körper sehr augenscheinlich nicht schweben, sondern hangen, und zwar in der allweiten Luft hangen, wenn sein Anblick die Wahrscheinlichkeit der Augen beleidigen soll: und wie selten ist dies auf einer Münze, auf einem geschnittenen Steine, und auch wohl noch selten in Gemählden, und der Wahrscheinlichkeit der Augen wird da immer ohne Lehrsätze der Bewegung abgeholfen. Was sollen doch, wenn man so genau rechnen wollte, die kleinen Flügelchen an den Füßen Merkurs, bei dem gewaltigen Schwunge, in welchem er sich, z. E. in einem farnesischen Gemählde von Caracci zeigt, machen sie denn den Abschwung wahrscheinlicher, als ein Mars, der auf die Erde hinschwebet? Was sollen alsdann die homerischen Götterpferde, die zwischen der Erde und dem sternbesäeten Himmel mit einem Sprunge so viel beschreiten, als der Hirt absieht, der vom Gipfel des höchsten Gebirges in den schwarzen Ocean ausschauet — was sollen diese, wenn man ihnen auch ein Paar Flügelchen gäbe, die ihnen überdem Homer nicht giebt, wenn man nach der Mechanik bestimmen wollte? Nun aber lasset Apollo, Diana, Luna, Juno, Minerva, und wer von den Himmlischen mehr Gesellschaft machen wolle, in ihrem Luftwagen sich fort-

auch gehabt haben?" Es ist hart, muß ich Lessingen nachsagen, es ist hart, in einer solchen Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen: zumal es mehr bekannte Münzen von dieser Art giebt.

Der Zweifel tritt weiter, und wird zur allgemeinen Verneinung *). „Ein schwebender Körper, ohne „eine scheinbare Ursache, durch welche die Wirkung „seiner Schwere verhindert wird, ist eine Ungereimtheit, von der man in den alten Kunstwerken kein „Exempel findet." Nun! so weit hätte man es doch nicht führen dürfen! Mars, in dem gegenwärtigen Falle, ist ja nichts minder, als ein schwebender Körper, ein ohne scheinbare Ursache schwebender Körper, der ungereimt wäre, der das Auge beleidigte, der die Regeln der Bewegung, der Schwere, des körperlichen Gleichgewichts aufhübe — wo ist dies alles unser Mars? Es ist ein sich herabsenkender Körper, der eben nach den Regeln der Bewegung und Schwere und des Gleichgewichts die Erde sucht, oder mit Shakespears schönem Ausdrucke vom Merkur, der mit seinem Fuße den Hügel küsset. Auf einem Kunstwerke von so wenigem Umfange denkt ja niemand, daß dieser herabschwebende Mars vom Himmel gekommen, daß er sich durch die Luft gestürzt, daß er in ihr ohne Flügel und Leitband gehangen: wie es also sey, daß er noch so glücklich herabkomme — hieran denkt niemand, denn er sieht Mars nur so fern, als er die Erde betritt. Es ist

*) Laok. p. 85.

das Niedersenken, wie von einem sanften Sprunge, und dazu braucht man kein Gott zu seyn, oder sich einen Gott von ganz andern Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts denken zu müssen: die sanfte Stellung kann jeder dem Mars nachthun, und der Künstler sie ohne Ungereimtheit wählen. — Der ganze Allgemeinsatz ist also hier kaum an seiner Stelle, und in der Weite, die ihm Lessing giebt, leidet er Einschränkung. Es muß ein Körper sehr augenscheinlich nicht schweben, sondern hangen, und zwar in der allweiten Luft hangen, wenn sein Anblick die Wahrscheinlichkeit der Augen beleidigen soll: und wie selten ist dies auf einer Münze, auf einem geschnittenen Steine, und auch wohl noch selten in Gemählden, und der Wahrscheinlichkeit der Augen wird da immer ohne Lehrsätze der Bewegung abgeholfen. Was sollen doch, wenn man so genau rechnen wollte, die kleinen Flügelchen an den Füßen Merkurs, bei dem gewaltigen Schwunge, in welchem er sich, z. E. in einem farnesischen Gemählde von Caracci zeigt, machen sie denn den Abschwung wahrscheinlicher, als ein Mars, der auf die Erde hinschwebet? Was sollen alsdann die homerischen Götterpferde, die zwischen der Erde und dem sternbesäeten Himmel mit einem Sprunge so viel beschreiten, als der Hirt absieht, der vom Gipfel des höchsten Gebirges in den schwarzen Ocean ausschauet — was sollen diese, wenn man ihnen auch ein Paar Flügelchen gäbe, die ihnen überdem Homer nicht giebt, wenn man nach der Mechanik bestimmen wollte? Nun aber lasset Apollo, Diana, Luna, Juno, Minerva, und wer von den Himmlischen mehr Gesellschaft machen wolle, in ihrem Luftwagen sich fort-

schwingen: zeiget sie uns der Künstler nur in einer Stellung nahe an, oder über der Erde im Absenken: so vergessen wir gern das Ungeheure der Luft, die wir überdem hier nicht in ihrem Umfange sehen können. Wir brauchen kein Leitband, das die sich absenkende Figur an ein Gestirn hefte, wir brauchen kein Fahrzeug der Kakloqallier, welches bei Swifts Reise in den Mond auf der ersten Wolke übernachtete — —

Noch minder thut mir die verbesserte Lesart Lessings zu dieser Stelle Genüge: — — sie ist gesuchter und metaphysischer *), als alle vorige Lesarten; und kurz! sollte in Spence nicht mehr Vorrath zu Erläuterung der Alten seyn, insonderheit, wenn ein besserer Kopf die Spencischen Compilationen von Parallelstellen nutzte? Aber entfernt bleibe ihm die Grille, daß die Dichter bei jeder kleinen Aehnlichkeit ein Kunstwerk kopirt haben müssen. Lessing widerlegt sie in einigen Beispielen **), und bei manchen hätte auch aus dem innern Baue der dichterischen Schilderungen erwiesen werden können, daß sie aus der Phantasie des Dichters, und nicht von der Arbeit des Künstlers, geflossen, weil sie sich sonst dem Dichter anders hätten vorstellen müssen.

*) Laok. p. 87.

**) p. 90. 91.

11.

Es können kritische Betrachtungen nicht leicht nutzbarer seyn, als wenn Lessing gegen Spence über den Unterschied disputirt *), in welchem dem Künstler und Dichter Götter, geistige und moralische Wesen, erscheinen: hiegegen wird in und außerhalb der Mauren von Troja, ich meyne in Poesie und bildender Kunst, gesündigt.

Götter und geistige Wesen. „Dem Künstler „sind sie nichts als personificirte Abstrakta, die beständig die ähnliche Charakterisirung behalten müssen, wenn sie erkenntlich seyn sollen: dem Dichter „sind sie handelnde Wesen **). Ich weiß nicht, ob dieser Unterschied so fest, und beiden Künsten so wesentlich wäre, als er hier angegeben wird — und mich dünkt, daß ein Ich weiß nicht von dieser Art, das nichts Geringeres als den Gebrauch der ganzen Mythologie in allen schönen Künsten und Wissenschaften betrifft, wohl eine kleine Aufmerksamkeit verdiene.

Also sind die Götter und geistigen Wesen dem Künstler nichts als personificirte Abstrakta? Freilich so lange eine einzelne Figur nichts als ein kenntliches Bild eines himmlischen Wesens seyn soll, so sind die dasselbe charakterisirenden Kennzeichen das Augenmerk. Nun aber trete diese Figur, z. E. bei

*) Laok. p. 113 — 118. **) p. 99. 100.

einem Gemählde, in Handlung, gesetzt die Handlung flöße auch nicht aus ihrem Charakter: so bald tritt die historische Mythologie in die Stelle der emblematischen: und die Gestalt ist nicht mehr durch das, was sie ist, sondern was sie thut, kenntlich. Lessing giebt dies zu *); nur meynt er, die Handlungen müssen nicht ihrem Charakter widersprechen; und aus dem Beispiele, das er giebt, sehe ich, daß er in Untersuchung dieses Widerspruchs sehr fein ist. Eine Venus, meynt er, die ihrem Sohne die Waffen giebt, könne freilich gebildet werden: denn hier bliebe sie noch eine Göttin der Liebe: ihr könne noch alle Anmuth und Schönheit gegeben werden, die ihr als Göttin der Liebe zukomme: sie werde vielmehr als solche, durch diese Handlung noch kennbarer; aber eine zürnende, eine verachtende Venus ganz und gar nicht. — Ich bin in der Ausdehnung dieses Unterschiedes nicht Lessings Meynung.

Götter und geistige Wesen sind dem Künstler freilich personificirte Abstrakta und Charakterfiguren, so lange er sie allein, blos in einem ihnen gemäßen Anstande, oder höchstens in einer intransitiven Handlung bilden soll, aber alsdann sind sie es nur aus Noth, aus Muß, um kenntlich zu seyn. Venus, Juno, Minerva haben diese und keine andre Bildung der Schönheit, nicht als wenn diese immer ein innerer Charakterzug ihres abstrakten Wesens wäre; genug, daß sie ein von Dichtern ein-

---

*) Laok. p. 100. 101.

mal beliebtes und festgesetztes äußeres Kennzeichen dieser Gottheit ist. Ich verstehe mich nicht genug auf den abstrakten Begriff der Liebe, daß ich wissen könnte, ob jede Kleinigkeit bei der Bildung der Venus, und keiner andern göttlichen Schönheit, da sey, weil sie nothwendig das Abstraktum der Liebe charakterisire? ob, z. E. das ὑγρον ihrer Augen, und das Lächeln ihrer Wangen, und das Grübchen ihres Kinnes zu diesem Begriffe so unentbehrlich sey, als auf der andern Seite die majestätische Brust der Juno, und die schlanke Taille der Diana, und die unschuldige Miene der Hebe, zu diesem Begriffe eben hinderlich seyn müßte. Ich habe nie die Mythologie, als ein solch Register allgemeiner Begriffe studirt, und bin allemal in die Enge gerathen, wenn ich gesehen, wie Andre sie am liebsten auf solche Art angesehen.

So viel ist einmal gewiß, daß Dichter, und keine andern, die Mythologie erfunden und bestimmt haben, und da wette ich, fürwahr nicht als eine Gallerie abstrakter Ideen, die sie etwa in Figuren zeigten. Wo bleibe ich mit den allerdichterischten Geschichten Homers, wenn ich mir seine Götter, nach Damms Lehrart, nur als handelnde Abstrakta betrachten wollte? Es sind himmlische Individuen, die freilich durch ihre Handlungen sich einen Charakter festsetzen, aber nicht da sind, um diese und jene Idee in Figur zu zeigen: ein ausnehmender Unterschied. Venus kann immer die Göttin der Liebe seyn; nicht aber alles, was sie bei Homer thut, geschieht deswegen, um die Idee der Liebe in Figur zu repräs

sentiren. Vulkan mag seyn, was er will, wenn er den Göttern ihren Nektarbecher umreicht; ist er nichts als — ihr Mundschenke.

Ich schließe also: daß Götter und geistige Wesen „bei dem Dichter nicht blos handelnde Wesen „sind, die über ihren allgemeinen Charak„ter noch andre Eigenschaften und Af„fekten haben, welche nach Gelegenheit „der Umstände vor jenen vorstechen können, „wie Lessing sagt;" *) sondern daß diese andern Eigenschaften und Affekten, kurz! eine gewisse eigne Individualität ihr wahres Wesen, und der allgemeine Charakter, der etwa aus dieser Individualität abgezogen, nur ein späterer, unvollkommener Begriff sey, der immer untergeordnet bleiben mußte, ja bei Dichtern oft in gar keinen Betracht komme.

Nun schließe ich weiter. Wenn also in der Mythologie und Geisterlehre der ältesten Dichter der individuelle, oder historisch handelnde Theil vor dem charakteristisch handelnden das Uebergewicht behält: und eben diese Dichter doch die ursprünglichen Stifter und Väter dieser Mythologie und Geisterlehre gewesen; so sey die bildende Kunst, so fern sie mythologisch ist, blos ihre Dienerin. Sie entlehnt ihre Geschöpfe und Vorstellungen, so fern sie sie brauchen und ausdrücken kann.

Bei jeder einzelnen Figur also, und mithin meistens bei den Werken der Bildhauer, die einzelne

*) Laok. p. 99.

Gestalten bilden, fordert es das Mangelhafte, die Gränze, nicht aber das Wesen der Kunst, die Personen mehr charakteristisch, als individuel auszudrücken: denn sonst verirren sie sich in die Menge historischer Personen, und laufen Gefahr unkenntlich zu werden.

So bald es aber dem Künstler die Gränzen seiner Kunst verstatten dem Dichter zu folgen; sogleich nimmt der Dichter, dem eigentlich die Mythologie gehört, sein Recht wieder, und die Anordnung des Kunstwerks wird, dem Ursprunge mythologischer Ideen gemäß, dichterisch. Blos um das Unkenntliche zu vermeiden, schränkte er sich auf die abstrakte Idee ein; Noth und Dürftigkeit war sein Gesetz: ist aber dies Gesetz — diese Furcht gehoben; kann er auf andere Art hoffen kenntlich zu werden, als durch die einförmige Charaktervorstellung; verbeut das Wesen seiner Kunst diese andere Art der Kenntlichkeit nicht; erreicht er durch dieselbe gar einen Zweck, den er durch die abstrakte Idee nicht erlangen konnte: so hat er mit dem Dichter einerlei Rechte. Die ganze Mythologie ist eigentlich ein Land dichterischer Ideen, und auch wenn sie der Künstler bildet, wird er Dichter.

Und bei diesem ganzen Privilegium des Künstlers, worauf kommt sein unumschränkter Gebrauch an? Auf das Wort: Handlung. Kann der Künstler, z. E. der Mahler, seinem Werke Handlung geben; kann er mehrere Personen gruppiren, die gemeinschaftlich eine poetische oder historische Situation kenntlich und schön vorstellen können; o so

vergesse er sicher die innere und äußere Charakteristik seiner Götter, die ihm sonst einzeln nothwendig waren. Immerhin lasse er auch seine Handlung dem abstrakten Charakter sichtlich widersprechen: immerhin mahle er uns auch eine auf ihren Kupido zürnende Venus; denn wenn sie auch in diesem Augenblick nicht die Liebe selbst bliebe, so bleibt sie doch, was sie ursprünglich ist, die Göttin der Liebe, die Mutter des Kupido. Kann er Venus und den getödteten Adonis in mahlerische Handlung bringen: so rufen wir der Venus mit dem Dichter zu: „was schläfst du, Cytherea, auf „purpurnen Decken! Stehe auf, Unglückselige, zeuch „Trauerkleider an, und schlage an deine Brust, und „klage der ganzen Welt: er ist nicht mehr, der schö„ne Adonis!" Und immerhin wollen wir auch Adonis sehen, wie ihn der Dichter sieht: „Er liegt, der „schöne Adonis liegt ausgestreckt auf dem Gebirge. „Ein mörderischer Zahn hat seine zarte Hüfte ver„letzt. Noch einen letzten Seufzer athmet er: schwar„zes Blut rinnt über den Leib, der blendender ist, „als Schnee. Das Licht seiner Augen verlischt: die „Lippen erblassen: Adonis stirbt." Stirbt Adonis etwa, als die Idee ehelicher Liebe und Glückseligkeit und Schönheit? Trauret Venus, um die Idee der Liebe in Maske zu zeigen? Wird die letztere jedem gesunden mythologischen Auge deswegen hier kenntlich werden, weil sie das Abstraktum der Liebe macht? Nein, das Sujet des Gemähldes ist dichterisch, ist historisch: sind es auch die Figuren des Künstlers? Jedesmal, daß er sie dazu machen kann: wohl! so vergesse ich die abstrakte Idee, die er in einer einzigen Figur nur aus Noth vorstellen

mußte. Kupido, der die Psyche plagt, und Jupiter, der den Ganymed entführt, Diane, die den Endymion besucht, und Venus, die ihre geritzte Haut beweint — ich verspreche dem Künstler, in diesem Augenblicke keine personificirten Abstrakta zu suchen, im Jupiter keinen Präsidenten der Götter, in Dianens Gesichte keine jungfräuliche Keuschheit: in Venus kein schmachtendes Liebäugeln, und in Kupido keinen spielenden Verführer. Alle diese Wesen gehören dem Dichter, und der Künstler läßt sie ihm, wo er sie ihm lassen kann.

Ich weiß nicht, wie enge dem Künstler der mythische Cyklus werden müßte, wenn Lessing ihm alle historische und dichterische Situationen untersagte, ihm nur zuließe, in ihm personificirte Abstrakta zu suchen, und jeden kleinen Widerspruch, der in der Handlung gegen die abstrakte Idee des Charakters (ein Idol der neueren Mythologisten!) vorkäme, verböte. Lebe alsdann wohl, handlungsvolle Kunst! du bist in der Mythologie eine Gallerie einförmiger Ideen, abstrakter Charakter!

„Wenn der Dichter Abstrakta personificiret: so „sind sie durch den Namen, und durch das, was er „sie thun läßt, genugsam charakterisirt. Dem Künst„ler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen per„sonificirten Abstraktis Sinnbilder zugeben, durch „welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder hat „bei dem Künstler die Noth erfunden; wozu aber „den Künstler die Noth treibet, warum soll sich das „der Dichter aufdringen lassen, der von dieser Noth „nichts weiß? Es sey ihm also Regel, die Bedürf-

„nisse der Mahlerei nicht zu seinem Reichthum zu „machen, und seine Wesen mit Sinnbildern der „Kunst auszustaffiren. Er lasse sein Wesen han„deln, und bediene sich auch poetischer Attribute" — u. s. w. Wie gern, wie unermüdet hört man Lessingen sprechen *), wenn er — doch ich will nicht loben. Sollte alles dies nicht auch auf den vorbetrachteten Fall der Kunstcomposition gelten? Der Mahler findet im Lande des Dichters personificirte Abstrakte, die auch in seinem Gemählde durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisirt sind. Dem Künstler Einer Figur fehlt dies Mittel: er muß also seinen personificirten Abstraktis Sinnbilder geben, durch welche sie kenntlich werden; aber diese Sinnbilder erfand bei ihm die Noth. Wozu also den Künstler ohne Handlung die Noth trieb, warum sollte sich das der Künstler mit Handlung aufdringen lassen, wenn er von dieser Noth nichts weiß? Es sey ihm also Regel, auch das, was seiner Kunst Bedürfniß ist, im andern Fall, nicht zu seinem Reichthume zu machen, seine Wesen nicht mit Sinnbildern zu überhäufen, sie, wo sie als höhere Individuen in Handlung erscheinen, nicht zu Puppen auszustaffiren, und am mindesten es gar zum Hauptsatze seiner Kunst zu machen: „mir sind „die Personen der Mythologie nichts als personificirte „Abstrakta, die beständig die ähnliche Charakteri„sirung beibehalten müssen, wenn sie erkenntlich „seyn sollen." Bei diesem Grundsatz, was wird

*) Laok. p. 115. 116.

aus der Kunst, wenn sie Compositionen liefern soll? Eine Maskerade symbolischer und allegorischer Puppen.

12.

Von Seiten der Dichtkunst kann es keine nöthigere Lehre geben, als die *): der Dichter mache sich die Bedürfnisse der Mahlerei nicht zu seinem Reichthume: er staffire die Wesen seiner Einbildungskraft nicht mahlerisch aus, lasse sie handeln, und auch die Attribute, womit er sie bezeichnet, müssen handelnd, poetisch, nicht mahlerisch seyn. So dichten die alten Dichter: die neuern mahlen.

Unter den Römern in ihrer besten poetischen Zeit ist vor Allen Horaz ein Liebhaber von moralischen Wesen, von personificirten Abstraktis; diese Personendichtung ist mit ein Hauptstrich seines Genies, und hat seine Oden sehr verschönert. Da eine solche moralische Person bei ihm gemeiniglich schnell, mit wenigen, aber lebendigen Attributen, und recht in die Handlung der Ode auf einmal hineintritt: so lieben wir den angenehmen Sylphen, die schöne Sylphide, die uns so gelegen vorüberrauschet. Wie süß ist sein Bild der lächelnden Venus, die der Scherz und die Amors umflattern.

---

*) Laok. p. 116.

— Erycina ridens
quam Jocus circumvolat et Cupido —

Welch ein Bild! wenn Furcht und Sorge ihren Herrn auch zu Schiffe verfolgen, auch hinter ihm zu Pferde sitzen, auch des Nachts um die Dächer der Reichen flattern: wenn der Tod mit seinem Fuß an die Hütten der Armen, und an die Palläste der Mächtigen mit gleichen Schlägen anpocht, u. s. w.

Ich komme jetzt auf die Ode Horazens, die an solchen Personen-Dichtungen die reichste ist, und wo die personificirten Abstrakta den Auslegern manche saure Viertelstunde gemacht haben. Das Glück selbst, die Nothwendigkeit, die Hoffnung, die Treue, u. s. w. sind als moralische Wesen in diese Ode zusammengruppirt, und das Ganze des Gesanges selbst ist einem personificirten Abstrakto gewidmet. — Man erräth es, daß ich von der Ode an das Glück *) rede. Baxter sucht hier, wie gewöhnlich, in ihr seine lieben Dilogien **), und Geßner ***) geht vielleicht auf der andern Seite zu weit, daß er sie für eine Abhandlung über den Artikel Glück erklärt: doch wir wollen ohne vorgefaßte Meynung lesen.

Gleich zu Anfange ruft Horaz nicht eigentlich das Glück, als ein Abstraktum, an, um, nach Geßners Meynung, einen locum darüber durchzuhan-

*) Lib. I. Od. 35.

**) Horat. ed. Baxt. p. 49.

***) Eclog. Horat. edit. Gessner. p. 71.

deln; sondern die Göttin des Glücks, und zwar zunächst die, so zu Antium verehret wurde. Die ganze Ode tritt also gleich aus dem Lichte eines allgemeinen Begriffes weg, und wird ein römisches, ein Familienstück der Stadt Anzo: ein Altarstück in dem Tempel dieser Stadtgöttin. Ein Einwohner von Anzo sollte aufleben, um uns diese Ode aus seiner Vaterstadt zu erklären, und wie würde der uns mit manchem ehrlichen locus communis auslachen, den wir dem Glücke überhaupt aus dieser Ode andichten, weil wir die Göttin nicht kennen, der die Ode, als ein Individualstück, gewidmet ist.

Welches sind nun die Attribute dieser Göttin? „Sie kann erniedrigen und erhöhen!“ So gesagt, wäre dies Attribut freilich nichts als locus communis; allein, wie es Horaz sagt, wird es römisch. Dies Glück in Antium ist eine Römergöttin: sie beschäftigt sich mit den Revolutionen des Staats, die Horaz vielleicht eben damals vor sich sah: sie giebt und stürzet Triumphe. So wenig der afrikanische Jupiter eben der römische Jupiter, und die Madonna in Loretto völlig die Madonna in Parma ist: so ist nicht so ganz diese Fortuna jedwede andere: sie ist Antium eigen, und römisch gesinnet.

„Dir fleht der Landmann, und der Schiffer des „karpathischen Meers.“ Ich weiß nicht, warum Baxter hierüber bis in den Mond reiset, und da sortem fortunae sucht; auch ist mir die Geßner'sche Erklärung: daß die Stürme des Meers aus unbekannten Ursachen kommen, nicht vorausgesehen wer-

den können, also dem Glücke zuzuschreiben sind, u. s. w. zu allgemein; und endlich die Klotzische Erläuterung *), daß das Glück auf Münzen mit Kornähren, mit Schiffankern, und wer weiß womit mehr? gebildet werde, ist für mich und für Horaz noch gelehrter. Vermuthlich hat Horaz, der Einfältige! an Nichts gedacht, als daß Antium, die Wohnung der Fortuna, Landeinwohner habe, und nahe an der See liege: der Tempel des Glücks also von beiderlei Art Leuten Besuch erhalte.

„Dich fürchtet der rauhe Dacier, und die flüchtigen Scythen: Städte und Völker: und das „wilde Latium: die Mütter der barbarischen Kö„nige, und die bepurpurten Tyrannen." Allein genommen, wäre nichts leichter zu erklären, als diese Strophe: sie schilderte nämlich die Göttin des Glücks römisch gesinnet: vor ihr müssen die Feinde, die Rebellen, die Tyrannen Roms zittern; aber nun der Zusatz:

Injurioso ne pede proruas
stantem columnam; neu populus frequens
ad arma cessantes, ad arma,
concitet, imperiumque frangat.

So sind über nichts so leicht artigere Dinge gesagt worden, als über diese stehende Säule: Baxtern **) dünkte sie sehr emphatisch August zu seyn, ohne zu bedenken, ob auch die Feinde, die re-

*) Vindic. Horat. p. 152.

**) Baxt. Horat. p. 50.

bellischen Vasallen Roms, vor dem Sturze Augusts so bange seyn würden. Geßner verstand, dem locus communis: de Fortuna, den er in dieser Ode fand, gemäß, „jeden Menschen, auf den sich andere, wie „auf eine Säule stützen," ohne zu sagen, wie sich dieser Allgemeinsatz zwischen Dacier und Scythen, Barbaren und Tyrannen schicke. Ich finde in dieser stehenden Säule — nichts als eine stehende Säule: eine Säule, die, vielleicht in Anzo, mit dem Namen Roms bezeichnet, vor der Fortuna stand, wie ja sonst dem Glücke, der Ruhe, der Sicherheit, solche Säulen pflegen hingestellt zu werden *). Nun fiel Horazen das Bild ihres Unwillens ein: wie? wenn sie ihren Fuß ausstreckte, und die Säule stürzte? So wäre dieser Sturz, ein Sinnbild, dem Poeten ein Losungszeichen von dem Sturze Roms. In Haufen würde das Volk zu Waffen eilen: zu Waffen auch die noch Säumenden rufen, und das Reich, diese ungeheure Weltsäule, zerbrechen. Die ganze Ode läßt muthmaßen, daß manche zur Zeit Horaz sich regende Welle ihm diesen Sturm prophezeihet, oder mit seinem Bilde, daß Fortuna schon damals ihren großen Zeh zu regen schien, um an die Säule zu treffen. — Wie aber fürchten sich davor Dacier und Scythen, Barbaren und Tyrannen — keine Römer, keine Patrioten? Horaz sagt nicht: daß jene sich davor, vor diesem Umsturze, fürchten; sondern, daß sie die Göttin des Glücks fürchten und scheuen: sie, die über Rom wache, und die Säule

*) Addison's Dialog. upon the Usefullness of ancient Medals, p. 47.

desselben vor sich habe; die aber auch mit einem Fußstoße dasselbe stürzen könne: diese Allmächtige fürchten und scheuen Scythen und Barbaren, (denn was könnten ihr diese für ein anderes Opfer bringen, als Furcht?) und warten auf den Augenblick ihres Entschlusses, der damals sich zu nähern schien.

Bisher ist die Ode ein römisches National- und ein Antiatisches Familienstück gewesen; sie fängt an, symbolischer zu werden:

— te semper anteit serva Necessitas,
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahena; nec severus
Uncus abest, liquidumque plumbum.

Seitdem es Kunstrichter von Geschmacke giebt, ist mehr als einer mit diesem Bilde Horaz nicht zufrieden gewesen. Sanadon zuerst unterstand sich, zu sagen, daß dies Gemählde in seinem Detail genommen, schöner auf der Leinwand, als in einer heroischen Ode, wäre. Ich weiß nicht, ob Sanadons Gefühl hierin nicht fein und richtig bleibe, ob ich gleich den Spott über ihn gelesen *): quod haec imago non placuit bono Sanadonio, sui ingenii homo est, delicatus mehercle! et venustulus. Ich weiß nicht, ob dieser sui ingenii homo, delicatus mehercle et venustulus mit der mächtigen Widerlegung zufrieden seyn könnte: neque enim intellexisse videtur, quam di-

*) Kloz. Vindic. Horat. p, 154.

xima sint: ahena manus, severus uncus. Ich, der nicht fein genug ist, das Göttliche in einem ahena manus, in einem severus uncus zu erblicken, fühle mit Sanadon gleich, und glaube, daß jeder, der die Ode in einem Strome fort lieset, bei diesem Bild es fühlen werde, daß er festgehalten wird, daß er vor einer bemahlten Leinwand stehen bleibe: und das will niemand in der Ode.

Mögen also alle diese Werkzeuge ein attirail patibulaire, oder Befestigungswerke, oder Symbole der höchsten Macht Fortunens seyn: die eherne Hand und der severus uncus mögen Klotzen so göttlich scheinen, als sie wollen: die Stelle bleibt eine der frostigsten im Horaz.

Ob aber deswegen, weil „diese Attribute für das „Auge und nicht für das Gehör gemacht sind, „und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhal„ten sollten, wenn man sie uns durch das Gehör „beibringen will, eine größere Anstrengung erfor„dern, und einer geringern Klarheit fähig sind?" *) Lessing thut mir mit diesem Grunde, wenigstens so, wie er ihn ausdrückt, so wenig ein Genüge, als Sanadon oder Klotz: denn wäre ein Begriff, den man ursprünglich durch das Auge erhält, deswegen nicht für das Gehör, weil sich mit dem Ohre nicht sehen läßt; so verlöre die Poesie ihren ganzen Antheil an sinnlichen Gegenständen des Auges: und was bliebe ihr da übrig? Nicht also, weil die Attribute Nägel, Klammern, Bley, sich sehen und nicht hören

*) Laok. p. 118.

lassen, nicht deswegen machen sie die Stelle frostig: denn wer wird, wenn er uncus, plumbum, clavos höret, nicht auch sogleich in seiner Einbildungskraft uncum, plumbum, clavos sehen? Wem wird Anstrengung nöthig seyn, sich diese Dinge, wenn er sie durch das Gehör empfängt, so klar zu denken, als ob er sie sähe? Wegen der Attribute selbst also kann wohl die Stelle Horaz nicht frostig werden; aber wohl wegen der Composition dieser Attribute zu einem Bilde. Die Necessitas geht vor der Fortuna voraus — wohl! und wir erwarten, wozu sie gehen, was sie ausrichten wolle? Sie trägt Keule und Nagel — wohl! wozu trägt sie sie? — Es fehlt ihr auch nicht Klammer und fließend Bley — hier wird der poetische Leser ungeduldig — was brauche ich alles das zu wissen, was ihr fehlt, oder nicht fehlt? was sie hat, oder nicht hat? ich höre ja nicht, was sie damit will, oder soll? ich stehe vor einem todten Gemählde. Was sie damit soll? antwortet Klotz *): „sie soll damit die Macht des „Glücks anzeigen, die Göttin anzeigen, der nichts „widerstehet, der alles weichen muß, die Göttin „von unwandelbarem Willen. Wie schön alles passet! Das Gemählde muß allen gefallen, die poetischen Geist haben." Hätte er gesagt, die mahlerischen Geist haben, so wärs recht! — aber die poetischen Geist haben? ich wüßte nicht, was in der Wirkung des Gemähldes poetisches wäre. Der

Dichter

*) Vindic. Horat. p. 154. 156.

Dichter hat einen andern Pinsel, um die Göttin zu charakterisiren, der nichts widersteht, der alles weichen muß, die von unwandelbarem Willen ist, als daß er ihr ein Stück Bley und Eisen in die Hand gebe, und sie damit traben lasse: die mindeste Handlung, ja das bloße Wort: „sie ist die Göttin, der nichts widersteht, der alles weichen muß," ist besser als eine mit Mordgewehr wandelnde Figur. Kurz: nicht die Beschaffenheit der Attribute selbst, daß sie fürs Auge sind, auch nicht eben die Gehäuftheit der Attribute, ist der Fehler des Bildes, sondern die Komposition derselben zu einem bloßen Symbole: zu einem Symbole, das nichts thut, das mit seinem prosaischen nec abest, blos da steht, damit ihm nichts an dem Umgehänge fehle, damit es als ein völliges Symbol in einem Gemählde paradire — dies beleidigt den Leser, insonderheit in einer horazischen Ode. Er ruft ihr gleichsam zu, an der Handlung der Ode mit Theil zu nehmen, oder sich weg zu machen, auf eine Leinwand, an eine Wand, in ein Gemählde der Fortuna!

Und wie kam Horaz zu der todten Figur? Wahrscheinlich, daß er sie von einem solchen Gemählde kopirte, daß er sie mit den Zügen kopirte, mit denen sie vielleicht im Tempel zu Antium anzutreffen war. Was also in einer Ode Horaz auf den locus communis des Glücks ein befremdender Fehler seyn würde, das findet in einer Ode auf die Fortuna von Anzo wenigstens eine entschuldigende Deutung. Es verewigte ein Gemählde, ein schönes symbolisches Gemählde, das ein Schatz des Tempels seyn konnte,

in welchen diese Ode, als ein Schatz, auch hingehört. Man kritisire Horazen nicht als Dichter, sondern hier als Dichter für Anzo.

Ich glaube hiemit auch den folgenden moralischen Wesen Licht und Deutung gegeben zu haben, die man so sehr verkannt hat:

Te Spes et albo rara Fides colit
Velata panno —

Spence hat Unrecht, daß er in dieser Stelle eine dünngekleidete Figur findet *): allein er hat Recht, daß es eine mahlerische Figur sey, wie aus dem Zusatze weiß gekleidet erhellet, und die Ursache weiß gekleidet darf ich nicht erst mit dem Scholiasten, in der alten Gewohnheit suchen, daß die Priester der Treue ihr Opfer mit weiß verhülltem Haupte brachten; ich habe sie näher: welche Kleidung käme in einem Gemählde der Treue zu, als die Kleidung der Unschuld? Ist aber die Figur aus einem Gemählde: wie unnütz zerbricht sich Bentley den Kopf darüber, daß Hoffnung und Treue dem Glücke als Begleiterinnen beigegeben werden? Wenn dieß Gemählde des Glücks in Anzo war: wie reich und schön wäre die Vorstellung desselben!

Nun fängt Horaz an, über diese reiche Deutung zu allegorisiren: Hoffnung und Treue sind dem Glücke zu Begleiterinnen gegeben — zu Begleiterinnen? „so werden sie dasselbe auch immer begleiten!

*) Dialog X.

„auch wenn es sein Kleid ändern, auch wenn es „die Palläste der Grossen feindlich verlassen sollte. „Das ist nur der treulose Pöbel, das ist nur eine „meyneidige Hure, die alsdann zurück tritt: nur hin„terlistige Freunde zerstieben, wenn die Weinbecher „leer sind: so sind nicht Hoffnung und Treue." Ich sehe hier so wenig Widerspruch *), als bei einer erbaulichen allegorischen Deutung, und zwar einer Figur, die ihrem Namen nach doppelsinnig ist, nur immer seyn kann.

Und mit dieser Deutung eben bahnet sich Horaz den Weg, seinen August; und den damaligen Zustand des römischen Reichs der Glücksgöttin zu empfehlen — eine Materie, die seine Ode schließt. Ich finde also nichts minder als ein Abstraktum, das Glück, in ihr abgehandelt: wie man etwa, wenn man sich die Ueberschrift aus einem Wörterbuch erklärt, meynen könnte; es ist die Glücksgöttin in Anzo, eine römischgesinnte Glücksgöttin, die auch nach den damaligen Umständen sich Roms annehmen soll. Aus Antium also, aus Rom, und aus der damaligen Zeit müssen auch die personificirten Ideen dieser Ode Licht nehmen, oder man schielet. Auch Kloz scheint mit seinen Erläuterungen aus Steinen und Münzen **) wohl nicht den Endzweck gehabt zu haben, sich selbst von dem poetischen

*) Den grösten hat Bentley gefunden. S. seinen Horaz über diese Ode.

**) Vindic. Horat.

Baue dieser horazischen Ode Rechenschaft zu geben: wie es doch bei ihr vorzüglich angienge. Wenn überhaupt der Gebrauch personificirter Geschöpfe aus einem lyrischen Dichter erklärt werden sollte; so ist der Erste dazu Horaz, Er, der diese schönen Gespenster ungemein liebt, und in Einführung derselben sehr charakteristisch ist; ein Kenner Horaz zeige uns diese Seite!

Aber auch der epische Dichter hat personificirte Ideen nöthig, die man gemeiniglich Maschinen zu nennen gewohnt ist — wie soll er sie erschaffen? Als symbolische Wesen des Künstlers, als Allegorien, oder als handelnde Subjekte? Wenn ein Dichter es nöthig hat, sich vom Künstler zu unterscheiden, so ists der Dichter der Epopee, insonderheit in seinen Maschinen — ich wollte, daß Lessing darauf gekommen wäre!

Ich weiß, daß manche sich Leidenschaften, Tugenden und Laster und ein ganzes Heer moralischer Personen zu Maschinen personificirt haben: allein, ich weiß auch, wie frostig, wie überflüssig diese Maschinen oft ganze Gedichte herunter erschienen sind, blos weil sie als personificirte Abstrakta erschienen, weil ihnen Individualität fehlte. Ein wirkliches Abstraktum in Person zu mahlen, ihm äußere Gestalt zu geben, um es dichterisch bekannt zu machen, geht ohne Symbole nicht an; denn im Innern, im Wesen eines abstrakten Begriffes liegen nicht Farben und Gestalten. Der Dichter läuft also Gefahr, daß, wenn er uns eine lange Seite herab, die Unschuld, den Neid, die Naturlehre u. s. w. symbolisch gemahlt hat, wir hinterher fragen: wie

sah das Ding aus? Alle einzelne charakterisirende Züge sind vergessen: wie kann ich sie zusammen nehmen, daß ein ganzes Bild vor mir stehe? Er hat die Arbeit der Danaiden gehabt, immer neue Züge zu schöpfen, die aber augenblicklich wieder wegschlüpfen, und jetzt stehe ich, und habe in meinem löcherichten Siebe — nichts.

Nun soll diese abstrakte Person als Maschine handeln; natürlich nicht anders, als aus ihrem Wesen, wie die Unschuld, der Neid, der Zorn handeln muß. So sehe ich ja jeden ihrer Tritte voraus: jede ihrer Reden errathe ich schon aus ihrem Namen; nur diesen brauche ich, nur die Idee selbst, und das Uebrige wird poetische Einkleidung, ein Redezierrath. Das ganze Wesen ist aus einem Begriffe geschaffen, und in ein Wort eingehüllt: kann es mich also rühren? epische Bewunderung in mir erregen? mir einen ungewohnten grossen Anblick gewähren? Eine solche Schöpfung durch ein Wort, das jeder nachsagen, das jeder voraus ausdenken kann, ist — Spielwerk.

Nein! Homers Maschinen sind keine abstrakten Begriffe: es sind Subjekte, die aus sich handeln, vollstimmige Individuen. Nicht kann ich es aus einer willkührlichen Idee errathen, wie hier und da Jupiter und Juno und Minerva handeln werden, weil sie Einkleidungen dieser Idee sind. Alle seine Götter sind erdichtete Personen; aber Personen, mit vollständig bestimmter Denkart, mit Schwachheiten und Stärke, mit Fehlern und Tugenden, mit allem, was zu einem daseyenden Wesen gehört. Sie zeigen nicht blos Gedanken,

Worte, Handlungen; sondern ich sehe auch aus der Art, aus dem Zusammenhange dieser Gedanken, Worte, Handlungen, daß sie aus dem Innersten eines Individuums fließen: der Poet bezaubert mich, daß, so lange ich lese, ich ein solches Wesen glaube. Ihr Allegoristen, ihr Namenschöpfer von Maschinen, ihr Ideenbildhauer der epischen Dichtkunst — das thut ihr nicht! ihr mahlet, ihr schildert; und so lese ich euch auch, als Mahler, als Schilderer; nicht als Dichter, nicht als zweiter Prometheus, nicht als Schöpfer unsterblicher Götter und sterblicher Menschen.

Auch die kleinen Wesen der Einbildung, welche die Bahn des homerischen Gedichts gleichsam nur einmal querüber durchgehen, Furcht, Schrecken, und die unersättlich wüthende Zwietracht erscheinen bei ihm *) persönlicher, als Allegorien erscheinen: die letzte z. E. als die Schwester und Gesellin des Mars, des Menschenwürgers, mit ihm in Gesellschaft, mitten im Schlachtgetümmel. Dieß alles dämpfet das Allegorische in der hohen Idee, „daß „sie, anfangs klein, sich erhebe, und, indem sie auf „dem Boden der Erde einhergeht, ihr Haupt in den „Wolken habe," wir sehen immer doch mehr eine Person, als einen Begriff, unter einer Person vorgestellt.

Für personificirte Abstrakta, für allegorische Maschinen, als solche betrachtet, hat Homer keinen

*) Iliad. Δ. v. 441. 42. Iliad. Ι. v. 2.

Platz; nur den Reden seiner Helden *) läßt ers, die Gebete u. s. w. zu allegorisiren, die also aus ihrem Munde, nicht aber eigentlich aus seiner Schöpferhand kamen, die als ausgesprochen und gedacht, nicht aber dichterisch gebildet, gleichsam im Gedichte gesehen werden sollten. Aber auch selbst da sucht er sie, wo er kann, in das Licht eines bestehenden Wesens zu kleiden; er flicht sie in die Genealogie der Götter; er giebt ihnen einen historischen Zug zu: er mahlt das Allegorische nicht aus mit Prädikaten, sondern läßt es kaum durch den Namen, durch die historischen Züge, durch die dichterischen Attribute durchblicken. So wenig ists bei Homer Hauptzweck zu allegorisiren, und am mindesten zu allegorisiren für Künstler. — —

Hier Winkelmanns Werk von der Allegorie: ich bleibe aber bei zween andern Gefährten auf dem Wege: wie der Künstler den Dichter, insonderheit der griechische Künstler Homer nachahmen könne? Diese Gefährten sind Caylus und Lessing.

13.

Ich dünke mich jetzt im besten Theile **) des Lessingschen Werks, wo es die Vorschriften des

---

*) Z. E. Agamemnons Rede von der Göttin Ate T. 78. et Phönix Rede von den Gebeten Iliad. I. v. 498.

**) Laok. p. 119—149.

Grasen einschränkt, wo es die Art der Vorstellung Homers, und eines Künstlers unterscheidet, wo es ein Muster von praktischem Scharfsinn ist. Mit Verwunderung also muß jeder Leser, der Lessingen verstehet, die verwirrenden Widersprüche *) gelesen haben, die — — doch hierüber darf ich die Vertheidigung des Verfassers selbst **) als bekannt voraussetzen.

Ich gehe also ins Detail. „Homer bearbeitet „sichtbare und unsichtbare Wesen; diesen Unterschied „kann die Materie nicht angeben, bei ihr ist alles „sichtbar; und auf einerlei Art sichtbar." ***)

„Das Mittel also, dessen sich die Mahlerei be„dienet, uns zu verstehen zu geben, daß in ihren „Kompositionen dieses oder jenes als unsichtbar be„trachtet werden müsse, ist eine dünne Wolke." †)

„Diese Wolke scheint aus Homer selbst entlehnt „zu seyn." ††)

„Wer sieht aber nicht, daß bei dem Dichter das „Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als „eine poetische Redensart, für unsichtbar „machen, seyn soll? es hat mich daher jederzeit be„frembet, diesen poetischen Ausdruck realisirt, „und eine wirkliche Wolke in dem Gemählde ange„bracht zu finden." †††)

---

*) Klotz geschnittene Steine hin und wieder.

**) Hamb. Zeitung, 1766. No. 100.

***) Laok. p. 130. †) p. 137.

††) Laok. p. 137. †††) p. 137. 138.

Mit dem Unterschiede, den Lessing angiebt, bin ich zufrieden; nur der Grund des Unterschiedes, den er angiebt, ist nicht der meine.

Wozu soll die Wolke bei dem Dichter und Mahler? zur Verhüllung. Wo sie also nicht verhüllen kann, da ist sie nicht Wolke mehr, da bleibe sie weg. So bei dem Mahler. Sie soll verhüllen, und verhüllet nicht: sie läßt den verhüllten Helden noch sichtbar: er steht hinter einer spanischen Wand, und ruft uns zu: ich bin unsichtbar, ich soll nicht gesehen werden: ich bin nicht zu Hause. „Diese „Ursache, dünkt mich, ist die wahre."

Aber die, daß die Wolke aus einem Dichter entlehnt, bei ihm nichts als eine poetische Redensart, bei dem Künstler hingegen eine wirkliche Wolke, und also ein poetischer Ausdruck auf eine befremdende Weise realisirt sey; „diese Ursache scheint minder „Stich zu halten."

Homers Nebel ist ein poetischer Nebel; ist er aber damit eine poetische Redensart, ein künstlicher Ausdruck, statt „unsichtbar werden?" *) Wenn Achilles nach dem in die Wolke verborgnen und schnell entrückten Hektor noch dreimal mit der Lanze zustößt: soll dies „in der Sprache des Dichters wei„ter nichts bedeuten, als daß Achilles so wüthend „gewesen, daß er noch dreimal gestoßen, ehe er ge„merkt, daß er keinen Feind vor sich habe?" Ich darf sagen, daß ich bei Homer „eine solche Phrasen-

*) Laok. p. 137.

„sprache des Dichters“ nicht kenne, und nicht kennen mag. Homer, ein Feind aller künstlichen Figuren der Einkleidung, die nichts als solche, nichts als poetischer Zierrath, seyn sollen, (nach Lessings Erklärung, was ist diese Wolke, diese poetische Redensart anders, als eine solche Wortblume?) Homer wird auf solchem Wege einer der nüchternen Dichter unsrer Zeiten, die prosaisch denken und poetisch sprechen, deren gradus ad Parnassum die Zauberkammer ist, ihre Gedanken der Prose in eine Sprache des Dichters, in poetische Redarten zu verwandeln. Bei solchen mag alsdann eine prosaisirende Schulexposition statt finden: „er ward mit einer Wolke bedeckt, das ist: er ward aus den Augen des Feindes weggebracht: Achill stieß dreimal nach dem dicken Nebel, das ist: er war so wüthend, daß er noch nicht merkte, sein Feind sey weg. Was käme aber heraus, wenn man so bei Homer läse, und auch seine Götter, ihren Himmel, ihre Geräthe, u. s. w. durch ein solches das ist: prosaisirte, und alles zu poetischen Phrasen machte?

Nein! Homer weiß von Redensarten nichts, die nichts als solche wären. Der Nebel, in den die Götter hüllen, ist bei ihm wirklicher Nebel, eine verhüllende Wolke, die mit zum Wunderbaren seiner Fiktion, mit zum epischen μυθος seiner Götter gehört. So lange er mich in dieser poetischen Welt, in welcher Götter und Helden kämpfen, wie bezaubert, fest hält: so lange mich seine Minerva durch diese wunderbaren und schrecklichen Auftritte führt, und mir die Augen erhöht hat, nicht blos streitende Menschen, sondern auch kämpfende und verwundete

Götter zu erblicken; so lange sehe ich auch diesen Nebel eben so gläubig, als den Gott selbst, der die Wolke um seinen Liebling webt. Beide, der Gott und seine Wolke, haben ein gleich poetisches Wesen; wenn ich das Eine prosaisire, muß auch hinter dem Andern ein grammatisches Das ist kommen, und dann verliere ich die ganze mythische Schöpfung in Homer. Ich bin nicht mehr in dem epischen Treffen eines Dichters; sondern in einer historischen Feldschlacht: ich lese nach der Taktik: ich sehe nach dem gewöhnlichen Augenmaße.

Lessing scheint darnach gesehen zu haben; wenigstens überredet er uns, darnach sehen zu können. *) „Keinen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht, und „das ganze Kunststück, womit die Götter unsicht„bar machten, bestand auch nicht in dem Nebel — „sondern in der schnellen Entrückung. Nur um zu„gleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung so schnell „geschehen, daß kein menschliches Auge dem entrück„ten Körper nachfolgen könne, hüllet ihn der Dich„ter vorher in Nebel ein; nicht weil man anstatt „des entrückten Körpers einen Nebel gesehen, son„dern, weil wir das, was in einem Nebel ist, un„sichtbar denken." Welche Unterscheidungen! welche Amphibolien! „Keinen wirklichen Nebel sah „Achilles nicht." Ja! der poetische Held sah ihn, und dreimal stieß er noch mit seinem Spieße nach dem Nebel. „Das Kunststück, womit die Götter „unsichtbar machten, bestand in der schnellen Ent-

*) Laok. p. 138. 139.

„rückung!“ Wunderbar! wo ich mir schon wirksame Götter, eine wunderbare Entrückung denken kann, und denke; bin ich da nicht ein Scrupler, am Nebel abdingen zu wollen? „Nur weil die Entrückung „schnell vorgieng, hüllt ihn der Dichter ein; nicht, „weil man einen Nebel gesehen, sondern, weil wir „das, was in einem Nebel ist, unsichtbar denken.“ So! und deswegen stößt Achilles dreimal nach dem Nebel, nicht, weil er einen Nebel sah, sondern, weil er das, was in einem Nebel ist, sich als unsichtbar dachte! O der homerische Don-Quixote! o der cervantische Homer!

„Neptun verfinstert die Augen des Achilles; in „der That aber sind des Achilles Augen nicht verfinstert, sondern — —“ Was man uns doch sagen will! Neptun gießt dem Achilles Dunkel um die Augen, er rückt Aeneas fort: er hat ihn in Sicherheit gebracht, ihn ermahnt, nicht wider Achilles zu streiten, ihn verlassen — nun muß er erst zurück kommen, um dem Achilles den Nebel von seinen Augen zu nehmen *), und Achilles — hat keinen Nebel vor Augen gehabt! es ist nur so so gesagt, daß seine Augen verdunkelt worden? — — Achilles bekommt das Licht seiner Augen wieder, er seufzet, er stutzt über das Wunder: er sieht den Spieß auf der Erde, den Mann hinweg! er erstaunt, er spricht mit sich, mit seiner großen Seele, muthmaßet auf die Götter — —“ Wie? wird ein homerischer Orthodox sagen,

*) Iliad. ύ. v. 341, 342. etc.

ist es nicht ein sträflicher Unglaube, an dem Nebel der Götter zu zweifeln, wenn man ein so augenscheinliches Wunder der Verblendung, eine so feierliche Scene sieht! Wer homerische Götter glaubt, muß auch die Wolke ihrer Hand glauben! — —

„Unsichtbar seyn (sagt Lessing) ist der natürli„che Zustand der Götter Homers; es bedarf keiner „Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstrahlen, „daß sie nicht gesehen werden; sondern es bedarf ei„ner Erleuchtung, einer Erhöhung des sterblichen „Gesichts, wenn sie gesehen werden sollen. Zwar „läßt Homer auch Gottheiten sich dann und wann in „eine Wolke hüllen, aber nur alsdann, wenn sie von „andern Göttern nicht wollen gesehen werden." *)

Nun dann, wenn „unsichtbar seyn der natürli„che Zustand der Götter" ist, wie kommt es, daß Götter wider Willen können gesehen werden? daß man sie unvermuthet überraschen darf, wenn sie nicht gesehen seyn wollen? — Es war ein Glaubensartikel bei den Griechen, daß nichts gefährlicher sey, als ein solcher überraschender Anblick **), und mancher unglückliche Unschuldige hatte darüber ein Opfer werden müssen. Pallas, die keuscheste der Göttinnen, die vor Keuschheit sich selbst kaum nackt zu sehen wagte, die wohl am mindesten unter allen Göttinnen jene falsche Jungfernscheu besaß, sich zu verstecken, und doch gesehen werden zu wollen, diese jungfräuliche Pallas wählet sich den sicher-

*) Laok p. 140. 141.

**) Callimach. hym. in Pallad. Dianam, etc.

sten, den geheimsten Ort, um ihre Gorgone abzulegen: sie badet sich, und ein eben so ehrlicher Teresias überrascht sie, siehet sie wider seinen Willen, erblindet. Indessen um den Unschuldigen einiger Maßen schadlos zu halten, giebt Pallas — ihm nicht das Gesicht wieder; denn dieß ließ ihre Jungfräulichkeit nicht zu; sondern die Gabe der Weissagung. Wie hätte Pallas wider ihren und Teresias Willen überraschet werden können, wenn „unsichtbar seyn der natürliche Zustand der Götter „wäre?"

Wie der Pallas, so gieng es auch der badenden keuschen Diana. Kalydon sah sie, ebenfalls wider seinen und der Göttin Willen, und ward zum Stein. So gieng es selbst dem Jupiter, da er in seinem liebsten Vergnügen einmal seine Wolke vergessen hatte. Er ward, da er bei der Rhea lag, von Haliakmon, wider Willen seiner, seiner geliebten Beischläferin, und seines Ueberraschers, in seiner Schäferstunde gestört — wie das? wenn „unsichtbar seyn der natürliche Zustand der Götter „wäre."

Ich will solche gestörte Schäferstunden der Götter und Göttinnen nicht aufzählen. Meine Muse ist nicht, wie die Schwester des Amors, die

— — wie die Mädchen alle thun,
Verliebte gern beschleichet. —

Ich führe, statt aller, das Epigramm aus der Anthologie *) an, in seiner einfältigen Scherze, in

*) Anthol. L. IV. c. 19. epig. 33.

seiner naiven Schalkheit: „Werde ja niemand in „meinen Wassern eine der Najaden, oder die Venus mit ihren Grazien nackt gewahr: selbst wenn „es ohne Vorsatz seyn sollte; denn immer ist, nach „Homers Ausspruche, der offenbare Anblick der „Götter gefährlich, und wer darf Homer wider„sprechen?"

Juno, die dem Achilles zu Hülfe will, macht den Lehrspruch *): wenn Achilles einen Gott gegen sich sehen würde, müßte er erschrecken: denn „fürchterlich ist der Anblick der Götter, wenn sie „offenbar, (wenn sie ohne menschliche Einhüllung) „erscheinen." Wie ist unsichtbar seyn also ihr natürlicher Zustand?

Nach diesem Axiom scheint Homer in seiner ganzen Götterdichtung zu verfahren. Sind die Götter unter sich, so sind sie auch unter sich sichtbar; sollen sie aber unter Menschen wirken — unerkannt oder erkannt, darnach richtet sich das Schema ihrer Erscheinung. Phöbus Apollo **) steigt vom Himmel herab in seiner ganzen göttlichen Gestalt: Köcher und Bogen ruhen auf seiner Schulter: auf seiner Schulter klingen die Pfeile, bei seinem zornigen Gange. Nun hatte er sich schon von den Höhen des Himmels herabgelassen, und gieng der Nacht gleich: bis er sich weit von den Schiffen

*) Iliad. I. v. 131. Χαλεποὶ δὲ θεοὶ φαίνεσθαι ἐναργεῖς.

**) Iliad. A. v. 47. (νυκτὶ ἐοικώς.)

niedersetzen, und seine pestbringenden Pfeile auslassen konnte. Warum muß er sich, der Nacht gleich, das ist: mit Dunkel bedeckt, bei den Griechen vorbei schleichen, und nur seine Gestalt annehmen, da er fern vom Anblicke der Schiffe und Menschen ist? — Wenn die homerischen Götter schon an sich menschlichen Augen unsichtbar sind, wenn es keiner Abschneidung der Lichtstrahlen bedarf, um nicht — sondern einer Erhöhung des Gesichts, um gesehen zu werden? so ist, will ich nicht wieder zur heiligen Allegorie flrehen, die Wolke vergebens.

Und wie oft wäre sie alsdann beim Homer vergebens! In einem Nebel *) steigt Thetis aus dem Meere hervor, bis sie vor ihren Sohn hinsaß, und sich ihm in Gestalt zu erkennen gab. In einer Wolke steigt sie zum Jupiter hinauf: eine dichte Wolke warf Jupiter **) um sich, da er auf Ida saß, die Schlacht übersehen, und nicht gesehen seyn wollte. Eine Wolke ist bei Homer mehr als einmal die Kleidung der Götter, wenn sie in einer Situation, die nicht auf Andre wirkt, in einer intransitiven Stellung erscheinen. Ihr Körper ist zwar nur, wie ein Körper, der Lebenssaft ihrer Adern ist nur gleichsam, wie Blut ***), d. i. nicht so grob und irdisch, als ein menschlicher Körper; doch aber immer Blut, das zu vergießen, ein Körper, der zu verwunden, wie weit mehr also zu sehen ist. So wird Venus

*) Iliad. A. v. 359. (ἠΰτ' ὀμίχλη.)

**) Iliad. Θ. v. 50.

***) Iliad. E. v. 140 — 142.

Venus von Diomedes verwundet, ob er sie gleich als Göttin erkennet *): und um sie zu trösten, erzählt ihre Mutter Dione **), was schon von jeher die Himmlischen von den Sterblichen haben erleiden müssen, wie Mars von zween seiner tapferen Feinde gebunden, ins Gefängniß geworfen, dreizehn Monate lang gefangen gehalten, und mit genauer Noth vom Merkur heimlich gerettet sey: wie Juno verwundet, Pluto verwundet — — was bedarfs die mythologischen Geschichten her zu erzählen, die alle wenigstens so viel zeigen, daß nach der homerischen Göttertheorie der Satz zu hoch klinge: „Unsichtbar „seyn, ist der Zustand der Götter: einer Erhöhung „des Gesichts bedarfs, um nur von Menschen ge„sehen zu werden, nicht aber einer Abbrechung der „Lichtstrahlen, um nicht gesehen zu seyn." Brauchts dieses nicht einmal, wie unmöglich, daß ein Gott wider Willen erkannt, gebunden, verwundet werde? Wenn er den menschlichen Augen seiner Natur nach nicht blos entgeht, sondern dieselben durch ein Wunder erst erhöhet werden sollen, wie sinnlos alsdann, seiner Natur nach verwundbar, für den Helden überwindlich zu seyn? Man wird mir antworten: um einen Gott, um eine Göttin zu erkennen, mußten dem Diomedes erst von einer andern Göttin die Augen geöffnet werden; allein, hier rede ich nur von dem Verwundbarseyn durch seine Natur ***),

*) Ibid. v. 310. 331. **) Ibid. v. 381.

***) Auch Götter gegen Götter sind verwundbar, und Jupiter läßt der Juno und Minerva drohen, daß,

und schließe gerade hin: ein verwundbarer Körper muß auch ein durch seine Natur nicht unsichtbarer Körper seyn: wenn unser Auge ihn, der Natur desselben nach, nicht treffen könnte; wie könnte nach der Natur des Götterleibes meine Hand ihn treffen?

Warum aber Minerva dem Diomedes erst den Nebel von den Augen nehmen mußte, um Götter und Menschen in der Schlacht zu unterscheiden *)? Ich kann gerade weg sagen: weil er poetisch einen Nebel vor den Augen hatte; allein ich will Homer prosaisch erklären. Wenn die homerischen Götter unmittelbar auf Menschen und mit Menschen wirken; z. E. Streiten, Kämpfen, Pferdelenken, kurz, menschliche Thaten thun wollen: so nehmen sie durchgängig bei Homer auch blos menschliche Gestalten an: es heißt alsdann jedesmal bei Homer: „er „gleichte sich diesem oder jenem Helden." **) Und freilich in dieser Gleichung war der Gott nicht zu erkennen: denn er war menschlich eingekleidet: nur aus den übermenschlichen Thaten, aus völlig wun-

wenn sie nicht zurückwichen, er sie auf zehn Jahre lang unheilbar verwunden wolle. Θ. 464. 475.

*) Iliad. E. v. 116 — 150.

**) Neptun. (Iliad. N. 45.) εἰσάμενος Κάλχαντι — Minerva (Iliad. X. 227.) Δηϊφόβῳ εἰκυῖα — (Iliad δ. 86. 87.) Ἡ δ' ἀνδρὶ ἰκέλη Λαοδόκῳ etc.

derbaren Begebenheiten schlossen die Helden, daß hie oder da ein Gott seine Hand mit im Spiele haben müsse. Sie fürchteten sich also, einem so verkleideten Gotte zu begegnen, weil es bei ihnen eine Maxime geworden: „keiner lebt lange, der einem „Gotte widersteht oder schadet." Mit griechischer Ehrlichkeit fragt ein Held den andern, so offen zu seyn und zu sagen: ob er ein Gott, oder ein Sterblicher sey? damit er wisse, mit wem er zu thun habe. Und mit himmlischer Offenherzigkeit entdeckt sich der Gott, wenn er ins Gedränge geräth, daß man ihm aus dem Wege weichen solle, — — Kurz! weil das ganze Homerische Treffen voll verkleidet wandelnder Götter ist, weil der Dichter diese Hypothese als allen Helden und Streitern bekannt voraus setzt: freilich so gehört eine Minerva dazu, um diese eingekörperten Wesen vor andern Menschen kennbar zu machen. Aber nicht also, daß sie das Gesicht Diomed's erhöhen mußte, um Unsterbliche zu sehen: denn die Unsterblichen glichen hier Menschen; sondern, um ihm diese und jene mordende Figur kennbar zu machen, daß sie etwas mehr sey, als wofür er sie ansehe, daß sie kein Mensch, sondern ein wandelnder Gott sey *), u. s. f. kurz! hier erscheinen die Götter in einem hindernden Vehikel gleichsam, und in diesem Vehikel sollen sie kennbar, nicht sichtbar werden.

Nun aber falle das Vehikel weg, lasset sie blos Götter seyn: die Wunde, der Schmerz bleibt ihnen,

*) Iliad. E. 126—130.

er ist nicht mit der Gestalt weggefallen, in der sie sich menschlich verkörpert. Mars schreit auf — verläßt die Schlacht und geht himmelauf: die Gestalt des Acamas ist also weg, und sehet da, die Wolkenhülle ist um ihn: mit Wolken gehet er zum Himmel *). Und noch in seiner himmlischen Gestalt fühlt er den Schmerz, den ihm ein Mensch zufügen konnte? ist die Wunde nicht der Gestalt Acamas geblieben? sie gehört Mars: der himmlische Arzt muß sie heilen; sein göttlicher Körper war seiner Natur nach also verwundbar, wie also eben seiner Natur nach nicht sichtbar? oder gar nicht anders als unsichtbar?

Nein! mein Homer ist viel zu sinnlich, als daß er sein ganzes Gedicht durch, von so geistigen Göttern, und von so feinen Allegorien, was die Wolke hie und da bedeute? wissen sollte. Einem persischen Epopöisten würde eine solche innere Unsichtbarkeit der Götter gefallen haben; allein ein griechisches Auge will in der Epopee auch an Gottheiten schöne Körper und himmlische Gestalten erblicken: es will sie schon ihrer Natur nach in dieser schönen Sichtbarkeit sehen, und nicht erst durch ein Wunder, oder durch die außerordentliche Gnade des Dichters, eine Erleuchtung, eine Erhöhung des sterblichen Gesichts nöthig haben, sie anzuschauen. Für solch ein Auge sind die griechischen Götter geschaffen. Hat aber der Dichter es nöthig, sie nicht sehen zu lassen: so kleide er sie in eine Wolke; er werfe Nebel

---

*) Iliad. E. 867.

vor unsere Augen. Eine solche Wolke, in der sie erschienen, hat außerdem ja so manche hohe Nebenbegriffe: den Begriff des Himmlischen und Erhabenen, der einem himmlischen Wesen zukommt: ist sie glänzend, so ist sie der prächtigste Thron eines überirdischen Regenten; dunkel, so das Gewand des Zornigen und Fürchterlichen; schön düftend, so die Verkündigerin einer lieblichen, angenehmen Gottheit. Alle diese Nebenideen liegen schon in unserm sinnlichen Verstande: sie haben den Dichtern aller Zeiten die vortrefflichsten Bilder geschaffen: und Homer sollte diesen edlen Gebrauch der Wolke unterlassen, nicht eingesehen haben? Er allein hätte damit uns blos ein Hokuspokus einer poetischen Redensart machen wollen, um hier eine Entrückung, dort eine innere Unsichtbarkeit, doch nicht so gerade heraus zu sagen — ich sage nochmals, so kenne ich Homer nicht.

Freilich in den spätern Zeiten, da man die homerische Mythologie quintessenzirte, uns aus ihr ein paar Tropfen metaphysischen Geist abzog: da wußte man nicht genug von der innern Unsichtbarkeit der Götter, von ihren mystischen Erscheinungen, von dem Ueberirdischen ihrer Epiphanien, u. s. w. zu vernünfteln; allein solche Theophanien, solche feine Metaphysik über die Natur der Götter, gehört in den Kreis der spätern Platonisten und Pythagoräer, und in das heilige Murmeln ihrer Geheimnisse. Ich denke aber, daß wir hier nicht über Jamblichus, sondern über Homer reden.

— Kurz! ich bin mit der Ursache zufrieden, daß, wenn der Mahler mit seiner Wolke nicht unsichtbar

machen kann, er auch dem Dichter die Wolke nicht nachäffen darf: und was braucht es da weitere Allegorien und Deutungen über den Dichter, unter denen der Dichter verloren geht? Nach meinem Gefühle gebührt den griechischen Göttern die schönste Sichtbarkeit und Jugend, als ein Prädikat ihres Wesens: und ohne solche sich einen Apollo, einen Bacchus, einen Jupiter denken zu sollen, sich die Unsichtbarkeit als den natürlichen Zustand der Götter vorstellen zu müssen — das kann keine griechische Seele: kein griechischer Dichter und Künstler, ja selbst kein weiser Epikur. Mit dem Begriffe schöner Sichtbarkeit geht das Wesen der Götter, das Leben ihrer Geschichte und Thaten, die so genau bestimmten Stufen ihrer Idealgestalten, das Anziehliche ihres Umganges mit Menschenkindern, das ganze Kraftvolle der Mythologie verloren. Ich sehe nicht mehr die schönen sinnlichen griechischen Götter: ich sehe sichtbar seyn wollende Phantome! Weg mit der ketzerischen Neuigkeit! ich bleibe bei der alten griechischen Rechtgläubigkeit.

14.

„Auch die Größe der homerischen Götter kann „der Mahler nicht nachahmen!“ und was Lessing darüber sagt *), läuft auf die drei Ursachen hinaus:

*) Laok. p. 131 — 136.

daß in der Mahlerei weniger das Wunderbare der poetischen Einbildung, als die Gewohnheit zu sehen, die anschauliche Wahrheit des Auges, herrsche: zweitens, daß, da die Mahlerei innerhalb einem Raume arbeitet, auch mehr die Proportion und Disproportion in Betracht komme, als bei dem Dichter, dessen Einbildungskraft in allen Welten des Möglichen und Wirklichen, nicht blos also zwischen Himmel und Erde, und am wenigsten zwischen vier engen Seiten wirkt: drittens, daß, wo die Größe durch Kraft, Stärke, Schnelligkeit vom Dichter ausgedrückt werden konnte, der Mahler in diesem Ausdrucke ihm ganz nachbleibe, da er, der für den Raum arbeitet, nicht eben Kraft, und der, der für seinen Anblick arbeitet, nicht eben Schnelligkeit der Bewegung zum Mittelpunkte seiner Wirksamkeit machen kann. — Es könnte diesen Ursachen ein sehr philosophischer Mantel umgeworfen werden, wenn er des Macherlohns werth wäre.

Ich bleibe gar zu gern bei Homer, insonderheit wenn Lessing den Ausleger desselben machet. — „Größe, Stärke, Schnelligkeit, sagt Lessing — „Homer hat davon noch immer einen höhern wun„derbaren Grad für seine Götter im Vorrath, als „er seinen vorzüglichsten Helden beilegt. In An„sehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand „diese Assertion in Abrede seyn; nur dürfte er sich „vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus „welchen es erhellet, daß der Dichter seinen Göt„tern auch eine körperliche Größe gegeben, die „alle natürliche Maaße weit überstei„get. Selbst Ausleger des Homers, alte sowohl,

„als neue; scheinen sich nicht allezeit dieser wunder„baren Statur seiner Götter genugsam erinnert zu „haben, welches aus den lindernden Erklärungen ab„zunehmen, die sie über den großen Helm der Mi„nerva geben zu müssen glauben." *)

Lessing hat die Clarkisch-Ernestische Ausgabe des Homers hiebei angezogen, und so sind leicht die Ausleger des Homers, alte sowohl, als neue, genugsam zu erkennen, die sich der wunderbaren Statur der Götter Homers nicht genug erinnert; sie sind **) Eustathius, Clarke, der durch seine Anführung Eustathius genehmigt, und Ernesti, welcher leztere die Homerische Beschreibung des Helms der Minerva mehr auf die Festigkeit, als Größe desselben will gezogen wissen. Wie nun? ist die, alle natürliche Maaße weit übersteigende, körperliche Größe ein Charakter der Homerischen Götter? ein eben so offenbarer, kenntlicher und nothwendiger Charakterzug, als Schnelligkeit und Stärke? und dann noch zum Ueberfluß haben die alten Meister der Bildhauerei, wie Lessing überzeugt ist, das Kolossalische, das sie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnet?

So viel ist leicht zu denken, daß, wenn der Dichter seinen Göttern eine mehr als Helden- und Riesenstärke giebt, er diese Stärke auch nicht in einen Pygmäenkörper werde eingeschlossen haben: er

*) Laok. p. 135.

**) E. 744. ed. Clark-Ernest.

was, das wider alle poetische und menschliche Wahrscheinlichkeit liefe. Es wäre dem Anschaulichen des Dichters völlig entgegen, menschenähnliche Götter mit unermeßlicher Stärke wirken, und unter dem gewöhnlichen Grade von Menschengestalt sehen zu lassen. In mystischen Geheimnissen wären solche Götter willkommen, weil man um so mehr seine Geschicklichkeit zeigen kann, Knoten aufzulösen, je mehr Knoten und Widersprüche man geschlungen: aber im Felde der offenbaren Poesie sind solche Wesen Mikromegas.

Daß also die Statur des Körpers der geäußerten Stärke nicht durchaus, und schon dem sinnlichen Anblicke nach widerspreche! Nun aber weiter: wo kein übermenschlicher Grad der Stärke geäußert wird: da ist auch keine übermenschliche Größe nöthig, wären es auch Götter oder Göttinnen. Ja, wo es gegentheils zum Charakter dieser und jener Gottheit gehört, diese übermenschliche Stärke nicht zu besitzen; da wäre die hypergigantische Statur in dem Anschaulichen der Dichtkunst ein unleidlicher Widerspruch. Ich denke, meine Folgerungen sind wahrscheinlich, und sie sollen gewiß werden. Homer sey Zeuge: sein Jupiter, sein Neptun, seine Minerva mögen so groß seyn, als sie wollen; eine Juno von königlicher Schönheit schon nicht völlig so. Sie mag so viel Großes in ihrem Anblicke haben, daß er sie stieräugicht *) nenne; so viel Erhabenes in ihrem Gliederbaue, als dem Weibe gebührt, das in

*) Βοωπις ποτνια Ηρη.

Jupiters Armen ruhet: sie mag, wenn sie sich zornig auf ihrem himmlischen Throne regt, den großen Olymp erschüttern *) — Ideen von ihrer Hoheit und Größe! Nur daß diese im eigentlichen Verstande mir nicht zuerst durch die körperliche Statur vorgestellt werde: daß sich nicht auf diese, als auf den Hauptanblick, mein Auge heften dürfe: sonst verliere ich die Königin der Götter, die herrlichste der Göttinnen aus den Augen: ich sehe ein Riesenweib. Wo hat sie alsdann, die Langstreckige, wo hat sie alsdann im Himmel Raum? wie groß muß ihr himmlisches Brautgemach **) seyn, das ihr Vulkan erbauet? wie groß der Schlüssel und das Schloß zu diesem Gemache ***), das kein Gott eröffnen kann, als sie? wie viel Centner Ambrosia wird sie brauchen, um ihren Körper †) zu säubern? wie viel Tonnen Oel, um ihn zu salben? wie groß wird ihr Kamm, ihr Gürtel, ihr Schmuck seyn? wo wird sie mit Jupiter auf dem Berge Ida in ihrer süßen Umarmung ††) Raum haben? — — Ich mag nicht weiter, genug! alles Süße und Große in dem Gemählde Homers von ihrer Ankleidung, Auszierung,

*) Iliad. θ'. 198. 199.

) Iliad. ξ'. 163. etc. *) v. 168.

†) Αμβροσιῃ μεν πρωτον απο χροος ιμεροεντος
Λυματα παντα καθηρεν, αλειψατο δε
λιπ' ελαιῳ.

Iliad. ξ'. 171. 172.

††) Ibid. 345. etc.

und Umarmung *), verschwindet mit der unermeßlichen Gestalt. So bald auch nur mit einem Einigem kenntlichen Zuge die gigantische Statur zum Hauptaugenmerke würde: so schwinden die Gränzen der Schönheit, oder wenn man lieber will, der höchsten Vollkommenheit im weiblichen Gliederbaue. Mein Auge erliegt, wenn es ins Ungeheure soll; und die Bewunderung, die ich jetzt fühle, verwandelt sich in eine Art von grauenvollem Selbstgefühle, Schauder und Eckel. Hat Homer nicht also gut gethan, daß er „seiner Göttin nicht so offenbar eine körperliche Größe gab, die alle natürliche Maaße weit übersiege?"

Bei seiner Venus wäre diese noch von übrerer Wirkung. Wenn sie ihm die, das süße Lachen liebende, Göttin **) ist: wo bleibt das süße Lachen im Riesengesichte eines Weibes? Der Mund möge sich auch nur zum Lächeln verziehen wollen; die Lippen sich auch nur von fern dazu regen; der sich verziehende Mund dünkt mich Verzerrung, das sich meldende Lachen wird Grimasse, und das ausbrechende Lachen ungeheures Gelächter. Und wie ungereimt dünkt mich alsdann diese Riesengestalt, wenn sie über eine Ritzung ihrer Haut am Finger schreiet, klaget, weinet, und den ganzen Himmel erreget.

Kurz! wo Größe und Stärke nicht das Hauptstück im Charakter einer Gött-

*) Ibid. v. 153. etc.

**) Φιλομμειδης Αφροδιτη.

heit ausmacht, da ist die übermenschliche Natur auch nicht ein nothwendiges Augenmerk. Wo der Charakter der Gottheit damit aber gar nicht bestehen kann; z. E. die höchste Vollkommenheit eines weiblichen Gliederbaues in der Juno, und die liebreizendste Schönheit in der Tochter Dionens: da bleibe sie unsern Augen weg. Diese können, als menschliche Augen, das Ideal der hohen sowohl als der lieblichen Schönheit eines menschlich scheinenden Körpers, nicht anders, als mit natürlichem Maaße bestimmen: zwar mit dem Unterschiede, daß in der Mahlerei dies Maaß in den Gränzen der Kunst bleibt, in der Poesie aber sich zu der Stufe erheben kann, die in der Phantasie des Menschen die höchste ist; daß aber auch dies Höchste für die Phantasie überschaulich, in seinem natürlichen Maaße bleibe. Geht dies anschauliche Ganze verloren, übersteigt die Statur der Juno und Venus die Größe, in welcher ich mir körperliche Vollkommenheit und Schönheit gedenke: so hat der Dichter seinen Eindruck verfehlt.

Nun selbst die Gottheiten, deren Charakter und Individualität einmal eine Aeußerung vorzüglicher Stärke will: Minerva, der gewaltige Erdumfasser Neptun, der mächtigste aller Götter, Jupiter; und ich wiederhole aufs Neue: daß bei ihnen die körperliche Größe ihren Wirkungen nur nicht widerspreche: nicht aber, daß von Größe auf Stärke bei Homer der Schluß gemacht werden dürfe!

Homer gab uns keinen Einzigen der Götter gemahlet: so auch nicht ihre, „alles natürliche Maas „übersteigende, Größe:" er zeigt uns ihre Natur in Wirkung, in Bewegung.

Der große Jupiter! aber ist er bei Homer deswegen groß, weil er, wie jener Engel des Korans, von einer seiner Augenbraunen bis zur andern sieben Tagereisen hätte? Das würde uns Jupiter der Ungeheure, nicht aber der Große dünken: Homer weiß bessern Weg. Er winkt mit seinen schwärzlichen Augenbraunen der Thetis sein höchstes Zeichen zu: das ambrosische Haar auf dem unsterblichen Haupte des Königes wallet, und der große Olympus bebt *) — das ist der große Jupiter! Nicht wie lang, sondern wie machtvoll sein Augenbraun und sein Haarzop: nicht wie geräumig, sondern wie gebietend das Haupt des unsterblichen Königs: das ist das Augenmerk des Dichters. Das ist Jupiter, der Mächtige! Zevs, der Städteverwüster!

Einmal **) will dieser Jupiter seine überwiegende Macht vor allen Göttern recht ausdrücken: er misset sich also mit ihnen — aber an körperlicher Größe? an Länge der Arme? an Stärke der Sehnen? unwürdiger, ungeheurer Anblick! Jupiter hat einen bessern Vorschlag an seine Götter und Göttinnen. Alle sollen sich an die Himmel-herabhängende goldne Kette hängen, und mit allen Kräften ziehen: Ju-

*) Iliad. Α'. 528.

**) Iliad. Θ. 19 — 27.

piters würden sie damit nicht vom Himmel zur Erde reißen können; „ich aber, fährt er fort, wann ich „ziehen wollte, mit Erde und Meer würde ich sie „aufziehen, alsdann die Kette um den Gipfel des „Olympus schlingen: da hiengen sie Alle in der „Höhe. So weit mächtiger bin ich, als Götter „und Menschen." Es kann kein erhabener und einfältiger Bild gefunden werden, als dies von der Uebermacht des höchsten Gottes; allein ein Bild von der Uebergröße dieses Gottes über Götter und Menschen findet sich nicht.

So wird die Größe Neptuns durch seine Schritte *) mehr errathen und angedeutet, als geschildert: denn eine Ausmessung seiner ganzen Gestalt, nach Maßgabe dieser Schritte, wäre ungeheuer und nicht homerisch. Vielmehr hat der weise Dichter auch hier in Aeußerung der Größe durch die Stärke, und der Stärke durch Bewegung eine Leiter gesetzt, um, nach der Stufe seiner Götter, auch ihnen die Würde zuzuwiegen, die die größte Kraft mit der größten Sparsamkeit des Ausdrucks äußert. So wie der Höchste der Götter seine Größe durch einen Wink, so zeigt der Nächste nach ihm an Hoheit, Neptun, die seinige eine Stufe tiefer —

*) Welch ein Bild giebt der auf Ida die Waage des Schicksals haltende Jupiter! Die Schaale der Griechen sinkt zur Erde: die Schaale der Trojaner steigt zum Himmel — wie stark ist der wägende Arm des Gottes! S. 389. Solche Bilder liefert Homer und keine Maasstäbe!

schreitend *). Die Grösse Minervens wird wieder durch ihre Stärke gemessen, da sie einen ungeheuren Stein **) ergreift, und den langstreckigen Mars zu Boden wirft. Vielleicht aber legt Lessing mehr Gewicht in diesen Stein, als Homer in ihn legen wollte. „Er war ein schwarzer, rauher, gro„ßer Stein, der zum Grenzstein dahin gewälzet war „von Männern voriger Zeiten.“ Ob nun mit diesem Homer den Maasstab machen wollen: daß ein Held seiner Zeit gleich zween Männern, und ein Held alter Zeit gleich zween Helden, und dieser Stein also gleich so viel vierfach zusammengesetzten Mannskräften berechnet werden müsse, als Männer ihn gelegt hätten, weiß ich so genau nicht. Homer kann vielleicht blos sagen: es war ein uralter Grenzstein. —

Auch die Größe des Helms der Minerva ***) ist mir noch strittig; ob sie nach Maas oder Gewichte zu berechnen sey. „Um ihre Schultern legt „Pallas die fürchterliche Aegis: die ringsum von „Furcht umgeben, in der die Zwietracht, und die „Stärke, und die wilde Mordlust: in der auch das „Haupt der Gorgone, des abscheulichen Ungeheuers, „eingegraben war, fürchterlich, gräulich, das Schreck„bild des donnernden Zevs — aufs Haupt setzte sie „den goldnen Helm — —

ἑκατὸν πολεων πρυλεεσσ᾽ αραρυιαν.

*) Iliad. N. 10 — 45.
**) Iliad. Φ. 403.
***) Iliad. E. 757.

Was ist nun das Letzte: der den Fußvölkern aus hundert Städten genug war? Es sey, wie Ernesti will, der den Anfall einer Armee aus hundert Städten, geschweige denn aus einer, aushalten könnte. Oder, wie der Scholiast will, der die Bilder von Fußvölkern aus hundert Städten auf sich hätte eingegraben haben können: alsdann stimmt diese Erklärung in den Zusammenhang der Beschreibung von der fürchterlichen Aegis. Oder, wie Andere wollen, der Helm, den die Fußvölker aus hundert Städten zu heben, zu tragen kaum hinreichten: diese Erklärung dünkt mir nach dem Tone Homers die beste; denn sie giebt das stärkste Bild von der innern Macht der Göttin, die sich hier in dem Tragen eines Helms, auf eine stille, erhabene Weise äußert. — Es sey indessen welche von diesen Erklärungen es wolle: keine ist erdacht, um die Stelle zu kindern, sondern nur den Sinn Homers zu erklären, und nach allen dünkt mir doch die, obgleich uralte, die Lessing annimmt: *) „der „Helm, unter welchem sich so viel Streiter, als „hundert Städte in das Feld zu stellen vermögen, „verbergen können," diese dünkt mir unter allen die letzte. Wo ist je ein Helm dazu gewesen, um zu sehen, wie viel Streiter unter ihm Raum haben? wie müssen die Helden stehen, wenn sie mit dem Helme, wie mit einem Scheffel sollen gemessen werden?

*) Laokoon p. 135.

werden? wie wäre also Homer auf dies kindische oder romantische Bild gekommen? Kurz! Homer giebt doch kein Maas der Minerva an der Statur ihres Körpers unmittelbar; sondern läßt uns den Schluß von ihrem Helme auf ihre Größe, oder, wenn die mir schicklichste Erklärung gälte, vielmehr auf ihre innere Stärke, „sie setzte den Helm aufs „Haupt, der den Kräften eines Fußvolks aus hun„dert Städten zu schaffen geben könnte," welch ein stilles Bild ihrer göttlichen Stärke!

Mars, der Menschenwürger, in Allem roh und ungeheuer, in seinem Anfalle und in seinem Geschrei — warum sollte ers nicht auch in seinem Hinsturze seyn? und da erlaubt sich Homer das Bild, daß er, so wie er zehn tausend Menschen gleich aufschreien, auch im Falle sieben Hufen Landes *) bedecken kann: eine Riesengestalt! aber die ist auch Mars! Würde Homer jeden andern Gott ihm nachschreien, und im Falle nachstrecken lassen? Wie würde wohl der hohen Juno, oder der lieblichen Venus eine so seltene Stellung lassen? — Zudem mißt Homer seinen Kolossus, da er liegt: aufrecht wagte ers nicht, uns den ungeheuren Aufblick abzuzwingen. Zudem ists blos im Kampfe der Götter mit Göttern, wo Homer alle Kräfte zusammen nimmt, einen Gigantenkampf, der sich von einem menschlichen Gefechte unterschiede, zu schildern. In Schlachtordnung mit Menschen zusammengestellt, Führer menschlicher Hee-

*) Iliad. Φ. 407.

re, ist die übermenschliche Statur, „die alle natür„liche Maaße weit übersteiget," ganz verschwunden. Mars und Minerva, da sie ein Heer auf dem Schilde Achilles anführen, können sich durch goldene Kleider, durch Schönheit, durch eine ansehnliche und auszeichnende Statur in ihrer Rüstung unterscheiden; denn sie sollen ja Götter auf dem Schilde vorstellen — sie können in dieser ansehnlichen Gestalt vorragen, und die Menschenvölker etwas niedriger *) seyn; aber an einen sieben Hufen langen Mars ist ja hier nicht zu gedenken, und ich weiß nicht, wie Lessing eine Stelle für sich anführet **), die nur sehr wenig von seiner Assertion beweiset. Homer lindert die Größe der unter Menschen wandelnden Götter hier so, als sie Clarke und Ernesti am vorigen Orte nicht lindern wollten, und überhaupt gehört die Vorstellung auf dem Schilde hier nicht zur Sache.

Es ist Zeit, daß ich ein Ende mache. Größe, Stärke, Schnelligkeit sind bei Homer nicht gleich wichtige Prädikate, um seine Götter von seinen vorzüglichsten Helden zu unterscheiden ***). Selbst von Stärke und Schnelligkeit wird Niemand, der den Homer auch nur ein einziges mal flüchtig durchlaufen, diese Assertion zugeben. Diomedes überwältigt die unkriegerische Venus, und Diomedes war doch nicht einmal Achilles. Er überwältigt Mars, und hier mag Dione für mich das Wort führen †).

*) Iliad. Σ. 516 — 19.

) Laok. p. 136. *) p. 135.

†) Iliad. E. 381. etc.

Der Individualcharakter der Homerischen Götter und Göttinnen ist also das Hauptaugenmerk, nach welchem sich auch ihre Größe und Stärke richtet. Hier kommt kein Allgemeinsatz in Betrachtung: Charakter ist hier über Gottheit.

Es giebt also bei ihm Göttinnen, die an Stärke unter den Helden bleiben: Göttinnen also auch, die an Größe den Menschen gleich seyn müssen: Götter, die eben nicht größer seyn dürfen. Für das Erste zeuge Venus: für das Zweite Juno, Venus, und vielleicht alle Göttinnen: für das Dritte Apollo.

Ferner: Größe ist niemals Hauptzweck des Dichters, um aus ihr Stärke zu folgern; sondern nur immer da, um dem Bilde der Macht und Hoheit nicht zu widersprechen.

Kann diese also durch andre Merkmale erkannt werden, um so gefälliger dem Dichter: und welches ist ein besseres Kennzeichen von Hoheit, als Macht in der Wirkung, Schnelligkeit in der Bewegung?

Aus dieser also läßt Homer auf jene schließen: nicht aber umgekehrt. Aus dem Winke Zevs, aus dem Schritt Neptuns, aus dem Wurfe der Minerva auf ihre Größe, nicht aber im Gegentheil.

Ob endlich die Bildhauer das Kolossalische, das sie ihren Götterstatuen öfters ertheilten, aus Homer entlehnt *)? — Diese Frage dünkt mich so, als jene

*) Laok. p. 136.

re, ist die übermenschliche Statur, „die alle natür-„liche Maaße weit übersteiget," ganz verschwunden. Mars und Minerva, da sie ein Heer auf dem Schilde Achilles anführen, können sich durch goldene Kleider, durch Schönheit, durch eine ansehnliche und auszeichnende Statur in ihrer Rüstung unterscheiden; denn sie sollen ja Götter auf dem Schilde vorstellen — sie können in dieser ansehnlichen Gestalt vorragen, und die Menschenvölker etwas niedriger *) seyn; aber an einen sieben Hufen langen Mars ist ja hier nicht zu gedenken, und ich weiß nicht, wie Lessing eine Stelle für sich anführet **), die nur sehr wenig von seiner Assertion beweiset. Homer lindert die Größe der unter Menschen wandelnden Götter hier so, als sie Clarke und Ernesti am vorigen Orte nicht lindern wollten, und überhaupt gehört die Vorstellung auf dem Schilde hier nicht zur Sache.

Es ist Zeit, daß ich ein Ende mache. Größe, Stärke, Schnelligkeit sind bei Homer nicht gleich wichtige Prädikate, um seine Götter von seinen vorzüglichsten Helden zu unterscheiden ***). Selbst von Stärke und Schnelligkeit wird Niemand, der den Homer auch nur ein einziges mal flüchtig durchlaufen, diese Assertion zugeben. Diomedes überwältigt die unkriegerische Venus, und Diomedes war doch nicht einmal Achilles. Er überwältigt Mars, und hier mag Dione für mich das Wort führen †).

*) Iliad. Σ. 516 — 19.

) Laok. p. 136. *) p. 135.

†) Iliad. E. 381. etc.

Der Individualcharakter der Homerischen Götter und Göttinnen ist also das Hauptaugenmerk, nach welchem sich auch ihre Größe und Stärke richtet. Hier kommt kein Allgemeinsatz in Betrachtung: Charakter ist hier über Gottheit.

Es giebt also bei ihm Göttinnen, die an Stärke unter den Helden bleiben: Göttinnen also auch, die an Größe den Menschen gleich seyn müssen: Götter, die eben nicht größer seyn dürfen. Für das Erste zeuge Venus: für das Zweite Juno, Venus, und vielleicht alle Göttinnen: für das Dritte Apollo.

Ferner: Größe ist niemals Hauptzweck des Dichters, um aus ihr Stärke zu folgern; sondern nur immer da, um dem Bilde der Macht und Hoheit nicht zu widersprechen.

Kann diese also durch andre Merkmale erkannt werden, um so gefälliger dem Dichter: und welches ist ein besseres Kennzeichen von Hoheit, als Macht in der Wirkung, Schnelligkeit in der Bewegung?

Aus dieser also läßt Homer auf jene schließen: nicht aber umgekehrt. Aus dem Winke Zevs, aus dem Schritt Neptuns, aus dem Wurfe der Minerva auf ihre Größe, nicht aber im Gegentheil.

Ob endlich die Bildhauer das Kolossalische, das sie ihren Götterstatuen öfters ertheilten, aus Homer entlehnt *)? — Diese Frage dünkt mich so, als jene

*) Laok. p. 136.

indianische: worauf ruht die Erde? auf einem Elephanten! und worauf der Elephant? — Von wem nämlich mag denn Homer das Kolossalische entlehnt haben, das er, hie und da, diesem und jenem Gotte giebt? Mich dünkt, man könne in Aegypten den Ursprung von diesen und mehreren Homerischen Ideen finden, insonderheit an Orten, wo das Alte der Göttererzählung, wo die Tradition von mythologischen Anekdoten herrschet, die, statt des Schönen, nach welchem er sonst seine Götter schaffet, ins wüste Große gehen. Ich habe Lust, über ein Paar Proben dieser Behauptung einige fliegende Schriftchen *) zu lesen, die zu gut scheinen, um unter Schriften ihrer Art zu verfliegen, insonderheit, da mir die Aufgabe im Ganzen betrachtet: „was hat „Homer von den Aegyptern entlehnet? wie hat er „die alten Sagen voriger Zeiten in das Schöne sei„ner Kunst verändert?" groß und noch ungenutzt vorkommt.

15.

Man muß nicht denken, daß ein Philosoph, der den Unterschied zwischen Poesie und einer schönen Kunst zu entwickeln unternimmt, damit das ganze Wesen der Dichtkunst vollständig erklären wolle. Lessing zeigt, was die Dichtkunst gegen Mahlerei ge-

---

*) Harles de Jove Homeri etc.

halten nicht sey; um aber zu sehen, was sie denn an sich in ihrem ganzen Wesen völlig sey, müßte sie mit allen schwesterlichen Künsten und Wissenschaften, z. E. Müsik, Tanzkunst und Redekunst verglichen, und philosophisch unterschieden werden.

Mahlerei wirkt im Raume; Poesie durch Zeitfolge. Jene durch Figuren und Farben; diese durch artikulirte Töne. Jene hat also Körper, diese Handlungen zu eigentlichen Gegenständen. „So weit ist „Lessing in seiner Entwicklung gekommen.“ Nun nehme ein philosophischer Tonkünstler sein Werk auf: wie fern haben Poesie und Tonkunst gemeine Regeln, da sie beide durch die Zeitfolge wirken? Wie geht jene ab, da sie Handlung singet? Der Redekünstler fahre fort: jede Rede kann Handlung schildern: wie denn die Poesie? wie in ihren verschiedenen Gattungen und Arten? — Endlich diese Theorien zusammen: so hat man das Wesen der Poesie.

Auch bei der jetzigen Einen Seite der Vergleichung ists indessen, als ob mir an dem Wesen der Poesie immer etwas zur Berechnung fehle. — — Ich nehme Lessingen da das Wort auf, wo er die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten verspricht *).

Er schließt so. „Wenn es wahr ist, daß die „Mahlerei zu ihren Nachahmungen ganz andre Mit„tel oder Zeichen gebraucht, als die Poesie; jene

*) Laok. p. 153.

„nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese „artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die „Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeich„neten haben müssen: so können neben einander „geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben „einander, oder deren Theile neben einander existi„ren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur „Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder de„ren Theile auf einander folgen."

„Gegenstände, die neben einander, oder deren „Theile auf einander existiren, heißen Körper. Folg„lich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften „die eigentlichen Gegenstände der Mahlerei.

„Gegenstände, die auf einander, oder deren „Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Hand„lungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche „Gegenstand der Poesie."

Vielleicht würde die ganze Schlußkette untrüglich seyn, wenn sie von einem festen Punkte anfienge: nun aber lasset uns zu ihm hinan. „Wenn es wahr „ist, daß die Mahlerei zu ihren Nachahmungen „ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht, als die „Poesie," allerdings wahr!

„Jene nämlich Figuren und Farben in dem „Raume, diese aber artikulirte Töne in der Zeit." Schon nicht so bestimmt! denn der Poesie sind die artikulirten Töne nicht das, was Farben und Figuren der Mahlerei sind!

„Wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Ver„hältniß zu dem Bezeichneten haben müssen." Eben damit fällt alle Vergleichung weg. Die artikulirten

Töne haben in der Poesie nicht eben dasselbe Verhältniß zu ihrem Bezeichneten, was in der Mahlerei Figuren und Farben zu dem ihrigen haben. Können also zwei so verschiedne Dinge ein Drittes, einen ersten Grundsatz, zum Unterschiede, zum Wesen beider Künste geben?

Die Zeichen der Mahlerei sind natürlich: die Verbindung der Zeichen mit der bezeichneten Sache ist in den Eigenschaften des Bezeichneten selbst gegründet. Die Zeichen der Poesie sind willkührlich: die artikulirten Töne haben mit der Sache nichts gemein, die sie ausdrücken sollen; sondern sind nur durch eine allgemeine Convention für Zeichen angenommen. Ihre Natur ist also sich völlig ungleich, und das Tertium comparationis schwindet.

Mahlerei wirkt ganz im Raume, neben einander, durch Zeichen, die die Sache natürlich zeigen. Poesie aber nicht so durch die Succession, wie jene durch den Raum. Auf der Folge ihrer artikulirten Töne beruhet das nicht, was in der Mahlerei auf dem Nebeneinanderseyn der Theile beruhete. Das Successive ihrer Zeichen ist nichts als conditio sine qua non, und also blos einige Einschränkung: das Coexistiren der Zeichen in der Mahlerei aber ist Natur der Kunst, und der Grund der mahlerischen Schönheit. Poesie, wenn sie gleich durch auf einander folgende Töne, das ist, Worte wirkt: so ist doch das Aufeinanderfolgen der Töne, die Succession der Worte nicht der Mittelpunkt ihrer Wirkung.

Um diesen Unterschied deutlicher zu machen, muß eine Vergleichung zwischen zweien durch natürliche Mittel wirkenden Künsten gemacht werden, zwischen Mahlerei und Tonkunst. Hier kann ich sagen: Mahlerei wirkt ganz durch den Raum, so wie Musik durch die Zeitfolge. Was bei jener das Nebeneinanderseyn der Farben und Figuren ist, der Grund der Schönheit, das ist bei dieser das Aufeinanderfolgen der Töne, der Grund des Wohlklanges. Wie bei jener auf dem Anblick des Coexistirenden das Wohlgefallen, die Wirkung der Kunst beruhet; so ist in dieser das Successive, die Verknüpfung und Abwechselung der Töne das Mittel der musikalischen Wirkung. Wie also, kann ich fortfahren, jene, die Mahlerei, blos durch ein Blendwerk, den Begriff der Zeitfolge in uns erwecken kann: so mache sie dies Nebenwerk nie zu ihrer Hauptsache, nämlich: als Mahlerei durch Farben und doch in der Zeitfolge zu wirken: sonst gehet das Wesen und alle Wirkung der Kunst verloren. Hierüber ist das Farbenklavier Zeuge. Und also im Gegentheile die Musik, die ganz durch Zeitfolge wirkt, mache es nie zum Hauptzwecke, Gegenstände des Raums musikalisch zu schildern, wie unerfahrne Stümper thun. Jene verliere sich nie aus dem Coexistenten, diese nie aus der Succession: denn beide sind die natürlichen Mittel ihrer Wirkung.

Bei der Poesie aber ist der Auftritt geändert. Hier ist das Natürliche in den Zeichen, Buchstaben, Klang, Tonfolge, zur Wirkung der Poesie wenig oder nichts: der Sinn, der durch eine willkührliche

Uebereinstimmung in den Worten liegt, die Seele, die den artikulirten Tönen beiwohnet, ist alles. Die Succession der Töne kann der Poesie nicht so wesentlich berechnet werden, als der Mahlerei das Coexistiren der Farben; „denn die Zeichen haben „gar nicht einerlei Verhältniß zu der bezeichneten „Sache." *)

Der Grund ist wankend, wie wird das Gebäude seyn? Ehe wir dieses sehen, lasset uns jenen erst auf andere Art sichern. Mahlerei wirkt im Raume, und durch eine künstliche Vorstellung des Raums. Musik, und alle energischen Künste, wirken nicht blos in, sondern auch durch die Zeitfolge; durch einen künstlichen Zeitwechsel der Töne. Ließe sich nicht das Wesen der Poesie auch auf einen solchen Hauptbegriff bringen, da sie durch willkührliche Zeichen, durch den Sinn der Worte auf die Seele wirkt? Wir wollen das Mittel dieser Wirkung Kraft nennen: und so, wie in der Metaphysik Raum, Zeit und Kraft drei Grundbegriffe sind, wie die mathematischen Wissenschaften sich alle auf einen dieser Begriffe zurückführen lassen; so wollen wir auch in der Theorie der schönen Wissenschaften und Künste sagen: die Künste, die Werke liefern, wirken im Raume; die Künste, die durch Energie wirken, in der Zeitfolge; die schönen Wissenschaften, oder vielmehr die einzige schöne Wissenschaft, die Poesie, wirkt durch Kraft — durch Kraft, die den Worten beiwohnt, zwar durch das

*) Laok. p. 152.

Ohr geht, aber unmittelbar auf die Seele wirket. Diese Kraft ist das Wesen der Poesie, nicht aber das Coexistente, oder die Succession.

Nun wird die Frage: welche Gegenstände kann diese poetische Kraft besser an die Seele bringen, Gegenstände des Raums, coexistirende Gegenstände, oder Gegenstände der Zeitsuccessionen? Und, um wieder sinnlich zu reden: in welchem Medium wirkt die poetische Kraft freier, im Raume, oder in der Zeit? —

Sie wirkt im Raume: dadurch, daß sie ihre ganze Rede sinnlich macht. Bei keinem Zeichen muß das Zeichen selbst, sondern der Sinn des Zeichens empfunden werden; die Seele muß nicht das Vehikel der Kraft, der Worte, sondern die Kraft selbst, den Sinn, empfinden. Erste Art der anschauenden Erkenntniß. Sie bringt aber auch jeden Gegenstand gleichsam sittlich vor die Seele, d. i. sie nimmt so viel Merkmale zusammen, um mit Einmal den Eindruck zu machen, der Phantasie ihn vor Augen zu führen, sie mit dem Anblicke zu täuschen: zweite Art der anschauenden Kenntniß, und das Wesen der Poesie. Jene Art kann jeder lebhaften Rede, die nicht Wortklauberei oder Philosophie ist: diese Art der Poesie allein zukommen, und macht ihr Wesen, das sinnlich Vollkommene in der Rede. Man kann also sagen, daß das erste Wesentliche der Poesie wirklich eine Art von Mahlerei, sinnliche Vorstellung sey.

Sie wirkt in der Zeit: denn sie ist Rede. Nicht blos erstlich, so fern die Rede natürli-

cher Ausdruck ist, z. E. der Leidenschaften; der Bewegungen: denn dies ist der Rand der Poesie; sondern vorzüglich, indem sie durch die Schnelligkeit, durch das Gehen und Kommen ihrer Vorstellungen, auf die Seele wirkt, und in der Abwechselung theils, theils in dem Ganzen, das sie durch die Zeitfolge erbauet, energisch wirket. Das Erste hat sie auch mit einer andern Gattung der Rede gemein; das Letzte aber, daß sie einer Abwechselung, und gleichsam Melodie der Vorstellungen, und Eines Ganzen fähig sey, dessen Theile sich nach und nach äußern, dessen Vollkommenheit also energisiret — dies macht sie zu einer Musik der Seele, wie sie die Griechen nannten: und diese zweite Succession hat Lessing nie berühret.

Keines von beiden, allein genommen, ist ihr ganzes Wesen. Nicht die Energie, das Musikalische in ihr; denn dies kann nicht Statt finden, wenn nicht das Sinnliche ihrer Vorstellungen, das sie der Seele vormahlet, vorausgesetzt wird. Nicht aber das Mahlerische in ihr; denn sie wirkt energisch, eben in dem Nebeneinander bauet sie den Begriff vom sinnlich vollkommenen Ganzen in die Seele: nur beides zusammen genommen, kann ich sagen, das Wesen der Poesie ist Kraft, die aus dem Raum, (Gegenstände, die sie sinnlich macht) in der Zeit (durch eine Folge vieler Theile zu Einem poetischen Ganzen) wirkt: kurz also sinnlich vollkommene Rede.

Bei Lessing ist der vornehmste Gegenstand der Poesie Handlung; nur aber Er kann aus seinem

Begriffe der Succession diesen Begriff ausfinden; ich gestehe es gern, ich nicht.

„Gegenstände, die auf einander, oder deren „Theile auf einander folgen, sind Handlungen.“ *) Wie? ich lasse so viel ich will auf einander folgen, jedes soll ein Körper, ein todter Anblick seyn; vermöge der Succession ist keines noch Handlung. Ich sehe die Zeit fliehen, jeden Augenblick den andern jagen — sehe ich damit Handlung? Verschiedene Auftritte der Natur kommen mir vor Augen, einzeln, todte, einander nachfolgend: sehe ich Handlung? nie wird P. Kastells Farbenklavier mit seinem successiven Vorspielen der Farben, und wenn es auch Wellen- und Schlangenlinien wären, Handlungen liefern: nie wird eine melodische Kette von Tönen, eine Kette von Handlungen heißen. Ich läugne es also, daß Gegenstände, die auf einander oder deren Theile auf einander folgen, deswegen überhaupt Handlungen heißen: und eben so läugne ich, daß, weil die Dichtkunst Successionen liefere, sie deswegen Handlungen zum Gegenstande habe.

Der Begriff des Successiven ist zu einer Handlung nur die halbe Idee: es muß ein Successives durch Kraft seyn: so wird Handlung. Ich denke mir ein in der Zeitfolge wirkendes Wesen, ich denke mir Veränderungen, die durch die Kraft einer Substanz auf einander folgen: so wird Handlung. Und sind Handlungen der Gegenstand der

*) Laok. p. 154.

Dichtkunst, so wette ich, wird dieser Gegenstand nie aus dem trocknen Begriff der Succession bestimmt werden können: Kraft ist der Mittelpunkt ihrer Sphäre.

Und dies ist die Kraft, die dem Innern der Worte anklebt, die Zauberkraft, die auf meine Seele durch die Phantasie und Erinnerung wirkt: sie ist das Wesen der Poesie. — Der Leser sieht, daß wir sind, wo wir waren, daß nämlich die Poesie durch willkührliche Zeichen wirke; daß in diesem Willkührlichen, in dem Sinne der Worte ganz und gar die Kraft der Poesie liege; nicht aber in der Folge der Töne und Worte, in den Lauten, so fern sie natürliche Laute sind. —

Lessing indessen schließt aus dieser Folge von Tönen und Worten alles; nur sehr spät fällt es ihm ein *), daß die Zeichen der Poesie willkührlich wären: allein auch dann erwägt er nicht, was der Einwurf: Poesie wirkt durch willkührliche Zeichen, sagen wolle.

Denn wie löset er diesen Einwurf? „Dadurch, „daß mit der Schilderung körperlicher Gegenstände „die Täuschung, das Hauptwerk der Poesie, verlo„ren gehe, daß also zwar Rede an sich, aber nicht „die sinnlich vollkommenste Rede, die Poesie, Kör„per schildern könne." Die Sache scheint jetzt an besserm Orte. Eben weil die Poesie nicht mahlerisch genug seyn kann bei Schilderung körper-

*) Laok. p. 166.

licher Gegenstände: so muß sie sie nicht schildern. Nicht, damit sie nicht Mahlerei sey; nicht, weil sie in successiven Tönen schildert: nicht, weil der Raum das Gebiet des Mahlers, und blos Zeitfolge das Gebiet des Dichters sey — ich sehe bei Allem keine Ursache. Das Successive in den Tönen ist, wie gesagt, dem Poeten wenig: er wirkt nicht durch sie, als natürliche Zeichen. Aber wenn ihn seine Kraft verläßt, wenn er mit seinen Vorstellungen, unabhängig von seinen Tönen, die Seele nicht täuschen kann: ja, dann geht der Poet verloren, dann bleibt nichts als ein Wortmahler, als ein symbolischer Namenerklärer. Aber daß die Succession hier noch nicht am besten Orte sey, mag — sein eignes Beispiel zeugen *). Wenn es Hallers Endzweck ist, uns in seinen Alpen, den Enzian, und seinen blauen Bruder, und die ihm ähnlichen oder unähnlichen Kräuter versmäßig kennen zu lehren; allerdings verliert er alsdann den Zweck des Dichters, mich zu täuschen, und ich, als Leser, meinen Zweck, mich täuschen zu lassen: dies ist alsdann der Grund und kein andrer. Aber wenn ich nun von Hallers Gedichte zu einem botanischen Lehrbuche gehe: wie werde ich da den Enzian und seine Brüder kennen lernen? wie anders, als wieder durch successive Töne, durch Rede? Der Botanist wird mich von einem Theile zum andern führen: er wird mir die Verbindung dieser Theile klar machen: er wird das Kraut meiner Einbildungskraft theilweise und im Ganzen vorzuzählen suchen, was

*) Laok. p. 168.

freilich das Auge mit Einmal übersiehet: er wird alles thun, was Lessing, der Dichter, **nicht** thun soll. Wird er mir verständlich werden? Darum ist nicht die Frage, wenn ich seine Worte verstehe: er muß mir klar werden, er muß mich auf gewisse Art täuschen. Kann er dies nicht: sehe ich die Sache blos im Einzelnen, deutlich, nicht aber im Ganzen, anschauend, ein: so werde ich alsdann alle Regeln, die Lessing dem Dichter giebt, auch dem Verfasser eines botanischen Lehrbuchs geben können. Ich werde zu ihm sehr ernsthaft sagen *): „Wie gelangen „wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im „Raume, eines Krauts? Erst betrachten wir die „Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung „dieser Theile, und endlich das Ganze. Unsere „Sinne verrichten diese verschiedenen Operationen „mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie „uns nur eine Einzige zu seyn bedünken, und diese „Schnelligkeit ist unumgänglich nothwendig — Gesetzt nun also auch, der schriftliche Kräuterlehrer „führe uns in der schönsten Ordnung von einem „Theile des Gegenstandes zu dem andern; gesetzt, „er wisse uns die Verbindung dieser Theile auch „noch so klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht „er dazu? Was das Auge mit Einmal übersiehet, „zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, „und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge „den ersten schon vergessen haben. Jedennoch sollen „wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden:

*) Laok. p. 166. 167.

„dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig „gegenwärtig: es kann sie abermals und abermals „überlaufen; für das Ohr hingegen sind die vernom= „menen Theile verloren, wenn sie nicht in dem Ge= „dächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da „zurück: welche Mühe, welche Anstrengung kostet „es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so „lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen „Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu „einem etwaigen Begriffe des Ganzen zu gelan= „gen! — Solche Beschreibungen mögen sich, wenn „man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schön „dagegen recitiren lassen; nur für sich allein sagen „sie wenig oder nichts. —"

So spricht Lessing zum Dichter, und warum soll ich nicht eben so zum Kräuterlehrer sprechen, der mich blos durch Worte lehren will? Ich sehe keine Veränderung des Falles, eben denselben Gegenstand, einen Körper, eben dasselbe Mittel, ihn zu schildern, Rede, eben dieselbe Hinderung in diesem Mittel, das Successive der Rede, Worte. Folglich muß die Lection sich so gut auf ihn, als auf jeden Wortschilderer passen.

Folglich muß die Ursache: „Succession verhin„dert, Körper zu schildern," da sie auf jede Rede trifft, da jede Rede in solchem Falle nicht das Definitum, als ein Wort, verständlich, sondern als eine Sache anschauend machen will, eigentlich ausser dem Gebiete der Poesie liegen;

Folg-

Folglich auch in demselben kein eigentliches, wenigstens kein höchstes Gesetz geben können, sondern nur ein Nebenbegriff bleiben, aus dem wenig oder nichts gefolgert werden kann.

16.

Um auf einen fruchtbarern Weg zu kommen, als dieser trockne Nebenbegriff gewähret, macht Lessing einen Sprung, den ich ihm nicht nachthue. „Die Poesie schildert durch successive Töne; folg„lich schildert sie auch Successionen *), folglich hat „sie auch Successionen, und eigentlich nichts als „Successionen zum Gegenstande. Successionen sind „Handlungen: folglich" — und folglich hat Lessing was er will; aber woher kann ers haben? Den Begriff der Handlung fand er in der Succession; und daß sie nur fortschreitende Gegenstände schildere, schloß er, weil sie in successiven Tönen schildert — wo bleibt hier die Kette? Gesetzt, daß das Aufeinanderfolgen der Töne in der Dichtkunst das wäre, was das Nebeneinanderseyn der Farben in der Mahlerei: welche Proportion ist in dem Successiven der Töne, und in dem Successiven der Gegenstände, die sie schildert: Wie weit halten diese Einen Schritt? Wie kann man auch nur an Vergleichung denken?

---

*) Laok. p. 152. 154.

Und wie weit weniger Eins aus dem Andern schließen? — Und wenn sie auch dann Successionen schilderte, warum müssen diese Successionen Handlungen seyn? u. s. w. Die Gränzscheidung nach solch einem Risse kann kaum richtig seyn.

Kaum richtig von Seiten der Mahlerei, „ihr „Wesen sey, Körper zu schildern," wenigstens bin ich mir fortschreitenderer Handlungen der Mahlerei bewußt, als wovon Lessing ein Beispiel giebt *): nämlich eine Drapperie, die in ihrem Wurfe zwei Augenblicke vereinige.

Noch minder aber von Seiten der Dichtkunst, wo aus dem Successiven der Töne wenig oder nichts folgt. Nicht, daß sie keine Körper schildern solle; denn können keine successiven Töne Begriffe von coexistirenden Dingen erwecken; so sehe ich nicht, wie irgend die Rede, die blos hörbare Rede, anschauende Erkenntniß wirken könnte: denn Bilder, würde ich sagen, sind nicht hörbar. So sehe ich nicht, wie irgend die Rede zusammenhangende Bilderbegriffe erwecken könne; denn die successiven Töne hangen nicht zusammen. So sehe ich endlich auch nicht, wie in der Seele aus vielen Theilbegriffen ein Ganzes, z. E. der Ode, des Beweises, des Trauerspiels entstehen könnte; denn die ganze Succession der Töne macht kein solches Ganzes: „für das Ohr sind die vernommenen Theile „jedesmal verloren." Es läßt sich also hieraus Alles oder Nichts folgern.

*) Laok. p. 178. 179.

Noch weniger folgt hieraus, „die Untauglich-„keit der ganzen descriptive Poetry *), das Unpoe-„tische aller mahlenden Poesie."

Noch weniger hieraus, daß das Wesen der Dichtkunst Fortschreitung sey **); daß die Dichtkunst nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen müsse: daß Einheit der mahlerischen Beiwörter ihr Regel sey. †) —

Ja nicht einmal, daß sich „nur aus diesen „Grundsätzen die grosse Manier Homers bestimmen „und erklären liesse." Ich läugne Lessingen viel, und in seinem Grunde Alles, aber darum läugne ich nicht alle Sachen, die nur Er auf diesen Grund bauet. — Darf ich von Homer anfangen? —

„Homer mahlet nichts, als fortschreitende Hand-lungen: alle Körper, alle einzelne Körper mahlet er nur „durch ihren Antheil an den Handlungen, ge-„meiniglich und mit Einem Zuge. Zwingen ihn ja „besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzel-„nen körperlichen Gegenstand länger zu heften: so „weist er durch unzählige Kunstgriffe diesen einzel-„nen Gegenstand in einer Folge von Augenblicken, „in deren jedem er anders erscheint." ††) — Schön! vortrefflich! die wahre Manier Homers! — Nur ob Homer diese Manier gewählt, weil er mit successiven Tönen schildern wollte †††), weil er

*) Laok. p. 174. 175. **) p. 154. 155.
†) Laok. p. 155. ††) p. 155.
†††) Laok. p. 153.

körperliche Gegenstände anders zu schildern verzweifelte, weil er besorgen mußte, daß, wenn er uns in der schönsten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zum andern führte, daß, wenn er uns auch die Verbindung dieser Theile noch so klar zu machen wüßte *); dem Auge zwar die betrachteten Theile in der Natur beständig gegenwärtig bleiben, für das Ohr hingegen die vernommenen Theile, folglich die Mühe des Dichters, verloren wäre — ob deswegen Homer seine Gegenstände in eine Folge von Augenblicken gesetzt, ist mir nie bei Homer beigefallen.

Wenn seine Hebe z. E. uns den Wagen der Juno Stück vor Stück zusammensetzt **), entkommt da der Dichter dem Versuche, ein Coexistentes nicht mit Folgetönen zu schildern? Ich sehe Räder, Achsen, Sitz, Deichsel, Riemen, Stränge, nicht wie es beisammen ist, sondern erst langsam zusammenkommt. Erst werden mir die Räder, nicht blos die Räder, sondern die Theile derselben, die ehernen Speichen und die goldnen Felgen, und die Schienen von Erz, und die silberne Nabe u. s. w. langsam vorgezählt, dann erst Achsen, dann erst der Sitz, alles in seinen Theilen; und ehe das letzte Stück dran ist, habe ich sicherlich das Erste vergessen. Der Wagen steht zusammen: und trotz der Phantasie, die sich jetzt das Bild des Wagens mit Einem Blicke und doch in allen seinen Theilen, z. E.

---

*) p. 167.

**) Iliad. E. v. 722—731.

die ehernen Speichen und die goldenen Felgen, und die Schienen von Erz, u. s. w. auf Einmal anschauend denken könne! Ich sehe also kaum, was Homer gethan hätte, um gleichsam die Wirkung succeßiver Töne zu schwächen, um durch unzählige Kunstgriffe uns das Coexistente gegenwärtig zu machen? Liegt es hier einmal am klaren Begriffe des Coexistiven in allen seinen Theilen, „welche größere „Mühe, welche schärfere Anstrengung kostet es, „diese langsamen Eindrücke alle in eben der Ordnung „so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen „Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu „einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen." Arbeitete der Dichter auf diesen Begriff des Ganzen, da er uns seine Theile zerlegte, um ihn nachher in allen diesen Theilen zusammengesetzt darzustellen; so sage ich, hat er eben so vergeblich gearbeitet, als Brockes, wenn er uns Kräuter mahlet. Das Zusammensetzen, die Handlung der Hebe, kommt gar nicht in Rechnung; das Nacheinander-zusammensetzen, was mit Einmal gezeigt, gedacht werden sollte, ist Augenmerk: dies ist bei beiden gleich, ja bei Homer durch das Zusammensetzen noch langsamer. „Doch nicht blos da, wo Homer mit seinen Beschrei„bungen weitere Absichten verbindet, sondern auch „da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, „wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des „Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, „die wir in der Natur neben einander sehen, in sei„nem Gemählde eben so natürlich auf einan„der folgen, und mit dem Flusse der Rede „gleichsam Schritt halten zu lassen. Der

„Bogen des Pandarus z. E.“ *) — aber wie kann Lessing hier in Homers Beschreibung eine Parallele der Folge in den Tönen, mit dem Coexistiren der Theile, und der Theile des Objekts mit den Theilen der Rede finden? Wenn Homer uns den Bogen des Pandarus mahlen will, und uns erst auf die Jagd des Steinbocks führet, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; und uns erst den Felsen zeigt, wo ihn Pandarus erlegt, und nun erst die Hörner des Steinbocks längelang ausmißt; nun erst sie in Arbeit giebt, nun erst uns jeder Arbeit des Künstlers zuschauen läßt — wer kann sagen, Homer habe das Successive seiner Beschreibungen der Natur des Coexistenten gleichsam näher bringen, und die Theile des Bogens mit dem Flusse der Rede Schritt halten lassen! Statt, daß sie durch diese homerische Manier näher zusammen kommen sollten; sehe ich sie sich weiter hinaus zerstreuen; unter vielen andern fremden Zügen: (Jagd, Steinbock, Ort des Erhaschens, Ort der Verwundung, Lage des gefällten Steinbocks, Werkstätte des Künstlers,) liegen sie versteckt: und hätte Homer mit seiner Geschichte des Bogens darauf gezweckt, um mir nachher mit Einmal alle Theile des Bogens anschaulich zu geben: so hätte er eben den schlechtesten Weg genommen. Meine Phantasie wenigstens hat sich der Geschichte überlassen, den Pandarus einen Bogen zu zimmern, aber ihn sich nachher in allen seinen Theilen auf Einmal zu denken, die fremden Züge in der Geschichte erst wegzulassen — welche Mühe! welche Absonde-

*) Laok. p. 163. 164.

rung! „Homer mahlet den Schild Achilles in mehr „als hundert prächtigen Versen, nach seiner Mate- „rie, nach seiner Form, nach allen seinen Figuren, „welche die ungeheure Fläche desselben füllten, so „umständlich, so genau, daß es neuen Künstlern „nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken über- „einstimmende Zeichnung darnach zu machen. Er „mahlet dies Schild nicht als ein fertiges vollende- „tes, sondern als ein werdendes Schild. Er „hat also auch hier sich des beschriebenen Kunstgrif- „fes bedienet, das Coexistirende seines Vorwurfs in „ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus „der langweiligen Mahlerei eines Körpers das le- „bendige Gemählde einer Handlung zu geben." *) Feine Bemerkung! richtiger Gegensatz mit Virgi- len! Ob aber Homer dies Werden des Schildes ergriffen, um gleichsam mit dem Consecutiven ein Coexistirendes zu liefern? „ob er die mehrern Zü- „ge für die verschiedenen Theile und Eigenschaften „im Raume in einer gedrängten Kürze schnell auf „einander folgen lasse, damit wir sie alle auf „einmal zu hören glauben sollen?" ob es mit dem Werden des Schildes sein Zweck gewesen, den Raum in die Zeitfolge zu verwandeln, und uns durch diese den Anblick Eines Ganzen zu geben, den wir nur durch jenen fassen konnten **)? — Sollen diese Fragen ihr Ja bekommen: so bekenne ich die Schwäche meines Gedächtnisses, diesen Zweck an mir nicht erreichen zu können. Mögen zehn oder noch weniger Gemählde auf dem Schilde seyn: möge

*) Laok. p. 183 184. **) p. 166.

„Bogen des Pandarus z. E.“ *) — aber wie kann Lessing hier in Homers Beschreibung eine Parallele der Folge in den Tönen, mit dem Coexistiren der Theile, und der Theile des Objekts mit den Theilen der Rede finden? Wenn Homer uns den Bogen des Pandarus mahlen will, und uns erst auf die Jagd des Steinbocks führet, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; und uns erst den Felsen zeigt, wo ihn Pandarus erlegt, und nun erst die Hörner des Steinbocks långelang ausmißt; nun erst sie in Arbeit giebt, nun erst uns jeder Arbeit des Künstlers zuschauen läßt — wer kann sagen, Homer habe das Successive seiner Beschreibungen der Natur des Coexistenten gleichsam näher bringen, und die Theile des Bogens mit dem Flusse der Rede Schritt halten lassen! Statt, daß sie durch diese homerische Manier näher zusammen kommen sollten; sehe ich sie sich weiter hinaus zerstreuen; unter vielen andern fremden Zügen: (Jagd, Steinbock, Ort des Erhaschens, Ort der Verwundung, Lage des gefällten Steinbocks, Werkstätte des Künstlers,) liegen sie versteckt: und hätte Homer mit seiner Geschichte des Bogens darauf gezweckt, um mir nachher mit Einmal alle Theile des Bogens anschaulich zu geben: so hätte er eben den schlechtesten Weg genommen. Meine Phantasie wenigstens hat sich der Geschichte überlassen, dem Pandarus einen Bogen zu zimmern, aber ihn sich nachher in allen seinen Theilen auf Einmal zu denken, die fremden Züge in der Geschichte erst wegzulassen — welche Mühe! welche Absonde-

*) Laok. p. 163. 164.

rung! „Homer mahlet den Schild Achilles in mehr „als hundert prächtigen Versen, nach seiner Mate„rie, nach seiner Form, nach allen seinen Figuren, „welche die ungeheure Fläche desselben füllten, so „umständlich, so genau, daß es neuen Künstlern „nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken über„einstimmende Zeichnung darnach zu machen. Er „mahlet dies Schild nicht als ein fertiges vollende„tes, sondern als ein werdendes Schild. Er „hat also auch hier sich des beschriebenen Kunstgrif„fes bedienet, das Coexistirende seines Vorwurfs in „ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus „der langweiligen Mahlerei eines Körpers das le„bendige Gemählde einer Handlung zu geben.'' *) Feine Bemerkung! richtiger Gegensatz mit Virgilen! Ob aber Homer dies Werden des Schildes ergriffen, um gleichsam mit dem Consecutiven ein Coexistirendes zu liefern? „ob er die mehrern Zü„ge für die verschiedenen Theile und Eigenschaften „im Raume in einer gedrängten Kürze schnell auf „einander folgen lasse, damit wir sie alle auf „einmal zu hören glauben sollen?'' ob es mit dem Werden des Schildes sein Zweck gewesen, den Raum in die Zeitfolge zu verwandeln, und uns durch diese den Anblick Eines Ganzen zu geben, den wir nur durch jenen fassen konnten **)? — Sollen diese Fragen ihr Ja bekommen: so bekenne ich die Schwäche meines Gedächtnisses, diesen Zweck an mir nicht erreichen zu können. Mögen zehn oder noch weniger Gemählde auf dem Schilde seyn: möge

*) Laok. p. 183 184. **) p. 166.

ich sie auch werdend gesehen haben; ich erstaune über das Werk, aber nicht mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, dem jetzt der ganze Schild vor Augen, bei dem das Consekutive in ein Coexistirendes verwandelt wäre. Nur in dem Haupte des göttlichen Künstlers kann das Schild mit allen seinen Figuren ein mahlerisches Ganzes gebildet haben; ich muß aufs neue das Schild herum übersehen, wenn ich die mit jedem successiven Wortzuge verlorne Figur wieder sehen soll, und doch wo sind sie, wenn ich sie zu einem ganzen Schilde ordnen soll? Das Werdensehen hat hiezu nichts gethan, und kann hiezu nichts thun, es sey denn, um mich noch weiter zu zerstreuen; das Nacheinander werden ist und bleibt der Knoten.

Homers Sprache sey so vortrefflich, als sie seyn kann, — jedes Wort liefere ein Bild — ohne alle Suspension der Beziehungen — so schnell fortschreitend, als Diane in ihrem Gange *); soll dies schnelle Fortschreitende da seyn, um gleichsam das Hinderniß des Raums zu mindern, zu vernichten, um dadurch den täuschenden Anblick eines räumlichen Gegenstandes, eines Körpers im Raume zu erwecken — dies kann keine Rede. Dazu wohl kaum wird Homer seiner schreitenden Manier so treu geblieben seyn: dazu eben nicht für jedes Ding nur Einen Zug gehabt; dazu am wenigsten das consekutive Werden gewählt haben: „um die Theile „seines Gegenstandes mit dem Flusse der Rede einerlei Schritt halten zu lassen." Dies kann

*) Laok. p. 180. 181.

keine Rede: noch minder wills die Rede des Dichters: am mindesten wollte es der Erste der Dichter. Seine ganze Manier zeigt, daß er nicht fortschreite, um uns, es sey wovon es sey, ein Bild des Ganzen durch Succession zu geben, sondern er schreitet durch die Theile, weil ihm an dem Bilde des Ganzen ganz und gar nicht lag.

Homer ist immer fortschreitend in Handlungen, weil er damit fortschreiten muß, weil alle diese Theilhandlungen Stücke seiner ganzen Handlung sind, weil er ein epischer Dichter ist. Ich brauche also den Wagen der Juno, und den Zepter des Agamemnon, und den Bogen des Pandarus nicht weiter kennen zu lernen, als sie, in die Handlung mit eingeflochten, mitwirken sollen auf meine Seele, Darum also höre ich die Geschichte des Bogens. nicht damit mir diese statt Gemählde sey; sondern um einen Begriff von seiner Stärke, von der Macht seiner Arme, mithin von der Kraft seiner Sehne, seines Pfeils, seines Schusses zum Voraus in mich zu pflanzen. Wenn nun Pandarus den Bogen vornimmt, die Sehne anlegt, den Pfeil ansetzt — abdrückt! — wehe dem Menelaus, den der Pfeil eines solchen Bogens trifft, wir kennen seine Stärke. Lessing kann also nicht sagen, es sey Homeren mit seiner Geschichte des Bogens, um sein Bild, und blos um sein Bild zu thun gewesen. Um nichts minder als hierum: die Stärke, die Kraft des Bogens war seine Sache; sie, und nicht die Gestalt des Bogens gehört zum Gedichte: sie, und keine andre Eigenschaft, soll hier energisch mitwirken, daß wir, wenn nachher Pandarus abdrückt, wenn nach-

her die Sehne schwirrt, der Pfeil trifft — um so mehr den Pfeil empfinden. Dieser Energie zu Folge, die in einem Gedichte das Hauptwerk ist, erlaubt sich Homer, aus der Schlacht auf die Jagd zu spazieren, und die Geschichte des Bogens zu dichten: denn ich sehe keine andre Art, diesen Begriff in aller Stärke, als durch Geschichte. Durch ein Bild können wir eigentlich nur Gestalt lernen: aus der Gestalt müssen wir Größe, aus dieser Stärke erst schließen; durch eine Geschichte lernen wir diese unmittelbar — und wenn es dem energischen Künstler, dem Dichter, blos um diese Stärke zu thun ist, was soll er sich andre Arbeiten aufbürden? Der Mahler mahle Bild, Gestalt; er aber wirke Stärke, Energie. — Die wirkt auch Homer von Anfang bis zu Ende der Beschreibung; nur freilich nicht, wenn ich ihn in der Umkleidung lese, die Lessing mit dem Schusse Pandarus macht; aus ihr ist blos ein successives, nicht aber (der Hauptzweck des Dichters!) ein energisches Bild zu hören: wobei wir nicht durch successive Töne mahlerisch, sondern in jedem Tone energisch getäuscht werden, daß wir zusammenfahren sollen, wenn endlich ein solcher Bogen trifft.

Ein gleiches gilt vom Zepter Agamemnons: ich betrachte die Geschichte desselben gar nicht „als einen „Kunstgriff, uns bei einem einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen." *) Sein Zepter

---

*) Laokoon p. 159 — 163.

ist ein uraltes, königliches, göttliches Zepter! Der Begriff soll wirken; um alle andre Kunstgriffe und Allegorien bleibe ich unbekümmert.

Der Wagen der Juno wird beschrieben *): warum? natürlich, weil ich ohne den Dichter diesen Wagen nicht gesehen, weil ich ihn erst kennen lernen muß, um einen himmlischen Wagen zu kennen. Warum wird er zusammengesetzt? Natürlich, weil wir einen himmlischen Wagen nie so gut kennen lernen, als wenn er erst in seinen Theilen da liegt, und zusammengesetzt wird. Um also die Vortrefflichkeit dieses Götterwagens, um den innern Werth aller seiner Theile, um seinen künstlichen Bau zu schildern, wird er zusammengesetzt: nicht aber, um diese Theile succeßiv zu sammeln, da man sie coexistent nicht sehen kann. Das Zusammensetzen ist hier kein Kunstgriff, kein quid pro quo, um uns so das Ganze zu geben: den ganzen Anblick zu sammeln, ist kein Zweck des Dichters; im Zusammensetzen selbst liegt die Energie der Rede; nichts mehr. Bei jedem Theile sollen wir ausrufen: prächtig! göttlich! königlich! — ist dies: ist dieser Begriff sinnlich vollkommen in der Seele; das Ganze mit seinen Theilen war nicht mein Bild: das mag ein Kutscher lernen. — Der Wagen ist zusammen: die Energie also vollendet:" ich rufe nochmals aus: prächtig! göttlich! königlich! und lasse Juno und Minerva kutschiren.

---

*) Iliad. E. v. 722—731.

Der Schild Achilles *) wird unter der Hand Vulkans: warum wird er? Natürlich, weil er werden soll! Achilles hat Waffen nöthig: Thetis flehet Vulkan darum an: er versprichts, steht auf, arbeitet — warum soll er nicht arbeiten? Im ganzen Homerischen Gedichte sind Götter wirksam: ihre Auftritte wechseln mit den Auftritten der Menschen ab: nun ist Nacht: die Handlung steht: Vulkan haben wir so lange nicht gesehen: seitdem er als hinkender Mundschenke der Götter erschien: Achilles hat seine Waffen mit Patroklus verloren; nun gehe Thetis zum Vulkan, nun kann Vulkan schmieden: der Schild ist werdend. — Die ganze Scene gehört zur Handlung des Gedichts, zum Gange der Epopee, und ist keine Figur, die aus seinem Poem vorrufe, keine Besonderheit der Homerischen Manier. Im Werden, in der Schöpfung des Schildes liegt ja hier alle Kraft der Energie, der ganze Zweck des Dichters. Bei jeder Figur, die Vulkan aufgräbt, bewundere ich den schaffenden Gott, bei jeder Beschreibung der Maaße und der Fläche erkenne ich die Macht des Schildes, das dem Achilles wird, auf welches der in das Interesse der Handlung verflochtene Leser so sehnlich, als Thetis, wartet. —

Kurz: ich kenne keine Successionen in Homer, die als Kunstgriffe, als Kunstgriffe der Noth, eines Bildes, einer Schilderung wegen da seyn sollten: sie sind das Wesen seines Gedichts, sie sind der

---

*) Iliad. ς. 497. etc.

Körper der epischen Handlung. In jedem Zuge ihres Werdens muß Energie, der Zweck Homers, liegen: mit jeder andern Hypothese von Kunstgriffen, von Einkleidungen, um das Coexistente der Schilderung zu vermeiden, komme ich aus dem Tone Homers. Ich weiß, daß dieser Vorwurf groß sey, daß der Kraft eines Dichters kein größeres Hinderniß gelegt werden könne, als nicht in seinem Tone zu lesen; allein deswegen nehme ich meinen Vorwurf nicht zurück. Wer in dem Zusammensetzen des Wagens der Juno, und in der Geschichte des Bogens und des Zepters, und in dem Werden des Schildes, nichts als einen Kunstgriff bemerken will, um einem körperlichen Bilde zu entkommen: der weiß nicht, was Handlung des Gedichts sey, an dem hat Homer seine Energie verfehlet. Wenn Homer ein körperliches Bild braucht, so schildert ers, wenn es auch ein Thersites seyn sollte; er weiß von keinen Kunstgriffen, von keiner poetischen List und Gefährde: Fortschreitung ist die Seele seines Epos.

17.

Nun aber ist Homer auch nicht der einzige Dichter: es gab bald nach ihm einen Tyrtäus, Anakreon, Pindarus, Aeschylus, u. s. w. Sein επος, seine fortgehende Erzählung, verwandelte sich mehr und mehr in ein μέλος, in ein Gesangartiges, und darauf in ein ειδος, in ein Gemählde; Gattungen,

die noch aber immer Poesie blieben. Ein Sänger, (μελοποιος) und ein lyrischer Mahler, (ειδοποιος) Anakreon und Pindar, stehe also gegen den Geschichtsdichter (εποποιος) Homer.

Homer dichtet erzählend: „es geschah! es „ward!" bei ihm kann also alles Handlung seyn, und muß zur Handlung eilen. Hierhin strebt die Energie seiner Muse: wunderbare, rührende Begebenheiten sind seine Welt: er hat das Schöpfungswort: „es ward!" Anakreon schwebt zwischen Gesang und Erzählung: seine Erzählung wird ein Liedchen, sein Lied ein επος des Liebesgottes. Er kann also seine Wendung: „es war!" oder „ich „will" oder „du sollst!" haben — genug, wenn sein μελος von Lust und Freude schallet: eine frohe Empfindung ist die Energie, die Muse jedes seiner Gesänge.

Pindar hat ein großes lyrisches Gemählde, ein labyrinthisches Odengebäude im Sinne, das eben durch anscheinende Ausschweifungen, durch Nebenfiguren in mancherlei Licht ein energisches Ganzes werden; wo kein Theil für sich, wo jeder auf das Ganze geordnet, erscheinen soll: ein ειδος: ein poetisches Gemählde, bei dem überall schon der Künstler, nicht die Kunst, sichtbar ist. „Ich singe!"

Wo mag nun Vergleichung Statt finden? Das Idealganze Homers, Anakreons, Pindars, wie verschieden! wie ungleich das Werk, worauf sie arbeiten! Der Eine will nichts als dichten: er erzählet: er bezaubert; das Ganze der Begebenheit ist sein Werk: er ist ein Dichter voriger Zeiten. Der An-

dere will nicht sprechen; aus ihm singet die Freude; der Ausdruck einer lieblichen Empfindung ist sein Ganzes. Der Dritte spricht selbst, damit man ihn höre: das Ganze seiner Ode ist ein Gebäude mit Symmetrie und hoher Kunst. — Kann jeder seinen Zweck auf seine Art erreichen: mir sein Ganzes vollkommen darstellen; mich in dieser Anschauung täuschen — was will ich mehr?

Es ist eine längst angenomm[illegible] und an sich unschuldige Hypothese, das Ganz[illegible]r Gedichtart, als eine Art von Gemählde, von Gebäude, von Kunstwerk zu betrachten, wo alle Theile zu ihrem Hauptzwecke, dem Ganzen, mitwirken sollen. Bei allen ist der Hauptzweck poetische Täuschung; bei allen aber auf verschiedne Art. Die hohe wunderbare Illusion, zu der mich die Epopee bezaubert, ist nicht die kleine süße Empfindung, mit der mich das Anakreontische Lied beseelen will; noch der tragische Affekt, in den mich ein Trauerspiel versetzet — indessen arbeitet jedes auf seine Täuschung nach seiner Art, mit seinen Mitteln, etwas im vollkommensten Grade anschauend vorzustellen; es sey nun dies Etwas epische Handlung, oder tragische Handlung, oder eine einzige Anakreontische Empfindung, oder ein vollendetes Ganzes pindarischer Bilder, oder — alles muß indessen innerhalb seiner Gränzen, aus seinen Mitteln und seinem Zwecke beurtheilt werden.

Keine pindarische Ode also als eine Epopee, der das Fortschreitende fehle: kein Lied als ein Bild, dem der Umriß mangele: kein Lehrgedicht als eine

Fabel, und kein Fabelgedicht, als beschreibende Poesie. Sobald wir nicht um ein Wort, „Poesie, „Poem" streiten wollen; so hat jede eingeführte Gedichtsart ihr eignes Ideal — eine ein höheres, schwereres, größeres, als eine andere; jede aber ihr eigenes. Aus einer muß ich nicht auf die andere, oder gar auf die ganze Dichtkunst Gesetze bringen.

Wenn also „Homer nichts als fortschreitende „Handlungen mahlet, und für jeden Körper, für je„des einzelnen Dinges nur einen Zug hätte, so fern es „an der Handlung Theil nimmt:" *) so mag damit seinem epischen Ideal ein Genüge geschehen. Vielleicht aber, daß ein Ossian, ein Milton, ein Klopstock schon ein anderes Ideal hätten, wo sie nicht mit jedem Zuge fortschreiten, wo sich ihre Muse einen andern Gang wählte? Vielleicht also, daß dies Fortschreitende blos Homers epische Manier, nicht einmal die Manier seiner Dichtart überhaupt sey? — Der Kunstrichter soll hier ein furchtsames Vielleicht sagen; das Genie entscheidet mit der starken Stimme des Beispiels.

Noch minder darf ich, wenn mich die Praxis Homers auf die Bemerkung führet: „Homer schil„dert nichts als fortschreitende Handlungen," sogleich den Hauptsatz darauf schlagen: „die Poesie „schildert nichts, als fortschreitende Handlungen — „folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand „der Poesie." Wenn ichs bei Homer bemerke,

daß

---

*) Laok. p. 155.

daß „er alle einzelne Dinge nur durch ihren Antheil „an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem „Zuge, mahle," *) so darf nicht gleich der Stempel „darauf: folglich schildert auch die Poesie nur „Körper andeutungsweise durch Handlungen; folglich „kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden „Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der „Körper nutzen, und was daraus mehr folgen soll" an Regeln von der Einheit der mahlerischen Beiwörter, von der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände — — u. s. w. Daß diese Grundsätze nicht aus einer Haupteigenschaft der Poesie fließen, z. E. aus dem Successiven ihrer Töne, woraus sie Lessing hergeleitet, ist bewiesen. Daß sie auch, und wenn sie alle in Homers Praxis so Statt fänden, wie Lessing glaubt, doch auch nicht aus dem Successiven der Poesie überhaupt, sondern

*) Alle Körper, die in Homers Gedichte mitwirken sollen, werden mit so viel Zügen geschildert, als mitwirken sollen. Auf einen schränket sich Homer selten ein; wenn es auch nur ein Stein, Geräth, Bogen, u. s. w. wäre — er nimmt sich immer Zeit, so viel Eigenschaften seines Körpers anzuführen, als hier episch energisiren sollen. Schildert er eine Sache nur mit Einem Zuge: so ist dieser meistens allgemein, und für diesen Ort unbedeutend: es sind die gewöhnlichen Beinamen, die er zu jeder Sache hat, die ihm oft wiederkommt.

aus seinem nähern epischen Zwecke ziehen, ist auch gezeigt. Warum soll nun dieser epische Ton Homers der ganzen Dichtkunst, Ton und Grundsatz und Gesetz so gar ohne Einschließung geben, als er sich bei Lessingen meldet?

Ich zittere vor dem Blutbade, den die Sätze: „Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der „Poesie: Poesie schildert Körper, aber nur andeu„tungsweise durch Handlungen: jede Sache nur mit „einem Zuge, u. s. w." *) unter alten und neuen Poeten anrichten müssen. Lessing hätte nicht bekennen dürfen, daß ihn die Praxis Homers darauf gebracht; man sieht es einem jeden beinahe an, und kaum — kaum bleibt der einzige Homer alsdann Dichter. Von Tyrtäus bis Gleim, und von Gleim wieder nach Anakreon zurück: von Ossian zu Milton, und von Klopstock zu Virgil, wird aufgeräumt — erschreckliche Lücke. Der dogmatischen, der mahlenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken.

Lessing hat sich gegen einige derselben erklärt, und aus seinen Grundsätzen sich noch gegen mehrere erklären müssen. „Die ausführlichen Gemählde kör„perlicher Gegenstände sind, ohne den oben erwähn„ten Kunstgriff Homers, das Coexistirende derselben „in ein wirkliches Succeßives zu verwandeln" (es ist oben erwähnt, daß Homer von solchem Kunstgriffe nichts weiß, und ein Kunstgriff, was könnte der zu einem so großen Zwecke, als Kunstgriff, wohl thun?) — „sind jederzeit von den feinsten Richtern

*) Laok. p. 154. 155.

„für ein frostiges Spielwerk' erkannt worden, zu „welchem wenig, oder gar kein Genie gehört." *) Von diesen feinsten Richtern werden angeführt: Horaz, Pope, Kleist, Marmontel; mich dünkt aber, daß sie für Lessing nicht so ins Unbestimmte hin beweisen. Horaz am angeführten Orte **), schilt nicht die für poetische Stümper, die einen Hain, Altar, Bach, Strom u. s. w. mahlen, sondern am unrechten Orte mahlen:

— Inceptis gravibus plerumque et magna professis
Purpureus, late qui splendeat, unus et alter
Assuitur pannus; cum lucus et ara Dianae etc.
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus.
Sed nunc non erat his locus — —

Pope erklärte ein blos mahlendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen; damit aber hat er ja nicht „jedes ausführliche Gemählde körperlicher Gegenstände," das nur ohne den Homerischen Kunstgriff erschiene, für ein frostiges Spielwerk ohne Genie erklärt. Der Hr. von Kleist, dünkt mich, wollte in seinen Frühling eine Art von Fabel legen, (ein Plan ist sofern schon darin, daß sein Gedicht nicht eine Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung blos auf

*) Laok. p. 173. 174.

**) De arte poetica v. 14.

gerathe wohl, bald hie, bald da; gerissen, sondern, nach der Angabe einer kritischen Schrift, ein Spaziergang ist, der die Gegenstände in der natürlichen Ordnung schildert, in der sie sich seinen Augen dargeboten) er wollte, sage ich, eine Fabel hinein legen; ja nicht aber jede ausführliche Schilderung körperlicher Gegenstände, als ein frostiges Spielwerk, hinaus werfen. Und Marmontel endlich will zwar in der Idylle mehr Moral, und weniger physische Bilder haben; ob aber dadurch die Idylle eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen, und wenn dies, eben dadurch auch „eine fortschreitende Folge von Handlungen werde, wo „Körper nur mit einem Zuge geschildert werden sollen," weiß ich nicht und nach Lessing ist sie im andern Falle nicht Poesie.

Handlung, Leidenschaft, Empfindung! — auch ich liebe sie in Gedichten über alles: auch ich hasse nichts so sehr, als todte, stillstehende Schilderungssucht, insonderheit, wenn sie Seiten, Blätter, Gedichte einnimmt; aber nicht mit dem tödlichen Hasse, um jedes einzelne ausführliche Gemählde, wenn es auch coexistent geschildert würde, zu verbannen, nicht mit dem tödlichen Hasse, um jeden Körper nur mit einem Beiworte an der Handlung Theil nehmen zu lassen, und dann auch nicht aus dem nämlichen Grunde, weil die Poesie in successiven Tönen schildert, oder weil Homer dies und jenes macht, und nicht macht — — um deswillen nicht.

Wenn ich Eins von Homer lerne, so ists, daß Poesie energisch wirke: nie in der Absicht, um

bei dem letzten Zuge ein Werk, Bild, Gemälde (obwohl successive) zu liefern, sondern, daß schon während der Energie die ganze Kraft empfunden, und werden müsse. Ich lerne von Homer, daß die Wirkung der Poesie nie aufs Ohr, durch Töne, nicht aufs Gedächtniß, wie lange ich einen Zug aus der Succession behalte, sondern auf meine Phantasie wirke; von hieraus also, sonst nirgends her, berechnet werden müsse. So stelle ich sie gegen die Mahlerei, und beklage, daß Lessing diesen Mittelpunkt des Wesens der Poesie, „Wirkung auf unsere Seele, Energie," nicht zum Augenmerke genommen.

18.

Mahlerei wirkt nicht aus dem Raume allein, d. i. Körper: sondern auch im Raume, durch Eigenschaften desselben, die sie zu ihrem Zwecke anrichtet. Nicht blos also, daß kein Gegenstand der Mahlerei ohne Sichtbarkeit und Gestalt Statt finde; sondern Sichtbarkeit und Gestalt sind auch die Eigenschaften der Körper, durch die sie wirket. Poesie aber, wenn sie nicht durch den Raum wirket, d. i. coexistent, durch Farben und Figuren; so folgt noch nicht, daß sie nicht aus dem Raume wirken, d. i. Körper von Seiten der Sichtbarkeit und Gestalt schildern könne. Aus dem Mittel ihrer Wirkung folgt dies nicht: denn sie wirkt durch den Geist, und nicht durch den successiven Ton der Worte.

Mahlerei wirket durch Farben und Figuren fürs Auge: Poesie, durch den Sinn der Worte auf die untern Seelenkräfte, vorzüglich die Phantasie. Da nun die Handlung der Phantasie immer ein Anschauen genannt werden mag; so kann auch die Poesie, so fern sie derselben einen Begriff, ein Bild anschauend macht, füglich eine Mahlerin für die Phantasie genannt werden: und jedes Ganze Eines Gedichts, ist das Ganze Eines Kunstwerks.

Nur da die Mahlerei ein Werk hervorbringt, das während der Arbeit noch Nichts, nach der Vollendung Alles: so ist die Poesie energisch, das ist, während ihrer Arbeit muß die Seele schon alles empfinden; nicht wenn die Energie geendigt ist, erst zu empfinden anfangen, und erst durch Recapitulation der Succession empfinden wollen. Habe ich also eine ganze Schilderung der Schönheit hindurch nichts empfunden: so wird mir der letzte Anblick nichts gewähren. —

Mahlerei will das Auge täuschen: Poesie aber die Phantasie — nur wieder nicht werkmäßig, daß ich in der Beschreibung das Ding erkenne; sondern bei jeder Vorstellung es zu dem Zwecke sehe, zu dem es mir der Dichter vorführet. Die Art der Täuschung ist also bei jeder Gedichtart verschieden, bei allen Gemählden nur zwiefach: entweder täuschende Schönheit, oder täuschende Wahrheit. Aus diesem Zwecke muß also das Werk der Kunst und die Energie des Dichters geschätzt werden.

Der Künstler also wirkt durch Gestalten für das Ganze Eines Anblicks, bis zur Täuschung des Au-

ges; der Dichter durch die geistige Kraft der Worte während der Succession, bis zur vollkommensten Täuschung auf die Seele. Wer also Farbe und Wort, Zeitfolge und Augenblick, Gestalt und Kraft mit einander vergleichen kann, vergleiche. —

Manches zu dieser Aufgabe hat ein scharfsinniger Engländer *) vorgezeichnet, der im Geschmacke des Shaftesburi ein Gespräch über die Kunst, und ein anderes über die Tonkunst, Mahlerei und Dichtkunst gegeben. — Schade nur! daß er im letzten, statt blos den Unterschied zwischen diesen dreien Künsten zu entwickeln, auf die leere Grille geräth, den Vorzug zu bestimmen, den eine vor der andern habe. Zwischen völlig ungleichartigen Dingen läuft eine bloße Rangordnung auf einen schülerhaften Wettstreit hinaus.

Lasset uns sehen, was Harris für Seiten des Unterschiedes findet. Zuerst macht er die sehr deutliche Eintheilung zwischen Künsten, die ein Werk liefern, und Künsten, die durch Energie wirken. Jene sind, deren Wirkung coexistirende Theile hat, wie eine Bildsäule, ein Gemählde: diese, die successive wirken, z. E. Tanz, Musik. Der Mittelpunkt des Lessing'schen Werkes, in welchen alle Strahlen fallen, ist also schon von Aristoteles angegeben. Wenn die Wirkung einer Kunst Energie ist: so kann die Vollkommenheit solcher Kunst nur während

*) J. Harris Gespräche über die Kunst: über die Musik, Mahlerei und Poesie: über die Glückseligkeit.

der Dauer wahrgenommen werden; ist sie ein Werk: so ist die Vollkommenheit nicht während der Energie, sondern erst nachher, sichtbar.

Mahlerei, Musik und Dichtkunst sind alle mimisch, nachahmend; verschieden aber durch die Mittel der Nachahmung; die Mahlerei mimisiret durch Figur und Farbe; die Tonkunst durch Bewegung und Töne — Mahlerei und Tonkunst durch natürliche; die Poesie durch ein künstliches und willkührliches Mittel. — Diesen Unterschied hat der Verfasser der philosophischen Schriften aufs gründlichste aus einander gesetzt.

Jede Kunst hat ihre Gegenstände. Die Mahlerei Dinge und Begebenheiten, die sich durch Figur und Farbe ausdrücken lassen: Körper: Kräfte der Seele, die sich im Körper äußern: Handlungen und Begebenheiten, deren Vollständigkeit auf einer kurzen und augenscheinlichen Folge von Veränderungen beruhet: Handlungen, deren Veränderungen alle die ganze Dauer der Folge hindurch sich stets gleichförmig sind. Handlungen, die in Einen Zeitpunkt zusammenlaufen: vielmehr bekannte als unbekannte Handlungen. — Man sieht, daß, von dieser Seite betrachtet, Leßings Laokoon nicht vollendet sey, da er überhaupt mehr für den Dichter, als Mahler, geschrieben. —

Gegenstände der Tonkunst: Dinge und Vorfallenheiten, die vorzüglich durch Bewegung und Töne ausgedrückt werden können: diese sind allerlei Bewegungen, Töne, Stimmen; Leidenschaften durch Töne, u. s. w.

Gegenstände der Poesie sind die Objekte beider vorigen Künste. Zuerst, so fern sie durch natürliche Mittel nachgeahmet werden. Hier war leicht zu erachten, daß die Poesie der Mahlerei nachbleiben müsse: denn alles lief da hinaus, daß Worte keine Farben, und der Mund kein Pinsel sey. Auch das ist mir befremdend, wie hier die Poesie der Tonkunst an natürlichen Tönen gleichkommen könne. Kurz! die Vergleichung ist übel gerathen. Durch bedeutende Worte, als durch willkührliche verabredete Zeichen, und dies sollte eigentlich der Punkt der Lessing'schen Vergleichung seyn.

In den eigentlichen Gegenständen der Mahlerei (d. i. die durch Farben, Figuren und Stellungen charakterisirt sind — deren vollständige Einsicht nicht von einer Folge der Begebenheiten abhängt — wenigstens von einer kurzen und in die Augen fallenden Folge — wo alle mannigfaltigen Nebenumstände in einen untheilbaren Zeitpunkt zusammenlaufen) in allen diesen Gegenständen bleibt der Dichter dem Mahler nach: denn erstlich, jener ahmt durch willkührliche Zeichen, dieser durch die Natur nach: dieser zeigt alles in dem nämlichen Augenblicke, wie in der Natur; jener nur theilweise, zergliedernd; und also langweilig oder dunkel.

Es giebt auch Gegenstände, die der Dichtkunst eigen sind: Handlungen, die in die Länge dauern, und die ein für die Mahlerei prägnanter Augenblick in Eins bringt: Sitten, Leidenschaften, Empfindungen, und Charakter an sich, die sich am meisten

durch Reden zeigen. Hier bleibt die Mahlerei völlig nach, leidet keine Vergleichung — —

Harris geht nachher in die Gränzen der Poesie und Tonkunst, wo ich ihm nicht nachfolgen mag. Hier wünschte ich der Dichtkunst noch einen Lessing. Er betrachtet genauer den sittlichen, den geistigen Eindruck der Poesie: eine wieder unberührte Saite, die ich auch nicht berühren mag. Ich wollte meine Leser blos auf einen Schriftsteller aufmerksam machen, der mit Lessingen einerlei Gegenstand bearbeitet, in manchem weiter gekommen, und scharfsinnig genug war, seinen Gegenstand kurz und bündig zu erschöpfen, wenn er, statt des leeren Rangstreites, auf nichts, als auf Unterschied, hiernach auf Gränzen, dann auf Gesetze hätte sehen wollen.

19.

Ich will nicht sagen, daß Lessing nicht, dem Hauptzwecke seines Buchs nach, gegen Caylus, und gegen Caylus Affen an Unterscheidung Recht behalte: nur nicht immer an Gründen der Unterscheidung, und am wenigsten im Hauptgrunde. Er dünkt mich immer noch auf dem halben Wege, als wenn die Poesie durch Succession auf ein Werk arbeiten sollte, und nicht schon eben in der Succession ihr Werk liefere.

Der Dichter, z. E. der uns Schönheit mahlen wollte; es sey nun ein Constantinus Manasses, oder

Ariost, gieng nicht darauf aus, um hintennach zu fragen: wie sah Helena, wie sah Alcina aus *)? uns mit seiner Beschreibung ein vollständiges Bild zu hinterlassen, u. s. w. Er führt uns durch die Theile, um jeden derselben als schön anschauend zu machen, um, wenn wir alle Theile vergessen hätten, so viel anscheinend zu wissen: Helena, Alcina war reizend. Hat Ariost auf Lessing damit keine Wirkung gemacht, so wird er vielleicht auf diejenigen seiner Landesleute Eindrücke machen, die die Schönheit in einer Alcina wie in einer gehauenen Venus theilweise anzuerkennen gewöhnt sind: oder wenn Ariost selbst eine Alcina sähe, würde er vielleicht auf solchem Wege — Und überhaupt kann man hier aus einer Vergleichung wenig folgern. Homer mahlt seine Helena nicht **); warum? weil sie ihn nicht angehet, weil er von Anfang bis zu Ende seines Gedichts nicht zu der Frage Zeit hat: wie sahe sie aus? sondern immer, was trug sich hier und damit zu? Helena kommt, die Greise sehen sie: wie anders, als daß sie fühlen und sagen mußten, was sie fühlten und sagten; nicht aber läßt Homer sie das fühlen und sagen, um „durch Wirkung anzuzeigen, daß Helena „schön sey;" — Ariost hingegen, der Homer Italiens, der aber vom griechischen Homer Alles eher, als dies beständige Fortschreiten der Handlung hat, Ariost, der sein ganzes Gedicht durch nicht das Werk zu seiner Manier macht: Es ward, es ward, es ward, sondern auch „es wär," und „wie war es?"

---

*) Laokoon p. 204.

**) Laok. p. 201. 216.

Ariost hätte entweder so nicht fragen sollen, oder er mußte uns durch die Theile führen. — Nicht, daß wir nachher die Theile sammlen, zusammensetzen; nicht, daß nachher die Phantasie streben soll, sich das Ganze Eines Kunstwerks zu denken; im Schildern selbst, im Durchführen durch seine Theile hat er seinen Zweck erreichen wollen — ob er ihn erreicht? davon mag jeder denken, was er will; genug, er wollte ihn während der Energie erreichen.

Wenn der Dichter die Schönheit lieber in Wirkung, in Bewegung, d. i. reizend vorstellet, so thut ers nicht, damit diese sich bewegende Schönheit dem sich bewegenden Verse entspreche; nicht, als wenn jeder Zug der Schilderung, der Form, Gestalt, und nicht Wirkung, nicht Bewegung ist, deswegen unpoetisch würde *): sondern ich generalisire den Satz lediglich so: „jede Schilderung der Schön„heit wirke energisch," d. i. zu dem Zwecke des Dichters, zu dem sie da ist, und dann während jedem Zuge, den sie liefert. Hiernach möge sich Ariost verantworten: aber das Lessing'sche Gebot: „Schön„heit des Körpers zeige sich bei dem Dichter blos „durch Wirkung, blos durch Bewegung," **) räumt zu viel auf.

Zu viel selbst in Homer; denn ich weiß wohl nicht, ob bei der ganzen Juno, wenn er sie nicht körperlich, wenn er sie nur durch ein Beiwort schildern wollte, kein wirksamerer, kein reizenderer Zug

*) Laok. p. 217. **) p. 214.

sey, als der, die weißellbogichte Juno, (man erlaube mir das ungeheure Wort!) ob dieser eine Zug der sey, durch den sie an der Handlung Theil nehme, der durch ihren Körper Handlung bezeichne, u. s. f. So seine schönknieichte Briseis, und seine blauäugichte Pallas, und sein breitschulterichter Ajax, und sein geschwindfußiger Achilles, und seine schönhaarige Helena — wo ist hier Wirkung, Bewegung, Reiz, Handlung? — Immer ein schöner Zuruf an die Dichter *): „Mahlet uns das Wohlgefallen, die „Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die „Schönheit verursachet" — (wenn dies nämlich die Energie eures Gedichts will!) so habt ihr die Schönheit selbst geschildert, (nämlich, so fern ihr sie nach der vorigen Parenthese schildern müsset.) Nicht aber umgekehrt: ihr Dichter schildert keine körperliche Schönheit; könnet ihr sie nicht durchgängig in Reiz, in Wirkung schildern; der Form nach müsse euch kein Zug entwischen: der Gestalt nach schildert sie nicht. — So umgekehrt habe ich auf den Satz wenig Zutrauen.

Wer kann leugnen, daß in mancher Gedichtart der erotischen Poesie körperliche Schönheit geschildert werden müsse, und wer muß nicht alsdann auch zugeben, daß manche Theile dieser körperlichen Schönheit in Reiz, in Bewegung, nicht geschildert werden können? Einmal vorausgesetzt, daß Ariost ein Gemählde seiner Alcina liefern sollte und wollte: wie konnte er wohl ihre Nase, Hals, Zähne, Arme in

*) Laok. p. 215.

Wirkung schildern? Lessing frage *): was eine Nase sey, an welcher der Neid nichts zu bessern findet: und ich frage: was eine Nase sey, die sich in Reiz, in schöner Bewegung zeige? — Ariost muste also entweder solche Theile auslassen, und da ers nun einmal auf Schilderung angesetzt: so würde die Auslassung einem Italiener so geschienen haben, als jene feine Lobsatyre auf ein schönes aber großnasichtes Mädchen, die alle Theile ihres Gesichts zum Himmel erhob, und bei Schilderung der Nase ohnmächtig aufhörte. Oder er muste solche Züge, die sich nicht anders, als durch die Form anschauend machen ließen, schon so schildern, und sich desto mehr an andern reizvollen, geistigen Zügen erholen. Ich halte diese Vermischung auch zu sehr nach dem Geschmacke der Italiener, als daß sie sich durch die vorstehende Lessing'sche Kritik diese und dergleichen Schilderungen, von denen ihre Dichter voll sind, würden rauben lassen. Noch minder gilt die Ursache **), warum Ariost mit seinen Schilderungen unrecht haben soll: „was für ein Bild geben diese allgemei„nen Formeln? In dem Munde eines Zeichenmei„sters, der seine Schüler auf die Schönheiten des „akademischen Modells aufmerksam machen will, „möchten sie noch etwas sagen; denn ein Blick auf „dieses Modell, und sie sehen Stirn, Nase, Hand, „u. s. w. Aber bei dem Dichter sehe ich nichts." Eben als wenn der Dichter die Figuren, die er schildert, auch im Kupfer müßte vorstechen lassen! Wer hat nicht eine Nase, Hand, Stirn gesehen,

*) Laok. p. 210. **) p. 211.

und wem kostet es Anstrengung, sich eine Stirn, in dem besten Schranken, den schönsten Schnitt einer Nase, die schmale Breite einer niedlichen Hand zu denken, jedesmal, da sie der Dichter nennet. Ich empfinde hiebei nicht so, wie Lessing, mit Verdrusse die Vergeblichkeit meiner besten Anstrengung, so etwas einzeln sehen zu wollen; nachher aber jedes zusammen zu setzen, mir Alles in Einem, und Eins in Allem zu denken, die Alcina mir mit jedem dieser Theile im Ganzen, deutlich, wie ein Zeichenmeister, zu denken — o die Anstrengung fordert ja nicht der Dichter von mir! er führte mich theilweise, zeigte mir in jedem Theile die Schönheit: da energisirte seine Muse, und warum nicht? da sie kein akademisches Model von Schönheit, das man auf einmal in allen seinen Theilen sehen sollte, zu liefern unternahm.

Und soll die Dichtkunst keine schöne Gestalt schildern, weil ihre Theile coexistent sind; so sollte Homer auch keine häßliche Gestalt, keinen Thersites geschildert haben, weil ihre Mißtheile eben so coexistent sind, und auch coexistent gedacht werden müssen, wenn ein Bild der Häßlichkeit werden soll. Lessing hat Homer'n durch sein Gewebe von kritischen Regeln selbst verwickelt, und nun will er mit ihm hinaus, wo er kaum durchkommt. „Eben weil die „Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu „einer minder widerwärtigen Erscheinung körperli„cher Unvollkommenheiten wird, und gleichsam, von „der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu seyn auf„höret, wird sie dem Dichter brauchbar." *) Mich

*) Laok. p. 232.

dünkt, Lessing thue einen Fehlstreich, um die Ver- legenheit zu zerstücken. Wäre die Frage: wie kann der griechische Dichter einen Häßlichen schildern, da ihn doch der griechische Künstler nicht schildern möchte? so mag die Antwort gelten: die Figur tritt uns nicht mit einmal vors Auge: in der Schilderung des Dichters ist sie minder widrig: sie höret von der Seite der Wirkung auf unsern Anblick auf, häßlich zu seyn. Aber was soll das hier? Es wird einmal eine körperliche Gestalt geschildert, succeßive geschildert, da ihre Theile und Mißtheile doch zusammen existiren, da sie doch in Verbindung gedacht werden müssen, wenn der Begriff der Häßlichkeit aufkommen soll — weg also mit dem Thersites, nach Lessings Grundsätzen, nicht, weil er häßlich, sondern, weil er ein Körper ist, weil er als körperliche Gestalt, und doch succeßiv, geschildert werden muß.

„Aber der Dichter kann ihn nutzen! er nutzt ihn „zu *) — —" so kann er doch also Formen, körperliche Schilderungen nutzen? und, wenn er sie nutzen kann, sind sie ihm erlaubt? worüber streiten wir denn? Kann er häßliche Formen nutzen, wie weit eher schöne? und sind ihm jene erlaubt, wie weit eher diese? So kann er doch also, wenn er Energie in sie legt, auch körperliche Gegenstände schildern — was wollen wir mehr? Die Schärfe des Bogens hat nachgelassen: erschlaffet liegt er da! Mit einer

solchen

*) Laok. p. 232.

solchen Zugabe hat Lessing den größten Theil seines Buches widerlegt.

20.

Und wozu nutzet denn Homer den Thersites? Die Frage wird wieder Homerisch, und in Homerischen Fragen antwortete ich so selten mit Lessing gleich. „Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lä„cherlich machen zu können. Durch seine bloße „Häßlichkeit wird er nicht lächerlich; aber auch ohne „dieselbe nicht seyn." *) Auf diese Assertion bauet Lessing einen Theil seiner Theorie des Lächerlichen, der ich lieber einen andern Ort und Grundlage wünschte, als hier.

In meinem Homer ist der Hauptcharakter Thersites nicht lächerlich, sondern häßlich; er ist kein lächerlich, sondern boshaft knurrender Kerl, er hat die schwarzeste Seele unter Allen vor Troja. **) Alle sitzen ruhig; der einzige Thersites

---

*) Laok. p. 233.

**) So machte ihn Ulysses

ου γαρ εγω σεο φημι χερειοτερον βροτον αλλον
Εμμεναι, οσσοι αμ' Ατρειδης' υπο Ιλιον ηλθον.

Iliad. β. v. 248. 249.

lärmt noch umher *): er fängt, wahrhaftig nicht zum Spasse, sondern mit der bittersten Galle, an zu zanken: er schmähet die Könige, aber gewiß nicht als Hofnarr, sondern als Feind, als Todfeind. Wie derb und empfindlich **) schmählet er auf Agamemnon, auf seinen Geiz, auf seine Feigheit, auf seine Ungerechtigkeit! Und das Alles vor der Armee, verläumdend und lügenhaft, im dreusteſten Tone, als ein Richter der Könige! und dazu, als wäre es im Namen aller Griechen ***), als hätten ihn Alle dazu gedungen! und in eben demselben Athem schimpft er die ganze Nation †) selbst, schilt alle Griechen für Feige und Nichtswürdige, spricht in einem Tone, als hätte er mehr, als Alle, gethan, müsse für alle sorgen, könne allen gebieten, könne über alle urtheilen! Und noch nicht genug! er muß noch einen Abwesenden ††), den Tapfersten der Griechen, den Achilles, schmähen, und zwar mit der gräulichsten Lüge schmähen, daß Achilles kein Herz habe — O der nichtswürdige, häßliche Kerl! Nach griechischen Begriffen konnte kein Nichtswürdigerer vor Troja gefunden werden.

Und wenn er noch das Alles aus Dummdreustigkeit sagte! aber nun kennet ihn Homer besser: er war schon von jeher gewohnt, so pöbelhaft sich gegen die Könige zu setzen, um — den Griechen eine Freude

*) Iliad. β. v. 212. **) v. 221. etc.

***) v. 227. — — ἅς τοι Αχαιοι διδομεν κ. τ. λ.

†) v. 232. ††) v. 241.

zu erwecken, einen Gefallen zu thun *) — und nun wird der Kerl noch niederträchtiger, noch häßlicher. Nach griechischen Begriffen der Ehre kann es keine häßlichere Seele geben.

Daher hassen ihn auch alle Griechen **): daher auch mitten in ihrer Betrübniß das Freudengelächter †), da sich Ulysses seiner erbarmet, und ihn mit seinem Zepter zum Schweigen bringt: daher die allgemeine Stimme: „Ulysses hat nie eine herrlichere „That gethan, als jetzt, da er diesen bösartigen „Schwätzer gezüchtigt."

So schildert ihn Homer mit jedem Zuge: so zeigt er sich selbst mit jedem Worte: so begegnet ihm Ulysses mit Auge und Mund und Hand. Er wirft ihm den verächtlichsten Blick zu ††); spricht und handelt mit ihm en Canaille; so beträgt er sich hintennach selbst: er hängt die Nase, krümmt den Rücken, und weint — verächtlichste, häßlichste Seele vor Troja! nach griechischen Begriffen war der Werth eines Mannes, eines Soldaten, eines Helden auf edlen Stolz gegen sich selbst, auf Ehrerbietung gegen die, so Ruhm verdienten, auf männliche Wahrheitsliebe, auf Achtung gegen das Publikum, auf freien Gehorsam gegen die Obern, auf Ehre gebauet; — in jedem Verstande war dies ein Ideal einer häßlichen Seele.

---

*) v. 215. ὅ, τι οἱ εισαιτο γελοιϊον Αργειοισιν Εμμεναι.

**) Iliad. β. v. 222. 223.

†) v. 270. etc.

††) v. 245. υπωδρα ιδων.

Und nach griechischen Begriffen muß auch eine so häßliche Seele keinen andern, als den häßlichsten Körper, bewohnen: so schildert ihn Homer: „Am „Gemüthe der bösartigste, am Körper der häßlichste „aller Griechen vor Troja." *)

Wo ist nun, daß Homer den Thersites häßlich macht, um ihn lächerlich zu machen? Ihn als Possenreißer vorführen will er wahrlich nicht: blos ein Mißverstand des griechischen Ausdrucks **) hat Leßingen und Andre dazu verleitet. „Er war so niederträchtig, „sagt Homer, daß er seine Pflicht vergaß, mit den „Königen zankte, sich Prügel zuzog, blos, um den „Griechen mit seinen Reden eine Freude zu machen;" — nichtswürdige Seele! die alle für so mißvergnügt, so häßlich knurrend hält, als sich selbst, die allen durch ihre Bosheit einen Gefallen zu thun glaubt. So erkläre ich Homer, und finde diesen Zug dem ganzen Gemählde seiner Reden, seiner Handlungen gleich, niederträchtig, häßlich. So nimmt ihn Ulysses: er schilt seine Bosheit, verachtet seine Feigheit, straft seinen Trotz; so nehmen ihn die Griechen: sie hassen ihn, hören ihn mit Unwillen, und freuen sich, da sein Rücken blutet: so tritt er vor, so wird er abgefertigt.

*) Αισχιςος δε ανηρ υπο Ιλιον ηλθε v. 216.
— — ου χερειοτερος βροτος αλλος v. 248.

**) Τι οι εισαιτο γελοιϊον Αργειοισιν
Εμμεναι — — — v. 215.

Ich sehe also nicht, daß das γελοιον sein Hauptcharakter ist, noch minder, daß dieser Charakter ohne Häßlichkeit nicht seyn könnte, wie Lessing philosophirt *). Ein häßlicher Körper und eine häßliche Seele, was giebt dann das für einen Kontrast des Lächerlichen! Nach griechischen Begriffen gehört nichts besser zusammen, und auch Homer giebt ihm den häßlichen Körper, eben um den Unwillen gegen ihn zu bestärken, um seine häßliche Seele uns sichtbar vor Augen zu stellen, um uns den Kerl durchaus verächtlich zu machen. Das Lächerliche ist so wenig die Hauptfarbe im Thersites, daß selbst die Züge, die man dahin zu ziehen pflegt, sein unendliches Geschwätz **), sein vieles Geräusch ***), sein Pöbelausdruck †), sein Zweck ††), um den Griechen einen Gefallen zu thun — nicht den Lustigmacher, sondern nach griechischen Begriffen, den in allem nichtswürdigen Menschen schildern. Selbst, daß die Griechen über ihn lachen, ist Schadenfreude, ist ein Gelächter des Hasses; nicht die unschuldige Freude über eine lustige Priese, die unschuldig lächerlich wird. Wäre Thersit ein solcher; er sey auch dumm, er sey auch häßlich am Körper; wenn er nicht boshaft handelte — o so vergebe ich es Ulysses nicht, daß er so mit ihm umgeht. Laß den Häßlichen, der sich schön, den Dummen,

---

*) Laok. p. 233. 234.

**) Αμετροεπης.

***) εκολωα.

†) Επεα ακοσμα, ου κατα κοσμον.

††) τι οι εισαιτο γελοιιον Αργειοις.

der sich klug, den Feigen, der sich tapfer dünkt, nur immer ohne blutige Schwiele auf dem Rücken laufen! Laß, o Ulysses, nur immer deinen Zepter ruhen, und wenn du, nach deiner Klugheit, dich selbst kennest, so sprich zu dem, der dir blos lächerlich auf der Nase spielt, was Onkel Tobias Shandy zu jener Fliege: „Geh, armer Teufel! warum sollte ich „dir was thun? die Welt ist gewiß weit genug, mich „und dich zu fassen." Thust du das nicht? willst du einen häßlich-lächerlichen dafür abprügeln, daß er häßlich und lächerlich ist, Ulysses, so — —

Doch so ist der Homerische Thersites nicht; er verdient, was er bekam: wir sagen mit den Griechen im Homer: „nie hat Ulysses edler gehandelt, als „jetzt!" wir gönnen ihm gern seine Tracht Schläge. Wo bleibt also das Unschädliche, das ου φθαρτικον, das Aristoteles zum Lächerlichen fordert? Dem Ulysses und Agamemnon schadet freilich sein bösartiges Verläumden nicht; aber für seinen eignen Rücken geht es nicht so gut ab; denn wem wird ein blutiger, schwielenvoller Rücken, als ein ου φθαρτικον τι, oder als ein gutes Unterkleid, dünken? Auch den Griechen konnten Schläge, als Schläge, kein Schauspiel des Lächerlichen scheinen; wenn ihr schadenfroher Haß gegen Thersites ihnen nicht in dieser Strafe das: Nicht zu viel! Das Viel mehr verdient! hätte fühlen lassen. Der erste Strich vom Lächerlichen, das Unschädliche, ist also ziemlich zweifelhaft: und der andre, der Contrast zwischen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, erliegt bei Thersites unter dem Eindrucke des Unvollkommenen,

des an sich selbst Häßlichen. Auch wer ein Grieche werden kann, wird Thersites in diesem Lichte sehen.

21.

„Der Dichter (sagt Lessing) nutzt die Häßlich-„keit, um die vermischten Empfindungen des Lächer-„lichen und Schrecklichen hervorzubringen." *)

Zuerst bemerke ich: daß, so verschieden an sich diese zwo Gattungen vermischter Empfindungen, Schreckliches und Lächerliches, seyn mögen, so leicht können sie sich in einander verwandeln. Das Schreckliche als unschädlich erkannt, wird eben, weil es uns schrecklich dünkte, lächerlich; das Lächerliche, als schädlich erkannt, eben weil es uns nur lächerlich dünkte, schrecklich. Vielleicht werden beide also das Häßliche aus Einer Ursache, ihrer verwandten Natur nach, nutzen? Wir wollen forschen:

Nicht alles Lächerliche darf häßlich seyn. Unter der großen Menge unschädlicher Kontraste zwischen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten giebts zwar auch einen, der — häßlich-schön heißt, und sich auf mancherlei Weise äußert, z. E. häßlich seyn und sich schön dünken, häßlich seyn und für schön erkannt werden, häßlich seyn und durch Auszierung

---

*) Laok. p. 232. 233.

schön seyn wollen, u. s. w. Allein, diese eigne Gattung lächerlicher Kontraste macht noch nicht alle Gattungen, die ganze Art aus. Der Schwach-starke, der Klein-große, der Unwichtigwitzige in jeder Art, sind eben solche lächerliche Geschöpfe, als der Häßlich-schöne.

So darf auch nicht alles Schreckliche häßlich seyn. Wenn ein Wesen seiner höhern Natur, seiner größern Uebermacht wegen, uns Schrecken *) gebietet; so darf dies Schreckliche weder in dem Gegenstande mit Formen, noch in unsrer Seele mit Empfindungen des Häßlichen vergesellschaftet seyn. Ein Ungewitter z. E. oder, wenn ichs in ein Bild verwandele, ein donnerwerfender Jupiter, kann fürchterlich, schrecklich seyn, aber ohne Verzerrung des Gesichts, ohne häßliche Formen. Ein brüllender Löwe z. E. kann, selbst wenn ich mich in Sicherheit fühle, mir ein schrecklicher, ein schaudervoller, keinesweges aber deswegen ein häßlicher Anblick seyn.

Es folgt also: daß, um die vermischten Empfindungen des Lächerlichen und Schrecklichen hervorzubringen, Häßlichkeit nicht jedesmal, nicht schlechthin als Ingrediens gebraucht werden dürfe. Es wird daher dem Wesen einer Kunst anheim gestellt werden können, ob sie das, was sie nicht brauchen darf, brauchen könne, was sie nicht schlechterdings brauchen darf, hie und dort brauchen wolle. Ich fahre fort:

---

*) Die meisten Homerischen Götter sind schrecklich; aber deswegen auch häßlich?

Unter den schädlichen Kontrasten, die das Lächerliche machen, giebts namentlich auch den Kontrast des Häßlich-schönen; zum Lächerlichen also kann Häßlichkeit wirklich ein wesentliches Ingrediens seyn, um es hervorzubringen.

— Wo also das Häßliche zum Lächerlichen zutrifft: da treffe es wesentlich zu: es gehöre mit zum Kontrast: es kann nicht wegbleiben. Wo es wegbleiben kann, ists auch ein Kennzeichen, daß es wegbleiben muß. — So erklärt Lessing mit Recht es für eine alberne Mönchsfratze, daß der weise und rechtschaffene Aesop in der häßlichen Gestalt des Thersites, durch dieselbe, im Kontrast mit seiner schönen Seele, lächerlich werden solle.

Träfe aber das Häßliche zum Schrecklichen; so könnte es blos als Nebenidee zutreffen; es gehörte nicht in die Empfindung des Schauders. Es muß also nicht anders als wie ein Nebeningrediens zugemischt werden: damit es die Hauptempfindung ja nicht schwäche, damit der Schauder nicht Unwille werde, wenn ers nicht werden soll.

Wo ein Gegenstand durch das Ingrediens des Häßlichen lächerlich werden soll; da kann er, so lange er in den Gränzen der Wahrscheinlichkeit bleibt, nie zu häßlich seyn. Aber das Häßliche zum Schrecklichen kann allerdings zu sehr verstärkt werden, und, als Hauptingrediens behandelt, das Schreckliche wirklich hindern. Einen Gegenstand ganz häßlich fühlen, so daß die Idee des Unwillens, des Ekels, jede andere verdunkelt, heißt gewiß nicht, ihn ganz fürchterlich empfinden. Das Gefühl des Schrecklichen ist

Schauder der Furcht: das Blut tritt zum Herzen zurück: Blässe bedeckt das Gesicht: Kälte läuft den Körper herab; bald aber nimmt sich die Natur zur Selbstvertheidigung zusammen: das Blut tritt verstärkt in seinen vorigen Gang: die Wangen röthen sich: das Feuer breitet sich wieder aus: die Furcht ist vorbei: der Schrecken ist in Zorn verwandelt. So erzeugte, gebar und tödtete sich die Empfindung des Schrecklichen. — Aber die Empfindung des Häßlichen wie weit anders! Der Mißton, die widerwärtige Erscheinung, die wir häßlich nennen, wirkt auch in meinem Nervengebäude Mißton; es bringt meine Saiten der Empfindung widrig an einander; es krallet in meiner Natur. Die Empfindung des Häßlichen durchläuft also meinen Körper ganz anders, als das Gefühl des Schrecklichen: sie gehören nicht in Eins.

Und auch zusammengeschlagen vermischen sie sich kaum. Der grausame Richard der Dritte *) erregt mir Schrecken; der an Seele und Körper häßliche Richard, Abscheu. Die Häßlichkeit seiner Seele, den Abscheu meiner Empfindung gegen ihn, kann wohl die Häßlichkeit seines Körpers verstärken; mit meinem Schrecken aber, mit seinem Charakter des Fürchterlichen, hat sie nichts zu thun. Wenn ich die abscheuliche Seele Edmunds **) aus einem wohlgebildeten Körper sprechen höre: so kann ich den schönen Körper noch beklagen, der einer

*) Laok. p. 238.

**) Laok. p. 237.

so schwarzen Seele zur Wohnung dienen muß; ich kann ihn lieben, wenn ich seinen Einwohner hasse: der Abscheu an der Seele wird also durch den Körper nicht verstärkt, sondern eher geschwächt. Aber der Schrecken, welchen die schwarzen fürchterlichen Anschläge Edmunds erregen, ist ganz etwas anders; er wirkt, ohngeachtet seines schönen Körpers, eben so in vollem Maaße. Edmund, der Bösewicht, ist mir abscheulich; Edmund, der schädliche Bösewicht, schrecklich.

Wenn ich es also Lessingen zugebe: „daß schädliche Häßlichkeit allezeit schrecklich sey,“ *) so wird auch Er mir zugeben, daß sie es nicht wegen ihrer Häßlichkeit, sondern blos wegen ihrer Schädlichkeit sey: daß also der Dichter durch das Häßliche nie die Empfindung des Schrecklichen hervorbringen, daß er sie, eigentlich gesprochen, nie verstärken könne: kurz, daß Schreckliches und Häßliches zwo ganz verschiedene Arten der Gegenstände, Furcht und Abscheu zwo ganz verschiedene Arten der Empfindung seyn. Lessing hat vielleicht sagen wollen: „Abscheu gegen die häßliche Seele des Andern werde „durch Abscheu an seinem häßlichen Körper verstärkt: der Dichter könne sich also der Formen „des Häßlichen bedienen, um Abscheu zu verstärken.“ Alsdann hat er Recht, aber auch keine Verschwisterung der Empfindungen angegeben: denn Abscheu bleibt Abscheu, das Häßliche, das Abscheuliche sey in Seele oder Körper.

*) Laok. p. 236.

Ich habe die Empfindung am Häßlichen der Formen Abscheu genannt: Lessing glaubt *), sie Eckel nennen zu können, und geht darin von Mendelsohn ab, der Eckel nur in den niedrigen Sinnen, Geschmack, Geruch und Gefühl, nicht aber in Gegenständen des Gesichts, und kaum des Gehörs finden will **). Der Sprachgebrauch, der in Sachen, wo es auf nichts als Gefühl ankommt, immer gehört werden kann, scheint auf der Seite des letztern Philosophen; nur, wenn ich nicht irre, mit folgenden Unterscheidungen.

Im eigentlichen Verstande scheint Eckel dem Sinne des Geschmacks zuzukommen; nicht aber blos übermäßige Süßigkeit ***), sondern jede widrige Berührung unserer Geschmacksnerven verursachet Eckel. Daher die große Verschiedenheit des Geschmacks auf verschiedenen Zungen, nachdem ihre Fibern so und nicht anders gestimmt sind, so und nicht anders angenehm oder widrig werden können. Hier ist also Eckel eine Haupteigenschaft des Uebelgeschmacks, der nicht von der zu langen Dauer einförmiger Berührungen unserer Geschmacksfibern, wie Mendelsohn meynet, sondern, wie ich glaube, von jeder unserer Natur widrigen Berührung derselben herrühret. Gewisse Geschmacksarten sind eckelhaft nach der allgemeinen Empfindung; andere nach dem Eigensinn Einer Natur, das ist, nach der besondern Spannung

---

*) Laok. p. 247.

**) Literat. B. Th. 5. S. 107.

***) Literat. Br. Th. 5. S. 107.

der Fibern in diesem einzelnen Subjekte. Gewisse Arten des Eckels sind angebohren, wenn die Werkzeuge des Geschmacks ursprünglich so und nicht anders gebildet sind; andere sind angewohnet, und durch lange Associationen der Ideen zur Natur geworden. Einiges ist eckelhaft, wenn wirs kosten; ein Anderes, wenn wirs gekostet haben, nachdem die widrige Berührung schnell oder langsam geschahe, u. s. w. Das Eckelhafte, was in Gegenständen des Geschmacks das Auge präoccupirt, ist nichts als Wiederholung voriger Sensationen, aber eine so starke Wiederholung, daß sie selbst Sensation erregt, und also mit derselben vermischt wird. — In Gegenständen des Geschmacks hat also das Auge nichts Eckelhaftes.

Geschmack und Geruch sind in unserer Natur durch ein geheimes Band der Organisation vereinigt: die Stärke des Einen pflegt nicht ohne die Stärke des Andern zu seyn, und der Verlust des Einen den Verlust des Andern nach sich zu ziehen. Zunächst also kommt der Eckel dem Geruch zu durch eine widrige Bewegung der Geruchsfibern; darf ich aber sagen, daß er ihm blos zukomme durch das Band der ähnlichen Organisation mit dem Geschmack? Ich glaube fast: auch ein eckelhafter Geruch erregt Erbrechen, d. i. widrige Berührung der Geschmacksorgane. Er äußert sich also durch den Geschmack: er kommt dem Geruch zu, blos als einem mit dem Geschmack verbundnen Sinne: jeder andere unangenehme, z. E. zu starke, zu betäubende, Geruch heißt nicht eckelhaft.

Dem Gefühl kommt Eckel schon sehr uneigentlich zu. „Eine zu grosse Weichheit der Körper, die „den berührenden Fibern nicht genug widerstehen," *) z. E. ein Antasten des Sammets, feiner Haare, rc. kann im eigentlichen Verstande eben so wenig eckelhaft heissen, als das sogenannte Kitzeln: es ist Widrigkeit, ein heterogenes Gefühl, eine heterogene Berührung, als ich mag: und zwar. Widrigkeit durch das zu Sanfte. Nun giebts eine andere Widrigkeit, das Gefühl einer heterogenen Nervenspannung, durch das zu Heftige, zu Gewaltsame. So kreischt uns ein Griffel ins Ohr, der einen Stein hinunter krallet: wir fühlen unser ganzes Nervengebäude widrig erschüttert: wir wollen aus der Haut fahren; aber erbrechen wollen wir uns nicht. Widrig ist der Gegenstand für unser fühlendes Ohr; nicht aber eckelhaft.

Dem Gehör, als solchem, kommt Eckel noch minder zu: denn „eine unmittelbare Folge von vollkommenen Consonanzen" **) kann Ueberdruß, aber eigentlich nur demjenigen Eckel erwecken, bei welchem Geschmack der Hauptsinn wäre, und der die Süßigkeit der Töne nur empfände, so fern sie mit der Süßigkeit, in Ansehung des Geschmacks, Aehnlichkeit hätte. Ein solcher allein würde in der übermäßigen Consonanz auch eine Aehnlichkeit mit übermäßiger Süßigkeit, folglich an Tönen Eckel empfinden; kein andrer! Ich sage mit Fleiß empfinden,

---

*) Liter. Br. eb. das.

**) Liter. Br.

dunkel empfinden; denn von dem klaren Hinzudenken ist hier nicht die Rede.

Endlich: eckelhafte Gegenstände fürs Auge. Lessing glaubt *), „daß ein Feuermahl in dem Ge„sichte, eine Hasenscharte, eine gepletschte Nase mit „vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Au„genbraunen, sich wohl so nennen ließen: daß wir et„was dabei empfinden, was dem Eckel nahe komme, „daß, je zärtlicher das Temperament ist, wir desto „mehr von den Bewegungen im Körper fühlen wer„den, die vor dem Erbrechen vorhergehen." Ich mag bei so unsichern Sachen des dunkelsten Gefühls über Namen nicht streiten: indessen dünkt mich, daß das zärtlichste Temperament, und dazu im zartesten Zustande der Empfindung, z. E. eine schwangere Frau, solche Gegenstände eher widrig, als eckelhaft nennen, eher davor zurück schaudern, und in Ohnmacht fallen, als sich darüber erbrechen werde: daß die unangenehme Empfindung immer also eher Widrigkeit des Gefühls, Abscheu des Anblicks, als Eckel, zu nennen sey. Es sey indessen darum, daß ein solcher Anblick Bewegungen erregen kann, die vor dem Erbrechen voraus gehen: giebt Lessing eben damit das Erbrechen nicht für die sicherste Wirkung des Eckels an? Und da das Erbrechen eigentlich nur dem Sinn des Geschmacks zukommt: so muß, wenn das Auge Eckel empfände, es blos durch eine Association von Geschmacksideen solchen empfinden, und über die Zärtlichkeit des Temperaments mag ich nicht streiten.

*) Laok. p. 247. 248.

Genug für mich, daß Eckel eigentlich nur dem Geschmacke, und dem Geruche, als einem mit dem Geschmacke verbundnen Sinne, zukomme. Das grobe Gefühl der übrigen Sinne empfindet Widrigkeit, und nicht Eckel! es sey denn, daß in diesem und jenem Subjekte das Gefühl eines Sinnes in der körperlichen Organisation, oder in dem zur Natur gewordnen Laufe der Begriffe mit dem Geschmacke, und dem Geruche, gleichsam in näherm Bunde stehen. Es giebt nämlich Menschen, bei denen der Geschmack, mithin auch der Geruch, unter den groben Sinnen gleichsam die herrschendsten sind, und den sinnlichen Empfindungen insgesammt also Ton zu geben vermögen: bei solchen kann sich ein widerlicher Anblick, ein widriger Schall, ein widriges Gefühl mehr dem Eckel nähern: d. i. Bewegungen erregen, die vor dem Erbrechen voraus zu gehen pflegen. Allein, diese Besonderheit in der Stimmung des Nervengebäudes hindert nicht, daß auch in ihnen unmittelbare Widrigkeit des Gefühls, Gesichts, Gehörs, von der mittelbaren Widrigkeit in diesen Sinnen durch Hülfe eines fremden Sinnes, des Geschmacks, unterschieden seyn sollte. Das Eckelhafte kann sich mehr oder weniger, nachdem die Organisation gestimmt ist, in jede unangenehme sinnliche Empfindung einmischen; nicht aber jede unangenehme sinnliche Empfindung, jede Widrigkeit in einem Sinn ist deßhalb Eckel.

Kommt also der Eckel vorzüglich dem Geschmack, und andern Sinnen nur so fern zu, als sie mit ihm ver-

verbunden sind, oder sich an seine Stelle setzen können: so —

Gilt erstlich auf die Frage: Warum ist in den schönen Künsten und Wissenschaften der Eckel nicht schön? die Ursache *) so allgemein nicht! weil der Eckel blos den dunkeln Sinnen zukommt; denn dem dunkelsten Sinn unter allen, dem Gefühl, kommt er nicht zu.

Noch minder ist der Widerwille, den Häßlichkeit wirket, so gänzlich von der Natur des Eckels, als Lessing meynet **): denn Häßlichkeit äußert sich blos dem Auge, Eckel eigentlich nur dem Geschmacke.

Am mindesten also kann sich zur Nachahmung das Eckelhafte vollkommen so, wie das Häßliche, verhalten ***). Lasset uns jede der dreierlei Nachahmungen des Lächerlichen, Häßlichen, Eckelhaften durchfragen.

22.

Das Häßliche kann in der Dichtkunst gebraucht werden, um das Lächerliche zu erwecken, und, wie

---

*) Litter. Br. Th. 5. eb. das.

**) Laok. p. 247.

***) Laok. p. 258.

gesagt, hat die Dichtkunst alsdann in Veranstaltung der Formen keine andre Einschränkung, als Wahrscheinlichkeit und Gleichgewicht des Kontrasts, nämlich das scheinbare Schöne. Aber das Häßliche, ein Ingrediens des Lächerlichen bei dem Mahler? Kann der Mahler sein Häßliches in Kontrast des seyn wollenden Schönen setzen, daß das Lächerliche hervorblickt? so wohl. Da dies aber selten ist, da selbst bei der geistreichsten Hogarthschen Komposition die Mahlerei immer augenscheinlicher häßliche Formen, als den lächerlichen Kontrast durch häßliche Formen schildert: so bleibt sie gleichsam zu körperlich, um dem Dichter des Lächerlichen folgen zu können. Der Dichter trifft den Geist des Lächerlichen durch das Häßliche; der Künstler bleibt am Körper des Häßlichen kleben — und die Hauptsache ist unsichtbar. Jener stimmt meine Seele, und mein Mund lachet willig; dieser kitzelt mich häßlich, und ich soll lachen!

Das Häßliche zum Schrecklichen? Nichts! in Poesie und Mahlerei nichts. Will aber der Dichter Abscheu erregen: eine abscheuliche, bösartige, grimmige Seele an sich schon wird sich durch häßliche Verzerrungen äußern. Soll der Abscheu verstärkt werden; so gebe er ihr einen ganz häßlichen Körper: denn wie anders kann wohl das Wohnhaus seyn, das sie sich gebaut, indem sie so lange gewirket? Soll der Abscheu sich in Mitleid brechen; will der Dichter in Entfernung eine Seele zeigen, die besser seyn könnte: so mildre er ihren Abscheu wenigstens durch Strahlen ihrer guten Anlage, durch einen nicht

häßlichen Körper. Der Mahler hat hier Schranken seiner Kunst: denn wie selten will diese wohl Abscheu, höchsten Abscheu erregen? und wenn sich mit dem Häßlichen kein Schrecken, sondern nichts, als Abscheu, erreichen läßt: wie könnte der Künstler das Häßliche zum Schrecken gebrauchen wollen?

Das Eckelhafte endlich — hier bin ich mit Lessing gar nicht einig. Das Wiesel, das Sokrates unterbrach, ist an sich kein eckelhafter Gegenstand, und die eckelhaften Züge, die Aristophanes sonst einmischt, sind ein Geschenk an den griechischen Pöbel, das wir demselben auch lassen können. Alle hottentotische Erzählungen, so bald sie den Eckel zur Hauptwirkung haben, so dünken sie mir Ausgeburten des brittischen Ueberwitzes und bösen Humors. In Hesiods Abbildung der Traurigkeit bin ich mit Longin von einerlei Empfindung: es sey, aus welcher Ursache es sey — Ich mag die fließende Nase nicht sehen, ich mag nichts sehen, was wirklich Eckel erwecket. Eckel, als solcher, läßt sich schlechthin mit keiner andern gefälligen Empfindung verschmelzen; und wenn das Gräßliche nichts als ein eckelhaftes Schreckliche ist: so ist in diesem Gräßlichen, was sich vom Eckel darein mischet, allemal unangenehm, widrig.

Nur muß man auch freilich nichts für Eckel erregend halten, was nur einen Nebenbegriff des Eckels, durch weite Zurückerinnerung haben möchte: nichts für Eckel erregend, was, ohne dem Geschmack und Geruch zuzugehören, blos widrig genannt

werden könnte: nicht alles endlich in einer künstlichen Nachahmung für eckelhaft, was kaum in der Natur selbst, die keiner unangenehmen Empfindung solch eine enge Sphäre gegeben, als dem wahren Eckel.

Doch ich vergesse aus meinem kritischen Wäldchen beinahe gänzlich den Rückweg. Wie habe ich in demselben umhergeirret! Wie verschiedne Aussichten boten sich mir dar! Wie manchen richtigen und irrigen Gedanken mag ich auf meinem träumerischen Pfade gedacht haben! Es sey! Lessings Laokoon hat mir Materie zum Nachdenken verschaffet: Homer, und die menschliche Seele waren die Quellen, aus denen ich dachte. „Wenn mein Raisonnement nicht so „bündig ist, als das Lessingsche, so werden vielleicht „meine kritischen Erörterungen mehr nach der Quelle „schmecken." *)

Uebrigens sey jedes Wort, und jede Wendung verbannt, die wider Lessing geschrieben schiene. Ich habe über seine Materien gedacht, und wo ich insonderheit nach Leitung der Alten davon abgehen mußte, sprach ich offenherzig, und wollte in Form eines Sendschreibens sprechen, wenn es die Abwechselung und der Inhalt der Materien zugelassen hätte. Wenn meine Zweifel und Widersprüche die Leser des

---

*) Leß. Vorr. zu Laok.

Laokoons dahin vermögen, ihn nochmals, ihn so sorgfältig als ich, zu lesen, und ihn aus meinen Zweifeln, oder meine Zweifel aus ihm, zu verbessern; so habe ich der Sache des Laokoons weit mehr gevortheilet, als durch ein kaltes Lob, hinter welchem jeder Leser, so wie jeder Urheber und Besitzer, gähnt. Meine Schrift selbst (wie würdig mir Laokoon geschienen, um darüber zu denken!) sey ein Opfer meiner Achtung an den Verfasser desselben: Lobworte darzubringen hab ich nicht.

23.

Der Rest *) beschäftiget sich mit einigen Fehlern der Winkelmannischen Schriften: ich wollte, daß die Aufmerksamkeit Lessings lieber auf das Wesentliche derselben, und auf das ganze Gebäude seiner Geschichte gefallen wäre, das noch so mancher Schwierigkeit unterworfen ist. — —

Da ich Jahre her täglich zu den Alten, als zu der Erstgeburt des menschlichen Geistes, wallfahrte, und Winkelmann als einen würdigen Griechen betrachte, der aus der Asche seines Volkes aufgelebt ist, um unser Jahrhundert zu erleuchten, so kann ich Winkelmannen nicht anders lesen, als ich einen Homer, Plato und Baco lese, und als er seinen Apollo sieht.

---

*) Laokoon p. 261 — 298.

Indessen haben sich bei einem siebenmaligen Lesen freilich auch Zweifel bei mir zu Papier gefunden, die, was insonderheit sein Geschichtgebäude aus den Materialien der griechischen Literatur anbetrifft, die Alten selbst zu Zeugen, zu Gewährsleuten haben dürften. Da ich das Glück hatte, von Winkelmann einen ermunternden Blick des Beifalls zu erhalten: so war ich beschäftigt, mit mir selbst nochmals über seine Werke zu sprechen, und alsdann in dem würdigen Tone vor ihn zu treten, in dem sich sein Geist offenbaret. Wie erhebend wäre der Gedanke gewesen, von ihm, dem Griechen unserer Zeit, gebilligt zu werden, zur Vollkommenheit seiner unsterblichen Werke etwas beizutragen! —

Und ach! Winkelmann ist nicht mehr! durch die Hand eines Mörders, auf die entsetzlichste Weise, der Welt, Rom, und seinem Deutschlande entrissen! O, wenn du, Göttlicher, noch wie ein seliger Dämon, umherwandelst: so sieh die Bestürzung, mit der mich die Nachricht von deinem Verlust traf, die ungläubige Unruhe, die dich noch immer lebend sah, und endlich die Thränen der Wehmuth, die ich deinem Tode schenkte! Wie mancher Literator und Alterthumskenner hätte statt seiner nicht blos sterben können, sondern auch vielleicht sterben sollen, damit die Welt nicht einst nichts, als verführende Spuren, von ihm aufzuzeigen habe!

Sammlung der vorzüglichsten deutschen Classiker.

Ein Hundert und vierzehnter Band.

J. G. v. Herders Werke, XXI.

Schöne Literatur und Kunst.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1821.

J. G. v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Fünfter Theil.



Kritische Wälder,
oder
Betrachtungen über die Wissenschaft und Kunst
des Schönen.

Zweites und drittes Wäldchen.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1 8 2 1.

Analytischer Inhalt.

I. Ueber Klotzens Homerische Briefe.

1. Warum es nicht so leicht sey, in unserer Zeit Homer, in Absicht auf seine Sprache und seine Menschen, zu beurtheilen? Ob Homer das Maas des menschlichen Geistes? und ob es aus seinem Zeitalter wahrscheinlich sey, daß er das Lächerliche affektiren wollen?

2. Klotzens Tadel auf Homer ist längst bekannt, und kein Tadel. Ekphrase der Episode Vulkans, zum Beweise, daß er kein Possenreißer seyn wolle.

3. Ein Blick auf Thersites und Irus im Homer. Kann eine epische Hauptperson lächerlich seyn? Nein! Rettung des Homerischen Ulysses. Darf sie lachen? Warum nicht?

4. Unterschiede, die Klotz übersehen. An sich ist lächerlich und belachenswerth: Haupt- und Nebenpersonen; die Theile eines Gedichts, und das Ganze; eine sich in andre auflösende Empfindung, und das Hauptgefühl der Epopee, nicht einerlei.

5. Kann man Mythologie in Religionsgedichte mischen? Zuerst: merkliche Schwierigkeiten in der lateinischen Sprache. Zeiten und Länder unterscheiden noch mehr. Sonderbarkeit der Dichter, die in Italien bei Wiederauflebung der Wissenschaften sangen. Der poetische Gebrauch der Mythologie muß alles entscheiden. Rettung der Mythologie in Milton.

6. Einschränkung und Auseinandersetzung der ganzen Materie. Poetische Grenzen der Mythologie in Religionsgedichten. Ob ein geistlicher Dichter der Dogmatik zu gut schreibe?

7. Proben der großen Wirkung heidnischer Ideen in Gedichten unserer Religion. Prüfung der neuen Vorschläge, auf was Art die Mythologie für unsere Religion zu brauchen sey?

8. Und für unsere Kunst. Ueber die Strahlen, die Flügel, und den Donnerstrahl in der Kunstvorstellung unsers Gottes. Prüfung der Vorschläge hierüber nach Alterthums- und Religionsbegriffen. Ists was Unerhörtes, daß christliche Dichter Gott auf einem Donnerwagen schildern?

9. Von der Mythologie in Profangedichten unserer Zeit. Ob sie durch Entdeckungen der Naturlehre und der Geographie, oder gar durch Allegorie ersetzt werde? Ueber Ramlers Liebe zur poetischen Allegorie.

II. Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

1. Ist die Keuschheitsvisitation eines Dichters der poetische Zweck desselben?

2. Grund der Schamhaftigkeit in der menschlichen Natur. Daß das κακοφατον ein schlechter Zeuge derselben sey. Rettung der Homerischen Episode des Paris.

3. Untersuchung der mancherlei Schambegriffe, bei der Liebe, bei dem Nackenden, bei gesellschaftlichen Ehrbarkeiten. Unterschied zwischen der natürlichen, gesellschaftlichen und moralischen Schamhaftigkeit.

4. Unterschied dieser Empfindungen bei verschiedenen Nationen, Morgenländern, Griechen und Römern gezeiget. Rettung der griechischen Freiheiten hierin.

6. Klotzens uncharakteristische Beleuchtung Virgils. Wie ungewiß ihn Klotz rette, und wie unpassend mit Homer vergleiche?

6. Ueber die persönliche Schamhaftigkeit Virgils. Ob, und wie sie gerettet werden könne. Abhörung des Donatus, Servius, Martialis und Apulejus darüber. Lob der Heynischen Ausgabe Virgils.

Kritische Wälder.

Zweites Wäldchen.

Ueber einige Klotzische Schriften.

6. Ueber die persönliche Schamhaftigkeit Virgils. Ob, und wie sie gerettet werden könne. Abhörung des Donatus, Servius, Martialis und Apulejus darüber. Lob der Heynischen Ausgabe Virgils.

Kritische Wälder.

Zweites Wäldchen.

Ueber einige Klotzische Schriften.

Kritische Wälder.

Zweites Wäldchen.

Ueber einige Klotzische Schriften.

1.

Ich habe mich anheischig gemacht, auf mehrere Klotzische Anmerkungen über Homer zu merken, und ich muß mein Wort erfüllen. Der Tadel sowohl, als das Lob, das auf den Ersten der Dichter fällt, trifft auf den Mittelpunkt der griechischen Literatur, und hat immer auch auf entferntere Punkte im Kreise der Gelehrsamkeit einen Einfluß. Es wird also lohnen, mit den Homerischen Briefen *)

*) Epist. Homer. Altenb. 176[illegible].

in der Hand, ein Lustwäldchen der alten griechischen Musen zu besuchen.

Zuerst die Frage: Ists wohl so leicht Homer'n zu tadeln? ich meyne so leicht für uns, in unserer Zeit, Denkart und Sprache? Es sollte scheinen. Denn sind wir nicht in Gelehrsamkeit und Wissenschaft und Stufe der Cultur ungleich höher, als das Zeitalter Homers? Ist die Welt nicht drei tausend Jahr älter, und also auch vielleicht drei tausendmal erfahrner und klüger geworden? Kniet also nicht der Altvater Homer vor dem Geschmacke und Urtheile unsers Zeitalters, wie vor dem Tribunal des jüngsten Gerichts? Ich sollte fast glauben! oder beinahe nicht glauben: denn unser Jahrhundert mag in Allem, was Gelehrsamkeit heißt, so hoch gekommen seyn, als es will und ist; so ists doch in Allem, was zur poëtischen Beurtheilung Homers gehört, nicht höher; ja, ich behaupte, daß es hierin dem Jahrhunderte geborner Griechen, die Homers Zeitgenossen, oder wenigstens Landsleute und Brüder einer Sprache mit ihm waren, weit hintennach sey. Wir sind nicht nur nicht höher hinauf, wir sind gewissermaßen aus der Welt hinaus gerückt, in der Homer dichtete, schilderte und sang.

Homers Sprache ist nicht die unsere. Er sang, da dieselbe noch blos in dem Munde der artikulirt sprechenden Menschen, wie er sie nennet, lebte, noch keine Bücher; noch keine grammatische, und am wenigsten eine wissenschaftliche Sprache war. Er bequemte sich also den Artikulationen der Zunge seiner Menschen, den Beugungen, und dem Wortge-

brauche der lebenden Welt, in aller Unschuld und Einfalt seines Zeitalters. Wer kann ihn nun hören, als ob er spräche? Tausend Wörter haben ihren Sinn allmählich umwandeln, oder sich in ihrem Gebrauche seitwärts biegen und verfeinern müssen. Müssen, ohne daß es jemand wollte, und bemerkte; denn der Geist der Zeit veränderte sich. Man behielt immer das Wort, man glaubte auch immer, denselben Begriff zu haben; denn in der gemeinen Sprache des Umganges wechselt man klare, und nicht deutliche Ideen: und doch so, wie sich Lebensart, und der Geist des Jahrhunderts änderte, so hatte sich auch der inwohnende Geist vieler Wörter verändert. Sehr spät endlich ward die Sprache wissenschaftlich. Der Wörtersammler, der die Begriffe aus einander setzen, deutlich machen sollte, fand einige vielleicht schon gar nicht in seiner lebenden Sprache; er mußte rathen, und die Muse gebe, daß er unter hunderten nur einmal übel gerathen hätte. Bei einem andern definitte er nach dem Begriffe seiner Zeit: wie aber, wenn dieser blos ein jüngerer, ein abstammender Begriff gewesen wäre? Bei einem dritten nahm er vielleicht gar nur eine verfeinernde Bedeutung des Philosophen, eine Nebenbestimmung dieser und jener Schule, Provinz, Sekte, Menschengattung, und trug sie ein. Nun komme nach drei tausend Jahren ein Mensch aus einer fremden Sprache, aus einer ganz andern Welt, urtheile und richte, und mäckle Wörter, sicherer würde er die Bücher der cumäischen Sibylla in Ordnung bringen!

Wer mir nicht glaubt, lese hierüber die Vorrede des arbeitsamen Johnsons zu seinem englischen Wör-

terbuche, und er wird vor einer Kritik zittern, die ihn drei tausend Jahre zurück, in einen so frühen Zeitpunkt der griechischen Sprache, als in welchem der Dichter ihrer Jugend, Homer, sang, werfen will. Wenn schon zur Zeit Aristoteles gebohrne Griechen über einzelne Wörter Homers zweifelhaft waren: werden wir alsdann nicht weit öfter, wenn es insonderheit auf Würde der Wörter ankommt, in der Sprache des ehrlichen Sancho Pansa sagen müssen: Gott weiß, wie Homer hätte dichten sollen. Ich rede nicht von dem Sinne desselben, sondern von dem Gefühle seiner epischen Würde in der Sprache: und zum Behufe des letztern reichen die vielen Hülfsmittel unter den Griechen selbst dazu, Homer beurtheilen zu wollen?

Ich gebe ein Beispiel, das ich brauchen werde. Das Wort γελοιον hieß in den Zeiten der alten griechischen Einfalt, überhaupt, was Freude, was Lachen erwecket, ohne daß dies Lachen der Freude noch ein Gelächter des Spottes seyn durfte. Das γελοιον in einem Menschen war der Charakter eines süßen, innigen Gefallens: das γελοιον in einer Sache, in einer Rede, in einem Auftritte war Annehmlichkeit. Je mehr die Zeiten von ihrer unschuldigen Einfalt abwichen; desto mehr wurde der Begriff des „Lächerlichen" daraus. Das γελοιον in einem menschlichen Charakter ward das „Piquante des Witzlinges" und endlich ganz die Narrenkappe eines Gecken: das γελοιον in einem Auftritte ward „das Lächerliche, und endlich, das Belachenswürdige." Welch eine Umwandlung von Ideen! Wer nun in einem alten Dichter der Einfalt das γελοιον allemal

für eine Possenreißerei nehmen will, weil etwa in der lateinischen Uebersetzung „ridiculum“ steht, und darnach einen Menschencharakter in Homer beurtheilen, und tadeln, und verdammen wollte, der könnte freilich sein Wörterbuch, und seine Uebersetzung, und die Meynung einiger alten Grammatiker auf seiner Seite haben, nicht aber darum auch den ursprünglichen Homer. Ueber den muß man nicht aus Uebersetzung und Wörterbuche, sondern aus dem lebendigen Gebrauche seiner Zeit urtheilen, oder das sicherste Wort wählen: ουκ οιδα!

Zweitens. Wenn die todte, die körperliche Natur, die Homer mahlet, sich seit ihm schon sehr verändert hat, wie viel mehr die Natur der Menschen, die Manier der Charaktere, die Nüancen, in denen sich Leidenschaften äußern! Eine griechische Seele war gewiß von andrer Gestalt und Art, als eine Seele, die unsre Zeit bildet. Wie verschieden die Eindrücke der Erziehung, die Triebfedern des Staats, die Begriffe der Religion, die Einrichtung des Lebens, der Anstrich des Umganges! Wie verschieden also das Urtheil über die Würde der Menschheit, über die Beschaffenheit des Patrioten, über die Natur der Götter, über die Erlaubnisse des Vergnügens, über Anstand und Zucht — wie verschieden damals und jetzt! So weit Athen von Berlin, so weit müssen sich die Jugendeindrücke Homers hierüber von dem Urtheile eines seiner heutigen Kunstrichter entfernen. Wer die Geschichte des menschlichen Geistes in allen Zwischenzeiten zwischen Homer und uns kennet, wer den Umwandlungen und Vermischungen der Begriffe von menschlicher Natur, Religion, Gelehrsamkeit,

bürgerlichem Interesse, Sittsamkeit und Wohlstande in allen diesen Zeiten nachgespüret, wer Augen hat, um den Ort zu sehen, auf welchen ihn die zusammengesetzten Kräfte so vieler Zwischenjahrhunderte geworfen haben, der wird in allem, was Charakter einer Menschenseele ist, ungemein rückhaltend seyn. Er wird Homer, den Schöpfer menschlicher Charaktere, studiren; er wird in den Zeiten desselben nach der damaligen Gestalt dieser so wichtigen Begriffe forschen: aber, wie ein Areopagit, im Finstern urtheilen? Kaum!

Der Verfolg wird Beispiele liefern, wie schielend es sey, über den Uebelstand Homerischer Götter und Helden und Menschen nach den Begriffen unsrer Zeit zu urtheilen. — Jetzt will ich nur fragen: ob Homer habe fehlen können, daß er sich nach den Sitten seiner Zeit bequemte? und nach welchen er sich denn hätte richten sollen? *)

Homer mußte sich nach den Sitten der Zeit vor ihm bequemen: denn aus dieser schilderte er seine Helden, und was er also in derselben für Begriffe von Heldengröße, Heldenklugheit und Wohlstand fand, ward die Basis seines Gedichts. Wenn diese Heldengröße ohne Leibesstärke, ohne Schnelligkeit, ohne Wildheit der Leidenschaft, ohne eine edle Einfalt in klugen Anschlägen, ohne eine kühne Rauhigkeit nicht bestehen konnte: so wurden auch alle diese Charaktere seinem Gedichte eigen.

Auf

*) Epist. Homer. p. 24.

Auf solcher Grundlage stand sein Gebäude: Ein Gedicht für seine Zeit. Die Vorstellungen der verflossenen Jahrhunderte sollten in der Sprache seines Zeitalters, nach dem Gefühle eines Sängers, der in diesem Zeitalter gebildet war, nach dem Augenmerke einer Welt von Zuhörern, die nach ihrer Zeit dachten, vorgestellet werden: so sang Homer, und anders konnte er nicht singen — Ein Barde voriger Zeiten für seine Zeit. Wer sich in diese zurück setzen kann, in Erziehung und Sitten, und Leidenschaften und Charaktere, und Sprache und Religion — für den singt Homer, für keinen andern.

Es ist lächerlich, von Homer fordern, daß er sich nach den Sitten einer künftigen Zeit hätte richten sollen. Dazu gehört Gabe der Weissagung, und noch was mehr, die Gabe, unmögliche Dinge zu thun. Wenn wir fordern, daß Homer für unsre Zeit und Denkart hätte schreiben sollen, so hätte es ein alter Indianer und Perser, der auch Homeren in seiner Sprache las, fordern können! So auch ein scholastischer Mönch des funfzehnten Jahrhunderts, wenn er über Homer kam! so auch ein hottentottischer Kunstrichter, wenn einmal der Genius der Wissenschaften Europa verlassen, und mit Homer'n in der Hand nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ziehen wird! so auch ein jeder Thor von Einsiedler, der auf einer Säule, wie Simon, der Stylite, alt und grau wurde! Alle werden alsdann im vereinigten Chore mit unserm lateinischen Perrault anstimmen können *): Homerum dormitasse aliquoties,

*) Epist. Homer. p. 24.

apparet. Quod iis in locis inprimis patere existimo, ubi - - - suae aetatis moribus inseruit nondum politis satis, et cum simplicitate rusticum aliquid et asperum habentibus. Und was würde aus Homer, wenn er sich nach jedem Kunstrichter hätte richten wollen?

Nein! mein Homer soll sich nicht nach meinem Zeitalter gerichtet haben, die Sitten des seinigen mögen so weit abgehen, als sie wollen. Ich bin zu bescheiden, ihn summam vim et mensuram ingenii humani zu nennen *): denn wer bin ich, daß ich die gesammten Kräfte der Natur wägen, und das Maas erfassen wollte, das die Mensur des menschlichen Geistes enthält? Wer bin ich, daß ich die Linie ziehen könnte: so hoch reicht Homer, und so hoch kann der menschliche Geist reichen! So sehe ich ihn, als die edle Erstgeburt der schönen dichterischen Natur in Griechenland; liebe, so gern ich ihn, als den Vater aller griechischen Dichter, verehre: so blöde bin ich, ihn, als den Umfang, als das Maas des menschlichen Geistes, zu betrachten: so blöde, es abwägen zu wollen, wie auch nur die dichterische Natur ihre Kräfte in ihm erschöpfet. So lange mir Apollo nicht den Wunsch erfüllet, die Metamorphosen des menschlichen Geistes auch in einer solchen Metamorphose meines Geistes durchwan-

*) p. 19. Ich weiß diesen Ausdruck, als gewöhnliche lateinische Phrase; allein ich mag keine Phrase, die es ursprünglich nicht war, die keine Wahrheit hinter sich hat.

deln und durchleben zu können: so lange ich nicht mit den Ebräern ein Ebräer, mit den Arabern ein Araber, mit den Skalden ein Skalde, mit den Barden ein Barde, wesentlich, und durch eine Umwandlung meiner selbst geworden bin, um Moses und Hiob und Oßian in ihrer Zeit und Natur zu fühlen: so lange zittere ich vor dem Urtheile: „Homer ist die höchste Masse gesammelter Kräfte des „poetischen Geistes, das höchste Maas der dichteri„schen Natur." Und ist schon bei einer einzigen Seite der Natur, und des menschlichen Geistes, bei dem dichterischen Genie, dies Urtheil schon so schwer: wie kann ich den Umfang gesammter Geisteskräfte, das Maas der ganzen Menschennatur in ihm berechnen! Wo weiß ich, ob die Natur bei Bildung eines Alcibiades und Perikles und Demosthenes, als Geschöpfe ihrer Zeit betrachtet, sich nicht mehr erschöpft, als bei Homer? Wo weiß ich, ob ein Plato, ein Baco, ein Newton,

— — das Ziel erschaffner Geister,

dieser bildenden Mutter nicht mehr in ihrer Art gekostet, als Homer in der seinigen? Ein solcher Ausspruch geht ins Ungeheure; und wenn Homer summa vis, et quasi mensura ingenii humani ist, so wird der, der ihn noch beurtheilen und tadeln kann, ein völliger Uebermensch! hervorragend über die Schranken des menschlichen Geistes. Da trete ich zurück, um den kritischen Gott anzubeten.

Ich betrachte Homer blos als den glücklichsten poetischen Kopf seines Jahrhunderts, seiner Nation, dem keiner von allen, die ihm nachahmen wollten,

gleich kommen konnte; aber die Anlagen zu seinem glücklichen Genie suche ich nicht außer seiner Natur, und dem Zeitalter, das ihn bildete: Je mehr ich dieses kennen lerne, desto mehr lerne ich mir Homer erklären, und desto mehr schwindet der Gedanke, ihn, „als einen Dichter aller Zeiten und Völker," nach dem Bürgerrechte meiner Zeit und Nation, zu beurtheilen. Nur gar zu sehr habe ichs gelernt, wie weit wir in einem Zeitraume zweier Jahrtausende von der poetischen Natur abgekommen, eine gleichsam bürgerliche Seele erhalten, wie wenig, nach den Eindrücken unsrer Erziehung, griechische Natur in uns wirke! wie weit Juden und Christen uns umgebildet haben, um nicht aus eingepflanzten Begriffen der Mythologie auch über Homers Götter zu denken! wie weit Morgenländer, Römer, Franzosen, Britten, Italiener und Deutsche, wenn ich den rousseau'schen Ausdruck wagen darf, unser Gehirn von der griechischen Denkart weggebildet haben mögen, wenn wir über die Würde der menschlichen Natur, über Heldengröße, über die Ernsthaftigkeit der Epopee, über Zucht und Anstand denken! Wie gelehrt muß also ein Auge seyn, um Homer ganz in der Tracht seines Zeitalters sehen: wie gelehrt ein Ohr, um ihn in der Sprache seiner Nation so ganz hören: und wie biegsam eine Seele, um ihn in seiner griechischen Natur durchaus fühlen zu können. Am sichersten, mein Urtheil über ihn sey nicht voreilend, damit ich ihm das nicht für einen Fehler anrechne, was Tugend seiner Zeit war.

Nun mag Kloz die unten gesetzte *) Einleitung

*) p. 24. etc.

zu seinem Homerischen Tadel rechtfertigen; ich finde den einen Theil derselben am unrechten Orte; den andern Theil sehr zweifelhaft. Am unrechten Orte steht die Betrachtung *), daß Homer ein Mensch sey, Fehler habe, daß die Fehler der größesten Genies, eines Homer und Shakespear, ihrer Größe nichts benehmen u. s. w. Für unsern Zweck wäre die Betrachtung gewesen: ob Homers Fehler, (als griechischer Dichter seiner Zeit, und nicht als Mensch betrachtet,) von uns, und zu allererst von uns eingesehen, und diktatorisch beurtheilt werden können? Und so zweifelhaft dies: so ungewiß wird mir das Folgende **): „daß Homer sein Gedicht mit nicht „leichten Flecken besudelt, weil er sich entweder „nach den Sitten seiner Zeit gerichtet, oder weil „es schwer fällt, zurück zu halten, was dem Leser „Lachen erwecken könnte, oder aus einem Fehler „seiner Beurtheilungskraft; kurz also, daß er sich „zu dem herab läßt, wovon Klotz achte, es schicke „sich für die Würde, und den Ernst des epischen „Gedichts ganz und gar nicht."

Unpassend ist die erste Ursache: „daß Homer „mit nicht leichten Flecken sein Gedicht besudelt, „weil er sich den Sitten seiner Zeit bequemt." Homer mußte sich ihnen, und der Zeit seiner Helden bequemen; nicht aber der Zeit der Kapuciner, oder dem Jahrhunderte Ludwigs des vierzehnten, oder einem kritischen Jahrhunderte in Deutschland.

---

*) p. 21 — 25.

**) p. 24. 25.

Höchst unwahrscheinlich die zweite Ursache: „Homer habe sich zu dem herabgelassen, wovon ich „halte, daß es sich für die Würde, und den Ernst „des epischen Gedichts ganz und gar nicht schicke, „weil es schwer wird, das zurück zu halten, wovon „wir glauben, daß es dem Leser Lachen erwecken „werde." Wer das Zeitalter Homers und seiner Helden kennet, wird zugeben, daß demselben nichts fremder sey, als eine Sucht des Lächerlichen.

Der epische Dichter Homer weiß nichts von lächerlichen Grazien. Das Zeitalter, das er besingt, war „die Zeit der Heldengröße, eines hohen Ernstes nach griechischer Natur:" und die Zeit, in „der er lebte und sang, „der Anfang des bürgerlichen Jahrhunderts," und also eines gesitteten Ernstes in edler Einfalt. So wie in der ersten der Held, der Tapfre, der gröste Mann war; so in der zweiten der Weise und Gute — in beiden war an den lachenden, oder Lachen erregenden Witzling nicht wohl zu gedenken; sonst wären, statt Homerischer Epopeen, nichts als crebillon'sche Romane, oder komische Epopeen, die Erstgeburt der griechischen Muse geworden. Bei Homer also, wenn er keinen Margites, sondern eine Helden-Iliade schreibt, bin ich vor dem unzeitigen, unwürdigen Lachen so sicher, als ichs bei den schönen und artigen Schriftstellern unsrer Tage wohl nicht bin: und das vermöge des homerischen Zeitalters.

Drittens endlich, dünkt mich die Ursache des beschwerlich Lächerlichen in Homer eben

so ungewiß, daß er, aus einem Fehltritte seiner Beurtheilungskraft, so unzeitig lächerlich, so lachsüchtig geworden? denn wer Homers Zeit kennet, wird zehn andre Fehltritte für wahrscheinlicher halten.

2.

Klotzens Meynung ist*), „daß Homer manchmal „an einem sehr ungeschickten Orte den Leser zum La„chen bringen wollen, und damit seinem göttlichen „Gedichte nicht leichte Flecken angesprützt, die dem„selben eine nicht kleine Unförmlichkeit, und dem Le„ser Verdruß erwecken. Hieher kann man in der „Odyssee den Streit des Irus mit Ulysses, und im „ersten Buche der Iliade den Ort rechnen, wo er „den Gott Vulkan einen Gaukler (histrionem) spie„len läßt — denn was spielt er anders, als einen „Gaukler, da er den Göttern Wein einschenket; und „diese den hinkenden Mundschenken mit großem Ge„lächter begleiten." Noch mehr aber wird die Sache aus dem zweiten Buche erhellen — und nun kommt die Geschichte vom Thersites, die Klotz für unanständig, unschicklich, ungereimt, unwürdig erklärt, und mit einem Thersitischen Geräusche völlig aus Homer verwirft.

---

*) p. 24. 25. etc.

Nun wundere ich mich zuerst über die Verwunderung, „daß unter allen Feinden Homers noch niemand auf diese Geschichte gefallen", daß, so sehr „man alles zu seinem Tadel gesammelt, man nicht „diesen Ort angeklaget." Ich wundre mich, „daß „sich Klotz so viel Mühe giebt, es zu untersuchen, „woher sich alle hätten betrügen lassen, diese Stelle „nicht zu tadeln; daß er selbst eine Gedankencitation von Vida anführet, wo dieser wohl Thersites „könne im Sinne gehabt haben," und — bei Allem nicht den Franzosen, dem Klotz so manches Mahleranekdötchen, und, zehen gegen Eins, auch diesen ganzen Tadel schuldig ist; — ich meyne den berühmten d'Argenson *).

Dieser Franzose sagt bei Gelegenheit seines Julius Romanus, und des lächerlichen Zwerges im Gemählde Konstantins: „es ist wahr, daß sich „eine solche lächerliche Figur zu einem so ernsthaften „Gegenstande gar nicht schicket; man müßte denn „diesen Mahler mit dem Homer entschuldigen wollen, der in der Iliade einen Vulkan, „worüber die Götter spotten, und einen „von aller Welt verachteten Thersites

*) Leben der Mahler Th. I. p. 81. Eben der Tadel, nur verändert, ist Voltairen und andern Franzosen eigen, und Lessing hat zu verschiedenen malen die Sache von der Seite des Drama in Beleuchtung genommen; s. Dramaturg. 1. und 2. Band hin und wieder.

„anbringt, um den Helden seines Gedichts einen „Kontrast zu geben.“ Klotz hatte diese Stelle ganz vor Augen, trübt aber d'Argensons bessere Anführung Homers. Dieser giebt dem Thersites einen „von aller Welt verachteten Charakter,“ den ihm auch Homer giebt; Klotz macht ihn zum Possenreißer, was ein d'Argenson sich nicht einmal zu behaupten getrauete, und wovon Homer nichts weiß. Der Franzose läßt ihn und Vulkan vom Homer charakterisiren, um den Helden seines Gedichts einen Kontrast zu geben; der Deutsche fährt über Homer her, daß er, aus Ungeschliffenheit seines Zeitalters, aus der eitlen Sucht, dem Leser ein Lachen am unrechten Orte abzujagen, oder gar aus Mangel der Beurtheilungskraft, dem Gedichte so häßliche Flecken einbrenne, dem Leser zur Last wäre, ihm am unrechten Orte ein unanständiges Lachen abzwinge, die Würde seines Epos aufopfere. —

Was also Vulkan betrifft: so wird jeder Kenner Homers wissen, daß das Ideal seiner Götter nichts weniger, als das Ideal höchstvollkommener, geistiger, allerhöchster Wesen sey. Sie haben alle ihren Charakter, der nach Körper und Seele, nach Stärke und Denkart, nach Würde und Neigungen, nach Ansehen und Verrichtungen so bestimmt ist, als die Namen, die sie führen, oder die Partei, die sie im Homerischen Gedichte nehmen. Wie also bei den alten Künstlern die Bildung jedes Gottes ihr eigentliches Ideal, ihre Gestalt bis auf Bart und Haupthaar hatte: so sind auch im Homer ihre Charaktere gleichsam eine Reihe von eigenthümlichen Brustbil-

dern, von Wesen, wo jedes aus sich, wo keins, wie ein drittes, handeln muß. Gegen Menschen gerechnet, haben freilich alle Homerischen Götter ihr eigenes Anständige; aber unter sich selbst ist wieder ihre Würde, ihr Anstand, ihre Art zu handeln so eigen bestimmt, so sonderbar, als eines jeden Körper und Name. Man streiche in der ganzen Iliade alle Namen der Götter und Göttinnen aus; ich will jedes von ihnen aus ihren Reden und Handlungen errathen: und es kann aus Homer eine solche Gallerie von dichterischen Idealen seiner Götter erbauet werden, als Winkelmann seine Ideale derselben aus der Kunst aufstellet *).

Hier also, an unserm „so unanständig lächerlichen" Orte **) — was war geschehen? Jupiter erscheint mit aller Ehrfurcht der Götter im Olymp, und die gebieterische Juno fängt über seine geheimen Rathschläge zu zanken an. Der oberste der Götter antwortet zuerst groß und unabhängig, und als Juno fortfährt und seine Rathschläge offenbaret, zornig und mächtig drohend. Verstummt vor Furcht, gebeugt in ihrem Herzen, sitzt die hohe Juno da, und alle Himmlischen, im Hause des Gottes versammelt, erseufzen. Eine schauderhafte Stille, eine unruhige stumme Scene, wie vor einem Ungewitter, herrscht im Olymp!

*) Geschichte der Kunst und Anmerk. dazu, p. 42. etc.

**) Iliad. α. v. 596.

Wer soll sie brechen? Soll Homer seinen Gesang schliessen, und den Leser in einer bangen Besorgniß lassen, ob nicht auf dies schaudervolle Verstummen nachher wirklich ein Ungewitter erfolget? ob nicht etwa die gebietende Juno den Streit erneuret, und also der mächtige Zevs seine Drohungen erfüllet? Unwürdige Besorgniß! der Hoheit des epischen Gedichts, und dem Zwecke der Homerischen Handlung entgegen! Homer, der nirgend seine Handlung abbricht, sie mit jedem Worte weiter fortführt, thäte doppelt Unrecht, in seinem ersten Gesange, bei der ersten Versammlung der Alles lenkenden Götter uns nicht das Ende ihres Raths wissen zu lassen, und noch ärger, uns auf sein ganzes Gedicht hin eine Idee von seinen seligen Göttern beyzubringen, die uns wohl nicht den Zustand derselben sehr beneidenswerth vorstellte. —

Vollendet muß also der Auftritt werden, aber wie? und durch wen? Soll Juno ihren Zweck erneuern, und vor unsern Augen unglücklich werden? Unwürdiger Anblick! Soll sie fußfällig abbitten? Ein niedriger Weg zum Frieden des Himmels, dazu ganz u n j u n o n i s c h! Eher liesse sie sich auf die gedrohete Art strafen, lieber wollte sie einer höhern Tyrannei unterliegen, als so ihre weibliche Hoheit verläugnen. Auf solche Bedingungen wird also kein Friede im Himmel!

Und wie denn? Es trete ein Friedensstifter auf zwischen beiden! Doch wer? Einer, der durch sein Ansehen rechte, und durch die Würde seiner Person, als ein himmlischer Nestor, Jupiter und Juno zum

Stillschweigen bringe? Solch einer ist nicht im ganzen Olympus! Der Streit ist zwischen den höchsten Göttern: er betrifft die Anschläge Jupiters, und die rechtmäßigen Drohungen seiner Macht: seine ganze Klugheit, sein obergöttliches Recht, seine Gewalt — alles ist mit im Spiele. Wer soll nun auftreten, ihm zu widersprechen, ihn ein beßres belehren zu wollen? Alle Anwesende sind Unterordnungen, Unterthanen, Kinder! Selbst die Göttin der Rathschläge, Minerva, ist die Tochter seines Haupts, und kennet ihren Vater zu gut, als daß er sich widersprechen, belehren lasse. Alle also, und ohne Ausnahme alle Götter von Würde, von Ernst handeln am besten, wie sie bei Homer handeln, stille sitzen und schweigen.

Anders also, anders wird die Zwietracht im Himmel nicht gestillt, als daß jemand Juno, die schwächere, und noch dazu die unbillige Parthei des Streites, besänftige — Wer soll dies thun? Etwa Einer, der Jupiter und Juno kenne, vielleicht beide angehe, nicht zu erhaben sey, um beiden gute Worte zu geben, nicht zu ansehnlich sey, um seine Würde dabei in Gefahr zu setzen — Ein solcher sey's, und hat er etwa in seiner Geschichte, in seinem Charakter, in seiner Gestalt Etwas, was Juno warne und besänftige, was die Macht Jupiters gleichsam redend, sichtbar zeige; Ihm also auch Recht gebe, ihn damit auch besänftige — ist ein solcher da, so trete er auf, und gebe den Göttern heitern Tag wieder!

Und siehe da! ein Gott von minderm Ansehen, ein himmlischer Handwerker; ein Gott,

der Jupiter und Juno wohl gute Worte gäbe: ein Sohn beider; der in seiner Geschichte Beispiel genug von der Macht Jupiters seyn kann: Zeus hat ihn vom Himmel geworfen; der in seiner Gestalt Warnendes genug für Juno habe: sein noch hinkender, und ewig hinkender Fuß — kurz! da ist der ehrliche Vulkan. Vulkan also fängt an im Namen aller himmlischen Untermächte zu reden, daß ein solcher Krieg die Ruhe der seligen Götter störe, daß die Sache der Menschen die besten Gastmahle der Himmlischen verderbe. Vulkan holt seine Gründe nicht weit her; aber seine Vorstellungen sind bündig, der Zeit und dem Orte angemessen, und so stark, als der Amboß, den er zu führen pflegt. Er und alle Götter sind ja zum Schmause erschienen!

Er wendet sich gegen die Mutter, „ob er gleich „wüßte, daß auch sie verständig wäre" — der Ehrliche, in dessen Munde diese Worte so glaubwürdig werden, als sie es seyn sollen: in dessen Munde also auch die kindliche Anmahnung kein sich brüstender überhobner Rath seyn wird.

Er erinnert sie an die Macht des Donnergottes, der, wenn er wollte, alles vom Himmel werfen könne — der gute Vulkan redete aus Erfahrung, und wie sein hinkender Fuß ihn nicht anders reden läßt. Sein Rath ist also, Zeus abzubitten, und dem ganzen Himmel Heiterkeit wieder zu geben. — Wo ist bisher der Possenreißer, der hinkende Gaukler?

Stillschweigen bringe? Solch einer ist nicht im ganzen Olympus! Der Streit ist zwischen den höchsten Göttern: er betrifft die Anschläge Jupiters, und die rechtmäßigen Drohungen seiner Macht: seine ganze Klugheit, sein obergöttliches Recht, seine Gewalt — alles ist mit im Spiele. Wer soll nun auftreten, ihm zu widersprechen, ihn ein beßres belehren zu wollen? Alle Anwesende sind Unterordnungen, Unterthanen, Kinder! Selbst die Göttin der Rathschläge, Minerva, ist die Tochter seines Haupts, und kennet ihren Vater zu gut, als daß er sich widersprechen, belehren lasse. Alle also, und ohne Ausnahme alle Götter von Würde, von Ernst handeln am besten, wie sie bei Homer handeln, stille sitzen und schweigen.

Anders also, anders wird die Zwietracht im Himmel nicht gestillt, als daß jemand Juno, die schwächere, und noch dazu die unbillige Parthei des Streites, besänftige — Wer soll dies thun? Etwa Einer, der Jupiter und Juno kenne, vielleicht beide angehe, nicht zu erhaben sey, um beiden gute Worte zu geben, nicht zu ansehnlich sey, um seine Würde dabei in Gefahr zu setzen — Ein solcher sey's, und hat er etwa in seiner Geschichte, in seinem Charakter, in seiner Gestalt Etwas, was Juno warne und besänftige, was die Macht Jupiters gleichsam redend, sichtbar zeige, Ihm also auch Recht gebe, ihn damit auch besänftige — ist ein solcher da, so trete er auf, und gebe den Göttern heitern Tag wieder!

Und siehe da! ein Gott von minderm Ansehen, ein himmlischer Handwerker; ein Gott,

der Jupiter und Juno wohl gute Worte gäbe: ein Sohn beider; der in seiner Geschichte Beispiel genug von der Macht Jupiters seyn kann: Zevs hat ihn vom Himmel geworfen; der in seiner Gestalt Warnendes genug für Juno habe: sein noch hinkender, und ewig hinkender Fuß — kurz! da ist der ehrliche Vulkan. Vulkan also fängt an im Namen aller himmlischen Untermächte zu reden, daß ein solcher Krieg die Ruhe der seligen Götter störe, daß die Sache der Menschen die besten Gastmahle der Himmlischen verderbe. Vulkan holt seine Gründe nicht weit her; aber seine Vorstellungen sind bündig, der Zeit und dem Orte angemessen, und so stark, als der Amboß, den er zu führen pflegt. Er und alle Götter sind ja zum Schmause erschienen!

Er wendet sich gegen die Mutter, „ob er gleich „wüßte, daß auch sie verständig wäre" — der Ehrliche, in dessen Munde diese Worte so glaubwürdig werden, als sie es seyn sollen: in dessen Munde also auch die kindliche Anmahnung kein sich brüstender überhobner Rath seyn wird.

Er erinnert sie an die Macht des Donnergottes, der, wenn er wollte, alles vom Himmel werfen könne — der gute Vulkan redete aus Erfahrung, und wie sein hinkender Fuß ihn nicht anders reden läßt. Sein Rath ist also, Zevs abzubitten, und dem ganzen Himmel Heiterkeit wieder zu geben. — Wo ist bisher der Possenreißer, der hinkende Gaukler?

Aber abzubitten? dem Himmel Heiterkeit wieder zu geben? Und Juno selbst soll leiden, soll Unrecht behalten? — O daß sie nur nicht am Dornstrauche des letzten Worts hangen bleibe und von neuem zürne! Siehe da, Vulkan! den Becher voll himmlischer Freude, die Schaale voll Nektar! Tritt zur Juno, daß sie diesen letzten Zug nicht fühle: tröste sie über ihre Traurigkeit und ihre Unterdrückung: führe deine eigne unglückliche Geschichte an! — Vulkan thuts, und siehe: da lächelt die Königin der Götter: lächelnd nimmt sie den Becher der Freude von der Hand ihres Sohnes.

Ihr hohes Lächeln hat den Olymp aufgeklärt: die Wolken sind vorüber. Die Ruhe, die himmlische Freude besucht die Wohnung der seligen Götter wieder: der süße Nektar fließt für alle: bei allen findet sich das unzerstörbare Vergnügen, die unauslöschlich ewige Seligkeit wieder ein, und fängt an, da sie Vulkan so geschäftig zu ihrem Vergnügen sehen:

Ἀσβεστος δ᾽ ἀρ᾽ ενωρτο γελως μακαρεσσι θεοισιν,
Ὡς ιδον Ἡφαιστον δια δωματα ποιπνυοντα.

So schmausen sie den ganzen Tag hinab bis zur untergehenden Sonne: ihr Herz begehrt nichts: sie speisen Ambrosia des Himmels, sie hören die Cyther des Apollo, und den Wechselgesang der Musen: sie gehen endlich vergnügt jeder in das himmlische Gemach, das ihm der künstliche, arbeitsame Vulkan erbauet: Jupiter selbst besteigt sein hohes königliches

Werke, und neben ihm die auf goldnem Throne prangende Juno! — Selige Götter! selige Wohnungen des Olympus!

Wie hat nun Vulkan seine Sache ausgerichtet? Stand er auf, um einen lahmen Gaukler zu machen, und nichts mehr? Unwürdige Vorstellung, Homer erweckte ihn, um die Götter aus einander zu bringen, um dem Olymp den Frieden zu geben. Erreichte er diesen Zweck durch Possen, durch Gaukeleien? Noch unwürdigere Vorstellung: er spricht so anständig, so charakteristisch, als ein Vulkan nur sprechen kann, und hier nur sprechen sollte. Läuft drittens der Auftritt auf ein pöbelhaftes Gelächter *) hinaus, daß sich Bauch und Seiten stemmet, und so fortwähret? Noch unwürdigere Idee, nicht werth, die seligen Freuden des Olymps auch nur von fern zu sehen. Und endlich, war gar dies Pöbelgelächter Homers Endzweck? — — Ich werde unwillig: war

*) In der Sprache Homers, insonderheit in der einfältigen Sprache seines Zeitalters ist „der ασβεςος γελως, der seligen Götter" kein unwürdiger, unanständiger Ausdruck: er bezeichnet die ewige Heiterkeit, die unzerstörbare Freude, die ihre Stirn wieder einnahm, das selige Lächeln, das bei dem Anblicke des Nektarschenkenden Gottes auf ihrem Antlitze schwebte, wozu allerdings ein kleiner Zug von Lustigkeit über seine Gestalt, und daß er seine Sache so wohl gemacht, sich mit einmischte.

die ganze Episode durch an nichts als an Vulkans hinkendem Fuße, und an den artigen Grimaßen des Mundschenken seine Augen weidet, wer nichts bei Homer als dies sieht, wer alle Götter hierin nach sich beurtheilt, dem könnte es in diesem Himmel, wie vormals dem Vulkan selbst, gehen: der lache lieber in den Busen!

3.

Ich begleite Kloz auch bei der Scene Thersites. Wenn er dieselbe nicht aus der lateinischen Uebersetzung beurtheilte, so würde er kaum das γελοιον, *) sondern das αισχρον zu ihrem Hauptcharakter machen: wenn er sie nicht aus dem Zusammenhange risse, so würde er finden, daß sie nicht blos an ihrem Ort stehe **), sondern auch, welches noch kühner ist, nirgends anders stehen könne: und wenn er sich auf die Zeiten Achills und Homers erinnerte: so würde er finden ***), daß das Colorit des Niederträchtigen, Pöbelhaften, Häßlichen im Thersites original-griechisch sey, nach den Sitten der damaligen Zeit nicht anders, und nach dem epischen Zwecke Homers nicht schwärzer und nicht weißer seyn könne. Hier muß ich also Klotzen verlassen, denn er redet von einem Possenreißer, von einem unleidlichen Gaukler, von einem

*) Epist. Homer. p. 32.

) p. 31. *) p. 32.

einem beschwerlichen, unanständigen Lachenerwecker, den ich nicht kenne.

Beinahe eben so tief ists, wenn er den Zank Ulysses und Irus tadelt. *) Was dieses Gezänk in der Odyssee **) ist, das sind die Zänkereien zwischen Achilles und Agamemnon ***) in der Heldeniliade, nur nach Verschiedenheit des Stoffes und der Menschengattung: Zank bleibt an sich Zank. Und was dieser Hader unter Menschen, ist der Zank unter den Göttern, der sich nur noch mehr und öfter auszeichnet. — Und was dieser; das sind hundert Scenen, die alsdann aus Homer weg müssen, wenn eine solche feine Kritik gelten sollte.

Klotz scheint den Satz: „in einem epischen Gedichte will man ernsthaft seyn, folglich soll man „nicht lachen, folglich soll sich auch keine Spur des „Lächerlichen einstehlen," als ein Axiom, das wohl gar ein Hauptgesetz der Epopöe werden könnte, fest zustellen. Ein solches furchtbares Hauptgesetz über die höchste Dichtungsart des menschlichen Geistes verdient, ehe es so unbestimmt eingeführt würde, eine Berathschlagung.

Deutlich unterschieden, hat das Problem verschiedene Seiten. Fordert es die Proprietät des epischen Gedichts, und die Congruenz aller Theile

---

*) Epist. Homer. p. 26.

**) Odyss. L. 18.

***) Iliad. ά.

derselben, daß kein Zug des Lächerlichen erscheine? Oder fordert es meine Empfindung, jede Bewegung meiner Seele, die sich zum Lachen neiget, zu unterdrücken, um nicht die epische Wirkung in mir zu schwächen? Fordert es die Würde epischer Personen, daß sie nicht lachen, oder daß ich nicht über sie lache? — Mir scheint die letzte Frage die faßlichste: Lasset uns also die Sache am leichtesten Ende angreifen.

Fordert es die Würde epischer Personen, daß ich nicht über sie lache? durchaus lache, so daß dies der Ton meiner Empfindung bleibe — wer kann noch fragen? Aus der Epopee wird alsdann eine Burleske, ein komisches Gedicht: oder wenn der Dichter es eigentlich nicht einmal zum Zwecke hatte, Lachen zu erregen, und erregt es doch: so schafft er Eckel, Verachtung, Mißvergnügen. Würdig sey der epische Held; nicht aber seinem Hauptcharakter nach lächerlich.

Davon also war die Rede nicht; aber kann der Held nicht hie und da eine Blöße verrathen, die lächerlich sey? Ich bitte hier den Unterschied zwischen lächerlich und belachenswerth zu beobachten. So bald der Held auch nur in einer Handlung eine Seite giebt, die nicht anders, als belachenswerth, seyn kann; aber belachenswerth nach Grundsätzen, und mit Rechte: freilich so hat sich der Dichter mit diesem Zuge selbst geschadet; denn nichts hebt die Würde seiner Person so sehr auf, als dieser Anstrich. Den Belachenswerthen verachten wir zugleich: er dünkt uns niedrig:

und wie viel verliert ein episches Subjekt, eine epische Handlung, die dies wäre?

Hieher der Vorfall Ulysses mit Irus *) — wäre er wirklich niederträchtig und unwürdig von Seiten Ulysses, verminderte er die Hochachtung, die wir für den alten, weit gereiseten, abgehärteten Mann haben, müßten wir in der Folge verwünschen, ihn in dieser Situation gekannt zu haben; allerdings unterschreibe ich alsdann: Iri cum Ulysse concertatio epici carminis gravitatem minime decet. Wer aber, der Homer auch nur aus der Uebersetzung kennet, wird dies finden? Der arme Ulysses, so weit herunter gekommen, daß er vor seiner eigenen Thüre in Ithaka endlich, als ein elender zerlumpter Bettler anlanget: und siehe! da stößt ihm ein andrer Bettler in den Weg; ein Bettler von einer ganz andern Art, der gefräßige, nichtswürdige Irus. Dieser Lüderliche will jenen ehrwürdigen Greis von der Thüre wegdrängen, wegstoßen, wegschrecken; und Ulysses, jetzt nichts als ein Bettler, antwortet ihm so ruhig, so unneidisch, aber auch mit solcher gesetzten Fassung, daß der andre, wie es auch bei gelehrten Bettlern gewöhnlich ist, nur zu Schimpf- und Scheltworten seine Zuflucht nimmt. Der anwesende Antinous hört den Bettlergoliath, freut sich, nach seinem Charakter, darüber, erzählts den Freiern der Penelope, und hat den lustigen Einfall: der Junge und Alte soll-

*) Odyss. σ'. v. 1 — 106.

ten kämpfen — freilich ein Einfall, den nur die Seele eines Antinous für schön halten, und nur Schwelger, wie seine Mitgenossen, billigen konnten. Der unerkannte Greis redet wider die Unbilligkeit des Vorschlages, den man ihm, einem alten Manne, thue; aber, da hier die Sache seiner Ehre, als Bettler betrachtet, und als ein Hungriger die Sache seines Magens im Spiele ist: so fasset er Entschluß. Er gürtet sich, und selbst die üppigen Zuschauer bewundern den Bau seines Heldenkörpers. Er erwäget, ob Ein Schlag seinem zitternden, schwachen, und aus Fräßigkeit entnervten Gegner den Tod geben solle; und seine Großmuth spricht das mildere Urtheil. Er schont des Elenden: ein Backenstreich ist zu seinem Siege, zu der Entwaffnung seines unwürdigen Feindes genug: da liegt der jämmerliche Mensch blutend und ohnmächtig. Ulysses richtet ihn an die Wand auf, und giebt ihm seinen Bettlerstab in die Hand, um Hunde weg zu wehren, nicht um über Bettler den Herrn spielen zu wollen.

Was ist nun in der Geschichte Unwürdiges, Unanständiges für den Ulysses? Daß er zum Bettler herunter gekommen? So muß man den ganzen Lauf der Odyssee, das Subjekt des ganzen Gedichts ändern. So muß die Muse Homers gar nicht den besingen, den sie besingen wollte:

Ανδρα πολυτροπον — — ὁς μαλα πολλα

Πλαγχθη — — —

Πολλων δ' ανθρωπων ιδεν αστεα, και
νοον εγνω;
Πολλα δ' ὁγ' εν ποντῳ παθεν αλγεα,
ὁν κατα θυμον
Αρνυμενος ἡν τε ψυχην — — —

So schreibe man eine bessere, anständigere, artigere Odyssee, die ihren Helden im Wohlstande lasse, ihn in dem Arme einer Göttin nach Ithaka trage, auf ein weiches Polster setze, und was man mehr für Decenz hinein zu bringen wisse. — Ich mag sie nicht lesen, kein Grieche wird sie lesen wollen.

Oder ists unanständig, daß Ulysses sich dem unverschämten Bettler nicht gleich als Herr des Hauses, als Ulysses, als König, entdecket? —

Oder, daß Ulysses den Freiern bei seiner Penelope sich nach ihrem Zumuthen mit einmal verrathe? Ein Verrath, der den Lauf der ganzen Odysse stören würde.

Oder, daß er keinem Bettler begegne? So wird aber in der sich nähernden Entdeckung eine Lücke; und ein Hauptaugenmerk Homers verschwindet, das der ανηρ πολυτροπος sich auch in dieser tiefsten Situation, als ein Ulysses πολυτροπος zeigen sollte.

In dem sich zubereitenden Ausgange geschieht ein Sprung — und ich mag diesen Sprung nicht. Ich will gern den Ulysses als seinen Bettler sehen, wenn er auch nur in diesen Kleidern meine Ach-

ten kämpfen — freilich ein Einfall, den nur die Seele eines Antinous für schön halten, und nur Schwelger, wie seine Mitgenossen, billigen konnten. Der unerkannte Greis redet wider die Unbilligkeit des Vorschlages, den man ihm, einem alten Manne, thue; aber, da hier die Sache seiner Ehre, als Bettler betrachtet, und als ein Hungriger die Sache seines Magens im Spiele ist: so fasset er Entschluß. Er gürtet sich, und selbst die üppigen Zuschauer bewundern den Bau seines Heldenkörpers. Er erwäget, ob Ein Schlag seinem zitternden, schwachen, und aus Fräßigkeit entnervten Gegner den Tod geben solle; und seine Großmuth spricht das mildere Urtheil. Er schont des Elenden: ein Backenstreich ist zu seinem Siege, zu der Entwaffnung seines unwürdigen Feindes genug: da liegt der jämmerliche Mensch blutend und ohnmächtig. Ulysses richtet ihn an die Wand auf, und giebt ihm seinen Bettlerstab in die Hand, um Hunde weg zu wehren, nicht um über Bettler den Herrn spielen zu wollen.

Was ist nun in der Geschichte Unwürdiges, Unanständiges für den Ulysses? Daß er zum Bettler herunter gekommen? So muß man den ganzen Lauf der Odyssee, das Subjekt des ganzen Gedichts ändern. So muß die Muse Homers gar nicht den besingen, den sie besingen wollte:

Ανδρα πολυτροπον — — ὁς μαλα
πολλα
Πλαγχθη — — —

Πολλων δ' ανθρωπων ιδεν αστεα, και νοον εγνω;
Πολλα δ' ὁγ' εν ποντῳ παθεν αλγεα, ὁν κατα θυμον
Αρνυμενος ἡν τε ψυχην — — —

So schreibe man eine bessere, anständigere, artigere Odyssee, die ihren Helden im Wohlstande lasse, ihn in dem Arme einer Göttin nach Ithaka trage, auf ein weiches Polster setze, und was man mehr für Decenz hinein zu bringen wisse. Ich mag sie nicht lesen, kein Grieche wird sie lesen wollen.

Oder ists unanständig, daß Ulysses sich dem unverschämten Bettler nicht gleich als Herr des Hauses, als Ulysses, als König, entdecket? —

Oder, daß Ulysses den Freiern bei seiner Penelope sich nach ihrem Zumuthen mit einmal verräth? Ein Verrath, der den Lauf der ganzen Odyssee stören würde.

Oder, daß er keinem Bettler begegne? So wird aber in der sich nähernden Entdeckung eine Lücke; und ein Hauptaugenmerk Homers verschwindet, daß der ανηρ πολυτροπος sich auch in dieser tiefsten Situation, als ein Ulysses πολυτροπος zeigen sollte.

In dem sich zubereitenden Ausgange geschieht ein Sprung — und ich mag diesen Sprung nicht. Ich will gern den Ulysses als seinen Bettler sehen, wenn er auch nur in diesen Kleidern meine Ach-

tung, als Ulysses, sich zu erwerben weiß; und wie sehr weiß er dieses? So wie bei seiner Gürtung und Entblößung, seine Heldenhüfte, seine erhabne Brust, seine starken Arme, sein fester Rücken den Helden auch im Bettlerrocke verrathen *): so soll dieser Sieg vor der Schwelle, und vor den Augen seiner schwelgerischen Feinde das Vorzeichen seyn von größern Thaten im Hause, von unerwarteteren Entwickelungen. Nichts ist, was den großmüthigen und tapfern Ulysses auch hier erniedrigt; vielmehr würde, mit Auslassung dieses Auftrittes, die Steigerung seiner Enthüllung und der sanfte allmählige Fortfluß der ganzen Odyssee gehemmet.

Wo ist nun das Belachenswerthe, das Unanständige? wo ists insonderheit, nach den Sitten Ulysses, nach den Zeiten, nach dem Zwecke Homers?

Der Charakter Achilles sey so groß in seinen Fehlern, als in seinen Tugenden; diese Fehler gehören zu einer griechischen Heldenseele, zu einem Achilles; aber wahrhaftig belachenswerth, unwürdig, unanständig sey er nicht, und wo ist ers? Nur nehme man ihn, und jeden Helden einer Epopee, nach den Begriffen seines Landes und seiner Zeit; sonst kann freilich ein ehrbarer, feiner und ernsthafter Kunstrichter einen höhern Aether zum Athemholen nöthig haben.

Doch ich kehre um: wenn eine würdige epische Person nicht belachenswerth seyn muß, darf sie auch

*) Odyss. σ'. v. 65. etc.

selbst nicht lachen? Welche Frage! welche Verwirrung der Begriffe! Muß ein Held die Würde seines epischen Charakters dadurch behaupten, daß er, wie ein Karthäuser, nur sein memento mori! ernsthaft und sauertöpfisch grunze? Vergeben die Götter dadurch ihrer himmlischen Hoheit, daß sie lachen? Stört Homer damit die feierliche Harmonie seines Gedichts, daß seine Griechen über den häßlichen Thersites nach seiner Züchtigung lachen? O die abentheuerliche Mönchsfeierlichkeit! So wollen wir das Wort γελαειν, mit allen seinen Abkömmlingen, aus Homer ausstreichen: so wollen wir die Miene des disdainfully half-smiling von dem Antlitze des herrlichen Milton'schen Engels wegwischen, und in tiefe kritische Runzeln verwandeln: so soll aus der ganzen Iliade ein gothisches Kloster, und aus seinen Helden eine Reihe feierlicher Prälaten werden, denen der Ernst häßliche Falten in die Stirne gekniffen, und die, wie der vortreffliche Hudibras —

. a Knight he was, whose very Sight wou'd
Entitle him Mirrour of Knighthood,
That never bow'd his stubborn Knee
To any Thing but Chivalry.
His tawny Beard was th' equal Grace
Both of his Wisdom and his Face — —

Ehe nun ein so feierliches Gebot: in der Epopee soll keiner lachen, gegeben wird, soll voraus ausgemacht werden! ob das Lachen ein wirklich entehrender Zug eines Menschen, eines Helden, eines [illegible] sey? Ob es nicht Fälle geben könne,

da das Hohnlächeln sowohl, als das Hohnlachen, und das Lächeln der Freude sowohl, als das Freudengelächter, den epischen Zweck mit befördern muß? Ob nicht ein hohnlachender Satan, und ein erhaben lächelnder Engel, selig lächelnde Götter, und närrisch lachende Wollüstlinge, und schadenfroh lachende Griechen zum ganzen epischen Gemählde unentbehrliche Gruppen ausmachen können? Ob der Ton jeder Epopee gleich hoch gestimmet sey, und auch die Contente des Ernsts in gleichem Maaße haben müssen? Ob alle Personen, die im Epos erscheinen, wie in der Iliade, bis auf einen Thersites; wie im Paradiese Miltons, bis auf den Satan; wie in der Odyssee, bis auf die Freier; wie im Olymp, bis auf Vulkan; wie auf dem Theater, bis auf den Lichterputzer, gleich ernsthaft, groß, heldenmäßig, wunderwürdig seyn sollen? Sind diese Fragen ausgemacht, so kann das obige Gebot gegeben werden; so lange will ich mich indessen mit Tristram Shandy erholen, und fest versichert seyn, „daß dies kurze Leben nur dadurch etwas „verlängert wird, wenn man beständig aufgeräumt „ist; und noch mehr, wenn man lachet."

4.

Doch ich soll ernsthaft reden.

„Kann die epische Würde mit einem belachenswerthen Charakter bestehen, wenn dieser Hauptche-

rakter der Epopee seyn soll? Nein, und wenn er auch nur eine Unwürde in einzelnen Fällen hätte. Aber kann ein würdiger epischer Charakter auch lachen? Wenn am rechten Orte, wenn im gehörigen Maaße, wenn zu Erreichung des epischen Zwecks — warum nicht? Der erste Unterschied, den Kloz nicht beobachtet: Lachen und Lächerlich seyn, d. i. zum Lachen da stehen — welch ein Unterschied!

Zweitens: die Würde der epischen Hauptperson, gebührt die auch jeder Figur, die in der Epopee auftritt? Unmöglich! und eben bei keinen zwei Personen muß diese Würde ganz gleich seyn. Einige müssen, eben um die Würde epischer Helden ins Licht zu setzen, mit ihnen kontrastiren, und Unhelden seyn: Unkraut unter dem Weizen, und Satans um der Engel willen. Wenn es also Einen Achilles geben kann, den Tapfersten der Männer vor Troja, wenn mit ihm tausend Helden, die stufenweise an Tapferkeit herunter steigen; warum nicht auch einen feigen Thersites? Wenn so viel edle, schöne, würdige Seelen; warum nicht auch eine, die häßlichste unter allen, die vor Troja gekommen waren? Diese, das Bild der Unedlen unter den Griechen, kann mit der gehörigen epischen Erhöhung so gut und zweckmäßig im Gedichte erscheinen, als unter den Griechen vor Troja die Unedlen. Wenn in einem Trauerspiele schon nicht lauter Helden seyn müssen; so konnte in der weit größern Welt von Menschen, die Homer in der Iliade schuf, auch ein Thersites seyn müssen. Wird seine Einwirkung mit den übrigen Gewichten der Iliade nur zusam-

men gewogen: erscheint er an Orte und Stelle: nicht ohne Nutzen, mit Zwecke: — vortrefflich! — Dies ist der zweite versäumte Unterschied. Die Würde der Epopee fällt auf das Ganze des Gedichts, auf jede einzelne, insonderheit jede Nebenperson, nur in dem Maaße, in welchem sie zum Ganzen beiträgt: so muß gravitas epici carminis berechnet werden.

Nun hat, und wer weiß das nicht? die Proprietät, die Eigenheit des epischen Werks im Ganzen nichts weniger, als das Lächerliche, zum Haupttone; aber kann nicht ein Belachenswerthes in einem Theile zur Congruens des Ganzen gehören, und ein Thersites, ein Dämon mit zur Harmonie des Werks einstimmen? Nichts ist hier so sonderbar, als eine Scene heraus zu heben; ohne zu betrachten, wie sie mitten im Verfolge sich ausnimmt, oder, besser zu sagen, sich fortdränget, sich aus andern entwickelt, und andere vordringet, so, daß sie nichts als eine Tonreihe zur Symphonie des Ganzen bleibet. Ein Thersites an sich sey, was er wolle, was ist er zum Ganzen der Iliade? Was ist er in seinem Verfolge? Mischen sich in ihm Homers Successionen der Auftritte, daß ihre Farben schneidend werden, daß der poetische Mahler sie nicht verschmolzen, daß sie in ihrer Succession nicht Ton halten, daß das Auge des Lesers keine Ruhestatt finde, nicht weiter gehen wolle? Wer kann das sagen?

Drittens endlich: die sicherste Kritik eines Gedichts ist die Reihe meiner Empfindungen; und in

Absicht auf diese ist das Lächerliche sehr verschieden. Entweder so, daß ich lache, und es der Endzweck des Dichters war, mein Lachen zu erregen, er thue es ernsthaft oder scherzhaft; oder daß ich etwas Belachenswerthes erblicke, und verächtlich lache, mich ärgere. So sind mir die üppig lächelnden Zuschauer bei dem vorgedachten Auftritte zwischen Ulysses und Irus zuwider: sie lachen; aber kaum lache ich mit ihnen. So wird der häßliche Thersites den Griechen belachenswerth; darum aber ist er nicht, um ihnen lächerlich zu seyn. So freuen sich die Götter im Olymp, und der sympathetische Leser soll sich mit ihnen freuen. — Auf die Art wechseln die Empfindungen unserer Seele die Länge eines Gedichts herab, und nur der kann das Ganze beurtheilen, der die ganze Reihe dieser Successionen sich auf einmal anschauend machen könnte. Da dies aber unmöglich ist: so schwimme ich sanft den Strom herab, und folge dem Dichter, der ein Gefühl nach dem andern in mir aufruft, jedes mit dem andern verschmelzet, und die Mißklänge in einander auflöset: so wird der harmonische Einklang des Ganzen.

Ist diese Harmonie bei einer Epopee aber nicht Bewunderung? Freilich! Niemand aber denke, daß diese Hauptempfindung die einzige, eine ganze Epopee hin, seyn müsse: denn wer kann einen langen starren Blick in die Höhe ertragen? Mitleiden und Schrecken, und Abscheu und Zorn, und Verdruß und Verachtung, alles kann nach einander, an seinem Orte, erreget werden, wenn sich nur jede Empfindung so aus einer andern in eine dritte ergießet

und verliert, daß zuletzt ein Echo, wie die Stimme der Musen in meiner Seele, bleibe, das Bewunderung sey. Diesen Hauptunterschied hat Klotz nicht beobachtet.

Und wer ists wohl, der die Empfindungen der Seele besser und natürlicher auf einander folgen lasse, als Homer? Kann denn ein Leser von griechischem Gefühle, der Musik der Seele hat, es bei Homer unempfunden gelassen haben, wie er einen Ton der Seele aus dem andern entwickelt, und in einen andern auflöset — wie keine Stimmung bei ihm über die andern vorschreien, mehr als sie zum Ganzen-Eindruck nachlassen soll. — Wer dies empfunden, wer dies als eine stetige Kraft der Homerischen Muse gefühlt: wie sollte der nicht zittern, den Tadel niederzuschreiben: „Homer weicht oft „aus der Gravität und Dignität des epischen Gesanges: Homer wirds schwer, zurück zu halten, „was Lachen erregen könnte, und er bringts am „ungeschicktesten Orte an: Homer hat, durch sol„che Unartigkeit, sein Gedicht nicht wenig ent„stellt: er macht den Leser unwillig, verdrüßlich: „man muß Stellen, Seiten aus ihm wegwerfen, „um im Tone seines Gedichts zu bleiben." O göttlicher Sänger! wenn du auflebest, so gieb doch erst deinen Lesern Ohr: gieb ihnen Musik der Seele!

5.

Statt uns Homerische Betrachtungen mitzutheilen, wirft Klotz die Frage auf: ob es uns frei stehe, heidnische Mythologien in Gedichten zu adoptiren? *) und, nach seinen Vorbereitungen zu achten, ist diese Abhandlung sehr wichtig.

Zuerst von der Mythologie in geistlichen Gedichten. Nonnus, Sannazaro, Claudian, (wie der nach Ordnung und Zusammenhang hieher kommt, wisse die allsehende Muse) Camoens, Dante, Petrarca, Ariosto, Marino, Tasso, Milton, Frischling, Heinsius — welch Gemenge von Namen! — werden über der profanen Mythologie in ihren Gedichten scharf, und, nach der Reihe hin, getadelt. Ich glaube nicht, daß eine Kritik, die auf Dichter so verschiedner Zeiten und Gegenden mit einerlei Machtspruche fällt, so gründlich, so prüfend sey, als sie über Männer von so verschiedner Zeit, und so verschiednem Werthe seyn sollte.

Einige von diesen haben lateinisch gedichtet: ein Punkt, der die Sache sehr verändert; denn wer kann genau ein Haar zwischen ziehen, wo die lateinische Sprache aufhöre, und die Usurpation der römischen Denkart anfange. Nachdenkende Liebhaber der lateinischen Sprache werden bei manchen Worten und Ausdrücken noch sehr zweifelhaft bleiben; sie

*) p. 66.

werden mit einem Goldgewichte abwägen, wie weit manche nichts als lateinische Phrases, andere schon Vehikula der römischen Denkart sind: sie werden also auf die jetzige lateinische Poesie ein Mißtrauen setzen, daß sie uns nicht, statt römisch-großer Gedanken, einen Teppich von römischen Wortblumen sticke, daß man also vielleicht von mehrern neulateinischen Versmachern das Urtheil fällen könne, was Klotz über Sannazaro fället *): Praeter sermonis Latini elegantiam, nihil in iis carminibus, quod multa laude dignum sit, invenio. Parum aut nihil potius finxit: complures versus Horatio surripuit: similis Horatio, sed ut simia homini etc.

Und allerdings ist auch bei der Mythologie für mich der Unterschied oft zweifelhaft genug, wo die Redart aufhöre, und ein Gedanke anfange? Es hat Klotzen gefallen **), bei Vida sogar zu billigen, daß das heilige Brod Ceres heißen könne, und der poetischen Phrasis wegen zu billigen, daß Christus dem Volke liba Cerealia ausgetheilet, blos der Nachahmung Virgils wegen; und gilt das, was sollte nicht gelten? So wird mich immer die unmythologische Sprache platt, gemein, unpoetisch dünken können; und so wird endlich ein lateinisches Gedicht eine Seifenblase, wo viel schöne Farben in der Sonne mir vorspielen; ich greife

---

*) Epist. Homer. p. 53.

**) ibid. p. 83. 84.

darnach, und sie sind nichts! — Es waren lateinische Phrases.

Auch Klotzens sogenannte Horazische Oden *) sind nicht ohne Mythologie: sie reden vom Gradivus, und von der Venus, von Musis und Camoenis, vom pater Lyaeus, dem ein ganzer Dithyrambe mythologisch gesungen wird, von Faunen und Dryaden, von Nymphen und Najaden, von Pierinnen, von Diis und Deabus, vom Phoebus, und vom Pindus, von Mavors und Bellona, von Cynthia und Flora, ein ganzes Heer allegorischer Personen ungerechnet. Fragt man mich, was alle diese Namen hier sollen? Nach Klotzens Homerischen Briefen muß ich entweder sagen: unschicklich, eitle Gelehrsamkeit, verdrüßliches, fremdes Geschwätz: oder ich sage: schöne poetische Phrases!

Als die schöne lateinische Poesie nach jener langen Barbarei wieder erwachte: als die Sannazar's und Vida's, und Bembo's und Fracastor's, geweckt vom Geiste der wieder aufgelebten Römer, sangen: welcher Phöbus Apollo hätte ihnen damals das Ohr zupfen können? „Dieser Ausdruck ist zu mythologisch, dieses römische Bild hat noch nicht genug „durch den Gebrauch und durch die Gewohnheit seine „mythologische Natur abgelegt — weg damit! Aber „hier mein lieber Vida! stehe Ceres statt panis; „dort Musa statt poetica facultas: Neptunus „pro mari: Vulcanus pro igne: Lyaeus pro

*) Klotz Opusc. Poet.

„vino. In his, licet originem suam super-„stitioni debeant, tamen amissa fere est, „ut ita dicam, prima vis et abolita: „carmini vero Latino non exiguam elegan-„tiam eadem conciliant!“ *) O der artige Phöbus Apollo! Wenn diese abergläubischen Wörter ihre erste Kraft verloren haben, wenn sie ihre Natur ausgezogen, wenn ihr Gewicht weg ist; so mögen alle solche elegantiae non exiguae in den Orkus! Sie sind ein elender Flitterstaat, eine poetische Sprache ohne poetischen Sinn, ein Schulgeschwätz. Ist nur dann ein mythologischer Ausdruck brauchbar, wenn ihm die Gewohnheit, der alltägliche Gebrauch seine ursprüngliche bildvolle Bedeutung entnommen: so ist er ein Redezierrath ohne Wesen; und vor solcher Poesie behüt' uns, liebe himmlische Muse!

Nein! für schulmäßige Phrasesjäger will ich die Erwecker der lateinischen Dichtkunst nicht nehmen; aber um so schwerer wird mir die Entscheidung: „wie weit kann eine wirklich poetische, und „in ihren Horaz und Virgil verzückte Seele, in „ihrer poetischen Begeisterung, auch gleichsam an „seine Götter und geistigen Wesen gläubig werden? „Wie weit kann sich die horazische Laune, der vir-„gilianische Geist, insonderheit, wenn ich in ihrer „Sprache singe, einstellen, daß ich Mythologie von „ihrer Dichtungsart unabgetrennt und unabtrennlich „erblicke, daß ich, indem ich, wie sie, singen will, „auch

*) Epist. Homer. p. 82. 83.

„auch mit ihrer Mythologie singe?" Wer kann hier aus dem Stegreife antworten? wer kann in der Seele derer, die wirklich mit Enthusiasmus dichteten, Grenzen ziehen, wie römische Begeisterung, Begeisterung aus den Römern geschöpft, Begeisterung, die sich selbst in römische Sprache ergoß, hie und da einen Schritt weiter im Ausdrucke zurück bleiben, hie und da etwas vorsichtiger in der Mythologie seyn sollte? denn sie dichteten doch heilig. Nun ja denn! immerhin heilig; aber Vida und seine Mitgefährten dichteten auch lateinisch, und, zum Unglücke, wollten sie auch römisch dichten; nun stehen wir vor einer dreifachen Wegescheidung — wer kann alle drei mit einmal gehen, ohne auf keiner zu weit hin zu wanken?

Ich sehe keinen andern Rath, als daß man über ein heiliges Sujet niemals Latein, ich meyne römisch Latein, gedichtet hätte! denn immer ist eine Mischung von Sprach- und Denkarten unvermeidlich. Der Orient soll sich in den Occident stürzen, der Geist der Religion, und der altrömischen Poesie sollen sich umarmen; ein seltnes Paar! Aus Cicero soll ein Compendium der Theologie geschöpft, und doch kein römischer Begriff dahin übertragen, und keinem Begriffe der Orthodoxie etwas von seiner systematischen Strenge benommen werden — schwere Verbindung! Sannazaro will de partu Virginis schreiben, und zugleich nie seinen Virgil verlassen: Buchanan einen Baptistes schreiben, und doch seine Juden römisch sprechen lassen —

widrige Vermischung! Ueberläßt sich der Dichter dem Geiste seiner Religion; so wird er Jüdisch-; so wird er Christlichlatein zu sprechen in Gefahr kommen; folgt er dem Geiste der römischen Poesie, Denkart und Sprache; wie weit von Judäa ab wird der ihn hinführen! Will er, als ein Hellenist, auf beiden Wegen gehen, und Gleichgewicht halten — unwürdige, ermattende Wachsamkeit! drückendes Joch des Geistes, der in der Poesie nichts so sehr, als Freiheit, liebet! Der furchtsame matte Dichter wird an der Erde kriechen, und nie sich aufschwingen können: denn er schrieb für die Censur zweier Inquisitionen, eine christliche (oder jüdische) und eine römische! — Mein Rath also, daß man nie den Bogen der römischen Poesie nach so weit von Rom entlegnen Gegenständen spannen wollte, wenn man auch Pindarische Pfeile hätte: man trifft nicht.

Es versteht sich, daß die Dichtungsarten nicht alle gleiche Schwierigkeiten haben. Eine Hymne, ein Lehrgedicht, eine Cantate ist eher geistlich und doch lateinisch zu liefern, als ein Trauerspiel, eine Dichtung, ein Lustspiel, eine Epopee. Buchanans Juden treten als Juden auf; lateinische, römische Juden in Galiläa! Frischlins Ismael in Mesopotamien, und daselbst mit Classenlatein! Sannazars Cerberus, Centauren, Hydern, Proteus, im Stalle zu Bethlehem! bei einem Trauerspiele, Lustspiele, Heldengedichte, welche Disharmonie, und doch fast wie unvermeidlich! Klotz also hätte über alle diese Dichter nicht blos sein kritisches Urtheil vom Throne hinunter sprechen, das von an-

dern schon so oft gesprochen ist, sondern lieber auf die Ursachen bringen sollen, die diesen Männer Zwang auflegten.

Zweitens, auch die Zeiten und Länder muß man unterscheiden, in denen ein Dichter lebte, in denen und für welche er schrieb. Die meisten der gerügten Poeten sind Italiener, aus dem Lande der Alterthümer also, aus oder vor den Zeiten, da der Geschmack des alten Gräciens und Latiums wieder auflebte: wer wird nun einen Dante, Petrarca, Sannazar, Vida, Ariosto, Tasso, Marino aus allen diesen Zeitverbindungen rücken, und so schlechthin vor das Gericht einer fremden Zeit, eines fremden Landes fordern, daß sie das Heilige mit dem Unheiligen vermischet? Der Geist der alten griechischen Mythologie, aus seinem Vaterlande vertrieben, floh nach Italien: Italien gab er die Denkmahle seiner Größe in Poesie und Kunst und Weisheit: in Italien erwachte er wieder; erwachend aber fand er ein Land, mit einer fremden, der christlichen, Religion bedeckt. Indessen strebte er in die Höhe, schaffte sich Bewunderer, Anbeter und Nachahmer; Nachahmer, die in den Begriffen einer andern Religion, Denkart, und Sprache erzogen waren: was anders also, als eine Vermischung zweener fremder Ströme, die gegen einander brausten, und endlich zusammen flossen. Der christliche Künstler, dem Apollo profan war, fiel doch vor ihm, als vor dem höchsten Denkmahle der Kunst, nieder: die Statuen der Götter waren Geschöpfe des Aberglaubens, aber auch Geschöpfe der schönsten griechischen Kunst;

Horaz und Virgil waren Dichter einer fremden Religion; zugleich aber Dichter der edelsten Natur, der vortrefflichsten Sprache: die Mythologie eine Sammlung von Fratzenmährchen; aber auch eine Welt voll sehr poetischer Ideen. Unter solchen also lebten damals Dichter und Künstler: sie wandelten unter heidnischen Statuen und heidnischen Dichtern und heidnischen Sprachen: das Neue, die Morgenröthe des Geschmacks, hatte dreifach stärkere Wirkung auf sie: sie wurden selbst römische Dichter und neugriechische Künstler und christliche Heiden. Der Cardinal der römischen Kirche war ein heidnischer Bembo, der neue Horaz Vida Bischof von Cremona: das Kind mit christlichem Wasser getauft, ward mit heidnischen Begriffen des Schönen genähret: die Vermischung ward Geschmack der Zeit und des Landes. Leo der zehnte vergab christliche Sünden, und wandte die heiligen Summen auf das unheilige Schöne der Heiden: in die Tempel Italiens kam David und Apollo, Christus und Belial neben einander, und die Geschichte Jupiters und Leda auf die Thüre des heil. römisch-katholischen Peters.

Wer kann nun ohne Rücksicht auf Zeit, Land, und Sprache Sannazar und Vida, Dante und Petrarca, Ariosto und Tasso, und wer weiß ich, mehr! tadeln *), ohne sie zu erklären, ohne uns auf ihre Jahrhunderte aufmerksam zu machen, da die scholastische Wortgrübelerei, und die Sprache der

*) Epist. Homer, p. 73 — 76. etc.

Mönchsandacht der Geist der Religion war, da das Land von dieser Seite unter Nacht und Dunkel lag, oder da der hellere Geschmack an den Antiken in Poesie, Kunst und Sprache überwand, sich in Alles hineindrängen, und dem Ganzen der schönen Litteratur seine neue Bildung geben mußte. Da also konnte Dante in seiner göttlichen Komödie Christen, Juden und Heiden, Götter, Engel und Teufel durch einander mischen: da konnte Ariost

> Le Donne, i Cavalier, l'arme, gli amori
> Le cortesie, l'audaci imprese — — —
> Che furo al tempo, che passaro i Mori
> D'Africa il mare u. s. w.

besingen, und mitten inne auch des Styx und Acherons erwähnen. So unbillig die brittischen Prose-Critiks dem Spenser seine Feen, und Shakespear seine Hexen vorgerückt: so unbillig alte Italiener und Portugiesen und Engländer nach dem Zeitbegriffe meiner Religion und Wissenschaft beurtheilen — auf die Weise wird alles ein Chaos.

Klopstock (ich weiß keine höhere Instanz!) Klopstock sang dem Messias seinen ewigen Gesang im Geiste der Religion seiner Zeit, nach den Gesichtspunkten seines Horizonts, nach den Eindrücken seines Herzens; wer einerlei Natur, einerlei Mittel der Bildung, Seiten der Anschauung, Ein Herz und Eine Seele mit ihm hat, wird ihn aus ganzer Seele lesen. Einem Deist, z. E. werden schon viele Vorstellungsarten talmudisch dünken; einem christlichen Schüler des Korans werden

manche aus Arabien entlehnt vorkommen; einem Foster oder Sterne in England, und auch das sind Christen! werden manche noch weit befremdender erscheinen; und endlich einen orthodoxen Christen des zwölften oder zwanzigsten Jahrhunderts? — dessen Urtheil über den Messias möchte ich lesen. Wie? wenn nun ein solcher nach seiner Zeit fromm und selig urtheilte? Unbilliger Richter! er sollte sich in unsre Zeit zurücksetzen, aus ihr denken und sprechen: er sollte mehr als des Nikomachus Auge haben, um Helena anzuschauen. So wie der oberste Richter allwissend seyn muß, um gleichsam die eigenthümliche Moralität eines jeden Herzens zu kennen: so sey (man erlaube mir die kleine Blasphemie vom Gleichnisse!) so sey der Richter über Zeiten und Völker, auch des Geschmacks dieser Zeiten und Völker kundig, oder er greift blind in den Loostopf der Jahrhunderte, um nichts als ein mageres kritisches Regelchen herauszulangen.

Und Milton! — Wer Milton mit allen verjüngen Mischern der Religionen in einen glühenden Ofen zusammen werfen will *), hat nicht bedacht, daß bei ihm diese mythologischen Vorstellungsarten nicht wesentlich zum Baue seines Gedichts, sondern nur zur Auszierung desselben gehören. Er bringt sie nicht (wenigstens nie offenbar) in die Zeit, aus welcher, sondern in die Zeit, für welche er singet: und so werden sie Gleichnisse, Schmuck, Verzierung seiner Gegenstände;

*) Epist. Homer. p. 79.

nicht eigentlich Gegenstände selbst. Er singt für seine Zeit; dieser schweben unter andern auch aus heidnischen Schriftstellern Vorstellungen im Gedächtnisse, die seine heilige Vorstellung zehnfach verstärken, und einprägen — einprägen, daß es kaum in seiner heiligen Geschichte solche starke und nachdrucksvolle Hülfsvorstellungen gebe — warum also sollte er jene wartende Ideen in der Seele seiner Leser nicht wecken? warum sie nicht aufrufen, um seinen heiligen Gedanken desto tiefer in die Seele zu prägen? Und das thut Milton!

Er thuts an weit mehr Stellen, als Kloz anführet; doppelt aber thut er Unrecht, daß er eben die süßesten im ganzen Milton tadelt, aus einem Buche *), das die größesten Gegner desselben mit Lobsprüchen haben überhäufen müssen; nämlich „die „selige Liebe der Stammväter des Menschengeschlechts „in Eden." Auch Winkelmann, der, in griechische Schönheiten entzückt, die Miltonischen Beschreibungen für schöngemahlte Gorgonen erklärte, nimmt diese Scene von seinem zu griechischen Urtheil aus **), und in der Sprache Miltons insonderheit selbst herrschet hier eine Süßigkeit, eine Anmuth, die uns in das Paradies selbst versetzet. —

Milton hat sein Eden mit aller Pracht und Schönheit geschildert: Bäume, Flüsse, Quellen, Lustwälder, murmelnde Wasserfälle, das Chor der

*) Parad. lost. B. IV.

**) Gesch. d. Kunst p. 28.

Vögel, der Hauch der Frühlingslüfte, der Geruch der Wiesen und Wälder — eins nach dem andern fließt wie Balsam in unsre Seele: meine Phantasie ist erfüllet: mein Auge, Ohr, und alle Sinne gesättigt: ich schwimme im Traume der Wollust. Und Milton will mich in diesem Traume erhalten; da meine Sinne gesättigt sind; so spricht er zu meiner Seele: er ruft alle Ideen schöner Gegenden und Lustörter, die in meiner Einbildungskraft schlafen, auf: und wo giebt es mehr, als aus Griechenland und seinen Dichtern des Vergnügens? Diese sollen mich in meinem Traume fortwiegen, ich soll die Freude der Wiedersehung genießen, und so, nachdem auf sanften und unmerklichen Stufen meine Seele von dem Leblosen sich immer lebender hin, aufgeschwungen, und jetzt in dem musikalischen Chore der Vögel und der Lüfte, und der zitternden Wälder schwebet: so fängt sie, wie aus einem sanften Schlaf erwacht, an, die holden Bilder voriger Zeiten, die Erinnerungen der Jugend zu sammeln *):

— — while universal Pan
Knit with the Graces and the Hours in dance
Led on th' eternal spring. Not that fair field
Of Enna, where Proserpin gathering flowers
Herself a fairer flowr etc. — — —
— — — — nor that sweed grove
Of Daphne by Orontes, and th' inspir'd
Castalian spring, might with this Paradise

*) Parad. lost. Book IV. v. 266.

Of Eden strive; nor that Nysaean Isle
Girt with the river Triton etc. — —

So schwebt unsre berauschte Einbildungskraft weiter, und kommt endlich vom Berge Amara aus Aethiopien zurück, um im Paradiese unendlich mehr, als in allen diesen Zaubergegenden zu finden. Ist dies eine Entheiligung des Gedichts? so ists eine Entheiligung des höchsten unter den Propheten, des poetischen Jesaias, Jehovah einen Gott der Götter zu nennen, und ihn Gesänge lang mit diesen heidnischen Klötzen zu vergleichen! aber wie erhaben!

Milton hat uns das erste Paar bis zum Entzücken geschildert, den Bau ihrer Glieder, und ihre vergnügte Mahlzeit, und ihre Liebkosungen, und die holde Umarmung der Eva und — das Lieblächeln Adams *).

— — as Jupiter
On Juno smiles, when he impregns the
clouds
That shed May flow'rs — —

Welch ein Bild! Ists Erniedrigung für Adam, in ihm den küssenden Jupiter zu sehen? Adam führt Eva zur Brautlaube, und da unsre Seele durch den sichtbaren Anblick derselben mit Freude und Ehrfurcht gleichsam erfüllet worden; da das Auge nicht mehr sprechen kann: siehe! so spricht die Phanta-

*) B. IV. v. 499.

sie, gleichsam in einen Traum voriger Zeiten ver=senket *):

— — in shadier bower
More sacred and sequester'd, though but feign'd,
Pan or Sylvanus never slept, nor Nymph
Nor Faunus haunted. — —

So dichtet Milton: seine profanen Gleichnisse sind nichts als Hülfsvorstellungen zum Dienste seiner heiligen Vorstellungen: er nimmt zu ihnen seine Zuflucht, wenn Worte innerhalb dem Kreise seiner Religion nicht Triebfedern geben, seine Idee so hoch zu spielen, als er sie haben will: und nur dann tritt seine Phantasie in diese Zaubergegenden der griechischen Dichtung, wenn er schon unsre Sinne erfüllet, und jetzt der Seele Zeit läßt, die Bilder ihrer Jugend zu sammeln. Konnte er dies nicht thun, als Dichter? Eben dadurch schlägt er ja an unsern Geist, daß er gleichsam sich selbst dichte. Oder etwa nicht als Dichter der Religion? Was ist der Religion würdiger, als solche Vergleichungen zu ihrer Erhöhung? Die Bibel, ja Jehovah selbst in ihr spricht also.

*) B. IV. v. 705.

6.

Man siehet, wie wenig Ueberzeugung das kahle Verbot ins Allgemeine hin: „kein mythologischer „Name komme in ein geistliches Gedicht!" für mich habe: ich muß mich also schon selbst nach Gränzen der Mythologie und eines christlichen Gedichts umsehen.

Zuerst rechne ich, wie gesagt, die lateinische Sprache nicht mit: denn schwer ists, zu bestimmen, wo der lateinische Ausdruck aufhöre, und der nationalrömische, der mythologische z. E. anfange. Noch schwerer ists, über so fremde Gegenstände, als ein heiliger Gesang liefert, lateinisch, und im Geiste der Römer zu dichten; denn entweder wird der Jude und Christ romanisiren, oder der Nachfolger Virgils und Horaz judaisiren, hellenisiren müssen.

Zweitens rechne ich die Zeiten nicht mit, da die Mythologie gleichsam die zweite Mutter des poetischen Geistes war: und dies ist die Wiederauflebung derselben in Italien. In der Kunst sprachen die schönsten mythologischen Ideen dem Auge; in der wieder erstandnen Poesie dem Ohre: statt des trocknen Aristoteles ward der mythologische, allegorische Plato der Lieblingsweise Italiens: solche Begriffe füllten die Seele. Entweder wählte man die lateinische Sprache dazu, und in ihr schien gleichsam die Mythologie schon eingewebt, und unabtrennlich; oder man wählte doch mythologische Dichter zum einzigen Vorbilde; wie konnte sich nun der begeisterte Nachahmer sagen: siehe! hier hört die Manier des

Dichters auf, und da fängt seine Religion an! Und wer sich dies auch hätte sagen können, der wollte sichs nicht sagen, denn ächt Latein, ächt Römisch zu dichten, war ja, nach dem Zeitbegriffe, der einzige, der höchste Zweck seiner Muse. — Solche Zeiten also soll man erklären, ein allgemeiner Tadel kostet wenig.

Drittens: schreibe ich auch nicht von den Zeiten, da die Religion, so wie sie damals herrschend war, kein reines heiliges Gedicht geben konnte: da die Begriffe von ihr viel zu dunkel, unbestimmt, gebrochen und abergläubisch waren, als daß ein Gedicht, das für den herrschenden Verstand geschrieben wäre, für uns orthodox, wie ein Gebetbuch, seyn könne. So z. E. die Zeiten des Dante, Ariosts, Tasso, Camoens u. s. w. Wenn diese Dichter in dem elenden Geschmacke ihrer Zeit poetisches Geräth, oder wenigstens Freiheit fanden, mit diesem und jenem Stabe des Aberglaubens poetische Wunder zu thun, warum nicht? Das Heldengedicht eines Mönchs aus Padua auf seinen heiligen Antonius, oder eines Mayländers auf seinen heiligen Karl Borromäus sey immer den Legenden seines Ordens, seiner Stadt, seiner Zeit, seiner eignen Erziehung angemessen: denn anders kann der ehrwürdige Pater nicht dichten. Und wo werde ich an einen Riesen, an ein Geschöpf seines Jahrhunderts, mit einem Zwergmaaße meiner Zeit hinzutreten, ohne daß mich seine Größe nicht beschäme!

Also blos von einem in der Religion erleuchteten Zeitpunkte: und wo weiß der

Kritikus, wann dieser Zeitpunkt voll Licht, oder nur voll Blendeschein des Lichts ist? wo soll ers, als Kritikus, wissen? Das mag der Gottesgelehrte, der Polemikus entscheiden; nicht der poetische Kunstrichter. Der Dichter nimmt den herrschenden Religionsgeschmack, oder besser, sein eignes Religionsgefühl, wie er dazu gebildet worden, seinen eignen Horizont von Religionsaussichten, und dichtet. Und so muß der Kritikus ihn richten. Nicht, daß er absolute Wahrheit suche, nicht daß er frage, ob diese und jene Religionsvorstellung auch rechtgläubig genau, exegetisch richtig, philosophisch erwiesen; sondern ob sie wahrscheinlich sey, ob sie könne poetisch geglaubt, gefühlt, beherzigt werden. Das ist bei einem jüdisch-christlichen Gedichte nicht schlechthin die Frage; ob historisch genau der Jude seine Affekten so gemahlt oder nicht; auf den Fuß wäre vielleicht kein Tod Adams, und kein Tod Abels möglich; sondern, ob sie, nach gewissen allgemein angenommenen Voraussetzungen, so haben sprechen können. — Ich folge also dem Religionsbegriffe meiner Zeit, ohne weitere Umwege: wiefern verträgt er sich mit mythologischen Ideen?

1. In jedem Poem, wo Dichtung herrscht, wo Personen der Dichtung auftreten, können freilich nicht Wesen der heidnischen und christlichen Religion, neben einander handelnd vorgestellet werden; nicht mit einander gleich wesentliche Substanzen zur Handlung des Gedichts seyn. Wenn die Muse und der heilige Geist, ein Gabriel und ein Apollo, eine Maria aus den Gegenden des Himmels und eine Diana

zugleich, auf einerlei Art, poetische Existenz, poetische Handlung auf dem Schauplatze eines heiligen Gedichtes bekommen; so stoßen sie sich in unserer Seele. Ihre poetischen Substanzen heben einander auf: mein Auge fährt über ihre beiderseitige Gegenwart zurück: die Täuschung geht verloren, und mit ihr der ganze Zweck ihrer poetischen Erscheinung. Ein Trauerspiel solcher Art mag vielleicht noch in einem Winkel von Italien, Spanien, oder von Böhmen und Bayern ausstehlich seyn: eine Epopee von solcher Mischung mag der christlichen Barbarei gefallen; rings um uns scheint das Licht einer geläuterten Religion zu stark, als daß nicht Eine solche Dichtung die andre in den Schatten drängen müßte.

Nur setze ich gleich eine Einschränkung hinzu. Nicht deswegen können beiderlei Geschöpfe nicht auf Einem Schauplatze, in gleich starkem Licht erscheinen, weil die Eine Art wahre, die andere Lügenwesen, oder nach Klotzens Sprache *), inepta, ridicula, falsa, impia, uno verbo superstitionis propria sind, quae a veri Dei cultoribus usurpari non possunt. Denn ein solcher Dichter schreibt nicht eigentlich, als ein frommer, rechtgläubiger Christ, als ein Diener des einzig wahren Gottes, der vor aller Mythologie, als vor einem ungereimten, lächerlichen, gottlosen, abergläubischen Krame so viel Abscheu hat, wie vor dem bösen Feinde der Hölle; sondern — als Dichter. Er

*) p. 56. bis 86. auf jeder Seite.

schreibt nicht eines seligen Todes und des Himmelreichs wegen, sondern nur, um poetisch seine Leser zu täuschen. Er verabscheuet also die Mythologie, nicht als ein ungöttliches Wesen, und als eine Geschichte weltlicher Lüste, sondern weil sie in seinem heiligen Poem *seinem Zwecke*, seiner Laufbahn der Gedanken fremd, und dem poetisch anschauenden Leser widrig seyn muß. Auf einem andern Schauplatze könnte eben derselbe Leser diese unchristlichen, gottlosen Geschöpfe der Lügen ganz behaglich sehen, und vielleicht eben der Dichter, wenn er ein Wieland ist, mit Feuer bearbeiten; aber auf diesen gehören sie nicht, „der *poetischen Wahrscheinlichkeit* halben." Denn wenn die Maschinen der heidnischen Religion bis zur Täuschung geglaubt werden sollen; wie denn aus eben der Maschine christliche Wesen? Sie wirken dem anschauenden Auge gegen einander, sie heben an Wahrscheinlichkeit einander auf.

2. Auch wenn der Dichter *allein* spricht: so spreche er in Einem Gedichte von beiden nicht ganz auf Eine Art; als wenn er an *beide* gleich *glaubte*, und sie beide mit *einerlei Wahrheit behandelte*. Eine Anrufung an den heil. Geist und an die Kalliope zugleich ist ungereimt; nicht, wieder, als Gottlosigkeit, als Sünde wider den heil. Geist, sondern der poetischen Täuschung halben. Entweder sind beide dem Dichter alsdann Wesen von gleicher poetischer Existenz; dies widerspricht sich — oder beide nur Nebenzierath, nur poetische Figuren: dies beleidigt den Leser noch mehr, denn er kommt dadurch zu sich zurück, um dem

Wortkünstler ohne inneres Wesen und Leben gewahr zu werden — oder Eins von beiden hat nur poetische Wahrheit; und warum steht alsdann das Andere da? Es hindert die Wirkung des Ersten. In diesem Stücke hat freilich niemand so gesündigt, als Sannazar; ich wiederhole es aber nochmals — gesündigt, nicht wider den heil. Geist, sondern wider die poetische Wahrheit und Illusion.

3. Wo dies nicht ist, wo die poetische Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nicht darunter leidet, wo es der Congruität des Gedichts nicht entgegen ist, an mythologische Namen, an erdichtete Gegenden zu denken — immerhin! Die Mythologie ist einem guten Theile nach historisch; oder allegorisch; selbst das Fabelhafte in ihr mischet sich mit Geschichte und Allegorie; warum sollte sie als solche nicht auftreten? Wenn sie bekannt genug, anschauend, und eine Schöpferin grosser Begriffe zur Würde eben des christlichen Objekts ist: so kniet sie als ein Opfer vor dem Altare der Religion. Selbst Religion wollte sie hier nicht seyn, sie ward als Geschichte, als Allegorie, als alte Sage, oder als bekannte Dichtung gebraucht: und da oft mit einer Wirkung, die anderswoher nicht ersetzt werden konnte, vortrefflich! So Milton, so Young, so oft die Dichter der Offenbarung!

4. Aber viertens: wo in einem christlichen Gedichte die Mythologie keinen poetischen Nutzen schaffet; da bleibe sie weg, denn jedes Müßige, jedes der poetischen Wirkung Widrige muß wegbleiben.

7.

War diese Materie aber so langer Untersuchung werth? Ich glaube: denn welchen bethlehemitischen Kindermord würde Klotzens Verbot in dem erhabensten unsrer geistlichen Dichter stiften! und unsre geistlichen Dichter (eine Gattung Poesie, in welcher wir Deutsche nur den Britten nachstehen) sind die Ehre unsrer Nation.

Der heiligste unter allen, Klopstock, und das heiligste Gedicht desselben, der Messias! Aber von welcher Wirkung ist die heidnische, die mythologische Römerin in demselben *), Portia! Wie, wenn sie zu beten anfängt:

— — — Mit aufgehobnen ringenden Händen
Stand sie mit Augen, die starr zum dämmernden Himmel hinauf sahn,
und so zweifelt' ihr Herz: O du der Erste der Götter!
Der die Welt aus Nächten erschuf, und Menschen ein Herz gab!
Wie dein Namen auch heißt, Gott! Jupiter! oder Jehovah!
Romulus oder Abrahams Gott! — — —
Ist er dir so festlich, der Anblick, die leidende Tugend,
Gott! von deinem Olympus zu sehn? Er ist es, den Menschen! u. s. w.

*) Der Messias, Gesang 6.

Sie fährt mit diesem hohen Gefühle zu beten fort, und ich bin über das Herz der christlichen Leser des Messias gewiß, daß dasselbe nur selten eine so hohe Stufe der Bewunderung Jesu erreicht haben wird, als mit diesem heidnischen Gebete.

Portia erzählt ihren Traum *): die Erscheinung des Sokrates! — — Himmel! wo gehört Sokrates, der heidnische Sokrates, in einen Messias? Und doch weiß ich, daß dieser Traum, um mit Klopstock zu reden, sich, vor vielen Episoden des Messias, in die Seele des Lesers gießen, und immer aus den Lieblingsgedanken, die er am feurigsten denket, neue Gedanken entwickeln wird,

— — in seinem Herzen die feinsten
Zartesten Saiten gewisser zu treffen, und ganz ihn zu rühren.

Schon wenn Portia anhebt: — —

Sokrates . . . zwar du kennest ihn nicht; aber ich schaure vor Freuden,
Wenn ich ihn nenne! das edelste Leben, das jemals gelebt ward,
Krönt' er mit einem Tode, der selbst dies Leben erhöhte!
Sokrates . . . immer hab' ich den Weisen bewundert! sein Bildniß
Unaufhörlich betrachtet, ihn sah ich im Traume. Da nennt' er
Seinen unsterblichen Namen: Ich, Sokrates u. s. w.

*) Gesang 7.

Wenn Klotz einzige Ursache gelten soll: „das „Heilige soll nicht mit dem Unheiligen vermischt „werden!“ so müßten diese Episoden aus Messias weg, und mir sind sie unter den theuersten.

Klopstocks Salomo! Ein biblisches Sujet, und alle Leser haben mit mir den Contrast der heidnischen Scenen für das Rührendste im ganzen Trauerspiele gehalten. Wenn Salomo rühren soll: wie anders, als durch seine heidnischen Zweifel. Wie, wenn der Trostlose klaget:

Hülfe! Selber meine Freunde
Vermögens nicht. —
Ein Rauch, dem Feind' ein süßer Opferdampf,
Mag dieses Haus verfliegen! meine Kinder
Zerschmettert werden — —
— — ich will es leichter tragen,
Als was mir unter deiner Flügel Schatten,
O Friede! dies mein Herz verzehrt — das Leben
Zum Tode macht! und kaum des Müden Zuflucht
Den Tod noch bleiben läßt! Sie ist dahin
Die Herrlichkeit, die mir gegeben ward!
Dahin ist meine Weisheit, sammt der Ruh,
Die sie mir gab! — Wenn du es bist, o Moloch!
Vor allen Geistern Moloch du!
Der mir dies alles nahm; womit erzürnt' ich dich?
Und hab ich dich erzürnt, so laß doch endlich
Durchs Blut so vieler Knaben dich versöhnen!

Und bald kommen Sängerinnen Molochs! und Priester Molochs! und Opfer Molochs! ja selbst wagt es Klopstock, zween Götzen redend einzuführen. Ich mag über die letzte Scene nicht urtheilen; aber die rührendsten Auftritte bleiben in Salomo immer die heidnischen. Wie rührt z. E. die unmenschliche abgöttische Wuth im Opfergesange Molochs!

Ich mag die bodmerschen Epopeen nicht durchgehen. Wären in ihnen die mythologischen Dichtungen nur oft etwas wahrscheinlicher für die Zeit und für den Ort ihres Schauplatzes; am Heiligen und Unheiligen, an Wahrheit und Erdichtung, am Jüdisch und Heidnisch liegt, wenn ich nichts anders dagegen hätte, nichts!

Ich fühle es, ein so unbestimmt gesagter Einfall ist zu strohern, als daß ich so viel Miene mache, ihn weg zu heben; Dichter, die gewiß keines überspannten Enthusiasmus beschuldigt werden können, widerlegen ihn. Machtvoll ist z. E. in der ramlerschen Rhapsodie von einem Gebete — machtvoll in ihrer Verbindung für den, der den persischen Nachdruck kennet, die kühne Anrede:

— Und Oromazes und Gott!

ohne doch eine hübsche Wortphrasis seyn zu sollen. Stark ist in Kleists christlichem Gedichte von der Unzufriedenheit der mythologische Vorwurf:

— Denkst du, wie Riesen der Fabel,
Auf Felsen Felsen zu häufen, und, durch den Unsinn bewaffnet,
Den Sitz der Gottheit zu stürmen!

Und endlich in den vortrefflichen Grenadiersliedern: von welcher Wirkung ist die harte Vermischung des Christenthums, und der Mythologie in dem Munde eines harten Soldaten. Sein Gott ist ihm jederzeit, und in jedem Gesang alles: vor und nach der Schlacht: im Treffen, und im Siege.

— — — wär ihrer noch so viel,
So schlag ich sie mit Gott!
— — was kann wider unsern Gott
Theresia und Brühl — —

Mit rechtem Christenmuthe streitet er; und mit rechter Christendemuth, Gott dankend; preiset er Gott nach dem Siege; wie aber? hat der Grenadier darum am gehörigen Orte auch nicht seinen Mars und Apoll? kann er nicht darum auch von seinem Friedrich sagen:

Frei, wie ein Gott, von Furcht und Graus
Steht er — — du hoher Paschkopell
Sahst ihn, im Heldenangesicht,
Den Mars, und den Apoll.

Und sollte deswegen mein Grenadier kein ächter, guter Christenmann bleiben?

Der, wenn er stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz! —

Und deshalb sollten seine Lieder nicht immer der Würde werth seyn, die ihnen Abbt anwünscht, vor der Schlacht gesungen zu seyn? Entweder

muß überall die Mythologie hier nicht mehr Mythologie; eine liebe Wörterblume seyn, oder weg damit!

Indessen will Klotz uns auch in geistlichen Gedichten nicht ganz leer vom Nutzen der Mythologie ausgehen lassen, und schlägt vor *): „Beschreibungen der göttlichen Weisheit und Macht, hohe „Bilder der göttlichen Majestät, oft so vortrefflich, „so erhaben, daß man sich kaum vorstellen kann, „wie sie in den Geist ungläubiger Sterblichen haben kommen können, und durch deren geschickte „Nachahmung der Poet seinem Gedichte die größeste „Würde geben könnte." Der Vorschlag ist fromm, aber auch wenig mehr. Wenn Klotz nicht glaubt, daß Gott selbst in die Seele des christlichen Poeten Bilder einschiebe, so kann ers nicht fremd finden, daß große Geister unter den Heiden auch große Dinge haben denken können, sie auch von ihren Göttern denken müssen. Ich mag keine Vergleichungen, insonderheit in Sachen, die gewisse Leser so gern umzukehren pflegen; allein wer wandelte unter edlern Bildern: der alte, oder der heutige Grieche? Jener zwischen seinen Göttern; dieser zwischen seinen gemahlten Heiligen, der Papist zwischen seinen gehauenen Märtyrern. Und bei wem war (ich rede blos von poetischen Bildern) ein solcher Anblick gelegener, um große Gedanken zu wecken?

Zu dem: Beschreibungen der Weisheit, Macht, Majestät, sind eigentlich keine Mythologie mehr;

---

*) Epist. Homer. p. 86.

es sind dichterische Bilder über mythologische Gegenstände; mit ihnen hat also Kloß keinen Gebrauch der eigentlichen Götterlehre vorgeschlagen.

Ich gebe es gern zu, daß an Abbildungen der Schönheit, der Milde, und einer gewissen menschlichen Würde der Gottheit, man von Griechen und Römern lernen könne, insonderheit, was die schöne Kürze, das unübertrieben Prächtige, das Angemessene im Ausdrucke solcher Beschreibungen betrifft. Aber Weisheit, Macht, Majestät, alles Hohe, und gleichsam Unbegreifliche in der Gottheit — darin sind die Dichter des Morgenlandes, und die Ersten derselben, die Dichter des alten Bundes, eine weit reichere, unerschöpfliche Quelle. In solchen Bildern sind ein Silius Italicus, Ovid, Virgil und Claudian gegen einen Hiob, Moses, Jesaias und auch David, wie ein Tropfen gegen einen Ocean: und Schande ists, an einem Tropfen zu lecken, wenn ein Abgrund von Größe, Hoheit, Majestät vor uns ist.

Ich gebe es zu, daß diese morgenländische Bilder auch oft ein morgenländisches Auge fordern: daß sie oft in einer Hülle des Orients erscheinen, die uns dieselben fremd, oder in einem Glanze, der uns dieselben betäubend macht. Ein geistlicher Dichter aber, und der Kritikus dieses Dichters, sollte dem die Hülle unüberwindlich seyn? Sollte er nicht, den Spuren eines großen Michaelis folgend, sich solche Bilder gleichsam in die Sprache und Denkart seines Occidents übersetzen, und sie alsdann mit orientalischer Wärme fühlen! Die Proben, die

dieser verdienstvolle Mann gegeben, liegen in ihrer Entwickelung da, und wie verstäuben gegen sie die Schlacken eines Claudians! Blos das Leichte, das unserer Denkart Nähere, die für uns faßlichere Evidenz dieser römischen Bilder ists, die uns dieselben empfiehlt. Wären die orientalischen nach unserm Augenmaße: so wäre der Vorschlag unleidlich. Kann man sie nicht aber nach seinem Augenmaße stellen? nicht seinen Blick zu ihnen erheben? gewöhnen? und kannst du das nicht, so siehe die Sonne in diesem ihrem strahlenden Wasserbilde! Siehe den Abglanz orientalischer Hoheit in einem Klopstock; von Erde bist du, wenn du an einen Silius Italicus hierin, als Vorbild, zurück eilest.

8.

„Auch Künstler sollen Gott und Christus würdig bilden!" *) Wie todt ist, was Klotz hierüber sagt, gegen das, was Andre gesagt haben. Hier ist Klopstock, da er Winkelmann beurtheilet, und wem ist es nicht ein sehenswerther Anblick, zween solche Männer, zwei Enden des menschlichen Geistes, zwei Extreme deutscher Originale, von denen der Eine unter, der Andre über Deutschland seinen Ort fand — ich sage, ists nicht ein merkwürdiger Anblick,

---

*) Epist. Homer. p. 97. 98.

solche zween Markgrafen deutscher Hoheit von ihren Grenzsteinen zusammen treten zu sehen, zusammen sprechen zu hören. Das Stück ihres Gesprächs im nordischen Aufseher *) ist mir eine Art von Phänomenon! „Der einzige Weg für uns, unnachahmlich zu werden, sagt Winkelmann, ist die Nachahmung der Alten." „Ich würde, versetzt Klopstock, diese Einschränkung hinzusetzen: in den Arten der Schönheiten, die sie erschöpft haben. „Denn welches Genie würde nicht erschrecken müssen, wenn es sich nicht erlauben dürfte, an der „Allgemeinheit jenes Satzes zu zweifeln? Haben „z. E. die Griechen die Vorstellungen ausdrücken „können, die wir uns von Engeln machen müssen? „Aber wie vortrefflich haben sie oft nicht die Götter „vorgestellt! Sollten wir nicht die Engel so machen? „Gewiß nicht völlig so! wir sollten jene Vorstellungen der Götter übertreffen. Bisher zwar sind wir, „von diesem übertroffen, sehr weit entfernt gewesen. „Wir mahlen Kinderchen, Frauenzimmer, und, „wenn wir uns recht hoch schwingen, schöne Jünglinge; geben diesen Figuren Flügel, und bilden uns „ein, Engel vorgestellt zu haben. Sogar Raphaels „Michael ist ein Jüngling; und er sollte doch wenigstens ein Jupiter seyn, der eben gedonnert hat. „Wenn nun Raphael vollends einen Todesengel hätte machen sollen; z. E. einen, durch dessen bloßen „Anblick der erstgebohrne Sohn Pharao's niedersinkt? „Michael Angelo also, wird man sagen. Nein, der

*) Nord. Aufseh. 3. B. St. 150.

„auch nicht: denn er übertrieb zu oft. Der Contour des wahren Grossen ist sehr fein! Wenn die „Hand nur ein wenig ruckt: so kann es übertrieben „werden. Wer also? Vielleicht ein noch ungebohrner Künstler, dem es aufbehalten ist, die heilige „Geschichte würdig vorzustellen, nämlich die meisten „schon oft wiederholten, neu, und dann viele sehr „erhabene, die noch niemals gemacht worden sind. „Wie würde ich mich freuen, wenn er schon lebte, „und dies läse! Er ist es, der noch viel was anders „sagen würde, als die Griechen haben sagen können. „Gott vorzustellen, würde er sich niemals unterfangen; niemals! aber den Versöhner der Menschen „einigermaßen würdig abzubilden, würde er alle „Kräfte seines Genies anstrengen, und sich den „großen Empfindungen, welche die Religion giebt, „ganz überlassen.

Ich lasse über diese Klopstock'schen Gedanken gerne einem jeden seine Gedanken; aber, wenn ich sie, und die beiden Aufsätze desselben Verfassers über die poetische Composition einiger biblischen Gemählde *), und einige stille Winke Winkelmanns in den Schriften desselben, und verschiedene offenbarere Anmerkungen Webbs, über die Gemählde der Religion, zusammen setze: so dünkt mich dies Klotzische Gemische darüber

— — Staub, den der Wind zerstreut.

Klotz findet unter Allen, die über den Glanz um das Haupt der Heiligen geschrieben, keinen, der die

*) St. 172. 174. 186. Nord. Aufseh. 3. Th.

Mahler darüber getadelt hätte: er thuts, und siehet nicht, was ein solcher Bogen zur Majestät Gottes thun sollte? Als Kreisbogen freilich nichts, aber wenn sich nur seitwärts einige rückbleibende Strahlen verlieren: so sehe ich nicht, wie diese hinderlich wären. Bei Gestalten der Heiligen sind sie eine einmal angenommene Symbole, und der Gestalt Gottes, (wenn Gott anders menschlich gestaltet werden soll,) ein Zeichen der Majestät, so fern die biblischen Dichter auch hierin große Gemählde vom Glanze des Herrn geben. Diesen kann der Dichter innerhalb der Grenzen seiner Kunst so bescheiden folgen, als die Griechen den poetischen Symbolen ihrer Religion folgten.

Ferner hat Klotz den Einfall *), auch Flügel könnten aus den göttlichen Bildungen der Alten beibehalten werden. Ich will glauben, er meyne nur etwa Engel, oder den geflügelten Bliz in der Hand Gottes: denn der Gottheit selbst Flügel zu geben, halte ich, (er führe noch ein so langes Register von Göttern an, die bekannter Weise geflügelt gebildet wurden,) für ganz unwürdig. Kaum würdig der Engel, nach den edlen Begriffen unsrer Religion; wenn nicht als unterscheidende Symbole, wenn nicht etwa im Fluge, um denselben dem Auge wahrscheinlich zu machen. Selbst die Griechen, nachdem sie die Allegorie nach und nach abgestreift hatten, in ihren schönsten und edelsten Bildungen, warfen dem Jupiter die Flügel ab, damit er nicht, wie ein Ikaro-

*) Epist. Homer. p. 108. 109.

„auch nicht: denn er übertrieb zu oft. Der Contour des wahren Grossen ist sehr fein! Wenn die „Hand nur ein wenig ruckt: so kann es übertrieben „werden. Wer also? Vielleicht ein noch ungebohrner Künstler, dem es aufbehalten ist, die heilige „Geschichte würdig vorzustellen, nämlich die meisten „schon oft wiederholten, neu, und dann viele sehr „erhabene, die noch niemals gemacht worden sind. „Wie würde ich mich freuen, wenn er schon lebte, „und dies läse! Er ist es, der noch viel was anders „sagen würde, als die Griechen haben sagen können. „Gott vorzustellen, würde er sich niemals unterfangen; niemals! aber den Versöhner der Menschen „einigermaßen würdig abzubilden, würde er alle „Kräfte seines Genies anstrengen, und sich den „großen Empfindungen, welche die Religion giebt, „ganz überlassen.

Ich lasse über diese Klopstock'schen Gedanken gerne einem jeden seine Gedanken; aber, wenn ich sie, und die beiden Aufsätze desselben Verfassers über die poetische Composition einiger biblischen Gemählde *), und einige stille Winke Winkelmanns in den Schriften desselben, und verschiedene offenbarere Anmerkungen Webbs, über die Gemählde der Religion, zusammen setze: so dünkt mich dies Klotzische Gemische darüber

— — Staub, den der Wind zerstreut.

Klotz findet unter Allen, die über den Glanz um das Haupt der Heiligen geschrieben, keinen, der die

*) St. 172. 174. 186. Nord. Aufseh. 3. Th.

Mahler darüber getadelt hätte: er thuts, und siehet nicht, was ein solcher Bogen zur Majestät Gottes thun sollte? Als Kreisbogen freilich nichts, aber wenn sich nur seitwärts einige rückbleibende Strahlen verlieren: so sehe ich nicht, wie diese hinderlich wären. Bei Gestalten der Heiligen sind sie eins einmal angenommene Symbole, und der Gestalt Gottes, (wenn Gott anders menschlich gestaltet werden soll,) ein Zeichen der Majestät, so fern die biblischen Dichter auch hierin große Gemählde vom Glanze des Herrn geben. Diesen kann der Dichter innerhalb der Grenzen seiner Kunst so bescheiden folgen, als die Griechen den poetischen Symbolen ihrer Religion folgten.

Ferner hat Kloß den Einfall *), auch Flügel könnten aus den göttlichen Bildungen der Alten beibehalten werden. Ich will glauben, er meyne nur etwa Engel, oder den geflügelten Bliß in der Hand Gottes: denn der Gottheit selbst Flügel zu geben, halte ich, (er führe noch ein so langes Register von Göttern an, die bekannter Weise geflügelt gebildet wurden,) für ganz unwürdig. Kaum würdig der Engel, nach den edlen Begriffen unsrer Religion; wenn nicht als unterscheidende Symbole, wenn nicht etwa im Fluge, um denselben dem Auge wahrscheinlich zu machen. Selbst die Griechen, nachdem sie die Allegorie nach und nach abgestreift hatten, in ihren schönsten und edelsten Bildungen, warfen dem Jupiter die Flügel ab, damit er nicht, wie ein Ikaro-

*) Epist. Homer. p. 108. 109.

menippus des Lucians, erscheine, und gaben sie seinem Adler. In der That, den Allerhöchsten mit einem Paar Gänseflügeln vor mir zu sehen, ist unleidlicher, als ihn graubärtig, und als Greis, zu erblicken. Dies giebt noch eine leibliche Allegorie von ihm, dem ewigen Vater; aber was soll jenes zu der Idee des Allgegenwärtigen? —

„Die Griechen bildeten Jupiter auf einem Donnerwagen." Nun hat es Michaelis längst gezeigt, daß die Cherubim, die Donnerpferde der Juden, wahrscheinlich Geschöpfe der ägyptischen Einbildungskraft sind: und daß die Griechen ihre Donnerpferde Jupiters ebenfalls daher ursprünglich entlehnet, könnte auch gezeigt werden. Hier fließen also aus Einer Quelle zween Flüsse, und die Poeten beiderlei Religionen scheinen nicht anders verschieden zu seyn, als daß sie sich Eine Vorstellung, jeder nach der Art seiner Nation, gedacht haben. Warum sollte also der christliche Künstler nicht diese Bildung der verschwisterten griechischen Vorstellungsart ablernen? warum sollte er nicht auch den wahren Gott wie einen donnernden Jupiter bilden, der seinen Donnerwagen und Donnerpferde mit dem Schalle des Schreckens durch den weiten Himmel jaget?

Klotz hat für gut befunden, diese Vorstellungsart anzupreisen *); und ich fände es beinahe gut, da-

*) Epist. Homer: p. 115 — 122. Ostendi uno, eoque satis illustri exemplo, quomodo imitari possint nostri artifices veterum monimenta —

vor zu warnen. Der Begriff der Gottheit, der jetzt, als Hauptcharakter, den Gemüthern der Menschen beiwohnet, ist erhabner und gereinigter, als daß er ein solches Bild ertrüge. In den sinnlichen Zeiten der jüdischen Dichter war „furchtbare Macht" gleichsam der Hauptanblick, mit dem man sich den Herrn dachte; man schrieb, nach einem Idol der Erziehung und nach einem herrschenden Zeitbegriffe, dem Wagen Gottes die gewaltigen Donner zu, die über das jüdische Land hinzogen, und dahinaus, auf diesen sinnlichen Begriff, gehen auch die höchsten Bilder der Propheten. Irre ich nicht, so ist die gemeine Vorstellungsart unsrer christlichen Zeiten darin sanfter. Das erste Bild, das wir uns von unserm Gotte machen, ist vielmehr das Bild von dem vollkommensten, weisesten, gütigsten Wesen, dem Vater, und unsichtbaren Erhalter der Welt; als von einem zornigen Donnerer, von einem allmächtigen Weltverwüster. Soll also ja der Höchste gebildet werden, so zeige man ihn in dieser, für uns der würdigsten Stellung, oder gar nicht. Die Propheten des alten Bundes schufen Bilder für ihre Zeit, und auch in dieser nicht für den bildenden Künstler: nicht für den Anblick des Schönen; sondern für poetische Seelen, und in diesen nichts, als der Religionsbegriffe halben. Der Künstler unserer Zeit thäte also Unrecht, wenn er sich solchenfalls damit, als mit biblischen Vorstellungen, rechtfertigen wollte; denn der Kunst hat die Bibel wohl keine Bildergallerie liefern wollen.

Es bleibt also nur das Vorbild der alten Kunst übrig, die ihren Jupiter donnerfahrend bildete —

aber ich antworte, das war auch ihr Jupiter, und nicht unser Gott! Jener seinem Charakter nach der Donnerer, der

> Ελατὴς ὑπέρτατος βροντᾶς
> ἀκαμαντόποδος
> Ζεύς — —

wie ihn Pindar nennt, erhabner, als die spätern Dichter, die Klotz anführt. Jupiter hatte einmal nach altem, guten Herkommen die Function, der ὑψιβρεμετης, καταιβατης, fulminans zu seyn, und wie man ihn mehr nennen will; als solcher konnte er Pferde jagen und Rosse lenken: das war jovialisch. Ein solcher aber ist nicht unser Gott, dem Hauptcharakter nach, und eine solche Kunstvorstellung nicht göttlich. Die Kunst arbeitet für Einen ewigen Anblick; welch ein Anblick aber, Gott vor meinen Augen verewigt zu sehen, als — einen zornigen Fuhrmann!

Dazu muß man aus Homer, Pindar und allen Griechen wissen, daß in denen Zeiten, da sich Mythologie erzeugte, und die Kunst galt, ein Pferd, wie noch bei den Arabern und Aegyptern, ein sehr würdiges Geschöpf, und Pferdeverrichtungen sehr edle Handthierungen waren — bei uns nicht mehr. Was sagt mir also dies Bild Gottes? Nichts, oder etwas unwürdiges. — Der Künstler brauche es also nicht.

Ueberhaupt weiß ich noch keinen Weg, um zwischen den höchsten Forderungen der Religion und der Kunst mit einer Bildung Gottes, insonderheit

für sich selbst, mit Genugthuung meiner selbst, durchzukommen. Die Religion zeigt mir den Vollkommensten, den Allgenugsamen, den Geist: die Kunst bildet Körper, Geister geben keine Figur, das Vollkommenste hat kein Bild. Klotz wende nicht ein *): „Gott schreibe sich ja selbst Hände, „Hals, Füße, Nase zu." Bekannt! aber jedes von diesen theilweise, nichts mit dem andern zusammenhangend, daß es ein Ganzes bilden sollte, jedes Glied als ein sinnliches Bild Einer seiner Eigenschaften. Die ganze Anthropomorphie Gottes im alten Bunde ist also nicht bildend, sondern andeutend, symbolisch: und in weitem Verstande der Alten, also Allegorie. Dazu ist diese Allegorie nur poetisch: das sichtbare Bild wird von dem geistigen Glanze, den es bedeuten soll, verschlungen; es verschwindet mit dem Worte, und die Idee, die zurück bleibt, ist eine Eigenschaft der Gottheit.

Wann kann nun der Künstler die Beschreibung der Bibel für eine Erlaubniß halten, Gott nachzubilden? Wann er seine Bildung der Gottheit in jedem Gliede derselben auch so andeutend, so allegorisch machen kann, daß das Zeichen verschwindet, und nichts als der bezeichnete Begriff zurückbleibt — in keinem andern Falle sehe ich Erlaubniß. Kann ich Gott so zeichnen, daß mir bei seiner Hand der Allmächtige einfällt, der Welten wägt, und Erden anrühret, daß sie vergehen; außer dieser Bedeutung

---

*) Epist. Homer. p. 98. Ipse Deus sibi manus tribuit, dorsum, nasum, pedes etc.

der Allmacht aber das Zeichen, die Hand selbst, nichts sey: kann ich Gottes Ohr und Auge blos als Sinnbilder seiner Allwissenheit darstellen, daß sie weiter keinen Eindruck lassen: Gottes Fuß nicht an sich, sondern als den, dessen Schemel der Erdball ist, nicht als den Theil eines menschlichen Körpers — kann ich so den Geist mahlen und bilden, daß der Körper nichts, als Sinnbild des Geistes, und zwar des vollkommensten Geistes, ist! so kann ich ein Bildniß des Höchsten machen aus Autorität der Schrift.

Da dies nicht ist: so lasse ich ihr Beispiel weg, und vergleiche blos Forderung der Religion und Bedürfniß der Kunst — und siehe! fast überall Gegensatz. Gott der Unmeßliche — das Wesen der Kunst im Großen und Schönen sind Schranken. Gott der Ewige, und siehe einen erzeugten Körper. Gott der Allmächtige, der da will und es geschieht; die Kunst kann keine Macht ausdrücken ohne Ankündigung einer Bewegung. Gott der Wirksame; die Kunst kennt keine Wirksamkeit ohne Bewegung. Gott der Unwandelbare, und siehe! jeder Ausdruck der Kunst wandelbar und wegeilend! Wer kann ihn fassen? wer kann ihn bilden?

Der einzige würdige Ausdruck für ihn wäre die seligste, allgenugsame Ruhe; allein auch da erscheint er nur als der seligste, allgenugsame Mensch: und weil die menschliche Ruhe nur bei einer Feyer von transitiven Handlungen möglich ist; so ist auch alsdann bei der gebildeten Gottheit der Begriff von Unwirksamkeit beinahe unvermeidlich: der Begriff

von

von Allmacht, Allwissenheit, Allweisheit, Einwirkung wird in seinem Ausdruck der Ruhe verschlungen, das Bild ist kein Gott mehr. Raphaels schaffender Gott steht mit gesenktem Auge, mit zeigendem Finger:

Kann der bewundern, Er, der die Sterne gemacht hat!

Raphaels ewiger Vater steht wie ein grauer Greis: ist das der Gott, der da bleibet, wie er ist? Gott sehe z. E. auf die Erde herab: ist das der Allwissende? was siehet er ewig auf die Kugel herunter? Siehet er auch, was neben ihm ist? Gott wäge die Erde: sie hat ein Maaß gegen Gott, und muß dazu ein proportionirtes Maaß haben: was hat das Bild für einen Ball in der Hand, um damit zu spielen? — Nun setze man noch gar unwürdigere Vorstellungen: einen Einherfahrenden mit einem Brande in einer Hand auf einem Wagen — Blasphemien! „Wie wollt ihr mich bilden? und wem wollet ihr mich vergleichen?" spricht Jehovah.

„Christus als einen Apollo im Belvedere" *) eben als wenn Christus einen Python im Zorne getödtet — doch hierüber mag ein Klopstock in der vorangezognen Stelle, und ein Mann von der entgegengesetztesten Denkart, Webb, sprechen. Der vatikanische Apollo wenigstens scheint nicht dem

*) p. 111. 112.

Charakter des Erlösers, dem Hauptanblicke nach und in der Bestimmung seines Lebens, zu entsprechen, sonst — — Doch ich werde theologisch, da ich doch in der Schule eines poetischen und Kunst-Kritikus bin.

„Gott auf einem Donnerwagen fahrend!“ Von „christlichen Poeten erinnere ich mich keinen, der die„ses Bild brauche, als Milton“ *) — Keinen von christlichen Dichtern? Ich erinnre mich bei allen christlichen Dichtern keines häufigern, gemeinern, bekanntern Bildes. Denn ist Gleim, der Kriegssänger, kein Christ?

> Wer hat dich, Pandur,
> In Angst gesetzt, in Flucht gebracht,
> Gott, der auf Wolken fuhr.

Ist Kleist kein Christ? —

> Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl
> Sind seine Wohnungen,
> Sein Wagen sind die donnernde Gewölk,
> Und Blitze sein Gespann;

und wie der prächtige Ton weiter das Bild mahlet.

Cramer kein Christ? —

> Wenn nun dein Wagen, Gott der Götter,
> Messias, donnert, und im Wetter
> Dahin fährt — —

*) p. 120.

Ramler bei der Krippe Jesu kein Christ? —

Jehovah fähret durch den Himmel
Und sieht sein seliges Geschlecht
Wir sehen Majestät! — —

Und so glaube ich, denn ich habe aus dem Gedächtnisse geschrieben, so Wieland, Bodmer und jeder christliche Poet; ich kenne kein bekannteres Bild des donnernden Gottes. Nur Klopstock, wenn ich mich recht erinnere, braucht dies Bild nicht: sein Gott steigt herunter, den Messias zu richten: er rollt nicht auf einem Donnerwagen, er ist selbst zu erhaben, um zu donnern. Sein Seraph Eloa schon kann tausend Donner fassen, und auch der steht nur auf einer Wolke. Ohne Zweifel schien Klopstocken das Bild zu niedrig selbst in der Poesie, für den —

Der Welten geheim und still dem Untergang zuwinkt —

9.

Die Frage wird weltlicher *). Können Dichter, die nicht über Sachen der Religion dichten, die Mythologie brauchen? Wer kann einen Mann ertragen, der die Mythologie nicht anders kennet, als daß er

---

*) Epist. Homer. p. 124 — 135.

„Griechen und Römern so beliebt *), Neptun „einen Gott des Meeres zu nennen," als daß es „den Wiederherstellern der Wissenschaft so beliebt **), „auch die Mythologie der Alten (ohne weitere Grün„de,) beizubehalten:" als daß sie „auf dem Irr„thum und dem Aberglauben †) der Alten be„ruhe:" als daß sie „nichts als ein Namenregi„ster ††), Schälle ohne Gedanken enthalte," als daß sie †††) „ein bloßer Flitterstaat mittelmäßiger „Köpfe sey, um ihre Gedichte mit hundertmal ge„brauchten Gleichnissen aufzustutzen:" wer die Mythologie in Gedichten blos als so Etwas kennet, wie ist der eines Bessern zu belehren? Man müßte von Anfange anfangen, daß von Homer bis zu Virgil noch etwas anders in dem Gebrauch ihrer Mythologie liege, als böse Irrthümer und unchristlicher Aberglauben — nämlich sehr poetische Ideen. Und so hätte man erst eine Voraussetzung!

Darauf wäre zu zeigen, daß von den Wiederherstellern der Wissenschaften die Mythologie noch etwa anderswoher habe können beibehalten werden, nicht als ein beliebiges Gutachten. Vielleicht nämlich der Sprache, der Kunst, der Poesie, und alter Einkleidungen der platonischen Weisheit wegen. Ob sie sie übel nachgeahmet: davon ist die Rede nicht, sondern ob sie sie nachahmen dürfen? Und wer weiß es da nicht, daß wir nothwendig

*) p. 124. **) p. 125.
†) p. 125. ††) p. 126.
†††) p. 127.

mit der bösen irrigen Mythologie zugleich alles hätten verlieren müssen: Sprache, Poesie, Wissenschaft, Kunst der Alten — eine schwere Verbannung! Wir wollen den irrigen, abergläubischen Ketzer dulden; denn mit ihm hätten wir, wie die Christen zu Julians des Abtrünnigen Zeiten, zu viel verloren! Das wäre die zweite Voraussetzung.

Hieraus würde auch die erstaunensvolle Frage beantwortet: warum dies böse Ding, das doch blos auf dem Irrthum und Aberglauben der Alten beruhet, habe beibehalten werden können? eine Blindheit, die Jahrhunderte durch gedauret! Es wäre also unmaßgeblich zu zeigen: „daß die Mythologie in „ihrem Gebrauche wohl etwas mehr, als Schall „ohne Sinn, Worte ohne Bedeutung, unnützer „Flitterstaat, Gottlosigkeit und Aberglauben gewesen sey und seyn könne." Wie tief muß eine solche Deduction anfangen! Und was hat unser christliches Taufwasser mit dem ganz andern Werke zu thun, in einer sehr bekannten, sehr Ideen- und Bilderreichen Sprache poetische Zwecke zu erreichen?

Wie aber, wenn Klotz *) uns einen ganz neuen Ersatz der Mythologie gäbe? — Ehe wir sein neues Geschenk preisen, so lasset uns erst sehen, ob es der Annahme werth sey, und dann erst, ob es als Aequivalent gelten könne? „Was einige befürchten,

*) Epist. Homer. p. 126.

„daß, wenn sie die alte Mythologie verlören, ihre „Verse kalt und matt werden dürften — die Furcht „ist vergebens. Liefert uns doch unsere heutige „Welt solch eine Menge neuer Gedanken und Bil„der, daß es einem glücklichen Kopfe nie an Zier„rath seiner Gedichte fehlen kann. Bedenke, wie „manches in der Naturlehre durch die Bemühung „der Menschen jetzt entwickelt ist, was vormals „entweder unbekannt, oder sehr dunkel seyn' mußte. „Bemerke ferner, daß der Kreis der Erde in neue„ren Zeiten gleichsam erweitert sey, durch Entde„ckung der Länder, die vormals unbekannt waren, „und erwäge, welch eine Menge Zierrathen dem Poe„ten daraus erwachse, weit besser, als die Namen „einer Juno, Pluto, Cerberus, Rhadamandus und „Charon." Rathgeben, sagt Plato, ist doch eine göttliche Sache; und gegebene Rathschläge prüfen, dächte ich, noch eine göttlichere.

Ich setze voraus, daß hier die Frage nichts weniger, als Wortzierrath, dichterischen Schmuck betreffe, denn jeder Zierrath, der nicht aus der Sache selbst entspringet, der erst gesucht werden muß, ist Fehler; wir suchen also eine innere Bereicherung der Poesie in ihrem Wesen statt der Mythologie.

„Entdeckungen der Naturlehre!" Allerdings! wenn sie so bekannt, so fähig der poetischen Sprache, so reich an Bildern, so anschaulich sind — als die Mythologie; allerdings! So verschwindet jene, wie Schatten gegen die Sonne, wie Fabel gegen die Wahrheit: und die Schöpfung eines Newtons, Nieuwetyts, Swammerdams, Buffons,

Reaumurs, Tourneforts und Hallers trete an die Stelle des Fabelkrams eines Apollodors oder Natalis Comes. Aber zu welcher eigentlichen Function soll sie dahin treten? Einzelner Gleichnisse, Bilder halber? Mit Vergnügen erinnere ich mich zwar der seligen Augenblicke, die mir die tiefen Naturgleichnisse eines Hallers, die unerwarteten Arzneigleichnisse eines Witthofs, der fast ganz aus dieser Welt von Wissenschaften gedichtet, die fast immer ökonomischen Bilder eines Dyers gebracht haben; aber mit Mißvergnügen auch der unseligen Augenblicke, die mir die gelehrt seyn sollenden Gleichnisse eines Curtius u. a. erwecket. Blos als Gleichnisse betrachtet, sind die Offenbarungen der neuern Naturkunde lange nicht so des Lichts der Anschauung fähig, sind oft so schwer poetisch und ohne Kunstsprache auszudrücken: so oft über die Sphäre des common sense unsrer Zeit, für welchen doch Gedichte geschrieben werden müssen, erhoben: so oft für diesen ohne Commentar dunkel, und wer will über ein Gleichniß denn einen Commentar lesen? endlich weit seltner an die eigentlichen Gegenstände der poetischen Welt gränzend, um ein Drittes der Vergleichung zu haben, das beide nahe zusammenbringe — und das waren sie blos als Gleichnisse. Gleichnisse aber sind höchstens in Lehrgedichten das Wesen der Poesie: Gleichnisse aber sind gewiß nicht der wichtigste Gebrauch der Mythologie: Gleichnisse also machen hier keinen Gegensatz, nicht die Mythologie unnöthig, nicht die Naturlehre zur Mythologie.

Fabel, Dichtung, Handlungen, die bis zur Täuschung eindringen, sind das Wesen der Dicht-

kunst, und wie weit weniger kann hier die Naturlehre zutragen? Kann sie der Epopee und Heldenoper Maschinen schaffen, die mit der Individualität, mit der hohen und schönen Natur, mit der charakteristischen Bestandheit, mit der bekannten Anschaulichkeit, mit der Täuschungsgabe handeln können, als in Homer die Götter der Mythologie handeln — wohlan! so treten Gnomen und Sylphen, und Nymphen und Salamanders, die ganze Schöpfung des Theophrastus Paracelsus und Cornelius Agrippa, die personificirte ganze Naturkunde in die Stelle mythologischer Wesen. Kann sie dem Drama, der pindarischen und horazischen Ode, der Fabel, der Erzählung, der Idylle so viele, so schöne und so reiche Dichtung schaffen, als die Mythologie der alten Dichter dieser Gattungen schuf, so trete sie auf. Hier lasse ich meine Leser mit aller Gemächlichkeit alle Dichter des Alterthums in allen Arten der Dichtkunst, und in jeder ihrer glücklichen Fictionen aus dem Vorrathe der Mythologie — nachzählen: alle neuere Dichter, die aus dieser Quelle, es sey auf was Art es wolle, glücklich geschöpft, bis auf unsern lieben warmen Wieland zu — alsdann überschlage er, ob ihm das alles Naturkunde ersetzen könne, und thue den Ausspruch. Meines Wissens giebt diese einzelne Begriffe, Kenntnisse, Wissenschaft; die Poesie will Geschichte, handlungsvolle Begebenheiten, täuschende Fabeln — welche beide Ende!

Ich sage nicht, daß nicht aus der Naturkunde unsre Dichtkunst noch sehr mit Wahrheiten und Bildern bereichert werden könne, daß aus diesen Wahr-

heiten und Bildern von einem poetischen Kopfe nicht so glückliche Fictionen geschaffen werden müßten, als ein Fontenelle über die Wirbel des Des-Cartes wizzige Einfälle dichten konnte — aber daß diese mögliche Ausbeute dem unzählbaren Reichthume mythologischer Dichtungen und Geschichten und Fabeln je gleichkommen, daß sie denselben völlig überflüßig machen könnte, das leugne ich völlig! Aus der Mythologie eben lerne man, die Naturkunde dichterisch zu bilden, nicht aber aus der Naturkunde die Mythologie zu verbannen.

Zweitens: „neuere Entdeckungen neuer Länder „und Welten!" und was haben uns diese für die Dichtkunst entdecken lassen, das der Mythologie gleich gölte? Bäume und Pflanzen? So viel ein indianischer Plinius, ein Rumph, eine Merian u. a. die Welt des Kräuterkenners, und den Begriff der Schöpfung Gottes erweitern: so viel Vergnügen und Nutzen man in einem malabarischen Garten finde; so doch das wenigste zum Gebrauche der wahren Dichtung. Die Namen der neuen Kräuter sind unpoetisch; ihre Gestalt und Unterschied nicht durchgängig bekannt, nur der Zeichner, nicht der Wortmahler, kann sie anschauend sinnlich machen. Zudem sind solche brockessche Mahlereien ja nicht Hauptzwecke der Dichtkunst, und was z. E. der Verfasser des Zuckerrohrs poetisches in sein Poem gebracht, ist dem mindsten Theile nach aus der Pflanze selbst gepreßt; es ist Ausschweifung.

So Gegenden? Außerordentlich wilde Gegenden, Wüsten, Gebirge, Wasserfälle sind rührend,

aber nur so fern sie bekannte Ideen wecken, die uns schon beiwohnen. Ich würde Niagarens Wasserfall in Creuz nicht so fühlen, wenn ich nicht schon rauschende Wasserfälle kennete, und hier blos meine Begriffe steigern dürfte. Schlechthin neue Beschreibungen gewähren also diese Entdeckungen kaum: denn ob der alte Grieche und Römer die Wasserfälle des Nils, den Euripus, den Olympus, die Scylla und Charybdis mir über historische Wahrheit erhoben, ist nicht die Frage, nur ob er sie mir täuschend gedichtet? und von ihm also lerne man auch die neuerlich bekannten Gegenden, Grainger seinen amerikanischen Platzregen, und andre ihre feurigen Luftmeteore dichten; (denn nach historischen Bildern suche ich in Reisebeschreibungen) und fänden da die meisten solcher Scenendichtungen in den Alten, nur nach Beschaffenheit ihres Landes, nicht schon Vorbilder? Wie feierlich ward aus dem Aetna die Werkstatt der Cyklopen, aus der Gegend bei Pozzuolo der Acheron, aus den thessalischen Gegenden die Berge der Musen, aus den Inseln des Möris die elysäischen Felder, u. s. w. In Landgemählden mögen wir also neu seyn, im Geiste des poetischen Landmahlens, in Dichtungen darüber müssen wir von den Alten lernen. Dazu ist ihre Mythologie: ich sehe sie also nicht entbehrlich, ich sehe nicht einmal, recht genommen, einen Gegensatz.

„Vielleicht also neue Thier- und Menschen-Gat„tungen?" Gut! aber in die Naturgeschichte gehören diese besser, als in die Poesie; und wenn auch für diese, als Gegenstände, Bildergleichnisse — was trifft

dieses die Mythologie zum Gegensatze? Eine Fabel, eine poetische Dichtungslehre ist ja kein Bildersaal griechischer Thiere, Menschen, Pflanzen, Gegenden — beide heben sich noch nicht auf; vielmehr kann die Mythologie Muster bleiben, in dieser neuern Thierwelt zu dichten.

Soll es Gegensatz werden, so muß die neuentdeckte Welt uns, statt der griechischen, eine Gallerie solcher und besserer Fabeln, Geschichte, Dichtungen, liefern. Die hottentottische Götterlehre, Kunstbegriffe, Historien, Gedankeneinkleidungen müssen an die Stelle der griechischen treten. Der Pachakamai der Peruaner wird Zevs, der Chemiin der Caraiben wird der große Pan, und der Areskovi der Huronen der schöne Apollo. Statt der schönen Genien der Griechen wollen wir die Hondakonsonas der Iroquoisen, und statt der edlen, poetischreichen und schönen Fabelverrichtungen der alten homerischen Götter, ihrer Einwirkung in die Welt, und ihrer Thaten unter den Menschen wollen wir Fratzengeschichte der afrikanischen Negern — welch ein Tausch! Und Tausch soll doch seyn? die neuentdeckte Welt soll uns doch das reichlich und überreichlich geben können, was uns die elende griechische Mythologie giebt? Und was giebt diese für die Poesie anders, als Dichtungen; Geschichte, Fabeln, in die poetische Composition gelegt wird, uns zu täuschen, zu vergnügen.

Drittens endlich: „Allegorie*): „Tugenden

*) Epist. Homer. p. 127. 128. etc.

„und Laster, diese und andere Gemüthsaffecte —
„wenn ihnen der Dichter Körper beileget, so wird er
„theils auf allen Münzen und Edelsteinen, theils in
„Gedichten welche finden, die er bequem gebrauchen
„kann;" und nun gehts in ein Register.

„Bequem gebrauchen kann?" Klotz beliebe zu sagen, in welcher Gedichtart? In Epopeen? Nie können da Mes-Dames „Pudicitia, Fertilitas, Fides, Securitas, Copia, Justitia, Veritas, Voluptas, Ira, Discordia, Impudentia, Invidia, u. s. w. das ausrichten, was Homers Götter und Göttinnen wirken. Es sind Larven allgemeiner Begriffe, denen persönliche Bestandheit, individuelle Bezeichnung, historischer Charakter fehlt, bei denen man jeden Tritt aus dem Namen voraus sieht, die aus einem Worte, wie jene Prophetinnen aus hohlem Bauche, sprechen, Wortgespenster. Sie geben kein persönliches Interesse, keine individuelle Handlung, keine einzelne Charakterprobe: sie rühren nicht, sie täuschen nicht: sie zerspringen, wie Wasserblasen.

The earth hath bubbles, as the water has,
And these are of them. Whither are them vanished?

Also in Idyllen, Fabeln, Erzählungen, überall, wo es auf vorgestellte Fiction ankömmt? Kaum! und eine lange allegorische Dichtung, ein allegorischer Traum macht mir, wenn er nicht ausserordentlich kurz ist, Kopfschmerzen *). Wenn

*) Ich führe nur an den Rambler, eine Schrift voll Menschenkenntniß, und voll schläfriger Allegorien.

Allegorie Wahrheit einkleiden soll, damit sie mehr einnehme, und stärkern Eindruck mache, so muß sie dieselbe nicht verdecken, und den Augen wegstehlen. Das Frappante, das Außerordentliche im ersten Anblicke der Entwickelung gefällt, und läßt dauerhafte Spuren in der Seele; wird mir aber seitenlang die Mühe des Entwickelns zum ordentlichen Geschäfte gemacht; soll ich nicht die Frucht hinter den Blättern unvermuthet erhaschen, sondern zum Tagwerke Blätter klauben, eine ganze Fiction hindurch die allegorischen Masken entkleiden, und bei jedem Zuge neu entkleiden; warum ließ mich, da es hier blos auf Wahrheit und Mühe ankommt, der Dichter die Wahrheit nicht nackt sehen? ohne Mühe der Entkleidung? ohne langes Gesuch?

Nichts bleibt übrig, als kleine Gedichte, oder Einfälle in Gedichten: Bilder, Gleichnisse! Epigramme, Lieder, Oden — „Bilder und Gleichnisse?" wohl! und die alte Mythologie ist voll schöner Allegorien! Epigramme! Ein Epigramm ist ein Bon-Mot in der Dichtkunst, es gefalle durch seinen Stachel, oder seine außerordentliche Simplicität. Aber Lieder? Oden? Selten können lange durchaus allegorische Lieder und Oden gefallen! Ich danke es Uzen, daß er mir seinen schönen Morpheus als einen Traumgott, nicht als ein allegorisches Gespenst der Träume, vorstellt. Ich danke es den Dichtern der Freude und des Amors, daß sie diesem Gotte, dieser Göttin nicht, als Gespenstern eines abstrakten Begriffes zu gut, allegorisiren, sondern lieber einem Gotte der

Liebe, einer Göttin der Freude zu Ehren singen. Jenes wird ein trockner Eichenkranz von symbolischen Prädicaten, dies eine Reihe von Empfindungen, die einem solchen gedichteten Wesen überhaupt geziemen — ein merklicher Unterschied!

Wenn Hagedorn der Freude singet, bleibet er freilich nicht mit jedem Zuge der Allegorie treu, und wollte es auch nicht bleiben. Seine Freude ist ihm eine Göttin, der das Vergnügen gefällt, nicht ein allegorisches Gerippe derselben. Er kann sich also denken, daß sein Lied „dieselbe vergrößere, „daß sie das Glück der Welt, die Kraft der Seele, „das halbe Leben sey; daß sie die Vernunft erheitere, u. s. w." Prädicate, die der Freude überhaupt zukommen, nicht aber dem personificirten Begriffe derselben, der Freudengöttin, der Hagedorn frohe Empfindungen opfert, nicht dem allegorischen Wortgemählde — —

Ramler hat sein Lied in ein solches Gemählde verändern wollen. Er löschte die Striche aus, die bei der allegorischen Figur nicht Statt fanden; er that neue hinzu, die sie sichtbarer machten. Er gab der Freude Kinder, er machte sie selbst zum Kinde des Himmels, er verwandelte die Kenner, personneller, in Dichter der Freude; er machte lieber eine lange Parenthese, ehe er diese mit einer andern allegorischen Person, dem Glücke, hätte vermischen lassen; er gebot ihr die Gesellschaft unvernünftiger Bacchanten zu fliehen; — kurz! er blieb, in jedem Zuge, dem Bilde einer allegorischen Person treu. Hat er das Lied verbessert? Als ein

allegorisches Poem, freilich; aber, als ein Gesang der Empfindungen, der Freudengöttin gesungen, ohne dieselbe ins Stamm- und Wappenbuch zu mahlen? — kaum! alle, wie mich dünkt, haben Ramlern getadelt, und keiner den Grund berührt, der ihn verführt habe, und ein Ramler wird nie ohne Grund irren. Will ich ein allegorisches Lehrlied auf die Freude; so wähle ich Ramlern — will ich einen Freudengesang, der Freudengöttin gesungen, so Hagedorn!

Nur gar zu sehr ist Ramler ein Freund solcher Allegorien, und zerstört dadurch oft die Harmonie des Liedes. Gefühl ist der Ton der Lieder, und nicht eine Charakteristik allegorischer Wesen, die, wenn sie einmal ein todtes Symbol mitten in die Reihe lyrischer Empfindungen hineinstößt, alles, wie Eis, erkältet. Hagedorn singt im Tone des sanftesten Abendvergnügens seinen Morpheus, die Wünsche, das Verlangen seines Herzens: Ramler nimmt eine ägyptische Kohle, und reißt eine Hieroglyphe daraus. Die schwarze Hieroglyphe aber schreckt das Chor aller Abendfreuden aus einander: — —

> Gott der Träume, Kind der Nacht,
> Das mit Mohn in Händen
> Gaukelnde Gestalten macht — —

Genug! schön zu einer Devise auf ein Bild des Schlafes, nicht zum lyrischen Gesange, nicht zu einem Hagedornschen Liede.

Sollte, in Gedichten der Liebe, Amor nichts, als die personificirte Liebe, das Abstractum dieses

Begriffes in allegorische Gestalt eingekleidet seyn — arme Dichter der Liebe! das Reich eurer Phantasie ist verwüstet. Nicht mehr der mythologie Amor mit allen seinen Geschichtchen; eine metaphysische Maske ist euer Gesang. Alsdann z. E. sind die Jacobischen Tändeleien von Einem Amor, von diesem und jenem Amor, vom Amor, der Lerchen fängt, der jetzt verschwindet; jetzt uns eine Stunde Friede läßt, jetzt unvermuthet unter Schmiedeknechten beim Vorbeipassiren gefunden wird; jetzt, wie ein fliegendes Jucken in der Haut wiederkommt; fade.

II.

Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

1.

Der Verfasser Homerischer Briefe bietet mir seine Hand dar *), mich von der Bildsäule des griechischen, zur Statue des römischen Homers zu führen, und mir denselben in aller Größe und Liebenswürdigkeit zu zeigen. Daß dieß sein Zweck sey, bezeuget der lange Eingang **) von Klagen, daß man die Alten nicht recht lese, treibe; sie also auch nicht so lieben

*) De verecundia Virgilii. v. Klotz. opusc. var. argum. p. 242. etc.

**) p. 242 — 244.

könne, als — als Klotz uns vermuthlich an Virgil zeigen will.

Dazu aber dünkt mich das Klotzische Thema wohl nicht das gewählteste. Noch so genau ausgeführt, kann es uns Virgil, als einen schamhaften, keuschen, züchtigen Dichter, vorstellen, es kann ihn uns, als einen moralisch reinen Gesellschafter, empfehlen; ob aber deßwegen als einen unterhaltenden, liebenswürdigen Gesellschafter? ob, als einen vortrefflichen Poeten, dessen Genie begeistern, dessen poetische Kunst lehren könne? Das sehe ich, im Thema, nicht unmittelbar enthalten. Auch das selbst ist ein unpoetischer Gebrauch Virgils, wenn ich in ihm darauf ausgehe, Zucht und Keuschheit aufzusuchen; nicht sein Genie, seine Kunst, seine poetische Ader. Statt die Schönheiten, die entzückenden Schönheiten seiner Muse, zu betrachten, ists wohl eine würdigere Ocularinspection, ob Virgils Muse — auch eine reine, keusche Jungfer sey?

19.

Um aller keuschen Musen und Grazien willen! will ich der Schamlosigkeit der Dichter nicht das Wort reden; und die Schamhaftigkeit der Schriftsteller überhaupt heruntersetzen. Ich wünsche, daß der Geist der feinern Lebensart, oder warum darf ich nicht sagen? des züchtigen Christenthums, sich auch in Schriften zeige, und daß man minder die Ehrfurcht verläugne, die man der Würde des Publikums schuldig ist — ein Name, der den Meß-Schriftstellern unsrer Zeit beinahe so fremde, utopisch und lächerlich geworden, als er den Griechen, insonderheit die für Athen, für die Welt und Nach-

welt schrieben, ehrwürdig war. Der moralische Geist, mit welchem unser Jahrhundert durchdrungen seyn könnte, sollte uns einen moralischen Verderb, den unsre Schrift stiften könnte, wichtiger und gewissenhafter machen, als zehn poetische Schönheiten. Dies gilt auch, und noch mehr von Poeten; denn ihr Gift ist süßer, fließt leichter ein, wirkt länger und stärker.

Auch will ich das nicht gesagt haben, daß man in Bildung der Jugend über die moralischen Beschaffenheiten eines Dichters völlig hinweg, und nur die poetischen Schönheiten ansehen solle: daß ein Virgil und Catull gleich gute Autoren der Jugend seyn, und die Priapea etwa die goldenen Sprüche Pythagoras abwechseln könnten. Vor wem soll man mehr Ehrfurcht haben, als vor einer unverdorbnen Jugendseele! Unter einer Menge beobachtender Jünglinge ist man vor den Schranken des schärfsten Publikums.

Dies alles an seinen Ort gestellt, ist hier die Frage: ob man bei Dichtern, als Dichtern, vorzüglich auf Bemerkung ihrer Scham und Reinigkeit ausgehen? ob der poetische Kunstrichter zuerst ein Zuchtrichter seyn solle? Und das, glaube ich, soll er, vermöge poetischer Zwecke, und des poetischen Gefühls halben, nicht.

Ich will nicht sagen, daß ich die Sorgfalt der Dichter für Ehrbarkeit und Zucht etwa verspotten, oder geringschätzig machen wollte; sie bleibt schätzbar und nachahmenswürdig. Aber auf sie, als auf

Hauptaugenmerk ausgehen, kann keine poetische Leser desselben bilden, zeigt keinen poetischen Leser desselben an, verrückt vielmehr die Sphäre eines blos poetischen Lesens völlig. Fromm mag sie seyn, aber auch nichts weiter; ich will das Auge meines Jünglings nicht verwöhnen, bei Dichtern dergestalt einen Kundschafter der Ehrbarkeit abzugeben, sonst wird er kein poetischer Jüngling. Ein tugendhafter Jüngling aber? Recht gut! „Die Tugend, sagt der „Landpriester von Wakefield, die immer und immer „eine Schildwache nöthig hat, ist kaum der Schildwache werth!" — —

2.

Jener fragte: was ist Wahrheit? und ich werde wohl sehr weitläuftig, was Schaamhaftigkeit sey? fragen müssen, da Kloz nicht etwa über die persönliche Schaamhaftigkeit Virgils allein, sondern auch und insonderheit über die Schaamhaftigkeit, die in seinen Gedichten herrscht, spricht, und mit Allgemeinsätzen auf so viel andre schamhafte und schamlose Griechen und Römer heran zieht, daß mir über das weite Thema angst und bange wird. Man erlaube mir also, mich zum Voraus mit der Frage zu wapnen: „worin die Schamhaftigkeit überhaupt „bestehe? wie sie sich einzeln äußere?"

In keiner Aeußerung ist die Schaam wohl menschlicher und in unserm Wesen inniger, als wenn sie

ein Schleier wird, die Neigungen der Liebe zu bedecken. Rousseau mag untersuchen, wann der Mensch aus einem vierfüßigen Thiere ein aufrechtgehender Mensch geworden; seitdem er ein aufrechtgehender Mensch ist, so scheint dem Triebe der Liebe ein anderer Trieb zum Gesellschafter gegeben zu seyn, der heißt Schaam; insonderheit beim schwächern Geschlechte. Selbst an Thieren will man etwas Aehnliches mit ihm bemerkt haben; wo aber auch nicht, so ist doch selbst bei menschlichen Thieren, den Wilden, die natürlichste Handlung des Geschlechts nicht ohne diese Hülle; und man könnte vielleicht Wahrscheinlichkeiten angeben, warum sie ohne sie nicht seyn durfte? Vielleicht ist bei Menschen der erste Trieb weniger Instinkt, weniger Naturzug, als bei Thieren; daß er also durch den Reitz eines Triumphs, durch kleine zu übersteigende Schwierigkeiten, durch die begleitende Schaam verstärkt werden mußte. Vielleicht war, insonderheit beim schwächern Geschlechte, dieser Schleier nöthig, weil in ihm, wie im Schleier der Venus bei Homer, die Liebe, der Reiz und das Verlangen wohneten, weil er ein Band seyn sollte, Jupiter so an den Willen der Juno zu knüpfen, als Juno sonst, wenn es auf Gewalt ankam, an der güldnen Kette Jupiters hieng: vielleicht würde ohne diesen Vorhang wiederum der Trieb des andern Geschlechts, so wie die übrigen, nicht in den Schranken des Bedürfnisses bleiben, und dann, mehr, als alle übrigen, das Menschengeschlecht zu Grunde richten. — Vielleicht sey Vielleicht: die Folge selbst ist gewiß: die Natur gab aus weisen Ursachen der Göttin Genetyllis eine Vorgängerin:

— — die wohlbewachte Schaam,
Die jüngste der Charitinnen.

Worte eines Weltweisen (dergleichen wir jetzt nicht so gar viele haben,) dünken mich hierüber so neugesagt, und doch so altmenschlich empfunden, daß meine Leser ihn gern statt meiner hören werden *). „Die Schaamhaftigkeit ist ein Geheimniß der Natur, „sowohl einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr „unbändig ist, und, indem sie den Ruf der Natur, „vor sich hat, sich immer mit guten sittlichen Eigen„schaften zu vertragen scheint, wenn sie gleich aus„schweift. Sie ist demnach als ein Supplement der „Grundsätze höchst nöthig: denn es giebt keinen „Fall, da die Neigung so leicht zum Sophisten „wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln, als hier. „Sie dient aber auch zugleich, um einen geheimniß„vollen Vorhang selbst vor die geziemendsten und nö„thigsten Zwecke der Natur zu ziehen: damit die gar „zu gemeine Bekanntschaft mit denselben nicht Eckel, „oder zum mindesten Gleichgültigkeit veranlasse, in „Ansehung der Endabsichten eines Triebes, worauf „die feinsten und lebhaftesten Neigungen der mensch„lichen Natur gepfropft sind. Diese Eigenschaft ist „dem schönen Geschlechte vorzüglich eigen, und ihm „sehr anständig. Es ist auch eine plumpe und ver„ächtliche Ungezogenheit, durch die Art pöbelhafter „Scherze, welche man Zoten nennet, die zärtliche

*) Kants Betrachtungen über das Schöne und Erhabene. p. 61 — 65.

„Sittsamkeit desselben in Verlegenheit oder Unwillen „zu setzen. Weil indessen, man mag nun um das „Geheimniß so weit herumgehen, als man immer „will, die Geschlechterneigung doch allen übrigen „Reizen endlich zum Grunde liegt, und ein Frauen„zimmer immer, als ein Frauenzimmer, der ange„nehme Gegenstand einer wohlgesitteten Unterhal„tung ist, so möchte daraus vielleicht zu erklären „seyn, warum sonst artige Mannspersonen sich bis„weilen die Freiheit nehmen, durch den kleinen „Muthwillen ihrer Scherze einige feine Anspielun„gen durchscheinen zu lassen, welche machen, daß „man sie *lose* oder *schalkhaft* nennt, und wo, „indem sie weder durch ausspähende Blicke beleidi„gen, noch die Achtung zu verletzen gedenken, glau„ben, berechtigt zu seyn, die Person, die es mit „unwilliger und spröder Miene aufnimmt, eine *Ehr„barkeitspedantin* zu nennen. Ich führe „dieses nur an, weil es gemeiniglich als ein etwas „kühner Zug vom schönen Umgange angesehen „wird, auch in der That von jeher viel Witz ist „darauf verschwendet worden; was aber das Ur„theil nach moralischer Strenge anlangt, so gehöret „das nicht hieher, da ich in der Empfindung des „Schönen nur die Erscheinungen zu beobachten und „zu erläutern habe."

Ich finde die Beobachtungen meines Philosophen so genau und unterscheidend, daß ich sie auf der Bahn meines Zweckes, als ein würdiges Vorbild, nachzuahmen und zu erreichen wünsche. — Es giebt sich also die Frage: wie fern und worin die Schamhaftigkeit eines Schriftstellers sich äußern solle?

Klotz antwortet für seinen epischen Poeten: darinn, daß der Inhalt seines Gedichts sorgfältig ausgewählt, daß, wenn in demselben Dinge vorkommen, die, nackt gesagt, das Ohr beleidigen, er der Schamhaftigkeit seiner Leser schone, daß er das κακεμφατον, das ist: Ausdrücke, die zweideutig scheinen können, vermeide. — Klotz fängt zum Unglück am unrechten Ende vom κακεμφατον an *).

Das κακεμφατον, ist, nach Quintilians Beschreibung **), si mala consuetudine in obscoenum intellectum sermo detortus est: und nun sage man, wie es ein Kennzeichen der wahren Schamhaftigkeit eines Volks? wie es die erste Probe von der Schamhaftigkeit eines Schriftstellers, eines Poeten seyn könne? Ein Volk, das in den Gränzen der wahren Schamhaftigkeit bleibt, wird sich nicht einfallen lassen, diesen und jenen Ausdruck auf einen obscönen Sinn mit den Haaren herbei zu reißen, es wird nicht aus Worten, quae longissime ab obscoenitate absunt, occasionem turpitudinis rapere, es wird nichts vom κακεμφατον wissen. So z. E. die biblischen Dichter in ihren Zeiten der unschuldigen Einfalt: so die alten Griechen; so, nach den Beispielen eben des Quintilians, die alten Römer. Ihr Sallustius dachte daran nicht, daß eine spätere üppige Zeit sein ductare exercitus und patrare bellum obscön verste-

*) p. 254.

**) Instit, orator. VIII. 3.

hen würde: er sagte es sancte et religiose: er begieng also ein κακοφατον. Wer war nun ehrbarer, der es begieng, ohne daß ers wollte, oder der es zuerst zum κακοφατον machte, der die Bedeutung desselben obscön verdrehete? Ohne Bedenken, der letzte! und eben das Volk, der Schriftsteller ist der ehrbarste, der von keinem κακοφατον weiß — gerade das Widerspiel, als was Klotz behauptet.

. . . .

Wie gutherzig ist nun die Bewunderung unsers Schriftstellers, der hinter allen Proben, die Quintilian von dem verderbten Witze seiner Zeit, Lüderlichkeiten zu finden, selbst nicht ohne Widerwillen, giebt, ausruft: „Tantum in Romanis verecun„diae studium! tam diligenter castis auribus „pepercerunt!" — Scilicet! Als wenn deswegen die französische Nation und Sprache die züchtigste Matrone wäre, weil sie einen Ueberfluß solcher Anständigkeiten hat, daß, wenn nicht jeder Ausdruck sehr sorgfältig, und nach der neuesten Modebedeutung gewählt würde, der ehrbarste, ernsthafteste Mensch jeden Augenblick in die Verlegenheit kömmt, eine Gesellschaft Zweideutigkeitenkrämer lachen zu machen! Als wenn sich diese Sprache an Zucht und Ehrbarkeit so hoch heraufgeschwungen, daß jetzt ein junger Witzling nach der Mode keinen ihrer alten Schriftsteller mehr, ohne Lächeln und Verlachen, ohne hundert anstößige und niedrige Ausdrücke zu finden, lesen kann! O die züchtige Nation! die züchtige Sprache! Tantum fuit in Gallis verecundiae studium! tam diligenter castis au-

ribus pepercerunt! wird einst ein künftiger Klotz des neunzehnten Jahrhunderts sagen können.

Ich will den Unterschied ins Licht setzen. Zur Zeit einer einfältigen Unschuld hat jede Sache, die genannt werden soll, einen Namen, und das ist ihr Name. Darf die Sache nicht genannt werden: gut! so wird von selbst der Name auch nicht genannt werden; muß jene, warum nicht auch dieser? Michaelis, dieser Philolog von sehr richtigem Gefühle, hat Stellen aus Morgenländern angeführt, aus denen ihre Freiheit in Liebesausdrücken erhellet; er hat aber nicht den Urtheilsspruch über sie gefällt, daß sie deswegen Leute ohne Ehrbarkeit und Scham wären: denn bei ihnen waren einmal solche Redarten, Gleichnisse, Worte, insonderheit in der Sprache des Affekts, des Zorns, der Eifersucht, nichts Schändliches. Schlimm genug! wird man sagen; meinetwegen! schlimm genug! aber wenn eine solche freie Offenheit keinen weitern Nutzen hätte, so wäre es der, daß neben ihr keine feine Zweideutigkeiten in der Sprache statt fänden. Wie sollte ein Volk schmeichelnde Feinde, verlarvte Freunde, listige Diebe brauchen, das sich aus einem Raube, aus Gewaltthätigkeiten nichts machet? und wie sollte eine Sprache ein geheimes feines κακοφατον sorgfältig zu verhüten haben, da es kein offenbares κακοφατον hat, da es in den Schranken seiner Naturbedürfnisse jedes nennet, was es nennen muß; und nichts weiter nennen will? Wer wird mehr verstehen wollen, als was der andre sagt, er hätte ja, wenn dieser mehr hätte sagen wollen, es gerade aus gesagt!

Es versteht sich, daß ein solcher Zeitpunkt der offnen Natursprache Freiheiten haben müsse, die eine spätere Zeit „Unanständigkeiten“ nennen kann. Sie nenne sie so; nur sie nenne sie nicht so in ältern unverhohlnern Zeiten, wo man von der Regelnscham des Dekorum noch nicht so viel wußte. Ich bleibe bei einem mißbrauchten Beispiele meines Autors. Er vergleicht Homer und Virgil in Ansehung des Anständigen; und wie anders, als daß er für diesen sprechen mußte *).

Ihm gefällt in Homer der Liebesantrag nicht, den Paris an seine Helena thut; und mir, wenn ich eine Iliade schreiben sollte, mißfällt die Stelle so wenig, daß ich dem Griechen die unschuldige Einfalt seiner Zeit beneide. Als ein feiger Flüchtling ist Paris dem Zweikampf entronnen, unrühmlich ward er unsichtbar; seine Beschützerin Venus mußte ihn den Händen seines streitbaren Gegners, Menelaus, entnehmen. Nicht genug! sie muß ihm für seine Stunde der feigen Angst im Zweigefechte sogleich auch eine Stunde der Erholung in den Armen der Helena schenken: Helena muß sich zu einer so ungelegnen Zeit zu einer Schäferstunde mit dem bequemen, der sie ihrem rechtmäßigen Gemahl entwandt, und jetzt der Tapferkeit desselben nicht hatte Stand halten können, den sie in Absicht auf männliche Streitbarkeit verachten mußte. Ein solcher macht ihr jetzt den Liebesantrag — wie charakteri-

*) p. 264.

fisch! wie mahlend! *) — Der wollüstige Ehebrecher steht uns vor Augen, der Menelaus sein schönes Weib entwenden, der aus dem Zweikampfe unrühmlich fliehen, der sogleich wieder in den Armen der Helena seinen Ort suchen konnte — das ist Paris! Wir lassen den weichlichen Diener der Venus in den Armen der geraubten Gattin, und treten mit Verachtung seiner zu der Armee zurück, wo man ihn sucht, und nicht findet! wo Menelaus wohl nicht glaubt, daß er da sey, wo er ist. Homer schließt seinen Gesang.

Hierin, was von Homer zu seiner Zeit auf eine so simple unschuldige Art erzählet ist, finde ich keine Spur von Anstößigem, Unehrbarem, Schamlosem: nichts, was die Ehrbarkeit seiner Zuhörer verletzt, und die Wangen seiner epischen Muse mit Schamröthe färben darf: nichts, als einen sehr charakterisirenden Zug des Paris.

Lasset aber die Zeiten sich ändern: es fange das ganz andre Ding zu wirken an, was wir Ehrbarkeit, Anstand nennen, ohne doch eben Tugend darunter zu verstehen: Dinge, die man auch ohne Neckerei und Zoten sagen wollte, wird man oft nicht nennen wollen, nicht nennen dürfen, und endlich

*) Daß ich nicht der Erste bin, der das in Homer findet, mag Maximus Tyrius zeigen, der in seiner zweiten Rede von der sokratischen Liebe die Liebesepisoden in Homer genau und charaktermäßig classificirt.

nicht zu nennen wissen. Durch einen allgemeinen Beschluß der Ehrbarkeit wurden solche Benennungen für unzüchtig erklärt, aus der Sprache geworfen: nicht aber darum auch die Sachen selbst für unzüchtig erklärt, nicht darum die Begierde weggeschafft, solche namenlose Sachen um so lieber nennen, und da man sie nicht nennen darf, artig andeuten zu wollen. Das ist der Ursprung galanter Zweideutigkeiten! Zween, drei Ausdrücke wurden aus der Sprache des Anstandes weggebannet, und dem Pöbel überlassen; zwanzig Umschreibungen aber, fünfzig verblümde Redarten, und hundert Zweideutigkeiten, wobei nur der feine Kopf etwas merkt, dagegen eingenommen, und das hieß gesittete, übliche, züchtige Sprache des Jahrhunderts. Züchtig! meinetwegen! so züchtig, daß Crebillonsche Romane alle mögliche Unzüchtigkeiten, mit aller feinen Zucht, vortragen, mit allen lüsternen Täuschungen, durch die, wie durch einen leichten Flor, die üppigen Reize blos durchschimmern, uns alle Scenen und Akte der Unehrbarkeit sehr ehrbar mahlen können. Ueblich? allerdings so üblich, daß wer, die neueste Verdrehung dieses oder des Ausdrucks, das Unglück hat, nicht zu verstehen, nach allen Gesetzen des Ueblichen, nach der neuesten Bedeutung des artigen Wörterbuchs, in Gefahr geräth, der ernsthafteste Zotenreißer zu werden. Gesittet? so gesittet, daß man mit dem Sittsamen der artigen Welt alle Sitten der Tugend beschämen, alle Musen und Grazien der wahren Sittsamkeit erröthend machen kann! Das sind die artigen Früchte des löblichen κακεφατον! Tantum fuit in Romanis verecundiae stu-

dium! tam diligenter castis auribus peperoerunt!

Quintilian selbst redet, in der angezogenen Stelle, gegen die Sucht, κακοφατα zu finden, offenbar. Er nennet sie ein Verbrechen, ein Verderben der Rede: er setzt, wenn die üppigen Römer seiner Zeit, das was ein alter Schriftsteller sancté et religiose gesagt hatte, auf einen unehrbaren Sinn zogen, sein spottendes si diis placet! dazu: er wirft die Schuld auf die Lesenden solcher Art, daß sie die Rede verdürben, mißbrauchten; daß bei solcher schamlosen Schamhaftigkeit endlich kein ehrbares Wort mehr ehrbar seyn werde: er hält es für ein verderbtes Zeitalter, dem er blos aus Noth nachgeben müsse, „quatenus verba honesta moribus perdidimus et evincentibus vitiis cedendum est."

3.

Von Worten fange ich die Ehrbarkeit nicht an, sondern von Gedanken; und von welchen?

Zuerst: womit ist die Schamhaftigkeit natürlicher gesellet, als mit den Neigungen der Liebe? Der Liebe ward sie von der Natur, als Schwester, als Gesellin, als Aufseherin, mitgegeben, an deren Hand sie auch die Wirkungen, die Macht, die Reize derselben so sehr befördert. Nichts ziert die

Liebesgöttin so sehr, als die Farbe der Unschuld, sanfte Schamröthe, die in sich geschmiegte Miene der bescheidenen Einfalt. Wenn also unter allen Tugenden Eine das Anrecht hätte, in der Allegorie als ein Frauenzimmer vorgestellt zu werden: so ist die Schamhaftigkeit dazu die Erste. Sie ist der Reiz der Liebe, und die Tugend des Geschlechts, das die Natur zum liebenswürdigen Theile der Menschheit bestimmte: sie also eine weibliche Tugend. Ein Weib ohne Zucht, sagt das arabische Sprüchwort, ist eine Speise ohne Salz: und noch füglicher könnte dies Sprüchwort von der Liebe selbst gelten. Eine Liebe ohne Schaam ist nicht Liebe mehr: sie ist Eckel.

Wenn dies in der Natur, bei einer so nothwendigen, und für das menschliche Geschlecht unentbehrlichen Neigung, statt findet: wie weit mehr in Farben! in Worten an die Welt und Nachwelt! in Worten, zum Vergnügen! Alle Empfindungen des Vergnügens zerfließen bei einem schamlosen Bilde; sie verwandeln sich in Eckel! Homer, in seiner Beschreibung der zweiten Brautnacht *) zwischen Jupiter und Juno, mag alle Annehmlichkeiten, die sich vor Augen legen lassen, zeigen: die hohe Gestalt, den Schmuck, die Pracht der Königin des Himmels: alle Grazien und Reize im Gürtel der Venus: alle Empfindungen der Liebe und des Verlangens im Herzen Jupiters — aber nun? deckt sie die himmli-

*) Iliad. Ξ'. v. 346.

sche Wolke! Da liegt sie in den Armen des höchsten Gottes, und unter ihnen blühen Kräuter und Blumen aus dem Schoosse der Erde hervor; das himmlische Paar selbst aber umschattete die goldene Wolke, daß selbst die allsehende Sonne sie nicht erblicke! — So dichtet Homer; und ich sehe keinen Weg, weiter zu dichten, als die artigen Zweideutigkeiten, von denen er nichts weiß.

Zunächst äußert sich die Naturempfindung, von der ich rede, in Nennung der verborgenen Theile unsres Körpers, die unsre Sprache, zum Theile, schon mit dem Namen der Tugend selbst bezeichnet. Ich sage: zunächst; aber absteigend zunächst; denn es ist unstreitig, daß diese Gattung von Schamhaftigkeit nicht schon allein von der Natur, sondern auch von der Politesse, Gesetze erhält. In einem Wörterbuche, in einer Naturlehre mag dieses und jenes Wort recht gelegentlich und schamlos stehen; nur aber nicht so gelegentlich in offenbarer Rede, in Schriften, wo es nicht hin gehören muß; in Werken des Vergnügens und der Gesellschaft. Seitdem Kleider die Hüllen der Schönheit und Häßlichkeit geworden: seitdem haben auch einige Namen, gleichsam verdeckt, selten werden müssen; und, mit der Zeit, sind sie gar unsichtbar geworden. Mit dem Unterschiede, daß, wo sie unsichtbar seyn konnten, weil sie nicht genannt werden durften, da war ihr Verschwinden eine Folge einer Naturempfindung; wo sie aber genannt werden müssen, und doch nicht genannt werden durften; da war ihre Unehrbarkeit eine gesellschaftliche Verabredung, ein Vertrag der höchsten Politesse.

Noch

Noch offenbarer sind andre Verabredungen, die immer heißen könnten, wie sie wollten, nur Naturempfindungen der Schamhaftigkeit sollten sie eigentlich nicht heißen. Dies sind alle Beleidigungen des gesellschaftlichen Wohlstandes, wo man eine Art von Verweis befürchtet, oder sich selbst giebt. Ein Kind hält seine Kleider schmutzig, seine Strümpfe nachlässig, seine Haare unordentlich. „Schäme dich!" ist der allgemeine Zuruf der Mutter; und das Kind, insonderheit das Mädchen, lernt sich im Ernste schämen. Es lernt, sich schämen, und mußte es lernen: denn, als Naturempfindung, lag solche Schaam nicht in ihm. Sie lernte sie blos aus dem Worte: von da stieg sie ins Ohr, in die Seele, und zur Gesellschaft auch auf die Wangen: mit dem Worte ward endlich auch der Begriff, mit dem Begriffe die Empfindung selbst geläufig. An sich immer ein gesellschaftlich nothwendiger Begriff, eine gesellschaftlich vortreffliche Empfindung; nur nenne man sie immer lieber ein erworbnes Gefühl des geselligen Anstandes; oder soll sie ja Schaam heißen, so mag man sie, als eine gesellschaftlich formirte Schaamempfindung, betrachten, mit dem Gefühle in uns, so wie es aus den Händen der Natur kam, eigentlich nicht einerlei.

Unser Sprachgebrauch, und, was noch ärger ist, unsre gemeine Erziehung verwechselt sie: man lernt, sich von Jugend auf über eine widrige Wahl der Kleidungsfarben, über unmodische Stücke des Anputzes, über mißrathene Komplimente schämen, bis zur Röthe schämen, sich schämen, als ob uns die

Steine auszulachen schienen; aber wie lange hat man schon die Kunst in die Stelle der Natur gesetzt, und menschliche Verabredungen zu Naturtrieben erhoben? Wie lange aber, frage ich weiter, hat es nicht auch halbkluge Spötter gegeben, die, da sie Etwas in solchen Sachen menschlich verabredet, gesellschaftlich eingerichtet fanden, endlich alles im Menschen für menschlich verabredet, für willkürlich eingepflanzet hielten. Sie bestürmten also auch die heiligen Gesetze der Natur: sie entweiheten also auch den Altar der liebenswürdigsten Tugend, Schamhaftigkeit: ja sie, die frechste Cyniker, und der Pöbel der Epikuräer baueten endlich der Unverschämtheit selbst Altäre. Wenn die Vermischung des Angenommenen mit dem Natürlichen in dieser Empfindung so weit abführen kann: ich dächte, so könnte doch der Philosoph frei unterscheiden dürfen, und das Gesetz des Aristoteles anwenden: den Jünglingen macht Schaamhaftigkeit Ehre, den lehrenden Alten aber Schande. Ich fahre also fort.

Die künstliche gesellschaftliche Schaamhaftigkeit kann sich verschieden äussern: in der Sorgfalt, seinen Körper zu produciren: „Reinlichkeit, Anstand, „u. s. w." in hundert Geberden, Worten, Stellungen, Thaten, die, als artig, als schön, verabredet sind: da wollen wir sie „Anständigkeiten, Artigkeiten" nennen: genug! sie sind gesellschaftlich gebildet. Die Empfindung darüber stieg nicht aus dem Herzen auf die Wangen, sondern erst aus eingepflanzten Begriffen ins Herz hinein: sie richtet sich also nach diesen eingepflanzten Begriffen. Da sie von der Kunst, man nenne diese Erziehung,

oder Lebensart, oder Stufe der Cultur oder Geschmack, sich zu betragen, oder Politesse, oder Galanterie, oder, wie man wolle — Ich sage, da sie von der Kunst einer Gesellschaft Gesetze empfängt, so hat sie sich auch immer nach der Beschaffenheit, nach dem Tone der Gesellschaft, nach Zeitalter, Nation, u. s. w. gestimmet. Sie ist ein Kind der Mode, und also veränderlich, wie der Geist ihrer Mutter. Jetzt wird sie in dieser Kleidertracht, in diesem Ausdrucke, in dieser Stellung beschämt, in welcher sie kurz voraus nicht beschämt ward, und bald hernach nicht mehr beschämt seyn wird. Wer sich in solchen Sachen mit Anständigkeiten brüsten kann, wird sich auch über solche Unanständigkeiten beschämen lassen. Die Scham ist hier ein Geschöpf des Wahns der Menschen, und muß sich also durchaus nach ihrem Schöpfer richten.

Ich habe nur noch eine Unterscheidung nöthig. Wie diese gesellschaftlich formirte Scham nicht eigentlich ein Geschöpf der Natur ist; so ist sie auch nicht nothwendig mit Tugend einerlei: sie ist von der moralischen Scham völlig verschieden. Als jener Spötter vom Parterre herauf rief: „An diesen „Damen ist nichts so keusch, als die Ohren!" so mag man ihn immer unverschämt, sündigend gegen die Gesetze des gesellschaftlichen Anstandes haben erkennen können: so unwahr, so gerade gegen moralische Schamhaftigkeit redete er eben nicht. Wenn man ihn gefragt hätte: wie? Unverschämter! muß denn an einer Dame das Ohr nicht keusch seyn? und das der Anständigkeit wegen? So hätte er erwie-

dern dürfen: und, eben der Anständigkeit wegen, darf da an eben derselben Dame wohl nothwendig Alles so keusch seyn, als das Ohr? — Nicht, als wenn es nicht seyn könnte, sondern seyn müßte: als wenn die bürgerliche, schon die moralische Schamhaftigkeit wäre, und das ist sie nicht! Die moralische Schamhaftigkeit vor einem Laster, als Laster, ist ganz etwas anders!

Oft scheinen sie sich nahe zu kommen; aber oft zu nahe, so, daß die eine die andere unnöthig zu machen glaubt. Da die politische Tugend oft als der Schein der wahren Tugend gilt: so läßt man sich oft mit dem Scheine begnügen, und natürlich, daß man alsdann um so mehr auf den Schein erpicht seyn wird, je weniger man das Wesen hat. Wer mit gefärbtem Glase, wie mit Edelgesteinen, prangen darf, wird diese um so mehr aufputzen, sie um so mehr zur Schau stellen, und wehe dem! der alsdann nicht auch gefärbtes Glas hat. Je weniger man vielleicht eine Tugend inne hat, desto mehr wird man sich vielleicht im Kanzleistyle dieser Tugend üben: je unzüchtiger man denkt, desto mehr vielleicht die Keuschheit seines Ohrs schonen, desto eckler, desto wähliger und üppiger in der Wortwürde werden; desto eher nach Zweideutigkeiten haschen. Wer diese am besten kennet, wer diese in einer Gesellschaft zuerst, und vielleicht einzig und allein, aufmerkt, und darüber anständig erröthet, und artig darüber in Unwillen geräth — artig, freilich artig und anständig ist dieser schamhafte Unwille, ob aber auch deswegen wirklich und nothwendig, eine Scham-

röthe der unwissenden Unschuld, der unwilligen Tugend? Nicht nothwendig!

Ich habe blos den Unterschied der Begriffe, zwischen Naturempfindung, gesellschaftlicher und moralischer Scham entwickelt; und verhülle, wie Sokrates, da er von der Liebe dithyrambisirte, mein Gesicht, um keiner von dreien zu nahe zu treten. Nur eben aus Verehrung, will ich die Naturempfindung nicht mit Coquetterie, und die schönste der Tugenden nicht mit ihrer Nachäfferin der unzüchtigen Ehrbarkeitspedantin verwechselt haben. Vielleicht sind Leser, die auch die Erste von dreien für einen Gesellschaftstrieb halten, denen widerspreche ich nicht; sie ist aber alsdann wenigstens ein Zögling der menschlichen, nicht blos bürgerlichen, nicht blos artigen Gesellschaft: sie ist näher unsrer Natur; und das nur habe ich sagen wollen.

4.

Wie? wenn wir nun jetzt, da wir diese Göttinnen der Schamhaftigkeit einigermaßen von Gesichte, oder nach ihren Hüllen wenigstens haben unterscheiden gelernet, uns nach ihnen unter verschiednen Völkern, in verschiedenen Zeitaltern, umsehen würden: wie sie da erschienen? — Mich dünkt, ohne Voraussetzungen hierüber läßt sich kaum von der Schamhaftigkeit eines fremden Volks, einer abgestorbnen

Zeit, oder gar fremder Völker, abgestorbner Zeiten reden; noch weniger lassen sie sich vergleichen, noch weniger aus einer fremden Schamzeit beurtheilen. — Ich wage mich also an einen historischen und geographischen Blick über Zeiten und Völker — nicht aber an eine Geographie der Zucht, oder an eine Schamhistorie aller Zeiten.

Wenn bei einem Weibe die wohlbewachte Scham die Führerin ihrer Tugenden ist, wie Diana bei Virgil ihrer Oreaden: wenn, nach der weiblichen Moral, Scham und Zucht vorzüglich Tugend heißet, und bei manchen auch beinahe die Stelle aller übrigen Tugenden vertritt: so wird man diese Empfindung auch eigentlich da wirken sehen, wo in den Neigungen der Liebe das zarte Geschlecht mit uns einerlei Gewicht in die Schale legt, um den Ton der Liebe zu bestimmen. Dies ist in den despotischen Morgenländern, wo die Weiberharems Verhältnisse von Sclavinnen sind, nicht. Hier ist nur der Schleier und das Schloß das Siegel der Schamhaftigkeit: nur die schwarzen Verschnittenen die eigentlichen Zuchtmeister und Zuchtbewahrer: nur die Mauer des Serails die Grenze der Keuschheit. Da mit dieser Extremität, so gut der Keuschheit, als der Unkeuschheit, ihre Sphäre zu wirken benommen wird: da der Schleier und das Schloß nur die Gemüther der Weiber um so mehr erhitzen, so muß natürlich auch die Scham, je mehr sie äußerlich bewacht wird, um so mehr vor dem entfliehen, der sie bewachen ließ, und so kann es kommen, daß oft das schamhafte Geschlecht das schamlose heißen könnte. Da es, vermöge seiner Natur, zuerst, und am stärk-

sten, und am längsten die Neigungen der Liebe fühlt: was wird aus ihm, wenn man diesen Begierden die Decke, die Hülle wegnimmt, die ihnen die wohlthätige Natur gab?

Doch ich sage nur so viel. In einem Publikum, wo das Frauenzimmer nicht mit zum Publikum gehört: da kann auch ihre weibliche Sittlichkeit keine Einflüsse in den Ton des Lebens äußern, da wird nur der männliche Charakter die Denkart des Ganzen bezeichnen. Und da nun die Schamhaftigkeit, ich sage damit eben nicht, die innere Zucht, vorzüglich eine weibliche Tugend seyn sollte, um vielleicht, (doch was geht mich dies Vielleicht an?) so wird man sich in einer bloßen Mannsgesellschaft eine gewisse Offenheit nicht verübeln, die immer Unbescheidenheit hieße, wenn beide Geschlechter in gleichem Maaße ihre Stimme zum Tone des Ganzen geben. Die Gränzen des züchtigen Anstandes werden etwas weiter hinaus gerückt, die Schamhaftigkeit wird nicht mehr, als ein wahrhaftes männliches Bescheidenseyn, seyn dürfen, und also auch keine Grazie der Weiblichkeit seyn wollen. Das ist der erste Unterschied, der sich ereignen kann.

Ein englischer Weltweiser erklärt hierüber, ob er gleich eigentlich nur von der eigentlich gesellschaftlichen, bürgerlichen Schaam redet, meine Gedanken: „Unter den Alten, sagt Hume *), ward der Charak-

*) Essays and Treatises of several Subjects. Vol. 1. Essay XVII. p. 192.

„ter des schönen Geschlechts für durchhin häuslich „gehalten: sie wurden nicht als ein Theil der po„licirten Welt, oder der guten Gesellschaft, gehal„ten. Dies vielleicht ist die wahre Ursache, war„um die Alten uns kein einziges Stück der Plai„santerie hinterlassen, das vortrefflich wäre, u. s. w." Ich nehme hier seine Worte noch allgemeiner, als daß sie für, oder gegen die Galanterie entscheiden sollten; sie sollen nur für die Schamhaftigkeit entscheiden.

Nicht alle Climata und Nationen setzten also selbst den Vorstellungen und Ausdrücken der Liebe einerlei Schranken. Die hitzigen Morgenländer, die in ihren Gesetzen fast eine Belohnung auf den setzen, der in den ersten Zeiten der Wildheit ein einsames Frauenzimmer ehrbar gelassen, waren auch in Bildern dieser Art beinahe unbändig. Je mehr sie ihre Schönheiten verschlossen und überschleierten: desto unerröthender, Werke und Glieder der Liebe, insonderheit in der Sprache der Leidenschaft, der Eifersucht, des strafenden Zornes zu nennen. Man nenne ihre Freiheiten aber nicht Freiheiten der Natur, sondern, einer entarteten Natur, eines despotisch-orientalischen Weiberumganges. Michaelis hat bei den Morgenländern dies nicht blos angezeigt *), sondern auch zum Theile erklärt. Er war zu sehr Kenner der orientalischen Natur, als daß er sie blos

*) Lowth de sacra Poesi Hebraeor. Prael. VIII. p. 135.

christlich hätte verdammen, oder artig und wohlanständig darüber verunglimpfen sollen: er entwickelte den Grund ihrer Licenz.

Bei den Römern findet sich, nur auf eine andere Weise, eine Unterdrückung dieser Sittlichkeit, die ich aus ihrem, von jeher rohen, Charakter erkläre: aus dem Kriegerischen, das ihnen zur Natur ward, aus der männlichen Härte, die eine so zarte Empfindung leicht etwas ersticken konnte. In den meisten ihrer Dichter, und fast auch ihrer Schriftsteller überhaupt, herrscht eine solche männliche Schamlosigkeit: wo wollte ich mir aber aufgeben, alle Proben davon aus ihrem Lucrez, Plautus, Horaz, Ovid, Petron, Juvenal, Martial, Catull, Tibull, Properz, u. s. w. zu sammlen, und ein wahres Fest der Priapeen anzustellen. Hume mag also für mich reden *): the scurrility of the ancients, in many instances, is quite shoking, and exceeds all belief. Their vanity too is often not a little offensive; as well as the common licentiousness and immodesty of their style. Quicunque impudicus, adulter, ganeo, manu, ventre, PENE, bona patria laceraverat, says Sallust in one of the gravest and most moral passages of this history. Nam fuit ante Helenam

*) Essays Vol. I. on the Rise of Arts and Sciences, p. 181. etc.

cunnus teterrima belli Causa is an expression of Horace in tracing the origine of moral good and evil, u. s. w. Mit solchen Beispielen fährt der Philosoph fort, zu zeigen, daß die Römer oft unschamhaft gewesen, auch wo sie nicht schamlos, nicht unkeusch seyn wollten: und eben solche Beispiele müssen die Horizonthöhe einer römischen Sittsamkeit bestimmen, wenn man nicht blos in die Welt hinein tadeln, oder loben will.

Auch hier hielten die Griechen eine gewisse schöne Mitte zwischen Morgenländern und Römern. Die asiatische Hitze, in etwas abgekühlt durch die europäische Mäßigkeit, bestimmte eben den mittlern Ton einer warmen Liebe, einer sanften Wollust, welcher Materien dieser Art bei ihnen durchgängig zu charakterisiren scheint. Vielleicht hat keine Sprache der Welt ein so süßes Wörterbuch der Liebe, keine Nation eine Menge so einfältig unschuldiger Liebesgemählde, kein Zeitpunkt der Politur vielleicht die Urbanität auf den simpeln und feinen Weltgenuß zurück geführt, als der ἀστεισμος der Griechen. Die Liebesschilderungen ihrer Poeten, die Menschheitsgesetze ihrer besten Philosophen, die historischen Gemählde ihrer Lebensart in den besten Zeiten, sind so sehr in den Schranken der schönen, unschuldig einfältigen Natur, als sie von unsrer heutigen Galanterie, und Politesse, und Hofartigkeit entfernt seyn mögen. Ich wünsche dem Schriftsteller *) griechisches

*) Harles de verecundia Homer. libell. promissus.

Gefühl, der über die Schamhaftigkeit Homers schreiben will: so wie ichs einem andern, sonst feinen und schätzbaren Kenner *) gewünscht hätte, da er von den Sitten griechischer Dichter zu schreiben unternahm.

Ich weiß, daß ich in Beispielen dieser Art nicht blos die galanten Herren, sondern auch manche fromme Ehrbarkeitspedanten unsrer Zeit gegen mich haben werde, die mit dem ehrbaren Schriftsteller, über den ich schreibe, oft genug ausrufen dürften **): atque etiam fateor ipse, mihi non omnino probari hunc locum, quem reliquae epici carminis maiestati detrahere puto (der gewöhnliche Lieblingstadel unsers Verfassers) aber vielleicht auch, daß die Kenner der Griechen insonderheit in ihren poetischen Zeiten auf meiner Seite seyn dürften: atque etiam fateor contra, mihi, tanquam Graeco, et Graece sentienti, omnino probari hunc locum, quem molli Graecorum de venustate iudicio optime respondere puto. Und in der That, wenn die feine jonische Wollust nicht dem poetischen Geiste der Griechen Charakter gegeben hätte: wie viel schöne Kinder der Poesie von Homer und Anakreon, und Sappho an, bis auf Theokrit und Moschus zu, würden Embryonen der idealischen Wollust geblieben seyn! Und wer, nach dem Klosterzwange unsrer Zeit, eine beurtheilen,

*) Ueber die Sitten der griechischen Dichter, Th. I.

**) p. 264. de verecund. Virgil.

uns eine rauben will, der raube uns lieber die Mutter mit allen Kindern! alle üppigen Bilder griechischer Wollust! — Das ist ein würdiger, züchtiger, schamhafter Kunstrichter unsrer Zeit.

Der zweite Punkt griechischer Freiheit betrifft das Nackende ihrer Bilder, und so auch ihrer Ausdrücke des Nackenden in der Sprache. Wer kennet hier nicht die griechische Freiheit? allein, wer sie kennet, wird er sie verdammen? Einem Lehrer der Kunst müssen Worte erlaubt seyn, die keinem andern, und einem Griechen, die keinem Deutschen erlaubt sind. Nicht nur, daß die herrlichsten Denkmahle der Kunst vor ihren Augen nackend, blos, standen, und ihre Kunst überhaupt mehr das schöne Nackte, als das züchtig Verhüllte liebte; auch in der Natur selbst bildete sich hier eine Art von eigener nationalgriechischer Schamhaftigkeit des Auges, die niemanden fremde dünken kann, als wer unter ihnen noch kein Grieche geworden. Nackte Ringer, nackte Kämpfer, nackte olympische Sieger, nackte badende Schönen, nackte Tänze, nackte Spiele, nackte Feste, halbnackte Trachten — und ihre Dichtkunst sollte einpressende Klosterlumpen dulden? Ihre besten Schriftsteller sollten eine Nonnenehrbarkeit sich einander eingestehen, die das Auge des ganzen Griechenlandes, und die Zunge der Aeltesten, Ehrwürdigsten und Feinsten des Publikums sich nicht eingestand? die sich selbst die Philosophen in ihren Sittenstunden nicht eingestanden? In einem Punkte, wo es so sehr auf Gewohnheit der Augen ankommt, sollte man, denke ich, eben diese Augengewohnheit doch wohl bei einem Volke zu Rathe

ziehen, das sich in ihr so sehr auszeichnet. Noch jezt ist das Gefühl der Italiener über diesen Punkt, von dem Gefühle nördlicher Europäer, sehr verschieden: und sie sind doch, dem einen Theile nach, selbst ja nördliche Europäer: und sie sind doch, dem andern Theile nach, noch keine Griechen an Natur: und sie wohnen doch nur unter zertrümmerten Resten griechischer Kunst: und sie haben doch eine Religion, die so sehr die Verhüllung liebet: und sie sind schon in einer Lebensart, die vom bürgerlichen Wohlstande, und der Politesse gebildet worden — Wie? und die Griechen, zum Gefühle der Wollust gebohren, von Jugend auf unter den Schönheiten der offnen Natur erwachsen, zur Lust und Freude bei ihren Spielen eingeweihet, und noch nicht zum sklavischen Puppenwohlstande verdammt, sie sollten nicht eine eigene Sittlichkeit des Nackenden haben dürfen? sie wollten wir verdammen, wenn sie nicht nach Nonnentrachten ihre Zeit schildern? sie sollen sich nicht der Jugend der Welt, der Unschuld ihres Zeitalters erfreuen dürfen, von unsern züchtigen Verhüllungen frei zu seyn? sie sollen verschleierte persianische Figuren, Chineserschönheiten mit verhüllten Fingerspitzen werden? und ihre Dichter eine Briseis mit schönen Knieen, eine Spartanerin mit schönen Hüften, eine Venus Anadyomene, einen Bacchus mit schönem Bauche, einen Bathyllus, wie ihn Anakreon sehen will:

Ἀπαλον δ᾽ ὑπερθε μηρων,
Μηρων το πυρ εχοντων,

Αφελη ποιησιν αιδω
Παφιην θελκειν ηδη.

nicht unschuldig züchtig nennen dürfen, da danz Griechenland sie so siehet. So wenig ich diese Freiheiten zum Privilegium unsrer Zeit, statt einer uralten deutschen Bescheidenheit, haben will; so wenig will ichs den Griechen, in der Morgenröthe ihrer Sittlichkeit, angestritten haben. Ich will vielmehr mit der Unschuld, mit der Plato seinen Greisen erlaubt, die Spiele der muntern Jugend anzusehen, aus meinem greisen Zeitalter hinaustreten, und die Freuden griechischer Jugend, und die Natursprache griechischer Dichter, und nackte Schöne der griechischen Kunst, und die Philosophie der Liebe bei einem Sokrates so betrachten, als wenn ich mich selbst in die muntere Unschuld dieser Weltjugend zurücksetzte, und zu einem griechischen Gefühle zurück verjünget würde — dann kann ich Griechen lesen.

Ein dritter Punkt griechischer Freiheit kann eigentlich nicht Schamhaftigkeit heissen, er betrifft den Anstand der Reinigkeit, der Zierde, der Würde; und wer kennet da nicht die Taubenreinheit der Griechen? Mich freuets, wie ernsthaft mein Autor über den Unterschied der Wortwürde zwischen ονθος und κοπρος, zwischen κοπρος und κονις disputirt*); wie offenherzig er eine Stelle Homers mit seinem Kopfschütteln begleitet: me offendit fere, ut

---

*) p. 269. 270.

libere sententiam dicam, haec imago — wie er bei solcher Kleinigkeit Gelegenheit nimmt, auch der Ernestischen Ausgabe Homers einen Liebesstreich zu versetzen, daß sie das ονθος, das dem derben Ajax um Mund und Nase fliegt, und den κοπρος, in welchem sich Priamus wälzet, nicht in ein artiges quidni potius per pulverem? verdollmetschet und verhöflichet hat. Mich freuet die würdige Dispüte, und ich empfehle nächstens den Unterschied zwischen ονθος und κοπρος einem bündigen Concilio κοπρωνυμῳ, ut libere sententiam dicat.

Was gälte es aber, wenn wir auch einen ehrlichen Scythen mit dahin schickten, der sich schon einmal mit Solon über eine solche Kothmaterie besprochen, der sich nicht genug wundern konnte, da er die wettringenden Jünglinge sich im Staube wälzen sah, der über diesen mit solchem bösen Ueberguße gypsirten Figuren seltsame Fragen macht, immer wieder darauf zurückkommt, und sich endlich von dem griechischen Gesetzgeber schwer, schwer diese Kothübungen erklären läßt. Es ist der Anacharsis des Lucians. Dieser gute Kahlkopf mag lehren, daß die öftern freien Leibesübungen der alten Griechen von Jugend auf, auf Erde, Staub und Koth ihnen einen solchen Anblick des Ajax oder Priamus, den ihnen Homer vorlegt, wohl nicht so eckel gemacht haben dürften, als uns, die wir auf Pflaster und Polster treten. — —

Von der eigentlichen Anständigkeit unserer Zeit, von der Hofpolitesse unsers Wohlstandes haben die

Griechen mit allem ihrem αςεισμος an der Hand der attischen Venus nichts gewußt; ganz nichts gewußt. „Schade genug für sie!" Immerhin Schade! nur noch mehr Schade um den ehrbaren Tadel unsrer Kunstrichter, die etwas in Griechenland suchen, worauf kein Grieche Anspruch machen will, und das nicht zu schätzen wissen, was sich an freiem edlen Gefühle unter den Griechen findet! O daß eine Muse, eine der Charitinnen selbst, aus Grieland auflebte, um uns ihre Lieblingsfreundin, die griechische Schamhaftigkeit, zu zeigen, nur daß diese keine Kloster = oder Hofpuppe sey!

Ich darf nicht weiter: denn ich habe nur den Unterschied, der zwischen Nationen und Zeiten seyn könne, anzeigen, und es merklich machen wollen, daß wer über die Schamhaftigkeit griechischer und römischer Autoren urtheilen wolle, aus einem Nationalgefühle derselben urtheilen müsse.



5.

Um die Schamhaftigkeit Virgils zu beweisen: hat unser Autor da gewußt, was er beweisen soll? und hat er, was er zu beweisen scheint, bewiesen? Virgils Schamhaftigkeit kann zweierlei bedeuten: die Züchtigkeit seines persönlichen Charakters, oder seine Ehrbarkeit als Schriftsteller. Beide sind ganz verschiedne Sachen; Klotz hat sie nicht unterschieden.

Er beweiset nicht recht die Schamhaftigkeit Virgils als Schriftsteller: denn wodurch beweiset er sie? Durch das κακοφατον? Wie! er wagt das κακοφατον eines Römers, eines antiksprechenden Dichters, eines gräcisirenden epischen Dichters kennen, aufzählen, beurtheilen zu wollen? Wer weiß es nicht, daß die feinsten Zweideutigkeiten blos auf dem schlüpfrigen Witze einiger Zeitgenossen, auf dem wandelbaren Eigensinne eines üppigen Sprachgebrauchs, oder Sprachmißbrauchs beruhen? Wer weiß nicht, daß es am wenigsten zum κακοφατον gehöre, wie ein Wort ausgesprochen werde (quomodo veteres pronunciarint verba *) sondern wie diese und jene Gesellschaft, dieser und der Wortmäckler sie verstanden, oder mißverstanden? (mala consuetudine in obscoenum intellectum detorserint) Wer weiß nicht, daß eben ein archaisirender Schriftsteller, wofür Virgil bekannt ist, um ersten Gefahr läuft, den Neulingen der Sprache obscön zu werden? daß ein epischer Dichter, insonderheit der dem Genie einer fremden hohen Sprache nacheifert, der erste sey, unschuldige κακοφατον zu machen? Wer weiß nicht, daß ein epischer Dichter immer lieber einen hohen alten starken Ausdruck sancte et religiose setzen, als für die Ohren einiger Zuchtkrämer auslassen wird? Und wer weiß nicht, daß nach der Auslegung des Servius, und nach der Tortur, die Celsus dem Virgilischen

*) p. 255.

incipiunt agitata tumescere

anthun konnte, kein Dichter vielleicht unschuldiger Weise für die Witzlinge jüngerer Römer mehr κακοφατα gemacht haben kann, als eben Virgil? Und wenn solche Stellen nicht vor Mißdeutungen sicher geblieben, welche wärens denn? Und welch ein unwürdiger Begriff, einen epischen Dichter zuerst und vornehmlich zu solchem Ehrbarkeitspedanten zu machen? Und wie vergeblich, jetzt in Virgil Proben des κακοφατου, oder des vermiedenen κακοφατου auffinden zu wollen?

Oder soll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß man ihn gegen die Auslegungen eines Servius rettet *)? So hat man ihn längst, und wir werden sehen, wie fern, gerettet.

Oder soll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß er die Umarmung der Dido nicht mahlen wollen **)? Und wer wird sie mahlen wollen? Hat denn Homer seine Umarmung der Helena gemahlet?

Bei Homer ist blos das Charakteristische im Antrage des Paris der Zweck der Muse; wenn der Antrag und zwar zu der Zeit, in der Situation wegfällt; so falle die ganze Stelle weg: so braucht die Muse diesen Schritt nicht. Bei Virgilen ists die Umarmung seines Paares selbst, die in das Wesen

*) p. 256.

**) p. 261 — 265.

des Gedichts verflochten ist: diese Schäferstunde, dieser Eingang in die Höhle ist ein Hauptknoten seiner Epopee:

> Ille dies primus leti, primusque malorum
> Causa fuit.

Wer ist nun schamhafter, der eine solche Sache, nur beiläufig, nur ihrem Antrage nach, nur als Charakterzug, mitnahm; oder der sie in das Wesen seiner Epopee mit einknüpfte, der von ihr so viel abhangen läßt, der auf sie, als auf eine Haupthandlung, unser Auge richtet? — Jenes thut Homer; dies Virgil — wessen Muse verdient eher ein non probo?

Ueberdem ists unpassend, die junonische Liebesscene in Homer mit der didonischen auch nur von weitem in Vergleich zu setzen *); sie sind so wenig zu parallelisiren, als Götter und Menschen überhaupt. So in Homer, als in Virgil, haben die Götter ihr eigenes Etiquette: und beiden setze man also Götter in Vergleichung, oder nichts. Da stehe also gegen den Homerischen Jupiter und Juno **), ein Virgilianischer Vulkan und Venus ***), und wer mahlet schamhafter, der Grieche oder der Römer? Der Grieche, der, uns bei den schönen Vorbereitun-

*) p. 264.

**) Iliad. Ξ, 292. etc.

***) Aeneid. VIII, 387. etc.

gen zu ergötzen, seine Kunst anleget; oder der Römer, der sein Werk darauf setzet, um die erregten Empfindungen selbst auszumahlen? Der Grieche, der mit seiner poetischen Schilderung von Pracht und Schönheit der Juno, mit seiner schönen allegorischen Dichtung vom Gürtel der Venus, unser Auge stiehlt; oder der Römer, der es recht eigentlich auf die Liebesumärmung selbst richtet? Der Grieche, bei dem wir die edle Bildung der Juno in einer ganz unschuldigen Gelegenheit antreffen, da sie sich schmückt: oder der Römer, der uns die schneeweißen Venusarme nur alsdann zeigt, wann sie sich um Vulcan schlingen, wann sie ihm den elektrischen Funken der Liebe durch Leib und Seele jagen? Der Grieche, der uns die himmlische Königinn in ihrem Brautgemache, nur bei verschlossenen Thüren, entkleidet, sie nur badend, salbend, zierend zeigt, und das Uebrige unter den Gürtel der Venus verhüllet, der sie auf Ida um Nichts so lange, so angelegentlich besorgt seyn läßt, als um Verborgenheit, um nicht gesehen zu werden: beschämt zeigt sie Zeus dem ringsum offnen Ida: schamhaft bezeuget sie, wie, wenn sie von andern belauschet würden, sie keinem Gotte unter die Augen würde treten können: züchtig schlägt sie ihm sein Ehebette, seine Schlafkammer vor: sie läßt sich nicht anders, als durch die dickste goldene Wolke sicher machen: der Römer überhebt seine Venus aller dieser Besorglichkeiten: ungestört fängt sie ihr Liebesspiel selbst an. Bei Homer muß Juno in einer ganz andern Absicht den Ida vorbeiziehen, ganz, wie es scheint, ohne Absicht ihm das Herz entwenden, sich anhalten, und durch ein außerordentliches Verlangen ihres Ehege-

mahls, durch das offne Liebesbekenntniß, daß diese Schäferstunde alle, alle seine Schäferstunden nach Namen und Zahl übertreffe, u. s. w. sich weigernd in die goldne Wolke ziehen lassen: bei Virgil setzt es Venus mit ihren Umarmungen offenbar darauf an. Bei Homer ist die Schäferstunde nur ein Mittel, die Augen des Jupiters durch den Schlaf zu fesseln; bei Virgil ist sie der Marktpreis, daß Venus ihre Absichten erreiche — Wer ist schamhafter, anständiger, edler? Gewiß! so weit Juno die Venus an Hoheit und Adel: so weit übertrifft Homer seinen römischen Nachahmer an innerer Würde und Schamhaftigkeit. Jener erzählet unschuldig, offenherzig und, wenn man will, langweilig: der Römer versteckt, verkürzet; er hat sein: Ich könnte mehr sagen! Jener erzählt episch, übergehend: dieser mahlet, damit er Funken errege — wer verliert bei der Vergleichung?

Es bleibt Virgils Zucht in Worten und Formeln über *). In Worten und Formeln? Darüber sollte Mäcenas urtheilen: wir, jetzt, nach der Analogie unsrer Sprache, nach den wenigen Hülfsmitteln zu einem Lexikon der Wortwürde damaliger Zeit, kaum! Kein Theil der Sprache hängt so sehr von Nebenbegriffen des Gebrauchs, vom Eigensinne der Mode ab, als dieser: und in meinem Autor finde ich so wenig Materialien zu einem Wörterbuche der Sprachwürde über Virgil, so wenig Virgil ein Lexikon der Liebe geben wollen. Ueberdem

*) p. 266.

was thuts zur Schamhaftigkeit Virgils, ob er stercus oder fimus gesagt *); ob er das vomere genannt, oder noch eckler umschrieben. Was thuts zur Schamhaftigkeit Virgils, wie fein und schlüpfrig er hier und da das Wort Liebe verhöflichet, wenn nicht bewiesen wird, daß in den Vorstellungen selbst hier nichts, als Züchtiges, enthalten sey, und das alles in Virgil, als dem Römer.

In Virgil, als dem Römer. Denn hätte dessen Bescheidenheit nicht darnach bestimmt werden sollen, was für ein Geist der Schamhaftigkeit, nach Sprache, Verfassung, Lebensart und Empfindung, sich einmal unter den Römern formirt und gebildet? was für Eindrücke, besonders dem Schriftstellerpublikum der Römer, ihre ersten Schriftsteller und Dichter gegeben? wie weit diese Decenz den Griechen gefolget, oder sich von ihnen abgelenket? wie hoch sie zur Zeit Virgils gewesen? wo er das Muster der Griechen befolget, oder verlassen? wo muthmaßlich verlassen müssen, wo nachzufolgen zu blöde gewesen? Wie weit wir jetzt über diesen Punkt urtheilen können, oder schweigen müssen? — So hätte der römische Virgil erscheinen sollen: der Römer seiner Zeit: der Dichter: der epische Dichter: Virgil.

*) p. 268. 269.

6.

Und das bedarf nur die Schamhaftigkeit Virgils, als eines Schriftstellers; nun war aber diese, wie mich dünkt, eben nicht das, was ich fürchte. Klotz legt die Stellen Donatus und Servius zum Grunde *), und was könnte also der Leser erwarten, als daß er sich über diese Stellen, über die Anschuldigungen derselben, kurz über die persönliche Charakterschamhaftigkeit Virgils erklären möchte. Donatus sagt: Virgil soll schöne Knaben geliebet; er soll die Plotia Hieria gekannt; er soll in diesem Punkte nicht die Jungfer gewesen seyn, für die er galt. Servius sagt beinahe eben das; und Klotz hätte wissen können, daß schon lange vorher Martial und Apulejus auch so Etwas gesagt hatten, daß es eine allgemeine Sage von Virgil gewesen, kurz! alles das sagt das Gerücht, und Klotz beweiset, daß seine Aeneide, und die Gedichte seines Namens keine Hurenlieder sind — wer will das bewiesen haben?

Klotz meynet zwar **), daß Eins das Andre aufhebe; daß es eben so sey, als wenn ihn jemand für einen gelehrten Grammatikus hielte, und ihm doch zeige, daß er weder Griechisch noch Lateinisch recht verstanden; allein, das meyne ich nicht. Vir-

*) p. 244.

**) p. 245.

gil kann immer ein schamhaftes Gesicht gehabt, anständig gesprochen (ore probus), immer eine fromme, edle Seele (animo probus); und doch schöne Knaben geliebt, und doch die Plotia Hieria gekannt haben. Ich sehe nichts, das sich aufhebe, und insonderheit zu den Zeiten Mäcenas, hätte aufheben dörfen. Ists denn so widersprechend, daß ein Mensch, zur sanften Wohllust geboren, auch dies Sanfte in seiner Miene zeige, daß das, was in der weiblichen Miene schmachtend, ein Liebreiz der Venus wäre; in einem männlichen Gesichte eine Art von Unschuld, von jungfräulicher Bescheidenheit, von schamhafter Frömmigkeit werde? Ohne die Physiognomien der Liebe studirt zu haben, sehe ich beides nicht zusammenhangend, und da also ore probus Virgilius. Muß ferner der, der schöne Knaben liebt, damit aller bürgerlichen Ehrbarkeit, und, der sie unschuldig liebe, aller Tugend der Seele entsagen? Und siehe! da ist animo, caetera vita probus Virgilius — wo ist der ungereimte Widerspruch, insonderheit zu den Zeiten Mäcenas?

Ein Heldengedicht, ein Gedicht von der Feldwirthschaft, Schäferpossen, können Virgilen immer, als Dichter, und, wenn man will, als bescheidenen Dichter, zeigen; aber auf sein Leben, auf seinen Charakter, und insonderheit auf die fromme Miene seines Gesichts können sie weniger beweisen, als Swifts Predigt über die Dreieinigkeit beweisen kann, daß er in die Biergesellschaften als ein verkleideter Satyr gegangen; daß er sein Märchen von der Tonne geschrieben. Wenn diese Abhandlung

beweisen soll, daß er im Verstande Donatus ore probus gewesen, beweiset gar nichts. Wer wird sagen, daß deswegen D. Luther züchtig ausgesehen; oder, daß er in seinen Tischreden jedes Wort auf die Goldwage gelegt, weil sich nichts von solcher Art in seinem Gesangbuche befindet? Wenn Virgil scriptis probus ist: muß er darum auch ore probus gewesen seyn? Ich weiß nicht, wie durch solchen Weg Etwas auf Virgils persönlichen Charakter folge.

Für uns ists schwer, etwas auf ihn auszumachen; ob es aber ganz unmöglich sey, ob Virgils persönlicher Charakter ganz zweideutig bleiben müsse, sehe ich auch nicht so helle, daß ich Klotzens non licet aliquid certi hac de re statuere *) unterschreiben dürfte. Mir fehlet die Kunst Lessings, Virgil, seinem gewöhnlichen Charakter nach, so zu retten, als er seinen Horaz gerettet hat; und außerdem fehlet mir der Ort dazu. Ich will also wenigstens einige Materialien anführen, die ein andrer vermehren und ordnen könnte, um Virgils Schamhaftigkeit zu retten, oder wenigstens genauer des Gegentheils überzeugt zu werden.

Der Hauptzeuge über Virgils Unmäßigkeit pflegt Donatus zu seyn: aber wer ist Donatus? Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist das Leben Virgils, das unter seinem Namen geht, von jüngerer Hand,

---

*) p. 245.

und kann also den Grundsätzen nach, dem Grammatiker selbst zugehören *). Der Autor der Anklage ist also ungewiß, und so, wie er sie vorträgt, die Anklage selbst. Fama est, eum libidinis pronioris in pueros fuisse, und von wem aber diese Fama her? Das liebe Soll, das gewöhnliche Man sagt hat, wie Lessing sich munter ausdrückt, schon manchen ehrlichen Mann um seinen ehrlichen Namen gebracht. Kurz: als Hauptzeuge, als erster Ankläger, kann dieser Donatus ohne Kopf und Mund nicht gelten: er trete zurück, bis die Reihe an ihn kommt.

Servius tritt auf: aber Servius ist ein Ausleger, ein Grübler über Virgil; und was läßt sich nicht ausgrübeln? Seine spätere Sage gilt noch weniger, als die erste; denn was ließ sich zwischen Virgil und Servius nicht alles sagen, und wieder sagen? ohne daß es jemand zuletzt bekräftigen, ohne daß es jemand widerlegen konnte? Ein Zeugniß also, Jahrhunderte nachher, aus einer so trüben Quelle, oder vielmehr aus dem so weit abgeleiteten Abflusse einer so trüben Quelle, gilt nicht. Es müssen frühere Zeugen gegen Virgil auftreten, von denen etwa die Sage kam, die der Begebenheit näher waren; und da sind; Klotz hat sie nicht für gut befunden, anzuführen oder abzuhören, Martial und Apulejus.

*) v. Heyn. Virgil. p. CXVII.

Und was sagt denn Martial aus? *) Er singt das alte Lied, daß ein Mäcenas einen Maro mit seinen Geschenken hervorgebracht: daß es gut sey, ein Virgil zu werden, wenn man sein Landgut zurück, wenn man Reichthümer oben darüber, wenn man alles bekommt, was unser Herz wünschet; z. E. einen schönen Alexis —

Accipe divitias et vatum maximus esto,
  Tu, licet et nostrum, dixit, Alexin ames.
Adstabat domini mensis pulcherrimus ille,
  Marmorea fundans nigra Falerna manu;
Et libata dabat roseis carchesia labris,
  Quae poterant ipsum sollicitare Jovem.
Excidit attonito pinguis Galatea Poetae,
  Thestylis et rubras messibus usta genas.
Protinus Italiam concepit, et arma, virumque —

Was hat nun Martial Böses ausgesagt? Böses, das Virgils Namen befleckte? Nichts. Ich lerne Virgil aus diesem Epigramm blos als einen glücklichen Dichter, als einen ungemessenen Günstling seines Herrn, und, wenn man will, als einen feinen Wollüstling, kennen, anders nicht. Seine geraubten Güter hat er zurück; reiche Geschenke nach reichen Geschenken; ihm steht der schöne junge Alexis bei Mäcen kaum an, und sogleich ist er sein eigen. Da sitzt nun Virgil an seiner Göttertafel, und sein schöner Ganymedes vor ihm! bei sol-

*) Lib. VIII. 56.

chein Ganymedes läßt sich freilich seine vorige feiste Landschöne, Galatea, wohl vergessen; da läßt sich wohl ein arma virumque anstimmen. — Man siehet, wo Martial mit seinem hinkenden Schlusse hinaus will; aber im mindesten nicht auf Virgils Ehre. War es denn Schamlosigkeit, einen Alexis von Mäcenas zum Geschenke annehmen, ihn lieben, sich an ihm, als Mundschenken, bei Tafel erfreuen, schöne Leute und, nach römischer Wirthschaft, schöne Knaben um sich zu sehen? Ich weiß nicht, welcher Ehrbare nicht in der Stelle Virgils, in seiner Gunst Mäcenas, in seiner feinen Art, diese Gunst zu genießen, seyn könnte. Von bösartiger Anspielung sehe ich im Epigramm ganz und gar nichts. Und ist Martial wohl der Mann, so Etwas zu verschweigen, wenn ers hätte sagen können? Ist er nicht eben der, der gewiß zuerst die berüchtigte virgilianische Ekloge angezogen hätte, wenn sie ihm unter einer bösartigen Allegorie, und nicht anders, hätte bekannt seyn müssen? Ein böser Witzling, wie er, hätte Virgilen gewiß nicht so höflich durchwischen lassen, wenn er Schamlosigkeit als Virgils Hauptvergnügen gekannt hätte.

„Schon aber Apulejus *) deutet ja die berüch-„tigte Ekloge auf seine Liebeshändel mit dem Ale-„xis." Gut! ich nehme sein Wort für etwas mehr, als Deutung, für Zeugniß an; und wofür mehr kann ichs nehmen? Virgil also habe sein Schäfer-

*) Apul. Apolog.

gedicht auf den Knaben seines Freundes gemacht; er seys, der unter dem Namen Corydons spreche, und fühle, und seufze, weil es Apulejus sagt — Wozu aber sagt es Apulejus? Etwa um Virgils Unmäßigkeit zu tadeln, und seine bösen Sitten zu schelten? Umgekehrt! mitten unter Apologien für die Liebhaber der Schönheit führt er ihn noch mit einem Lobe der Bescheidenheit an, daß er den Namen seiner Günstlinge im Gedichte geschonet. Schlechtes Lob! wird man sagen, über eine tadelnswerthe Handlung; elende Bekleidung eines Fehlers, ihn namenlos zu begehen! Aber wo mag der Fehler, die tadelnswerthe Handlung denn bei Apulejus wohnen?

Ich mag keine neue Vertheidigung der sokratischen Liebe übernehmen, da schon mehr, als einer, sie vertheidiget hat: ich betrachte Virgil nicht mehr als sokratischen Liebhaber seines Alexis, sondern als den Liebessänger desselben; und welch ein brennender Liebesgesang? wer könnte die Flamme noch entschuldigen? — Ich bins, der sie entschuldigt; und eben der Apulejus, der meinen Eklogisten für einen Liebessänger in seinem, obgleich verdeckten, Namen angiebt, mag ihn auch rechtfertigen. Er rede: Quanto modestius Mantuanus Poeta, qui itidem, ut ego, puerum amici sui Pollionis Bucolico ludicro laudans — — Wie? so ist Virgils Ekloge, nach Apulejus Zeugniß, blos ein scherzhaftes Lob, ein scherzhaftes Hirtengedicht gewesen? so unschuldig, daß Apulejus sich nicht sicherer stellen kann, als

mit ihm in eine Classe? so unschuldig, daß es zu Apulejus Zeiten offenbar nur für einen Spaß, für eine scherzhafte Tändelei galt? — Was soll denn Apulejus gegen ihn; er ist der beste Freund für ihn.

Und was ist wahrscheinlicher, als Apulejus Nachricht? Ich stelle mir den hübschen Jungen des Pollio, und das schamhafte Jungfrauengesicht, den züchtigen Virgil, vor, wie er nach ihm schielet; wie er sein Auge an ihm weidet, ihn lobet, ihm liebkoset. Pollio macht die Sache zum Spaße: sein Freund soll erst ein Corydon werden; soll erst um Alexis werben. Virgil wird Corydon: er verwandelt sich in einen poetischen Schäfer: ahmt Theokriten nach, und setzt sich nach Sicilien mit seinem Alexis. Da klaget er den Wäldern ungefühlte Leiden: da ächzt er über seine unempfundne Verzweiflung: da seufzt er über seine Verachtung, über die Sprödigkeit seines Lieblinges — da wird seine zweite Ekloge. Ein feines Lobgedicht auf Alexis! eine schöne poetische Liebeswerbung — werth eines schönen Knaben, werth eines Alexis.

„Ja, aber alte Sage, historische Tradition!" Was Tradition? Sie hat sich aus Martial, aus Apulejus, und wo weiß ich mehr her? entsponnen, und Martial und Apulejus strafen die Tradition selbst Lügen. Der eine schweigt, der eine nennt es ein „scherzhaftes Lobgedicht:" ich habe Zeugen, die älter sind, als die Tradition.

Aber das ist Schade, daß man auf der andern Seite vollends fast immer zu weit gegangen, und damit Virgils guter Sache selbst geschadet. Die Ekloge soll blos poetisches Exercitium, soll ganz ohne die geringste lebendige Anspielung, Corydon und Alexis sollen ganz romantische Wesen seyn, und dies ist freilich, nach dem, was Martial und Apulejus sagen, zu viel verneinet. Virgil kann immer der verkleidete Corydon, Alexis immer der schöne Junge des Pollio, die Ekloge immer ein Individualgedicht seyn: nur es ist eine poetische Maskerade; ein feines Lobgedicht, ein ludicrum, nach Theokrits Manier.

Man thut also am besten, wenn man diese entwickelt, wenn man die dem Griechen nachgeahmten Stellen anmerket, wenn man zeigt, daß der ganze Bau des Gedichts keine Halbgeschichte, und keine Halbpoesie zulasse, daß der Poet nach seinem Plane einmal so habe dichten müssen, daß — doch was zähle ich das her, das in der letzten, schönsten Ausgabe Virgils so fein und genau*) erfüllet worden. Es ist keine Partheilichkeit, wenn ich bekenne, daß die Heynische Ausgabe Virgils die erste in ihrer Art sey, und daß sie in dem bisher so sehr versäumten Geschäfte, einen Schriftsteller des Alterthums in dem eigenen Geschmacke desselben, jedes Wort und jede Note an ihrer Stelle, neu und unentbehrlich, ohne den

*) Eclog. II. p. 14. etc.

Dunst unerträglicher Parallelstellen und unbrauchbarer Citationen, mit dem stillen Fleisse, und dem ruhigen Gefühle der Schönheit — ich sage, einen schönen Schriftsteller des Alterthums so zu commentiren, dazu macht die Heynische Ausgabe Virgils Epoche.

Kritische Wälder.

Drittes Wäldchen.

Vorrede.

Ein Kunstrichter soll nichts anders, als ein böses Herz, haben können — ist dies, so wehe dem Verfasser der kritischen Wälder. Er hat mit Grimm und Bitterkeit, er hat, weiß Gott, aus welchen schwarzen Gründen und zu welchen bösen Absichten geschrieben — niger est! —

Also muß ein Kunstrichter ein böses Herz haben! warum? weil er Fehler aufsuchet, und wer Fehler aufsuchet, der — Aber mit einer Erlaubniß! wenn er sie nicht aufsucht, nicht aufsuchen darf, wenn sie ihm in vollem Maaße selbst zuströmen? — Dann sollte er sie bedecken! Fehler bedecken, das thut die Menschenliebe! — Bedecken also? aber wenn sie sich nicht bedecken ließen, wenn sie, bedeckt und mit einem sanften Vehikulum verschluckt, um

so schädlicher wären, ists da nicht doppelte Menschenliebe, sie zu entlarven? Doppelte Menschenliebe; denn so wird der junge unerfahrne Leser gewarnet, sie nicht für Tugenden anzusehen und anzunehmen: der fehlerhafte Schriftsteller selbst; wenn er noch zu bessern ist, gebessert, oder wenigstens dahin gebracht, nochmals zu prüfen, auszutilgen oder zu verstärken. Ich sehe in keinem Falle nutzlosen Menschenhaß.

Was der wehende Wind wachsenden Bäumen ist, Stärkung ihres Stammes, das ist der Widerspruch unseren Meynungen und Lehrsätzen. Ein freundschaftliches Gespräch, ein Pro und Kontra im Umgang, oder im lebendigen Vortrag, bringt oft weiter, als hundert einsame Discussionen auf einem und demselben Pfade. Dort wird jede Idee gewandt, ventilirt, geprüft, und also entweder bestärkt, oder geschwächt: der Geist wächset in dem Zwiste der Akademie, wie der Leib in den Uebungen der Palästra.

„Aber dazu sind Journale, Zeitungen!" Auch meine kritischen Wälder mögen so etwas seyn, und wollen noch mehr seyn. Ein Journal giebt Auszüge und nur über dies und ein anderes Einzelne seine Meynung: der Zergliederer eines ganzen Buchs thut mehr, als — vielleicht selbst sein Verfasser gethan. Sich in den Plan des Ganzen setzen, hier und im Einzeln auf die Fehler oder Schönheiten zeigen, ergänzen, das thun vielleicht nur einige

Journale; das ist so schwer, als selbst schreiben, und eben bei dem elendesten Buche am schwersten. Klotzens Münzbüchlein wird ihm nicht die halbe Arbeit gekostet haben, die seine Analyse mir; vielleicht aber wird diese auch um die Hälfte nützlicher werden können, als jenes selbst.

Sollte mein Zeugniß hierin nicht gelten: so mag der englische Swift *) zeugen: er giebt so umständlichen Zergliederungen einen Werth, von dem ich mir gern auch nur die Hälfte zueignen wollte. Eben daher wird man auch das oft Kleinfügige in meinen Disputationen entschuldigen. Sollte das Ausgefundne oft nicht wichtig seyn: so suche man an der Methode selbst zu lernen.

Ich habe dazu Schriften gewählt, die bekannt genug waren, und über die, wenn ich gefehlet habe, ich wenigstens auf meine Kosten fehlte. Von Lessings Laokoon erinnere ich mich keine einzige Erinnerung, die ich gemacht, sonst gelesen zu haben, und über Klotzens Schriften war, was ich urtheilte, auch noch nicht geurtheilt. Da ihr Verfasser sich der meisten Zeitungen und Journale in Deutschland versichert hat, und diese doch leider! für das Publikum schon gelten: was war nicht der Mann geworden? und was sind seine Schriften? Was ist nicht Riedel:

*) Vertheidigung des Mährchens von der Tonne.

geworden? und was sind seine Theorie und seine Briefe?

Hier den Ton der Gleichheit und des Verdienstes herzustellen, jene lobschreienden, alles überschreienden Stimmen etwas zu mäßigen, das war meine Absicht. Lessings Laokoon war, dünkte mich, noch nicht würdig gelobt: denn er war noch nicht bis auf sein Wesen durchdrungen. Klotzens Schriften überschwänglich gelobt, und verdienten nicht, angesehen zu werden. Riedels Theorie übermäßig gelobt, und ist das mittelmäßigste, unordentlichste Werk, das ich mir bei einer Theorie denken kann.' Hier der Kritik die Stimme der Freiheit wieder zu geben, das Unwürdige öffentlich zu tadeln, damit dem Verdienste sein Lob noch angenehm seyn könnte — das war meine patriotische Absicht!

„Aber so ernsthaft, so bitter!" Noch immer patriotischer Ernst! ich mag die süßtönende, lammartige Stimme nicht: mag nicht den schmeichelhaft sich bückenden Ton, in dem die sprechen, die wieder gelobt seyn wollen. Man tadle mich! man tadle mich heftig! ich mag nicht kriechen! und wenn es Mode des Jahrhunderts wäre!

„Ernsthaft also, aber warum bitter? warum mit „Galle?" Mit Galle gegen die Person im geringsten nicht. Da ich nicht das Glück habe, in Halle oder Erfurt zu leben: warum sollte ich den Lehrern daselbst ihren Beifall beneiden? aus Eifersucht

schmälern? aus Habsucht an mich ziehen wollen? „Aber mit Bitterkeit gegen den Schriftsteller, und „dazu unwürdig, unhöflich, ungezogen!" Die Vorwürfe sind hart, und sie wären siebenfach hart, wenn man sie von meinem ersten Wäldchen sagen könnte! Aber in einem Zeitpunkte, wo das Schmeicheln Mode wird, wo der Geschmeichelte mit dem Publikum, mit Welt und Nachwelt im hochtrabendsten Tone spricht, und auf seinen eingebildeten Werth so sicher rechnet, als der Kaufmann auf seine Papiere — wie? ists da dem Patrioten so unverzeihlich, wenn er auch in der Gegenstimme ausschweift? wenn er seinen rechtmäßigen Tadel mit Feuer sagt? O sollte mancher so viel zurückzahlen müssen, als er unrecht zu empfangen gewußt, wie viel ist er noch schuldig! — Und zu dem, ist hier wohl die Hälfte der Ungezogenheiten, die die Klotzische Bibliothek gegen die besten Schriftsteller Deutschlands bewiesen? und ist bei einem Klubb, wo sanfte Kritik den Lauf des Muthwillens nicht stören kann, ein andrer Weg möglich?

„Aber warum namenlos, aus dem Dunkeln „hervor?" Habe ichs nicht schon gesagt: mein Name ist keine Sünde! War mein Buch wider den Charakter der Ehrlichkeit seines Schriftstellers: war es wider die Religion und den Staat; so ging es die Censur, so sollte es nicht gedruckt werden! Und in diesem Fall allein ist der Name des Schriftstellers und seine Person in sein Werk verflochten! — Aber

nun! nichts als kritische Streitigkeiten, Ventilationen dieser und jener Frage, Zergliederungen von Schriften, um den Werth und Unwerth derselben zu zeigen — wozu da der Name? Der Verfasser darf ihn nicht, und wird ihn auch nie entdecken: er wird nie das Buch unter die Kinder seines Namens aufnehmen: denn es war nicht dazu. Es war blos für eine Zeitverbindung geschrieben, die der Literatur schädlich ward: in einem Tone geschrieben, der für das Ohr dieser Zeitverbindung eingerichtet war: über Sachen, wovon damals jeder sprach und schwatzte. Er kann also wohl einmal einzelne Materien ausheben, und für die seinigen erkennen, die etwa dauren können: der Wald selbst aber hat keinen Namen — ἀγωνισμα μαλλον, ἢ κτημα ἐς ἀει.

Inhalt.

Ueber Klotzens Schrift vom Münzengeschmacke.

1. Rettung der Münzgelehrten, die mehr thun, als schmecken. Einfügung der Geschmackslehre auf Münzen mit andern eben so nutzbaren Zwecken.

2. Vorzeichnung zu einer historischen Theorie des Geschmacks alter und neuer Münzen. Vorzüge der Griechischen Numismatik erklärt, aus ihrem Nationalcharakter, aus ihrer Succession auf die Egypter in der Bildersprache, aus ihrer Religion, ihren Allegorien von Städten und Ländern, abzubildenden Sachen und Begebenheiten, Personen und Inschriften, aus ihrer Bilderdenkart und poetischen Cultur des Publikums — alles im Kontrast unsrer Zeiten.

3. Hiernach eine pragmatische Münzengeschichte des Geschmacks. Prüfung der Klotzischen Ideen darüber. Ob sich auf alten Münzen nur schöne Gestalten finden? Ob Winkelmann seine Gesetze der Allegorie für Münzen gegeben? Ob eine Münze freies Kunstwerk sey? Ihre wahre Natur ist symbolisch.

4. Wie weit sich aus Münzen auf den Geschmack einer Nation schliessen lasse? Nach Einer, nach allen griechischen, nach den römischen, nach den gothischen und barbarischen der mittlern Zeiten; nach der Numismatik unsrer Zeit geprüft. Wunsch nach einem numismatischen Goguet.

5. Wie fern die bildenden Künste die Denkart des Künstlers verrathen? Wie fern eine Münze dies kann? Ob sie die Denkart des Fürsten schildere? Proben der Albernheit dieses Satzes. Ob der moralische Charakter ganzer Nationen auf Münzen zu suchen sey? Beispiele an den mittlern Zeiten, Holländern und Deutschen.

6. Wenn Münzen vom Geschmack der Nation zeugen sollen: so müssen sie ein Werk des Publikums, und ein freies Kunstwerk seyn. Ob sich von ihnen die Bildung des Geschmacks anfange?

Kritische Wälder.

Drittes Wäldchen.

Ueber die Schrift: *)

Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen vom Hrn. Geheimen Rath Kloz, Altenburg 1767.

1.

Geschmack aus Münzen. „Vielleicht „äußern einige Antiquarien unsers Vaterlandes über „meine Absicht, das Wachsthum und den Verfall

*) Es bedarf hier nur angemerkt zu werden, was der Verfasser in der ersten Ausgabe in einigen Paragraphen durchführt: daß die Klozische Schrift weder schön im Vortrag, noch ein Beitrag zur

„des Geschmacks und der Künste bei einem „Volke aus dessen Münzen zu zeigen, eben die „Verwunderung, mit welcher man vor „Zeiten die entzückungsvolle Aufmerk- „samkeit begleitete, die die Augen des Ni- „costratus auf des Zeuxis Helena geheftet „hatte. Ich wünschte, daß ich mich „durch das Bewußtseyn größerer Ver- „dienste und Einsichten in die Kunst be- „rechtigt fühlte, mit dem edlen Stolze „des Mahlers ihnen antworten zu können: „Ihr „würdet euch nicht wundern, wenn ihr meine „Augen hättet.“ Es ist gewiß, daß „viele Personen einerlei Gegenstand betrachten, und „gleichwohl viele nicht dasselbe an ihm bemerken „können, was sich dem Auge eines Ein- „zigen in einem reizenden Glanze „darstellt. Manchen wird der Anblick einer „gothischen Cathedralkirche eben so sehr rühren, als „des Pantheons zu Rom, und die Entzückung, „welche Pietro di Cortona bei dem Anblicke „des Pferdes des Marcus Aurels in dem Hofe des „Capitols die Worte oft ablockte: „So gehe

---

Geschichte, noch in einem würdigen Tone geschrieben sey; daß ferner Klotz aus Addison's Gesprächen über den Nutzen und die Vorzüge der alten Münzen vieles entlehnt und rednerisch ausgeschmückt habe, wozu die Stellen als Belege angegeben sind.

Anmerk. des Herausgeb.

„doch fort, weißt du nicht, daß du lebendig bist?"
„kann von den wenigsten auch nur begriffen
„werden. Wie viele Künstler waren nicht von
„jenem Rumpfe einer alten Bildsäule weggegan-
„gen, ohne die glückliche Entdeckung gemacht zu
„haben, die Michel Angelo fand! Er bemerkte
„blos an ihm einen gewissen Grundsatz, welcher,
„nach Hogarths Urtheile, seinen Werken einen
„erhabnen Geschmack gegeben, der den gu-
„ten Stücken des Alterthums gleich kommt. Ich
„glaube, daß Addison aus einer Empfin-
„dung, die er sehr oft in seinem Le-
„ben erfahren haben muß, die Vorzüge
„eines glücklichen Geistes geschildert habe. „Ein
„Mensch, sagt er, von einer geschärften Einbil-
„dungskraft, wird in mancherlei große Vergnügun-
„gen geführt, die der gemeine Mann zu bekom-
„men nicht fähig ist." u. s. w. *) So aufmerksam
man bei Erzählung solcher vornehmen Empfindun-
gen und Erfahrungen seyn mag, wer kann dem
geschmackvollen Autor bis auf Felder und Wiesen
folgen?

Er fährt epanorthotisch fort: **) „wie ver-
„schieden sind nicht die Absichten, welche die Ge-
„lehrten bei dem Studio der alten Münzwissen-
„schaft haben! Unter einer großen Anzahl derer,
„welche sich damit beschäftigen, habe ich nur

*) S. 3. 4. 5. 6. etc.

**) S. 6. 7. 8. 9. 10.

„sehr wenige angetroffen, die einen an-
„dern Nutzen davon zu ziehen gewünscht hätten,
„als welchen der gemeine Haufe der Anti-
„quarien bei seinen mühsamen Arbeiten kennet.
„Zufrieden mit sich selbst und vergnügt über die
„Lasten, welche sie ihrem geduldigen Gedächtnisse
„auflegen, lachen diese bestaubten Männer über
„unsre gutgemeynte Frage, ob sie auch in den
„Tempel des Geschmacks gehen wollen? und ant-
„worten muthig: Nein! dem Himmel sey Dank!
„das ist nicht unsre Sache. Geschmack ist nichts:
„wir besitzen die Geschicklichkeit, fremde Gedanken
„durch lange Auslegungen zu erweitern; aber selbst
„denken wir nicht. Die nützlichsten unter ihnen
„sind die, welche die alten Münzen um deßwillen
„lieben, weil sie ihnen Gelegenheit geben, chro-
„nologische Untersuchungen anzustellen. Ihre Ar-
„beit müssen wir mit Dank erkennen, und sie
„selbst verdienen ein aufrichtiges
„Mitleiden, weil ihnen das Vermögen ver-
„sagt ist, bei ihrer Gelehrsamkeit zugleich das Ver-
„gnügen zu genießen, welches andern ein guter
„Geschmack gewähret. Spon, unterrichtet
„in den Geheimnissen der Physiognomie, las die
„Denkungsart und die Eigenschaften der Menschen
„auf dem Gesichte, das ihm die Münze vorstellte,
„und Addison, höherer Gedanken fähig, ver-
„glich die Bilder auf Münzen mit den Gedanken
„der Dichter, und rechtfertigte hiedurch
„seine Hochachtung für das Alter-
„thum. Ich wünsche meinem Vater-
„land mehrere Nachfolger des letztern, und ich
„werde mich freuen, wenn unsre Ge-

„lehrten künftig an den Gott der Künste „und des Geschmacks eben die Bitte thun, die Ajax „beim Homer an den Jupiter that: O! Vater „vertreibe die Nacht, laß es helle werden, und gib: „daß unsre Augen sehen!“

Alle Hochachtung für Spons Sibillenweissagungen, für Addisons Vergleichungen, für unsrer Deutschen Ajaxe Gebet an den Jupiter, oder für das Gebet des Aegyptischen Cynocephalus, daß der helle Mond wiederkehre; indessen dünkt mich doch das „aufrichtige Mitleiden“ mit allen Gelehrten, die nicht, wie Klotz, an einer Geschichte des Geschmacks der Völker, Zeiten und Künste, aus Münzen, arbeiten, sehr entbehrlich. Es wäre umsonst, die Nutzbarkeit des Münzenstudiums zur Geschichte, Chronologie, Geographie, Naturwissenschaft, Mythologie, Rechtslehre und der ganzen Kenntniß des Alterthums, erweisen zu wollen, da solche, in dieser Wissenschaft große, Namen vor dieser Materie stehen, oder da viele, welches noch besser ist, durch ihr Beispiel die Sache selbst erwiesen haben. Nur so viel also gegen Klotz, daß die Bearbeitung der Münzwissenschaft aus einem andern Gesichtspunkte, er sey nun Geschichte, oder Rechtsgelahrtheit, oder Mythologie, oder eine Theorie der Medaillen überhaupt, noch gar nicht dem Geschmack an Münzen widerspreche, ihn nicht verdränge; ihn vielmehr voraussetze, und mit ihm als Führer seinerlei Reise thue. Hier den Geschmack als ein entlegenes eignes Land ansehen, ist eine Aussicht nach Utopien hin, und eben so viel, als Lebenslang die Logik studiren, ohne sie und alle ihre Zauberkünste jemals anzuwenden, sich lebens-

lang den Geschmack zu kitzeln, ohne sich einige Nahrung dadurch erschmecken zu wollen. Der wahre Tempel des Geschmacks ist nicht eine orientalische Pagode, ein Ruhesitz, wo man als am Ende seiner Wallfahrt, sich niederläßt; er ist vielmehr wie der Tempel des Marcellus gebauet; die Pforte des Geschmacks, auch in Münzen, ein Durchgang zur Wissenschaft: zur Wissenschaft, welche es wolle.

Der Pöbel der Münzverständigen freilich — aber wer wollte sich (es sey nun zu eignem Lobe, oder zum Tadel anderer,) unter den Pöbel mischen? Die nutzbaren, die würdigen Münzgelehrten gerechnet; und bei denen sollte ihre Gelehrsamkeit dem Geschmacke widersprechen müssen? dieser von jener nicht oft eine Gesellin, oft gar eine verdeckte Minerva haben seyn dürfen, selbst wenn es auf wissenschaftliche Untersuchungen ausgieng? — Nicht zweifeln soll einmal diese Frage; sie soll blos die Erinnerung wecken! Wie? alle die großen Bearbeitungen in den Feldern der Numismatik, ohne Geschmack der Münzen bewerkstelligt? unter allen um diese Wissenschaft so verdienten Namen, wäre ein Addison und Kloz das einige Duumvirat des Geschmacks? Jene Münzensammler und Münzenerklärer, weil sie nicht offenbar und allein vom Geschmacke schrieben; weil jener einen Theil der Geschichte, dieser einen Theil der Alterthümer, ein andrer einzelne Stellen der Alten und ein vierter die Chronologie aus Münzen aufgekläret; darum sollten sie vom Geschmacke nichts gewußt? nicht die

Schön=

Schönheit der Bilder, und das Bedeutende der Allegorien, und die Weisheit der Inschriften gefühlt haben, an denen sie eine so unersättliche Augenweide fanden? Nicht im Mechanischen der Münzen Geschmack besessen, dafür sie eben auch in der Abbildung sorgten, und das mit Entzücken priesen, was sich nicht abbilden ließ? Wie? daß sie bei diesem Selbstgefühl nicht stehen blieben, und eben mit der Erfahrenheit ihres Auges, und mit der Gelehrsamkeit ihres Geschmacks höhere Zwecke auszurichten suchten; nicht mit dem Instrument prahlten, sondern lieber Werke aufwiesen, die ihr Instrument in stiller Werkstätte verfertigt: soll dies ihnen gegen den zum Nachtheile *) gereichen, der nichts als sein Instrument vorzeiget, der blos von Geschmacke redet, ohne, was er damit zur anderweitigen Nahrung ausgekostet?

Kloz hat ungefähr sagen wollen: daß es Leute gebe, die bei einer Münze vorzüglich auf Gelehrsam-

*) Schon lange haben gründliche Kenner des Alterthums es beklagt, daß man so gern mit einigem schönen Blendwerk aus den Alten davon prahle, ohne die Antiquität zur Wissenschaft anzuwenden. Noch neulich hat Ernesti in der Vorrede zu seiner Archäologie darüber geklagt, daß diese versäumt — er hätte dazu setzen können, daß sie nach der neuesten Mode gar verspottet werde.

keit sehen, und bei denen dieser Hang zur Belesenheit, das, was er Geschmack nennt, verschlinget; daß es Leute gebe, die bei einer Münze das Mechanische der Kunst richtig im Auge haben, und (man nenne dieses nun, Kunstwissenschaft oder Kunstgeschmack,) von ihnen, als Geprägen, urtheilen, und wenn sie muntern Geistes sind, sich über ein Kunstbild freuen können: daß es endlich auch Leute gebe, die vorzüglich auf das Schöne ihr Auge richten, und weder von Gelehrsamkeit noch dem Kunstmäßigen Hauptwerk machen. Wir wollen jene Münzgelehrten, die mittlern Kunstkenner, die letzten Liebhaber nennen; sie sind alle drei unterschieden, ihre Unterschiede aber fließen, so wie die Farben eines Regenbogens, oder eines spielenden Seidengewandes, in einander. Der Künstler kann mehr oder weniger Liebhaber, der Gelehrte mehr oder weniger Kunstkenner, der Liebhaber mehr oder minder Gelehrter seyn. Nichts schadet dem andern: eins muß dem andern aufhelfen: und der wahre Philosoph der Numismatik ist alles Drei. Niemand also zum Nachtheile, wenn er seine Münzenwissenschaft auf Chronologie, auf Geschichte, auf Genealogie, auf Alterthümer gewandt: hätte er dem Publikum auch nichts, als solche wissenschaftliche Untersuchungen, geliefert, und den Geschmack an Münzen für sich behalten — unbeschadet! Köhlers historische Münzbelustigungen mögen nichts als historische Belustigungen, Gatterers Theorie der Medaillen nichts als Theorie der Medaillen; Vaillants Münzenreihen der Könige, Städte und Colonien nichts als numismatische Geschichte seyn: das Schöne, das überdem gesehen und gefühlt werden kann, finde

jedes Auge, jede Seele von selbst; wenn ihm nur das Bild des Schönen vorgehalten, wenn auch nicht jede Seite herab Geschmack geprediget wird — denn überhaupt läßt dieser sich wohl wenig predigen.

Von jeher sind darüber Beeinträchtigungen genug entstanden, daß Ein Gelehrter, oder überhaupt Ein Werkmeister die Arbeit einer andern Gattung über die Achseln angesehen: und es wäre Zeit, solche Blicke wenigstens öffentlich einzuhalten. Der Münzenschmecker, der auf das Schöne ausgeht, wirft dem Münzenkenner, der auf das Seltne, auf das Gelehrte, auf das Erläuternde sieht, vor, er habe nicht seine Augen. Habe er doch nicht! Hast du denn die seinigen? Wollte jeder nur das Schöne auf Münzen erjagen, wer würde sich um die Zeitpunkte bemühen, da es nichts Schönes auf Münzen gibt? Wer das Rechtmäßige, das Urkundliche, das Zeitberechnende, das blos Seltne, auf ihnen bemerken? Und ob dies etwa nicht auch nöthig oder nützlich? Freilich sagt Heusinger zu viel, daß sich über die Münzen des mittlern Zeitpunktes ein so schönes Buch, als Spanheim, schreiben ließe; nicht aber ein so nützliches Buch. Der Rechtsgelehrte, der Diplomatikus, der Geschichtschreiber, der Alterthumskenner Deutschlands und so viele fleißige Beispiele reden. Sollten wir nun einen Joachim mit Mitleiden ansehen, weil er kein Klotz ist, und die Verdienste eines Gatterers übersehen, weil er auf keine Ikonologie des Schönen arbeitet? Unbilliges Achselzucken! so bleibt Eine der nützlichsten Quellen von Urkunden unbe-

rührt! die nach unserer jetzigen Weltverfassung in guten Ausflüssen ausgebreiteter seyn dürfte, als blos ein Gericht vom Münzengeschmacke.

2.

Noch habe ich erst nach Grundsätzen zur Theorie des Geschmacks auf Münzen nachgesucht: nun aber ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks? Auch mir ist die Numismatik vorzüglich eine Aesthetik des Schönen, und eine Urkunde zur Geschichte der Völker, und, da ich in dieser überhaupt am liebsten die Geschichte des menschlichen Geistes studire, nach allem Betracht eine Geschihte des Geschmacks auf Münzen; welch ein Geschenk! So nahm ich das Klotzische Schriftchen zur Hand und — — legte es mit der beschämten Miene weg, mit der ein Bogenschütze den lieben Bogen weghängt, den er freudig und hoffnungsvoll nahm, mit dem er aber — — nichts getroffen.

Nichts thun, als den Geschmack der Alten auch von Münzen herab loben, und in allgemeinen Ausdrücken preisen — kommt heute etwas zu spät: hierüber liegen schon Denkmähle und Sammlungen der Welt vor Augen, daß man sich eine Lobrede ins Allgemeine hin, ohne Beispiele, und fast ohne Grundsätze, ersparen kann. Nichts thun, als den Geschmack der mittlern und neuern Zeiten fein tä-

chelnd auszischen, oder ansehnlich ausschelten — immer auch zu spät, da schon so viele Klagen vergebens in die Winde verflogen sind, und selbst bessere Bemühungen nichts ausrichten können. Am besten also, weder preisen, noch tadeln; sondern — erklären. Die Alten sind auch in diesem Stücke so weit vor; was hat ihnen dahin geholfen? wir ihnen so weit nach; was hält uns zurück? was hat uns so lang zurück gehalten? — — Auf die Weise steigt man in die Tiefen der Geschichte alter und neuer Zeiten, und kann die schwere Frage lösen: wie weit können wir ihnen auch in diesem Felde nachahmen? wo sie erreichen? wo sie übertreffen? und so wird eine Geschichte des Geschmacks auch auf Münzen für unsre Zeit pragmatisch.

Da Klotz sich auf diesen schlüpfrigen Weg nicht hat begeben wollen, und ich in allem, ohne welches ich keinen Beitrag zur Geschichte des Geschmacks mir denken konnte, meine Erwartung betrogen fand, so entwarf ich, wie sie mir einfielen, einige Linien, die wenigstens zeigen mögen, daß ich über diese Materie geschichtmäßig und antiquarisch nachgedacht hatte: ein Riß, aber nur ein unvollendeter Schattenriß, den ich dem künftigen Verfasser einer Theorie und Geschichte der Medaillen übergebe.

1. Die Numismatik, als Kunst und als Wissenschaft, ist, so wie jede Wissenschaft und Kunst, die Produktion einer Nationalgesellschaft. Aus der Verfassung der Regierung, der Denkart, der Religion, den Unternehmungen, den Zwecken, den Bestrebungen eines Volks muß sich also Ursprung, Blüthe,

und Verfall dieser sowohl, als jeder andern Kunst und Wissenschaft, erklären. Nun will ich nicht vom Ei der Leda anfangen, wie es mit Nationen stehe, die keine Münzen haben und brauchen? welches Volk sie in Gang gebracht? wie die ersten Münzen, die niemand gesehen, ausgesehen haben? u. f. warum, frage ich allein, warum kamen die Münzen in Griechenland und Rom zu dem Glanze, daß sie Vorbilder, und meist unerreichte Vorbilder der Neuern seyn können?

Die Liebe der Griechen zum Schönen bleibt wohl die erste Triebfeder auch hier. Sie, die von Dichterideen die erste Bildung ihrer Jugend erhielten: sie, deren Auge überall das Schöne zu erblicken gewohnt war, im Schooße der wollüstigen Natur gebohren, und an den Brüsten schöner Kunst genähret — sie sollten das Metall, das ein Kennzeichen des Werths für ihre Hand war, ohne Werth für Aug' und Seele lassen? sie eine Gold- oder Silberfläche, die der Nachkommenschaft bestimmt war, leer in die Hände derselben senden? sie Tafeln, die täglich ihren Blick auf sich zogen, ohne Augenweide bei sich vorbeistreichen lassen? Das griechische Auge suchte Schönheit; eine griechische Seele Weisheit in Schönheit, und so ward auch ihre Münze der Schönheit, und der schönen Weisheit, der Allegorie, gewidmet. Gewiß! so natürlich, daß, wenn in dem Cirkellaufe der Weltveränderungen ein nordisches Volk auf den Platz des Commerzes und der Cultur getroffen wäre, auf dem jetzt die Griechen stehen, so gewiß ihre Münzen mit nordischer Wissenschaft, mit Buchstaben und Amuleten und Fratzen-

gestalten überhäuft wären; so natürlich, daß der Grieche seine Münze der Schönheit und offnen Allegorie weihete — —

Der Charakter der griechischen Nation, der sich in allen ihren Nationalproduktionen zeigte, der muß sich, die Numismatik sey auch eine kleine, eine unbeträchtliche Nationalproduktion, nach Maaß auch in ihr zeigen, und welche Triebfedern lagen also für diese, wie für alle Künste des Schönen, in der Nation!

Die vortrefflichste Bildersprache war ihr. Sie, die im Plane des Schicksals der Völker zunächst hinter die Egypter trafen, und Cultur, Kunst und Weisheit, ja, wenn man will, auch politische Glückseligkeit aus den Händen dieses Reichs, wie einer ablebenden Matrone, empfangen, sie, die den, über Völker und Zeiten fortgehenden, Faden der Cultur des menschlichen Geschlechts da auffassen sollten, wo er zunächst aus ägyptischen Händen kam: sie erbten von diesen Allegoristen auch die reichste, die bedeutendste Bildersprache, die auf der Welt gewesen. Aus den Händen einer Nation, die überall Bedeutung suchte, und Bedeutung genug in ihn gelegt hatte, kam also ein Bilderschatz in die Hände einer Erbin, die für ihr Theil nichts als Schönheit sehen und denken wollte. Reich, bedeutungsvoll, schön, was kann man von einer Bildersprache mehr sagen?

So manche gelehrte Werke wir über dies allegorische Alterthum haben: so fehlt uns eine wahre Geschichte der Allegorie noch, die das insonderheit

zeige, wie aus der bedeutungsvollen Bilderlehre Aegyptens die schöne Ikonologie Griechenlandes zum Theil geworden? Und die Untersuchung hierüber ist sie nicht oft der Schlüssel zur Bildergallerie griechischer Dichtkunst, Kunst und Weisheit? Die Hieroglyphen der Aegypter, ihre hierographische und kyriologische Bildersprache, behalten, oder verschönert, oder verbessert, wie manches hat sie in Griechenland hervorbringen können? Und wenn auch nur dies, daß, da auf solche Art die Griechen einen Schatz von Bildern aus der Geheimnißdunkelheit der Aegypter gezogen, und auf den Märkten gleichsam dem Volke gemein machten, die schöne Bilderdenkart einer Nation entstehen können, die sich in allen Werken der Griechen und auch auf Münzen äußert —

In solcher Bildersprache sprach ihre Religion. Ihre Gottheiten waren dem Auge sichtbar, in schönen Gestalten sichtbar, in ihren Verrichtungen menschlich, in der Geschichte ihrer Tugenden und Schwachheiten dichterisch, in allem sinnlich. Es ist bekannt, welche vortreffliche Münzenfolge mit den Bildern der Götter und Göttinnen, der Schutzgottheiten einzelner Länder, Provinzen, Städte, Familien und Personen prange — wer kann ihnen diese nun nachbilden, so daß jede Gottheit, das, wie sie ihnen war, bliebe? Ueber eine Dreifaltigkeit unter dem Bilde eines dreiköpfigten Janus, lachen *), ist leicht, sehr leicht; aber ein besseres Bild der Dreifaltigkeit an-

*) S. 53.

geben, das die Probe griechischer Bildsamkeit hielte, wäre schwerer, ja unmöglich: dieses Bild also gar zur Vergleichung Unsrer mit den Alten nehmen, ist unzeitig. Die Griechen hatten keine Dreifaltigkeit, wie wir; sonst würden sie dieselbe so wenig, als wir, haben bilden können. Unser Gott ist ganz über das Sinnliche der Kunst erhaben: die gewöhnlichen Vorstellungen der Dreieinigkeit in den Gestalten einzelner Personen von dem göttlichen Greise an, bis an die himmlische Taube, sind nicht genugthuend: der Triangel blos eine tropische Symbole: die Glorie mit dem heiligen Namen nichts als eine epistolische Hieroglyphe: die Wirksamkeit unsrer Gottheit ist nicht bildsam: einzelne Schutzgötter hat unsre Religion nicht: die Vorsteherschaft besonderer Wesen über besondre Dinge kennet sie nicht — wer wird sich hier mit den Heiden vergleichen wollen?

Wo unsre Religion noch sinnlichen Vorstellungen Raum giebt, wo sie sich einer poetischen Bildersprache bequemt: da ist sie — orientalisch. Unter einem Volke gebildet, das ihr Gott auf alle Art von Bildnissen abwenden wollte, in Gegenden, die das Uebermenschliche suchten, in Nationen, die Verhüllungen des Körpers und Geheimnisse des Geistes lieber verehren, als das offne Schöne lieben wollten — im Geist und in der Sprache dieses Volks die sinnliche Bildersprache unsrer Religion also geoffenbaret; wer wird in ihr Offenbarungen für die Kunst suchen wollen? Ueber das Bild von der seligen Abfarth Gustav Adolphs ist wieder leicht spotten *), und

---

*) S. 26.

der Spott fast so verächtlich, als das Bild selbst; gar aber dieses Bild als einen Revers mit der römischen Vergötterung anführen, vergleichen wollen? Der Spötter gebe uns nach christlichen Begriffen eine Reihe solcher Verhimmlungen, als sich auf griechischen und römischen Münzen Vergötterungen finden, und wir wollen ihm danken.

Ich ward auf eine unangenehme Weise hintergangen, da ich des Mery Mahlertheologie in die Hand nahm, um meinen alten Wunsch ausgeführt zu lesen: wie weit sich von den vornehmsten Gegenständen unsrer Religion mahlerische Vorstellungen geben lassen? Und eben so unangenehm getäuschet, da ich bei der Recension dieses Buchs in den Actis litterariis *) ein genaues Urtheil, und die tief eindringenden Ergänzungen erwartete, die ein würdiger Kunstrichter jedesmal seinem Autor über solch eine Sache widerfahren lässet. Unser Künstler hat noch eine Ikonologie unsrer Religion zu wünschen, die ihn nicht blos vor unwürdigen Vorstellungen bewahre, sondern ihn mit würdigen Bildern versehe. — Auch auf Münzen ließe sich in keiner Sorte von Abbildungen eine solche Reihe abentheuerlicher, lächerlicher und unwürdiger Vorstellungen geben, als in dem, was an Religion trifft: wer wird aber durch solch ein Lachen Geschmack zeigen wollen? Den ersten besten Griff in eine Münzensammlung christlicher, und insonderheit der mittlern barbarischen Mönchszeiten, und man wird von Gott und Belial,

*) Vol. III.

von Himmel und Hölle, von Engeln und Teufeln, von Märtyrern und Heiligen Bilder finden, nicht geschwind genug zu überschlagen. Selbst die beste Vorstellung des Christenthums, die betende Miene, die knieende Figur der Andacht scheint nicht für einen ewigen, offnen Anblick der Kunst die beste, so häufig uns der gothisch-papistische Mönchsgeschmack damit beschenket hat. Das wahre Gebet fliehet in eine stille Kammer: es will sich nicht zur Schau stellen lassen: die vor allem anschauenden Volke verzückte Miene kommt, bei dem langen Anblicke, der ärgernden Miene des Heuchlers zu nahe, und das ist noch eine der würdigsten Kunstvorstellungen aus unsrer Religion!

2. Sinnbilder von Städten, Provinzen, Ländern geben auf den alten Münzen eine einfachere Bildersprache, als in Zeiten, da die Heraldik eine zusammengesetzte künstliche Wissenschaft geworden, die allein beinahe die Lebenszeit eines Mannes fordert. Eine einfache Figur war dort die Symbole einer Stadt, einer Colonie, eines Landes; unsre Wappen sind eine Zusammensetzung vieler Figuren, um deren Eine oft Ströme von Menschenblut vergossen, deren keine also, wo es die Ehre und das Erbrecht des Münzherrn erfordert, ausgelassen werden darf, an deren Einer in künftigen Zeiten vielleicht ein ganzes Land gelegen seyn kann. Nun ists leicht, in solchem Fall über die mit Bildern beladnen Münzen der Neuern zu spotten *).

*) S. 33. u. f.

der Spott fast so verächtlich, als das Bild selbst; gar aber dieses Bild als einen Revers mit der römischen Vergötterung anführen, vergleichen wollen? Der Spötter gebe uns nach christlichen Begriffen eine Reihe solcher Verhimmlungen, als sich auf griechischen und römischen Münzen Vergötterungen finden, und wir wollen ihm danken.

Ich ward auf eine unangenehme Weise hintergangen, da ich des Mery Mahlertheologie in die Hand nahm, um meinen alten Wunsch ausgeführt zu lesen: wie weit sich von den vornehmsten Gegenständen unsrer Religion mahlerische Vorstellungen geben lassen? Und eben so unangenehm getäuschet, da ich bei der Recension dieses Buchs in den Actis litterariis *) ein genaues Urtheil, und die tief eindringenden Ergänzungen erwartete, die ein würdiger Kunstrichter jedesmal seinem Autor über solch eine Sache widerfahren lässet. Unser Künstler hat noch eine Ikonologie unsrer Religion zu wünschen, die ihn nicht blos vor unwürdigen Vorstellungen bewahre, sondern ihn mit würdigen Bildern versehe. — Auch auf Münzen ließe sich in keiner Sorte von Abbildungen eine solche Reihe abentheuerlicher, lächerlicher und unwürdiger Vorstellungen geben, als in dem, was an Religion trifft: wer wird aber durch solch ein Lachen Geschmack zeigen wollen? Den ersten besten Griff in eine Münzensammlung christlicher, und insonderheit der mittlern barbarischen Mönchszeiten, und man wird von Gott und Belial,

*) Vol. III.

von Himmel und Hölle, von Engeln und Teufeln, von Märtyrern und Heiligen Bilder finden, nicht geschwind genug zu überschlagen. Selbst die beste Vorstellung des Christenthums, die betende Miene, die knieende Figur der Andacht scheint nicht für einen ewigen, offnen Anblick der Kunst die beste, so häufig uns der gothisch-papistische Mönchsgeschmack damit beschenket hat. Das wahre Gebet fliehet in eine stille Kammer: es will sich nicht zur Schau stellen lassen: die vor allem anschauenden Volke verzückte Miene kommt, bei dem langen Anblicke, der ärgernden Miene des Heuchlers zu nahe, und das ist noch eine der würdigsten Kunstvorstellungen aus unsrer Religion!

2. Sinnbilder von Städten, Provinzen, Ländern geben auf den alten Münzen eine einfachere Bildersprache, als in Zeiten, da die Heraldik eine zusammengesetzte künstliche Wissenschaft geworden, die allein beinahe die Lebenszeit eines Mannes fordert. Eine einfache Figur war dort die Symbole einer Stadt, einer Colonie, eines Landes; unsre Wappen sind eine Zusammensetzung vieler Figuren, um deren Eine oft Ströme von Menschenblut vergossen, deren keine also, wo es die Ehre und das Erbrecht des Münzherrn erfordert, ausgelassen werden darf, an deren Einer in künftigen Zeiten vielleicht ein ganzes Land gelegen seyn kann. Nun ists leicht, in solchem Fall über die mit Bildern beladnen Münzen der Neuern zu spotten *)

*) S. 33. u. f.

aber wie zu ändern? Der Rechtsgelehrte, der Staatskundige, der Heraldikus künftiger Zeiten wird, da die Sache einmal so ist, uns für die geschmacklose Ueberladung der Münzfiguren vielleicht so danken, als ein Grieche vergangener Zeiten sie wegwerfen würde. Wie also, da es höherer Ursachen wegen nicht anders seyn kann?

Die Wappen, wie bekannt, sind eine Erfindung und Anordnung der mittlern gothisch-barbarischen Turnierzeiten; ihre Schilde und Kreuze, und Sparren und Bandstreifen, und Thierfiguren und Fahnen haben ihren Ursprung dem Zeitgeschmacke zu danken, der sich, als eine Vermischung des nordisch-gothischen, des spanisch-arabisch-ritterlichen, des barbarisch-christlichen Mönchsgeschmacks, über Europa daherzog, Ritter- und Riesenkämpfe, Turnier- und Kreuzzüge gebar, und, er wäre, was er wolle, nur wenig Ideen von der Tapferkeit eines griechischen oder römischen Helden in sich hält — welcher Thor wird also diese unter jenen suchen? so verschiedene Geschöpfe ein alter griechischer und ein gothischer Held der mittlern Zeiten: ein römischer Patriot, der für sein Vaterland, und ein andächtiger Kreuzkrieger, der auch, aber für ein anders Rom, römisch gesinnet, für Papst- und Kirche fochte — so verschieden diese: so verschieden auch die Bilder ihrer Tapferkeit. In den Schilden und Helmen, in den Heroldsfiguren und Ehrenstücken, in den Lilien, die keine Lilien sind, in Drutenfüßen und Alpenkreuzen, in Kronen und Mützen, Helmdecken und Wappenzelten, wird da wohl eine Dea Roma oder das einfache Sinnbild einer griechischen Stadt wohnen? — Einmal sind

schon. die Wappen höchstverwilligte oder brüderlich-beliebte Charakterzeichen der Personen, Familien und Länder, daher die Anordnung und der Plan der Wappen; das Herkommen hat sie geschlagen: jedes Fähnlein hat seine Rechte und Deutung, woran, nach unserer Verfassung, mehr liegt, als an einem Gericht Geschmack: sie sind Urkunden und Diplome — wer will sie ändern? wer, wo sie erscheinen müssen, als überladen schelten? wer den Kaisern, Königen, Fürsten, Grafen und Herren, Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, Ländern und Städten, Aemtern und Familien in Europa neue Gnadenwappen nach altem griechischen Geschmacke geben, daß sie doch nicht so gothisch-papistisch-barbarisch überladen aussehen — wer ist der Münzenlehrer vom Geschmack?

Zu dem waren in den alten Zeiten der Griechen weniger Städte und Länder, die als Unterscheidungszeichen auf Münzen kamen, als jetzt. Ich weiß die ansehnliche Zahl griechischer Münzen von Städten und Colonien, und auf römischen die öftern Bilder von eroberten Ländern und Provinzen; alles aber reicht auf keine Art an die dreißig tausend Wappen unserer Zeit, die Gatterer als die mindeste Zahl der zuverlässigen angibt. Die Münzen griechischer Städte waren patronymisch; jede hatte den Genius, oder den höhern Schutzgott, oder das Symbol ihres Orts, und damit wohl! Die römischen Münzen stellen die eroberten Provinzen nicht anders, als erobert vor: sie wählten sich also ein Merkmal des Landes, wodurch sich dasselbe für sie, nach dem Gesichtspunkte ihrer Unwissenheit oder po-

litischen Absichten unterschied, personificirten es zum Symbole: damit wohl! Wo reicht dies aber an die Menge, an die Beschaffenheit, an die Bestandheit, an die politischen Rechte und Absichten der Wappen, der Unterscheidungszeichen unsrer Länder, Städte und Provinzen? Man erlasse mir über Sachen von solchem Augenscheine alle leidige Gelehrsamkeit, die ich in solchem Falle immer lieber bei Klotz lesen mag. Die mittelmäßigste Kenntniß der alten und neuen Geschichte, so fern sie alte und neue Münzen erläutert, macht den himmelweiten Unterschied begreiflich, wie die Alten ihre Städte und Länder symbolisiren und personificiren und allegorisiren konnten, nach dem damaligen Zustande der Länderkenntniß, oder der politischen Absicht; und wie wir sie nach der Verfassung unsrer Welt andeuten müssen — hier vergleichen, heißt in den Wind vergleichen! *)

3. In Ansehung der abzubildenden Sachen und Begebenheiten überhaupt hat die numismatische Welt der Alten vor der unsern große Vorzüge —

Selten waren die dort vorzustellenden Sachen und Begebenheiten so verwickelt, so sehr mit Umständen begleitet, mit Bestimmungen umlagert, als in jetzigen Zeitläuften. Ein Sieg zu Lande oder Wasser hatte einmal seine Victorie mit dem Kranze in der Hand, seine Minerva, seinen Jupiter mit dem Adler, und andre Symbole, die in ihrer schönen Einförmigkeit so gern auf alten Münzen wiederkom-

*) S. 35. 36.

men, und, so oft sie wiederkommen, noch immer dem Auge gefallen. Die öffentlichen Anreden und Geschenke, die Vergötterungen, Adoptionen, Vermählungen, Spiele, überhaupt die öffentlichen Gelegenheiten zu Münzen waren unverworrener, als jetzt, da man oft mit allen Bildern rings um die zusammengesetzte Idee herum gehet, ohne sie zu treffen, sie entweder halb- und schielend ausdrückt, oder die Münze mit Symbolen überladen muß. Die Anlässe zu Münzen haben sich ins Große, und im Detail der anzudeutenden Umstände so sehr ins Kleine vermehret, daß mir grauet, über alle politische, kirchliche, gelehrte, kunst- und wissenschaftliche Situationen und Merkwürdigkeiten unserer Zeit Münzen nach alter Art anzugeben, wo man sie fordert und fordern kann. Gatterer hat angemerkt, daß die französischen Münzen auf die Geburt eines Kronprinzen sämmtlich nicht die concrete Idee ausdrücken, die sie ausdrücken sollen, sie sagen entweder zu viel, oder zu wenig — und wie, wenn sich ein philosophischer Theorist der Medaillenwissenschaft nun überhaupt darauf einlassen müßte, die Vorstellung aller vornehmsten Merkwürdigkeiten unsrer politisch so verfeinerten Zeiten, nach dem Geschmacke der Alten zu verbessern — welch Labyrinth! Ich sage kein Wort davon; denn wie viel wäre sonst zu sagen?

Wenigstens also nicht so ganz unsinnig, daß die neuern Münzen in ein topographisches, oder historisches, oder Ceremoniendetail *) abgewichen sind,

---

*) S. 32. 33. 34.

das die Alten nicht haben: Die heutigen Zeit- und Staatsläufte sind damit überhäuft, wie konnten die Bilder derselben frei bleiben? Geburt und Tod, Schlachten und Siege, Belagerungen und Eroberungen, Krönungen und Jubelfeste, Stiftungen und Friedensschlüsse, Aemter und Stände sind mit einem Getümmel individualisirender Umstände begleitet, die diese Begebenheit von allen ähnlichen Begebenheiten unterscheiden sollen. Nun ist freilich hier die Regel leicht zu geben: Abstrahire von allen diesen concreten Umständen einen Hauptbegriff, kleide ihn in Bild nach Art der Alten, und du hast eine Münze von Geschmack: allgemein hingesagt, ist dies Recipe, misce, fiet, leicht; aber anzuwenden? Daß jedesmal die Sache nur eben die bleibt und keine andere wird? Daß unter dem abstrakten Begriffe im Bilde, nicht die concrete Begebenheit verschwinde? Wahrhaftig schwerer! und ein vollständiges Repertorium besserer Vorstellungen geben im Geschmacke der Alten, und doch, daß unsre Welt omnimod angedeutet werde, vielleicht unmöglich. Ueberweg also vergleichen, trifft nicht. Das Mittelstück der Vergleichung schwankt; die sinnlich-abzubildende und abgebildete Welt der Alten ist nicht mehr unsre Welt.

Nichts weniger, als daß ich hiemit die topographischen Beschreibungen unserer Schlachten und Siege, die Risse unsrer Städte und Festungen, das Getümmel von Figuren bei einer Krönung oder Ankunft, das Gewühl von Kriegsgeräthschaft bei einer Belagerung, das lächerliche Freudenleben bei manchen Jubelfesten, alles Kinderzeug bei Geburten,

und

und Himmelsanstalten bei dem Hintritt eines Wohl- oder Hochseligen retten oder loben wolle. Wer mag alle unzeitige oder gar lächerliche Münzhistorien lange ansehen? Daß aber überhaupt unsere Münzvorstellungen mehr ins Historische, ins genau Bestimmende einschlagen, als die Alten, das, sage ich, ist oft unvermeidlich, oft nöthig, und, wenn man erlauben will, auch nützlich. Münzen sind Denkmahle einer Merkwürdigkeit an die Nachwelt — was sind sie, wenn sie nicht deutlich, nicht bestimmt reden? und wenn sie über unsre Welt von Denkwürdigkeiten nicht immer nach der Weise der Alten reden können? Immer lasset sie sich alsdann ihre eigne Weise nehmen. Mit allen Vorzügen der Alten hierin sind nicht viele ihrer Münzen deswegen für uns undeutlich, weil sie zu wenig historisch, zu wenig individuell, zu abstrakt, zu allegorisch sind?

Nun stelle man sich nach Jahrhunderten eine Nachkommenschaft auf unsern Gräbern vor; eine gegen uns so fremde Nation, als wir gegen Griechen und Römer eine, die mit eben der Begierde in der Geschichte von uns forschen wollte, mit der wir unter den Alten forschen — Oder wenn wir ein solches Gericht einer Nation nicht erwarten dürfen: so lasset nur im Verfolg der Zeiten nachkommenden Gelehrten und Staatskundigen an genauen Denkmahlen der Vorwelt gelegen seyn dürfen: wird ihnen etwa eine reine, würdige, historische Vorstellung nicht gelegner kommen, als eine hinter die Allegorie versteckte? als eine allegorisch halb-gesagte? als eine nur im Nebenbegriffe angedeutete? — In diesem Falle

ist der Unterschied so, wie in den mancherlei Erzählungsarten der Geschichte. Die älteste Geschichte war Gedicht, war epischer Gesang — schön allerdings, in rührende Bilder gekleidet freilich, sogar mit täuschenden Fiktionen untermischt; aber Geschichte? Trockne Zeugnisse der Wahrheit? Wie verlassen ist der Geschichtschreiber in diesen Gegenden schöner poetischer Halbwahrheit, oder schöner halbwahrer Dichtung! Und was diese Mischung einen langen mythologischen Gesang hinunter, das ist sie, wenn eine neue Begebenheit hinter eine halbandeutende Allegorie versteckt wird, auf einer Münze, auf einem Denkmahle für die Nachwelt.

Eben dazu ists schon, daß die Neuern ihren Medaillenvorstellungen eine größere Fläche, als je die Alten, eingeräumt haben. Möchten sie nur auch die historische Begebenheit so kurz, so anschaulich, so entladen von entbehrlichen Nebenumständen, von Zierrathen aus einer fremden Zeit, und von verwirrender Dichtung vorstellen: möchten sie nur, statt immer neue Vorstellungen zu erkünsteln, bei wiederkommender Veranlassung auch gute, obgleich schon gebrauchte, Abbildungen wiederholen, und das Individuelle des gegenwärtigen Falls nur so leicht bestimmen, als möglich: freilich, so könnten wir, weil sich auch unsre Welt von Merkwürdigkeiten doch so oft wiederholet, auch einmal zu einer für uns eignen Ikonologie kommen, so bestimmt, als die Antike in ihrer Art; nur freilich ein gut Theil historischer, politischer, detaillirter.

4. Die vorzustellenden Personen nehmen in etwas an dieser Schwierigkeit Theil. Wenn es in

den mittlern Zeiten reichsgängig war, den Kaiser sitzend auf einem halben Cirkel, oder auf einem Thore zwischen zween Thürmen abzubilden, als wären die Füße dem Bauche entwachsen; wer dürfte da bei solcher kaiserlichen majestätischen Stellung nicht an die Miene Vespasians beim Sueton gedenken: velut nitentis! Er mit Kron und Scepter, Schwert und Reichsapfel — einem Fürsten mit Helm und Panzer, in seiner Hermelindecke und Hermelinmütze, mit Fahn und Wappen reitend — der Bischof mit Hut und Stab und Kreuz und Oberrock — drei Heilige auf einer Zürcher Münze, mit einem Nimbus oben, statt des Haupts, das jeder Rumpf zum Zeichen ihres Märtyrerthums in der Hand hält. — Diese erzwungene Tracht und Stellung, die fast jedes Land, des guten Herkommens wegen, seinen Fürsten und Herren giebt, durchlaufen; und dann an das freie Kopfbild eines Alexanders zurück gedacht — welch ein Unterschied! wo wohnt das freie Schöne?

Mich wundert, wie Kloß über die geharnischten Brustbilder auf unsern Münzen so fremde, als ein Kind, thut: *) „Wider das Costume sind sie doch: „den alten Römern sind sie nicht nachgeahmt, den „byzantinischen Kaisern auch nicht so recht: sie müs„sen endlich wohl aus Rüstungen verschiedener Zei„ten zusammengesetzt seyn." — — So wenig ich in dergleichen reichsurkundlichen Sachen belesen seyn mag, so weiß ich doch, außer der Zeit unsers Co-

*) S. 79. 80. u. f.

stümes, (in die kein Schüler der Numismatik ihre Erfindung setzen wird,) außer der römischen und byzantinischen Rüstung, noch eine mittlere Zeit deutschen Ritterthums, da die Herzoge und Grafen von den Kaisern in denen ihnen anvertraueten Ländern zu Heerführern der Ritterschaft verordnet gewesen, da diese durch solche Turnier- und Heldenrüstung sich unterschieden, da also die Herzoge ihr Heerführerthum durch Harnische und Ritterauszüge auch auf Münzen signalisirten; sie als herzogliche Insignien und Gerechtsame behielten u. s. w.; dies weiß ich, und wer sollte das nicht wissen?

Und weiß man das; wem wird die weitläuftige prächtige Anmahnung: „die Fürsten sollten doch bedenken, daß sie ihre Münzen für die Nachwelt „schlagen lassen, daß diese ja der spätesten Nachkommenschaft ihren Geschmack verkündigen sollen: die „geharnischten Brustbilder wären doch wider das Uebliche unsrer Zeiten: an Münzen und Statuen des „Alterthums fände er doch solche Rüstung nicht: an „byzantinischen Kaisern auch nicht so ganz: sie bleibe „doch für unsre Zeiten fremde: sie stelle doch eine „Sache vor, die wir in der Natur nicht mehr sehen: die Römer hätten sich doch nie in ägyptischer „Kleidung, oder mit parthischen Tiaren abbilden lassen: man brächte damit der Nachkommenschaft nichts „als ganz falsche Begriffe von den Trachten unsrer „Zeit bei" — — und was der Verfasser darüber auf sieben Seiten Gelehrtes und Zurechtweisendes von Heliogabalus und Childerich, von Alexander und Aristobulus sagen möge, wer wird die ganze Ermahnungsrede nicht so fade als möglich finden? Wenn

die liebe Nachkommenschaft nur etwas weiß, so weiß sie, daß dies nicht eine Tracht unseres Ueblichen im gemeinen Leben, sondern ein fürstliches Herkommen, das Insigne eines gewissen Ranges, gewesen: daß sie bei fürstlichen Installationen in Deutschland urkundlich sey: so weiß sie, daß, wenn der Papst nicht täglich seine dreifache Krone trage, er sich dieselbe doch anmaße, und daß, wenn Ihre Herrlichkeiten den breiten Halskragen nicht über den Harnisch zu binden befugt sind, sie es auch nicht thun werden, wie der Hr. Verfasser meynet: so weiß sie — — und das weiß ja jeder Schüler der Reichsgeschichte.

Nun mag es etwa der Affe eines Löwen, das ist, nach Klotzens Fabeldeutung, der Künstler und Historiograph eines Fürsten, ausmachen, wie weit Seine Durchlauchten dies Erz abschütteln können, oder nicht? Aber dazu gehört wahrhaftig kein geheimder Rath, es auszumachen, daß kein Fürst unserer Zeiten diese Rüstung ersonnen, um „der spätesten Nach„kommenschaft seinen Geschmack zu verkündigen, um „den Enkeln die vortheilhafteste Schilderung von sich „zu überlassen.“ Dazu gehört auch kein erster Philologe der Nachwelt, um etwa das Costume unserer Zeit daher zu muthmaßen, so wenig die Ammonshörner Alexanders und Lysimachus uns auf den Verdacht bringen, als wäre er eine gehörnte Mißgeburt gewesen. Wenn sich indessen ein Fürst einem solchen Insigne auch nur des Herkommens, des Ranges, des Nationellen bei seiner Huldigung und Krönung wegen bequemt — immer sey er zu beklagen; denn hinter welchen Fässern und Gewändern muß ich nicht einen solchen König Saul suchen? aber auch

der Unterschied werde erwogen zwischen einer Zeit, die ihre Fürsten frei hinstellt, und einer Zeit, die sie nach Recht und Herkommen zu einem spanischen Mantel, oder zur Tonne des Diogenes verurtheilt — wer wird das verkennen?

5. Ich komme auf die Inschriften, zu denen ich hier sowohl Titel, als Legenden rechne. Titel! mit welchem Ballast sind unsre Fürsten nicht überladen? mit diesem des Erbrechts, der Familie, eines historischen Umstandes, einer Protestation wegen, mit jenem der wirklichen Besitze halben — wo ist hier die edle Armuth der Griechen und Römer? Der Römer war Herr und Kaiser der Welt, nichts mehr dünkte er sich, aber auch nichts weniger: Ein Titel also seiner römischen Größe und Hoheit; jeder übrige Zusatz nach Provinzen und Ländern wäre für ihn (ich nehme den Fall der Eroberung aus) verkleinernd. Ein Imperator, Caesar, Dictator, Pater Patriae, war genug, um gleichsam den Einen zu bezeichnen, der nicht seines gleichen hat —

Unde nil majus generatur ipso,
Nec viget quidquam simile aut secundum.

Das Titulaturrecht unsrer heutigen Fürsten muß von dieser römischen Größe mehr in die Currentmünze der Titel gehen. Hier diese Acquisition, dort jene Gerechtsame, dort jene Anwartschaft von Gottes Gnaden: sie muß nicht vergessen werden, und so kommt eine Titelreihe heraus, die oft auch die Münze besäet. So mache man, wird man sagen, diese zu keiner Heroldstafel, und lasse sie weg! Gut,

aber die lasse man doch nicht weg, die in dieser Situation mit zur Bestimmung, zur historischen Erklärung gehören? Und eben dies, wie sehr läufts oft ins Detail? Um nur der Nachwelt deutlich zu seyn, um diesen von so manchen andern Fürsten zu unterscheiden — welche Unterschiedenheit, von der ein Grieche und Römer nichts wußte! Um eben diese und keine andre Denkwürdigkeit der Nachwelt aus unsrer Staatsverfassung zu erklären — welche Unterschiedenheit, von der ein Grieche und Römer nichts wußte!

Griechen und Römer inscribirten in ihrer Sprache, und man kennet dieselben nach ihrer Stärke und Hoheit, nach ihrer Kürze und Nachdruck; verläumden will ich die unsrige nicht: sie hat in manchem sogar Vorzüge; aber zur schönen Aufschrift einer schönen Münzallegorie ist sie nicht gebildet. Nicht gebildet dazu in der Form der Buchstaben, in den hart und vielfach zusammengesetzten Bestandtheilen der Wörter, in dem Bau der Rede, der sich weniger mit einem ausgerissenen Casu, oder einer ellipsirten Construktion verträgt, in dem Geiste der Sprache, der sich hierin eben so weit von der offnen χαρις der Griechen, von der elegantia inscriptionum der Römer, als von der französischen Pointe, entfernen dürfte. Unsre Sprache hat ihre gothischen Buchstaben, die gut erscheinen mögen, nur nicht auf Metall: sie hat ihre vielen Konsonanten, die in einem starken Gedichte so prächtig klingen, als sie auf einer Münze schwer zu buchstabiren, noch schwerer abzukürzen sind: sie liebt den vollen Bau der Rede, mit Artikeln, Verschränkungen und Construktionen,

ohne Ellipsen, ohne einzelne Redetheile: sie liebt auch im Sinne mehr das voll und ausführlich Gesagte, als das schön Andeutende der Griechen und Römer: sie ist also nicht, wie diese, zur Münzenaufschrift. Was soll hier ein geschmackvoller Tadel über den Mangel an Geschmack in einer Sache, wo es an etwas mehr fehlt, als diesem?

So nehme man die römische Sprache statt der unsrigen! Gut gesagt! aber ist denn auch die Münze so national, als die römische war? so einem jeden verständig? so fürs Publikum, als jene? — Zudem: „man brauche die römische:" aber, ans Landübliche, ans Costume nicht zu denken, wird man sie auch als ein Römer brauchen? Ist die römische denn auch für unsre Welt von Münzdenkwürdigkeiten gebildet? wird man nicht oft, indem man alte Worte, auf neue Gebräuche anwendet, Centauren schmieden? Vermischungen der Zeiten und Länder, die einem Nachkommen befremdlich seyn müssen, schielende Uebertragungen römischer Worte und Begriffe unter deutsche oder neuere Begriffe überhaupt, für einen Kenner beider Zeiten unausstehlich. Die griechische und römische Sprache war national: die Denkwürdigkeiten, welche auf Münzen kamen, national, eines also für das andre gebildet: Körper und Seele. Ist aber die römische Sprache für unsre Welt von Merkwürdigkeiten, oder diese für jene ursprünglich gebildet worden? und doch soll eine die andre ausdrücken? So stoßen sich zwo Zeiten und Völker, wie jene Zwillinge im Leibe der Mutter! — —

Will man also zur Nationalsprache zurück kehren, und einigermaßen doch die sinnreiche Einfalt, die edle Kürze, gleichsam die Poesie in Gedanken und Worten, ersetzen, die sich bei den Alten findet — ach! unsre Sprache bietet uns auch eine Poesie dar, aber sinnreiche Leberreime, oder gar frostige Wortspiele. So wie die Nordländer in der Dichtkunst die Harmonie der Alten durch Reime nach ihrer Art zu ersetzen gesucht: so auch auf Münzen durch Reime — aber welche Ersetzung! National freilich, oft sinnreich genug und oft nicht blos für den Pöbel, sondern auch für den Weisen, sinnreich; aber eine Ersetzung der griechischen und römischen Einfalt? Ich sehe von beiden Seiten Schwierigkeiten: Klotz sieht keine, und stimmt eine Elegie über den pöbelhaften Geschmack der Neuern an.

Weiter mag ich mich nicht einlassen, in die unendliche Verschiedenheit der alten und neuen numismatischen Münzgesetze, Künstler, einzelnen Veranlassungen, des äußern Werths und Zubehörs; noch zum Schluß eine allgemeine Anmerkung, die Anfang hätte seyn sollen.

6. Die Alten hatten überhaupt mehr Bildersprache, mehr allegorische Dichtung, als wir. Von Dichtern war ihre Sprache gebildet, und da, bei den Griechen insonderheit, die ältesten Dichter Liebhaber von Bildern, Metaphern, und Allegorien waren, welch ein Schatz lag gleichsam schon in der Sprache, theils im Geschlechte, theils in Form, theils in Bedeutung der Worte! Ihre dichterische

Sprache war allegorischen Aufschriften gleichsam in die Hand gebildet! Allegorien wurden aus der Sprache geschöpft, und mit der Sprache, aus der sie geschöpft waren, begleitet — welche gute Lage!

Zudem: Die erste Schrift und die erste Sprache ist eine Mahlerei von Begriffen: mit der Zeit kommen in beide künstliche Abkürzungen der Bilder: mit der Zeit verlieren sich gar viele Bilder selbst, und es bleiben allgemeine Begriffe. Wo sind wir nun in der Reihe der Völker und Zeiten? ohne Zweifel diesem Ende näher, als jenem. Die meisten Allegorien allgemeiner Begriffe nach Griechen, Römern, zumal Aegyptern, sind uns schon fremde: die meisten, die z. E. auch Winkelmann aus den Alten anführt, erkennen wir kaum mehr unter solcher Gestalt: sie sind nach unsrer Horizonthöhe beinahe schon über das sinnliche Bild erhoben, oder wenigstens so oft von jenen Vorstellungen abgewichen, als wären sie nicht mehr dieselbe. In dieser, meines Wissens noch nicht so bemerkten, Aussicht sollte man das Winkelmannische Werk *) durchgehen, so würde man sehen, wie, vorzüglich bei den Aegyp-

*) Ueber die Allegorie. Getadelt genug hat man diesen Versuch, der doch nichts als Versuch seyn sollte; aber recensirt, in der vorgesteckten Aussicht durchgegangen? Ich weiß nicht. Und sie ist die einzige, nach der man die Frage entscheiden kann, wie weit wir den Alten nachallegorisiren können, oder nicht?

tern, (denn sie sind die ältesten,) sodann bei Griechen und Römern, Tugenden und Laster und abstrakte Ideen von allerlei Art fast immer eine andre Gestalt gehabt, als bei uns, wenigstens hie und da von einer Nebenseite angesehen worden, die sie bei uns verlohren. Oft ist das allegorische Bild einer Tugend, einer abstrakten Idee nach griechischer Art mit dem Namen derselben nach dem Sinne unsrer Zeit, eine Gesellschaft zwoer Personen, die sich sehr seltsam zusammen finden.

Noch eine augenscheinliche Folge. Dichter haben den Alten ihre Allegorie und Sprache angebildet: national war also ihre Bildersprache, und wenn sie entlehnt war, so wurde sie nationalisiret. Der Unterschied wird wichtig: denn bei uns ist eine Bildersprache so patronymisch nicht. Dort konnte alles auf einem Wege fortgehen: der Dichter hatte durch seine poetische Bildersprache das Volk gebildet: der Weise, der nach ihm kam, trat, so viel er konnte, in seine Fußstapfen: er bediente sich des Bilderschatzes, den jener in die Sprache gelegt, nach seinen Zwecken: er bildete die Allegorien des erstern zu Wesen seiner Art um: er wurde ein Plato gegen einen Homer. An seiner Hand gieng der dritte Mann, der Künstler, und erhob jene Bildersprache der Dichter und Weisen zum schönsten Anschauen. Die Götter, die der Dichter dem Volke sang, und der Weise erklärte, schuf der Künstler ihm vor: die Ideen, die es in alten geerbten und früherlernten Gesängen auf der Zunge, und aus dem Munde des Weisen gleichsam im Ohre hatte, standen ihm in den Werken des Künstlers

vor Augen — durch alles ward also ein poetisches, ein allegorisches Publikum gebildet, das die Bildersprache verstand, fühlte, beurtheilte, fortpflanzte. Die Allegorie hatte tiefe Wurzeln in allem, was national heißt, geschlagen, in Sprachen, Gedichten, Philosophien, Kunstwerken: sie gehörte zur Cultur des Volks, sie ward Denkart des Publikums.

Unser Publikum ist aus diesem Gleise der Cultur, aus diesem Vehikulum der Denkart hinaus. Wenige Bilder ausgenommen, und die Ikonographie der Alten ist uns nicht nationell; nicht aus unsrer Sprache geschöpft, und oft nicht einmal mit dieser stimmend; nicht aus unsern angebohrnen Idolen, in denen wir uns als Kinder allgemeine Begriffe denken, gebildet, und oft denselben widersprechend — nicht also dem Auge des gemeinen guten Verstandes unter uns kennbar, nicht also national. Die Idole etwa und Mährchen, in die unsre Kindheit allgemeine Begriffe kleidet, sind gothisch, oft ungeheuer, fast niemals für die Kunst. Sie sind nicht von griechischen Dichtern der Schönheit, sondern durch nordische Mährchen eingepflanzet: einige von ihnen bestätigt unsre Sprache, die sich nach ihnen bequemet: alle aber sind gegen die Menge griechischer Nationalbilder nur ein verschwindendes Zwei oder Drei. In den Schatten der Jahrhunderte sind sie verschwunden; und für die Kunst haben wir auch an solchen gothischen Gestalten der Einbildungskraft nichts verlohren. Die reinere Wissenschaft, die in unsern nordischen Gegenden durchaus freier von solchen Hüllen der Mittagsländer ge-

dacht wird, die Cultur des Publikums nach unsrer unsinnlichen Religion und unsinnlichen Philosophie hat sie vertrieben: wir haben also kein dichterisches, allegorisches Publikum mehr.

Und können uns die Allegorien der Alten dazu machen? Selten sind diese ja unserm Volke, (ich sage nicht, unserm Pöbel,) kennbar: oft ihm ja so unverständlich, als die lateinische Ueberschrift ringsum. So wie es nach unsrer gelehrten Handwerksbildung in manchen Ländern dem Pöbel zur Synonyme geworden: er ist ein Lateiner, das ist ein Gelehrter: so wenigstens in diesem Falle ist die Ikonologie der Alten eine Ueberpflanzung fremder Nationalbilder, sich in ihnen Götter zu denken, die wir nicht haben, Städte und Länder in Schutzgöttinnen und Genien zu denken, die wir nicht kennen, Tugenden und Laster denken, wie wir sie nicht denken wollen, allgemeine Begriffe zu denken, ohne daß wir sie in den Symbolen sehen. Sie ist also ein gelehrtes Rüstzeug, ich will nicht sagen Spielzeug, aus fremden Ländern, das unter uns keinen Markt des Anschauens, kein Publikum hat.

Eben hiemit ist Klotzen ein unerklärlicher leidesvoller Unterschied erklärt *): „Mit den Sinnbildern „auf alten Münzen konnte der Lehrer des Geschmacks, „der Dichter, der Künstler zufrieden seyn. Den „neuern Vorstellungen widerspricht oft Vernunft, „Geschmack und Kunst. Wer wollte es wagen, die

*) S. 53. 56.

„Vorstellungen auf neuern Münzen mit den Bil„dern unsrer Dichter zu vergleichen? Gleichwohl „hat Addison mit den alten Münzen und Versen „dieses gethan: Er hat oft eine grosse „Aehnlichkeit zwischen beiden bemerkt, und Ursache „gefunden, den feinen Geschmack dessen zu loben, „der die Vorstellung zu einer Münze angegeben. „Der Poet hat die Idee mit eben dem „Bilde, welches der Stempelschneider „gebraucht, um einen Gedanken sinn„lich zu machen." Wie man sieht, bleibt alles im Unterschiede der Alten und Neuern bei ihm eine qualitas occulata des Geschmacks zum Staunen. Freilich konnte der Dichter mit solchen Münzvorstellungen zufrieden seyn: denn sie waren aus ihm geschöpft, oder wenigstens nach der Denkart gebildet, die er dem Weisen, dem Künstler, dem Lehrer des Geschmacks, die alle Söhne seines Geschlechts waren, angeschaffen. Freilich lassen sich Verse und Münzen unter den Alten vergleichen: was aber jetzt in Addison eine solche gelehrte und Geschmacksherrei ist, das konnte unter den Alten ein jeder wohlerzogner, gebildeter Mann. Wenn er durch Dichter gebildet war, wenn einem Publikum in Griechenland Dichterverse und poetische Bilder ihrer Mythologie im Kopfe schwebten, ohngefähr auf die Art, als unserm Volke Kirchenlieder, Bibelsprüche, (eine Vergleichung, die hier blos Nationalunterschied seyn soll,) die, wenn die Sprache und die Erziehung solchen anschaulichen Vorstellungen entsprach — was natürlicher, als eine Vergleichung zwischen Bildern und Versen? was aber auch unnatürlicher, als bei uns solche Vergleichung zu fordern? Die Münzalle-

gorien sind uns meistens überbrachte Ideen: unsre Dichter aber, der Muse sey Dank! uns national — ich sehe keine Parallele. Die Münzvorstellungen aus den Alten entsprechen höchstens auch den Dichtern der Alten; und so sehr diese auch unsrer lieben Schuljugend eingeprägt werden: so haben wir doch nimmer ein attisches, ein römisches Publikum, das, wie jenes, nach diesen Dichtern gebildet wäre. Die lange Deklamation Klotzens über die Parallele, vom Geschmack auf Münzen*), der sich zu unsrer Zeit, unter der Regierung Friedrichs des Großen, angefangen, und von classischen Schriftstellern, die unsern Zeitpunkt allen Völkern und der spätesten Nachkommenschaft bewundernswürdig machen werden, die ganze Parallele ist in Vergleichung der Alten sink.

3.

Ein Büchlein über die Geschichte des Geschmacks auf Münzen; und dies Büchlein wird seinem größten Theile nach, nichts als eine Vergleichung der Alten und Neuern: und diese Vergleichung wieder nichts als ein Preis des Geschmacks der Alten, und eine Satyre auf den Münzengeschmack der Neuern. Beiderlei Arten des Geschmacks als die Produktion

---

*) S. 70 — 76.

einer ganzen Zeitverfassung und Nationaldenkart anzusehen, den Unterschied zu entwickeln, der sich zwischen der numismatischen Welt der Alten und der Neuern in Bildersprache der Religion, in den Symbolen der Länder, in den Allegorien der Begebenheiten, in dem Ceremoniel der Personen, in der Sprache der Aufschriften, in dem Publikum, das Münzen erfand, sah und beurtheilte, in allen äußern Umständen der Numismatik ereignet, diesen himmelweiten Unterschied, von dem ich einige Schattenzüge entworfen, vergißt er; schreibt dem lieben Addison nach, macht dessen Gespräche zur feinen Satyre, zur lahmsten Strafpredigt über den übeln Münzengeschmack unsrer Zeit, von Fürsten an bis zu Münzenstemplern, zu —

Und das ist sein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks auf Münzen. Eine Geschichte des Geschmacks auf Münzen, was ist sie, wenn sie uns bei den Griechen die Ursachen des Geschmacks nicht entwickelt; jetzt Griechen und Römer vergleicht, und auch bei diesen nichts erkläret? Was ist sie, wenn sie nicht genau auf die Veranlassungen merket, durch welche der Geschmack fiel, den falschen Geschmack, der sich statt des römischen einschlich, nicht zergliedert, diesen neuen gothisch-christlichen Geschmack nicht bis auf seine Quellen, und bis in die Abgründe der Diplomatik, Heraldik und Staatsgeschichte, die seine Abflüsse sind, verfolgt, auf keine seiner Hauptveränderungen merket, die Reformation des Geschmacks, die eigentlichen Verdienste der Reformatoren nicht bestimmet, dem Laufe ihrer Verbesserun-

serun-

erungen nicht nacheilet: die Reste des alten Herkommens, die sich ihm widersetzten, nicht prüfet: und an eine Anleitung denkt, uns zu unsrer numismatischen Welt ein Münzenkabinet nach dem Geschmacke der Alten zu sammlen — was ist sie, wenn sie nichts von diesem ist?

Ein paarmal berühet Kloz etwas hievon, aber beidemal ists Ausschweifung, und es wird grobe Falschheit. „Bei den Griechen, sagt er *), hatten „die Künste überhaupt engere Schranken, als bei „uns. Wir erlauben ihnen gröſstentheils die Nach„ahmung eines jeden Körpers, ohne daſs die Kunst „durch die Würde des Gegenstandes veredelt würde. „Der Grieche hatte ihnen blos die Nachahmung „schöner Körper verstattet." Wer Lessings Laokoon gelesen, weiſs, wem die Bemerkung zugehöre: dafür aber, daſs Lessing Klotzen eine Bemerkung lieh, schenkt dieser ihm groſsmüthig eine Verbesserung: „Entgegengesetzte Zeugnisse der Schriftsteller und „Beispiele der Künstler bestimmen mich, dieser „Beobachtung engere Gränzen zu setzen, und sie blos „auf öffentliche Denkmähler einzuschränken." — Die Verbesserung in ihrem Werthe und Unwerthe, was thut dies auf die Münzen? gehören die auch zu den öffentlichen Denkmählern, die nichts, als das Schöne, bildeten?

Allerdings, sagt Kloz: **) „Auf alten Mün„zen finden wir weder häſsliche, noch schreckliche Vor-

*) S. 40. **) S. 43.

„stellungen. Zwei derselben zeigen uns die Furien: „aber in welcher Gestalt? Nicht mit den furchtba- „ren Gesichtszügen, welche der Grimm auf neuern „Werken vorstellt. Blos Fackeln und Dolche zei- „gen diese Göttinnen an. Uebrigens ist auch die „Münze, welche die Einwohner Antiochiens zu Eh- „ren des jüngern Philipps haben schlagen lassen, „aus der Zeit, da die Blüthe der Künste längst ver- „schwunden und mit ihr zugleich der Begriff „der Schönheit aus den Seelen der „Sterblichen entwichen war. Wie un- „gleich sind hierinnen die neuern Stempelschneider „den Alten!" Offenbarer gesagt kann nichts seyn. Es werden in der Folge *) an dem himmlischen Ge- sichte der Meduse sogar die Schlangen in Erwägung gezogen, und aus vier verschiednen Ursachen gerecht- fertigt, daß „diese ein Sinnbild des Wohlthuns und „des Heils gewesen, daher sie viele Götter zur „Symbole geführet, daß Hogarth in ihnen das „wellenförmige Schöne suche, daß sie mehr zieren, „als verstellen: daß endlich, und insonderheit Grie- „chen und Römer über diesen Punkt ein von dem „unsern ganz verschiednes Gefühl, einen ganz be- „sondern Schlangenappetit gehabt;" und der Recen- sent des Hrn. Kloz findet eben die letzte Bemerkung von den Schlangen gar nach dem Geschmack der Alten, vorzüglich wichtig. Ich kann also nach Kloẞen bis auf die Schlangen, bis auf zwo Münzen mit Furien nichts allgemeiners festsetzen, als

*) S. 46.

„daß auf alten Münzen sich gar nicht, weder häß-
„liche, noch schreckliche Figuren finden."

Ich nehme indeß ein Paar Bücher zur Hand, die Klotz zur Hand gehabt haben muß, weil er sie anführt, und so zuerst den lieben Beger: und in ihm mehr als eine Vorstellung auf alten Münzen von Schweinen, fürchterlichen Löwenhäuptern ohne die freundliche Miene der Meduse, die zum Küssen einladet, das bekannte unförmliche Sinnbild Siciliens, drei Füße, rings um ein Haupt voll Schlangen: und andre, nicht eben so unhäßliche, oder unschreckliche Figuren, die Eule der Minerva ungerechnet. Ich nehme Haym: da Scorpionen, Elephanten, brüllende Löwen, Ochsenhäupter, Nachteulen, kämpfende Schlangen: so Geßner, so andre — keine Sammlung alter Münzen geht von solchen Vorstellungen ganz leer aus.

Ja, wird Klotz sagen, das waren Sinnbilder von Städten, von Ländern. Nicht alle, und doch von griechischen Städten? von griechischen Ländern? doch Vorstellungen auf griechischen Münzen? Sie stehen mit keinem mindern Rechte darauf, als Furien nicht darauf stehen können, weil sie keine Schutzgöttinnen, keine Sinnbilder von Städten waren. Wie? weil Ganymed oder Antäus auf keiner Münze Bild giebt: wer wollte deswegen deuten? Erst beweise man, daß Furien auf Münzen gehören, wenn, daß sie nicht da sind, etwas beweisen soll.

Ueberhaupt bestimmet Klotz das Allegorische der Münzen so, daß man sieht, er habe vom Münzenartigen seltne Begriffe. Winkelmanns Erklärungen der Allegorie zu folgen, ist gut; nur ihnen mit Einschränkung auf Münzen zu folgen, noch besser. Da er seinen Versuch von der Allegorie überhaupt für die bildenden Künste, nicht blos für die Münzen, geschrieben: so sind seine Regeln ohne Bestimmung auf diese zu lax, zu weit, und nichts unsicherer, als der Klotzische Satz: „die Pflichten des „Mahlers sind auch die Pflichten des Stempelschneiders, nur daß jener ein geräumigeres Feld hat." Nicht doch! die Allegorien auf Münzen haben ihre eigne Natur; sie sind nicht etwa blos wie Mahlereien, der Kunst selbst, sondern allemal der Deutung wegen da: sie sind mnemonisch. Das Bild als Bild ist nichts; der Sinn des Bildes ist Alles. In allen Schriften wirft Klotz Münzen, Gemmen, Mahlereien, Statuen grausam durcheinander; und kaum kann Etwas verschiedners an Natur, Zweck und Gesetzen seyn! Ein Kunstwerk ist der Kunst wegen da: aber bei einem Symbole, es sey der Religion, oder der politischen Verfassung, oder der Geschichte gewidmet, ist die Kunst dienend, eine Helferin zu einem andern Zwecke, so bei der Münze. Lasset uns also die Griechen nicht auf unrechte Art loben: sie widersprechen solchem Lobe, und es wird Tadel auf sie: es wird Unwissenheit für uns.

Auf der andern Seite, lasset uns auch die Neuern nicht ohne Ursache tadeln. Ich will ihre, „durch die häßlichsten Verzerrungen des Gesichts ver-

„unstalteten, Ungeheuer, die Klotzens Auge beleidi-
„gen, das sich an die griechische Schönheit gewöhnt
„hat," nicht vertheidigen; aber so billig sollte man doch auch seyn, zu fragen: ist dieses Ungeheuer die Haupt- oder nur eine Nebenvorstellung? Wenn z. E. ein Herkules, als Drachentödter, zum Sinnbilde der Tapferkeit da stünde, und der Drache selbst ein häßliches Ungeheuer wäre: nicht der Drache, der Drachentödter ist das Bild, und jener nur eine unterliegende Vorstellung. Daß die Alten eben so gedacht haben, bezeugen eine Menge Gemmen und Gemählde, die ja doch eigentlichere Kunstwerke, als Münzen, sind —

Nebenfiguren also, aber, wenn sie auch selbst Hauptfiguren wären, noch sind sie auf Münzen nichts als Revers; man kehre um, so hat man die Deutung. Das eckle Auge des Verfassers, das sich an griechische Schönheit gewöhnt hat, wird am meisten von holländischen Münzen beleidigt. „Die Zwie-
„tracht, die Tyrannei, die Grausamkeit sind als
„Ungeheuer mit der größten Häßlichkeit vorgestellt,"
und sogleich hat Klotz den bekanntesten Tadel ihrer Mahler und ein Sprüchlein aus Hagedorn fertig, das hier so hingehört, als Faust aufs Auge. Auch ich sehe lieber das Schöne, als das Häßliche, lieber das Liebliche, als Carrikaturen; wie aber? wenn die Enthauptung Karls des Ersten durch kein lachendes Gesicht, und durch keine Amors angedeutet werden konnte, und das wüthende, vielköpfigte Volk also als ein vielköpfigtes Schlangenungeheuer erscheint — und neben an das traurige Haupt des Königes auf dem Boden — wird da nicht die Vorstellung von

dem Sinne von der Allegorie gleichsam verschlungen? Und ist dies Bild denn anders geschlagen, als um so verschlungen zu werden? und wird je eine Münze als absolutes Kunstwerk gepräget? Ist sie je unter den Griechen anders, als zum Denkmahle gepräget worden? — — So vergißt der Autor die ersten Grundsätze der Künste, und verwirret ihre Gränzen. Er nimmt sie als Kunstwerke und nicht als Denkmahle; die Kunst bei ihnen nicht als Hülfsmittel des Bedeutenden, den Künstler nicht als Handarbeiter — so schreibt er von ihnen, und verkennet ihre Natur.

Und das ist Alles, was Klotz unter den Griechen fand, um ihnen ihren Rang im Münzengeschmacke zu geben? — Ja! Und unter den Römern an ihrem Theil nichts besonders? Wenig, als eine sichre Parallele mit den Griechen, die hier nicht hingehört, und über die ich zu anderer Zeit reden werde. Und nichts bestimmtes an Ursachen, die den guten Geschmack herunter gebracht? Nein! Und nichts vom diplomatischen, heraldischen und rechtlichen Ursprunge unsers Münzengeschmacks? Auch nein! — O des sonderbaren Beitrages zu einer Geschichte!

4.

„Ich thue dem Verfasser vielleicht Unrecht: Ein „Beitrag kann ja so viel oder so wenig beitragen, „als er will." — — Ey! so muß Klotz nicht großsprechen: denn wie er jetzt ankündiget, hat er über einem weit weitern Thema gearbeitet, als ich gesucht habe — nicht blos an einer Geschichte des Geschmacks auf Münzen, sondern gar an einer Geschichte des Geschmacks und der Künste bei einem Volk aus Münzen. Diesen Faden will er über die merkwürdigsten Perioden der Geschichte, über Völker und Zeiten verfolgen, und aus ihnen liefern eine Geschichte des Geschmacks und der Künste überhaupt aus Münzen.

Das ist freilich noch mehr! auf einer Münze mag sich immer der Geschmack einer Nation offenbaren dürfen: aber daß sie eigentlich eine Tafel des Geschmacks einer ganzen Nation vorstellen sollte, vorstellen müßte? — Dem ersten Anblicke scheint das schon gewagt. Auf einer Münze mag sich immer Kunst, und, wenn man will, auch Künste offenbaren dürfen; daß sie aber eigentlich eine Zeugin über die Kunst, ja über die Künste seyn sollte, seyn müßte — noch gewagter; und das ist doch „die Ausführung der Sache, die ich mir vorgesetzt habe. Meine Absicht ist, aus den Münzen „gleichsam eine Geschichte des Geschmacks und der „Künste zusammenzusetzen, und ihre Blüthe, oder „ihren Verfall aus denselben zu beurtheilen. Ich

„werde daher, u. s. w." — — Mich dünkt, der Verfasser übernahm, was niemand, als etwa ein Sohn der Sybille, ausführen kann.

Die schöne griechische Münze, und freilich läßt sich viel daraus ersehen. Das Volk, dem sie gehört, muß gebildet seyn, Commerz haben, Sinnbilder haben, eine gebildete Sprache haben, Zeichner und Stempelschneider haben, oder gehabt haben: das sehe ich. Träte ich auf ein fremdes Eiland und fände Münzen, von denen ich vermuthen könnte, daß sie kein Fremder verloren: so wären diese Muthmaßungen fertig. Aber eine Geschichte ihres Geschmacks und ihrer Künste, den Inbegriff ihres Geschmacks und ihrer Künste — unmöglich. Ob sie Dichter oder Weltweise, Bildhauer, Tonkünstler und Tänzer neben ihren Stempelschneidern gehabt, ob ihr Zeitpunkt des Geschmacks ihnen eigen oder einer Colonie, ob ein langes oder kurzes Drama gewesen, sehe ich das aus einer Münze? Und ist nicht eben diese frappante Intonation: ich will aus Münzen eine Geschichte des Geschmacks und der Künste geben! nach allen Zeitungspanegyriken auf Klotz, sein erstes Verdienst bei diesem ganzen Buche? Indianer, Perser, Araber! was kann man aus euren Münzen nicht weissagen?

Jetzt eine Sammlung, oder, wenn man kann, die ganze Menge griechischer Münzen: und zwar, welches noch angenommener heißt, in ihrer Zeitfolge nach und neben einander — allerdings kann man jetzt vieles auf die Nation schließen, was Geschichte, Regierung, Beschaffenheit ihres Landes, ihre Kleider,

Waffen, Gebräuche, Gebäude, Religion und dergleichen anbetrifft. — Hieraus läßt sich ohngefähr ein Nationalcharakter bilden, der viel in sich hielte, aber keine Geschichte des Geschmacks und Künste; — ich wollte, daß ein numismatischer Goguet so ein Werk schriebe. Wohlverstanden, daß er in seinen Schlüssen keinen Schritt vergebens thue, bei jedem den Grad der Wahrscheinlichkeit in Maas nehme, und den seltnen philosophischen Genius hätte, einzelne Data niemals zu allgemein zu generalisiren, noch auch diesseit des Ziels stehen bleibe, auf welches man zu schliessen könnte — wäre dies, was sich bei Klotzen fast alles im Gegentheile zeiget: so hätte man freilich „eine Geschichte des Geschmacks „und der Künste bei den Griechen aus Münzen," aber auch zugleich ein in Beispiele gebrachtes Lehrbuch der historischen Wahrscheinlichkeit, eine Logik historischer Schlüsse, nicht eine Sammlung kahler Allgemeinsätze.

Vorausgesetzt wird hier zum Grunde der ganzen Schlußfolge: daß die Griechen auf der Bahn ihrer Cultur selbst fortgegangen, nicht etwa von der unsichtbaren Macht fremder Völker darauf fortgetrieben, und umhergestoßen seyn, daß also aus ihrem Laufe die Kraft der Nation mit Grunde berechnet werden könne. Was es für Fehlschlüsse gebe, diesen Lauf anzunehmen und zu berechnen, wo er nicht ist, werde ich am andern Orte an den Griechen zeigen; hier die Römer.

Aus der römischen Münzenfolge eine Geschichte ihres Geschmacks und der Künste ist durchaus trüg-

lich: denn nicht sie, eine fremde Nation ists, die durch sie wirket. So viel aus ihren Münzen geschlossen werden mag; auf ihren Geschmack und Liebe zu den Künsten wenig. Was in dem römischen Geschmacke und Künsten denn eigentlich römisch, was hingegen nur von Griechen geformt nach der Römer Weise gewesen? wo die Römer selbst gedacht und gearbeitet, oder nur denken und arbeiten lassen? verliert sich in den Schatten, und ist dies nicht eben das Hauptlicht „einer Geschichte des „Geschmacks und der Künste Roms aus Münzen?" Wie? wenn die Griechen bis auf jedes Einzelne verloren gingen, wie würden die Römer nicht siegprangen? Da sie aber nicht verloren sind, da wir aus andern Quellen, als aus Münzen, es wissen, wie sehr sie in den Geschmacks- und Kunstlauf der Römer unsichtbar einwirkt; welchen Behaupter wird das nicht zweifelhaft machen, aus Münzen ihre Geschmacks- und Kunstgeschichte zimmern zu wollen?

Die Zeit der so genannten gothischen Münzen. Daß ihre Urheber keine Griechen und Römer weder an Geschmack, noch an Kunst, noch an irgend Etwas gewesen, das sieht der Blinde; ja es lassen sich die Ursachen sogar einsehen, warum sie nicht das Eine, nicht das Andre, haben seyn können? Es läßt sich sogar der falsche Geschmack, der diese Völker angefüllt, nach seinem Ursprunge und Geschichte berechnen; und ob ich gleich kein Polykarp Lyser bin, so wünschte ich diesen Zeiten einen solchen Berechner, aber einen, der sich vor dem Namen der Barbarei nicht scheue, noch dies Wort

so überhin nehme, als wir gemeiniglich im Zeitlaufe der Geschichte, wenn wir aus Griechen und Römern, voll von ihrem Geschmacke, kommen, hinzuwerfen pflegen. Ein Erklärer ist mehr als Tadler; und der muß er seyn, weil unser Erbgeschmack alle sein gutes Herkommen von daraus ableitet.

Wieder also ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst? Immer ja! da diesem Zeitpunkte aber sein Geschmack und seine Kunst nicht so ganz eigenthümlich, da die Literatur dieser Völker, so verdorben, als sie sey, ursprünglich eine fremde Colonie ist, die sich im Stillen mehr oder weniger ausgebreitet haben kann: so wird, nach Maaß dieser Ausbreitung, in eben dem Maaße auch eine Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen unsichrer. Es ist keine Hypothese, es ist eine von den Kennern der mittlern Zeit längst angenommene Sache, daß die Reformation der Wissenschaften wahrhaftig nicht mit einmal losgebrochen, sondern lange im Stillen genährt, gewachsen, gereift sey. Und eben dieser Fortgang des stillen Wachsthums, ist der auf Münzen bemerkbar? Galt hier nicht einmal für alle Herkommen, Nationalgeschmack, der bleierne Druck des Zeitgeistes? unter diesem konnte nicht immer viel reifender guter Geschmack liegen, der sich nur nicht äußern durfte, und am wenigsten ja auf Münzen zuerst äußern konnte? galt wohl auf diesen etwas mehr, als Herkommen, das Joch des Jahrhunderts? Wie viel verliere ich aber in einer Geschichte des Geschmacks, wo ich diese reifenden, ausbrechenden Saamenkörner verliere?

Wie oft kann ich irren? Wie oft auf das Ganze unzuverlässig schliessen?

Endlich die neuere Münzgeschichte, und eben sie ist die unzuverlässigste auf einer Geschichte des Geschmacks und der Künste bei ganzen Völkern und Zeiten. In diesen ist die ganze schönere Numismatik ein Zweig griechischer und römischer Zeiten, in die Geschichte des damaligen Zeitgeschmacks eingepfropfet; nichts weniger aber, als ein im Boden des Jahrhunderts selbstgewachsener Stamm. Bilderschrift, Sprache und Kunst ist Nachahmung der Alten: immerhin also eine Zeugin, daß der Urheber dieser Münze die Alten gekannt und nachgeahmt; um ein Haar, aber auch nichts weiter. Ob der gnädigste Fürst, der auf der Münze steht, und dem Urheber und Künstler seinen guten Geschmack allergnädigst vergönnet; ob jedermann, der diese Münze in seiner Tasche getragen, ob das ganze Publikum, Land, Volk und Zeit, eben den Geschmack gehabt, ist, dem ersten Anblicke nach, die abentheuerlichste Folge. Wie würde doch in den neuern Zeiten die Geschichte des Geschmacks und der Künste durcheinander laufen, wenn hie und da ein einzelner guter Medailleur, ein Antiquitätenprofessor, dem eine Münzenallegorie und Inschrift geräth, sogleich ein Zeuge seyn sollte, wie sehr sein durchlauchtiger Herr den Geschmack geliebt und gehabt, wie erleuchtet sein Jahrhundert im Geschmack und in Künsten gewesen? — fast nichts kann mehr Mitleiden verdienen, als diese Schlußfolge. Wie? ein um Lohn gedungener geglückter oder verunglückter Münzenschmid, ein Schulmonarch, der seinen lieben Alten eine Allegorie

und Aufschrift entwenden kann — der ein Rüstzeug für den Geschmack und die Künste seiner Zeit, der ein Praxiteles seines Jahrhunderts an die Nachwelt? Ohne daß sein Jahrhundert vielleicht ihn versteht, beurtheilt, schätzet, soll er ihren Geschmack und Kunst predigen!

Eben so unbegreiflich ist die Gegenseite der Schlußfolge auf den bösen Geschmack neuerer Zeiten und Völker aus Münzen. Ein Land, das einem Staatssysteme, einem Ceremoniel, einem Herkommen alter Jahrhunderte von bösem Geschmack unterworfen ist: eine Zeit, deren Religion höhere und geistigere Zwecke hat, als in Allegorien auf Münzen zu paradiren: ein Volk, dessen Sprache fast vortrefflich, wissenschaftlich und genau seyn kann, nur daß sie, gerade aus gesagt, keine Münzensprache ist: eine Nation, deren Merkwürdigkeiten eben so verwickelt von der politischen Wissenschaft sind, daß ein einzelnes Münzensymbol sie nicht vorstellen kann: ein Volk, das aus der verblümten Bilderzeit hinaus, Wahrheit suchet und Wahrheit findet: ein Volk endlich, in dem die Münzen und der Geschmack auf demselben durchaus für keine Produktion des Publikums gelten kann — ein solches Volk soll sich seine Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen weissagen, sich ein Buch durch mit einem andern, dessen Numismatik himmelweit von der seinigen abliegt, hämisch vergleichen lassen? wer ist Bürger dieses Volks, und sagt nicht: unde mihi lapides?

8.

Klotz fährt fort:

„Ueberhaupt können wir die bildenden Künste „als verborgne Verrätherinnen der Denkungsart „desjenigen ansehen, der sich mit ihnen beschäftiget. „Die Wahl des Gegenstandes und die Bearbeitung „desselben mahlen uns den Künstler auf eine ihm „selbst unbemerkte Art. Ein Werk eines Künstlers „ist oft eine noch getreuere Schilderung seines sitt„lichen Charakters, als eine Schrift das Bild „des Schriftstellers. Wir lesen in jenem noch „deutlicher, als in dieser, die Triebfedern, die „den Geist des Künstlers in Bewegung gesetzt und „die Neigungen, welche gleichsam seine Hand „geleitet." *)

So unbestimmt und moderecht, als dieser Allgemeinsatz hier stehet, ist er wieder blos das Meteor von einer Bemerkung. Welche bildende Künste sind Verrätherinnen der Denkungsart desjenigen, der sich mit ihnen beschäftigt? Ohne Zweifel, die ihm Wahl, Eigenheit und Eigensinn erlauben: dieses sind nicht alle in einem Grade, ja die vollkommensten der bildenden Künste erlauben am wenigsten. Die Bildhauerkunst, die Baukunst hat bei ihren Idealen so hohe und strenge Regeln, daß es wohl kaum dem Künstler frei stehet, mit der Kunst gleich-

*) S. 10. 11.

sam zu buhlen, die eine göttliche, königliche Jungfer ist. Die Mahlerei, die in Allem ungemein viele Eigenheiten, Veränderungen und willkührliche Pinselstriche erlaubt, mag an ihrem Theile eine verborgne Verrätherin der Denkart seyn, als alle Sibyllenbrüder wollen: die Modebeispiele, die Kloz anführt *), vom sanften Raphael und vom ernsthaften Angelo, vom hitzigen Hannibal Caraccio und vom schreckhaften Ribera, und vom niedrigen Brouwer, vom versäumten Kupetzki, und vom fühlbaren Vandyk — alle diese Taschenraritäten sind aus ihr, der Mahlerei: und in so gutem Tone sie auch mögen gesagt seyn, was gehen sie die Münzkunst an? Unter allen kann diese am wenigsten vom Künstler verrathen: selten ist der Erfinder der Medaille auch der Zeichner, der Stempelschneider, der Arbeiter: meistens ist dieser nur der Handarbeiter von dem Kopfe des ersten — und wie nun? daß die Münze „eine „noch getreuere Schilderung seines sittlichen Charakters seyn soll, als eine Schrift das Bild des „Schriftstellers," welch ein Dunst! — Unter allen bildenden Künsten ist das Münzengepräge am wenigsten freies Kunstwerk. Landesherrschaftliches Hoheitszeichen, Denkmahl einer Begebenheit, veranlaßtes Symbol — also der Hofherrlichkeit, der Geschichte, des Bedeutenden wegen, dazu ists. Das Schöne tritt zurück, und wie weit hintennach die freie Wahl des Künstlers? die Willkühr seiner Bearbeitung? seine Denkungsart? zudem die Triebfedern, die ihn in Bewegung gesetzt? zu-

*) S. 12.

dem gar sein sittlicher Charakter? und gar deutlicher, als eine Schrift das Bild des Schriftstellers mahlet? Das alles, liebe Göttin Moneta, auf einer Münze!

Es ist nicht gut, daß es dem Verfasser beinahe zur Gewohnheit geworden, die Gedanken anderer so anzuführen, daß sie sich selbst kaum mehr ähnlich sehen, und so selbst mit seinen Leibautoren. Hier *) citirt er, z. E. so seltsam und weitschweifig, als der verspottete **) Grillo seinen Pindar nicht beirufen kann, um einige Seiten des unbestimmtesten Gemisches zu bestätigen: „So wahr ist der Aus„spruch eines Mannes, welcher die tiefen Einsichten „und alle Eigenschaften eines großen Genies," u. s. w. — Wie? und dieser wirklich große Mann sollte mit seinem Ausspruche das vorhergehende Getümmel von Halbwahrheiten bestätigen? Er es bestätigen, daß alle bildenden Künste überhaupt als verborgne Verrätherinnen der Denkungsart desjenigen sind, der sich mit ihnen beschäftigt? Er es bestätigen, daß Ein Werk eines Künstlers eine noch getreuere Schilderung seines sittlichen Charakters (seines sittlichen Charakters!) sey, als eine Schrift das Bild des Schriftstellers? Er die erniedrigende Besichtigung anrathen, in einem Kunstwerke die Triebfedern lesen zu wollen, die den Geist des Künstlers (wie eines Taglöhners) in Bewegung gesetzt,

*) S. 14.

**) S. Klotzens bibl. St. 3.

gesetzt, und die Neigungen, welche seine Hand geleitet? Er mit dem Geist ersehen zufrieden seyn, in Kunstwerken nichts so eigentlich, als das vornehme, oft so unverstandne, Wort: sittlicher Charakter! sehen zu wollen? — So schielende Anführungen, die Klotz zur Zeit und Unzeit auf der Zunge hat, entehren, und einen von Hagedorn entehren sie doppelt. — — Wir wollen es unterweges lassen, aus der Lippe Leopolds des Grossen auf seinen Münzen den sittlichen Charakter, die Triebfedern, die Neigungen, den Geist, die Denkungsart seines Stempelschneiders zu weissagen.

Ich wünsche unsrer Zeit, die sich beinahe darein verliebt hat, aus Dichtungs- und Kunstwerken den sittlichen Charakter des Dichters und Mahlers zu studiren, einen zweiten Leßing, der die Gränze zwischen Dichtkunst und persönlicher Sittlichkeit, zwischen Kunstwerk und Charakter scheide. Auf den Münzmeister aber, der seine Denkungsart auf Münzen offenbaret, wird der sich wohl nicht einmal herablassen wollen und dürfen: denn dieser wischt durch die Hände. — — Das war der Künstler und

2. Der Fürst *). „Auf eine zwar verschiedne, „aber eben so deutliche Art scheint der Fürst, wel„cher die Bilder zu Münzen entwirft, und die Auf„schrift dazu setzt, seine Denkungsart an den Tag zu „legen." Und wie viel Fürsten sinds denn, die Bilder zu Münzen entwerfen, und die Aufschrift-

*) S. 16.

dazu setzen? Und wenn sie es thun, wie werden sie sich auf Denkmählern anders schildern, als sie sich der Welt und der Ewigkeit zeigen wollen? Worauf kann ich also mit Zuverläßigkeit schliessen? Da auf alten Münzen selbst die entschlossensten Geschichtsforscher aus der Numismatik nicht Herz genug gehabt, jede Vorstellung eines Kaisers oder Königs für ein Sinnbild seines Charakters anzunehmen: wie? so hätten wirs bei den Neuern? Was für eine einförmige und falsche Charakteristik, die Denkungsart der Fürsten (man überdenke den wichtigen Namen) aus ihren Münzen zu studiren? Welcher römische Tyrann wäre alsdann nicht Vater des Vaterlandes? welcher schläfrige Monarch neuerer Zeiten nicht auf seinen Münzen thätig, tapfer, groß und edel?

Statt daß man Klotzens Wahrsagungskunst aus Münzen durch einen Kontrast neuer und alter Beispiele lächerlich machen könnte: will ich im ganzen Buche seine Beispiele aufsuchen, da er mit der geheimnißvollen Miene eines Weissagers herantritt: ey doch! habe ich nicht getroffen? — Nur ey doch! daß ich nicht lauter Meteore von prächtigen Perioden abschreiben müßte: „der gothaische „Ernst *), welcher seinen Unterthanen da ein Muster gab, wo er ihnen keine Gesetze geben konnte, „schämte sich nicht, auch auf seinen Münzen zu bekennen, daß er sich überzeugt „habe, es sey das Glück und die Pflicht eines

*) S. 17.

„Fürsten, ein Freund und Verehrer der Religion zu „seyn. Wir lesen auf seinen Münzen den Charak„ter eines Prinzen, der seinen ehrwürdigen Beina„men, welchen der Kaiser Ludwig durch Einfalt „und thörichte Freigebigkeit von den Mönchen er„kaufen mußte, durch die Rechtschaffenheit seines „Herzens erlangt hat, und dessen vortreffliche Ge„sinnungen desto grössere Hochachtung verdienen, da „er sie nicht aus einer Schwachheit und einem Un„vermögen im Nachdenken angenommen hatte, son„dern, weil er nach Prüfungen, deren sein großer „Geist fähig war, sie für wahr gefunden." Welcher Parenthyrsus von Denkungsart, den kaum ein Geschichtschreiber, der sein ganzes Leben vor sich hätte, anstimmen sollte, von Denkungsart, die kaum sein Busenfreund so unwidersprechlich predigen wollte!

Nun aber die Medaillen andrer Fürsten, die nach der Geschichte auch rechtschaffen und fromm gewesen; ihre Münzen indessen haben nichts Auszeichnendes und Schautragendes von Frömmigkeit — was gält' es, wenn man im Gegensatze unsers Autors sie als Negativen charakterisirte? Nun alte Münzen, die auch mit der Pietas prangen: was gält' es, wenn man im Tone unsers Kloß ihre Frömmigkeit charakterisirte? Was? wenn man allen Fürsten, die nicht, wie Ernst, die Münzen zu Heroldstafeln ihrer Frömmigkeit gemacht, diese und die ewige Seligkeit ab-; allein denen, die davon auf ihren Münzen geprediat, sie zuspräche —.

„Offenbaret sich der Geist Ludwig des vier„zehnten, welcher seiner Ehrbegierde keine Gränzen

„wußte, und ihr mit Freuden Treue, Menschen„liebe und das Wohl seiner Länder aufopferte, nicht „eben so deutlich auf den Münzen dieses Königs, „als in allen seinen Handlungen?" *) Nichts weniger! und mich wundert, daß ein Gesunder so etwas behaupten könne. Vielmehr ist auf Münzen nichts als die Größe, die Tapferkeit, der Heldenmuth Ludwigs, recht das Ideal eines Ludwigs des Großen sichtbar. Eine gränzenlose Ehrbegierde, eine freudige Aufopferung der Treue, der Menschenliebe, des Wohls seiner Länder offenbart sich da nicht, und Ludwig würde es der Akademie schlecht verdankt haben, wenn sie so etwas auf Münzen hätte offenbaren wollen. Umgekehrt kann beinahe kein Fürst seyn, dessen wirkliche Handlungen und Münzvorstellungen, was Geist, was Charakter anbetrifft, uneiniger seyn können, und Gnade allen Königen und Fürsten des Jahrhunderts Ludwigs und unsrer Zeit, wenn die Nachwelt so, wie Klotz, der Richter unsrer und der Vorwelt, aus Münzen ihr Urtheil fällen, auf Münzen Geister sehen, Charaktere kennen, Denkungsarten erforschen, und so den Rang bestimmen wollte. Wie sehr riefe alsdann Ludwig vor allen Neuern hervor! und wie klein ist oft die Veranlassung zu seiner prächtigsten Münze!

„Mir wenigstens, fährt Klotz fort **), giebt „die Akademie, welche dafür bezahlt wurde, daß sie „ihren Stifter durch prahlende Münzen vergnügte,

*) S. 19. **) S. 19.

„keinen geringern Beweis von der damals in Frank„reich herrschenden Schmeichelei und allgemeinen Be„mühung, den König leichtsinnig zu vergöttern, als „jener Bischof, welcher von dem Strome der Nie„derträchtigkeit, als ihm Ludwig —" ich kann den rednerischen Ton bei dem Geschichtchen eines Bischofs, der Ludwigen zu gefallen keine Zähne haben will, nicht aushalten — fühlt denn Klotz nicht, daß dies Eine Geschichtchen sein ganzes System der Hieroscopie aus Münzen umwerfe? Konnte eine ganze Akademie, die dafür bezahlt wurde, auf ihren Münzen nichts als schmeicheln: kann eine Legion von Münzen noch so wenig Zeugin über den Charakter eines Prinzen werden: ein ganzes Jahrhundert beinahe konnte im Strome prächtiger Lügen fortgehen — „ach Sire! wo findet man alsdann jemand, der „Zähne hat?" wer wird alsdann den Charakter, die Denkungsart, die Wahrheit eines Fürsten aus dessen Münzen lesen wollen?

Des Fürsten Hauptbeschäftigung etwa könnte man noch endlich aus vielen Münzen, am liebsten aus allen seinen zusammen genommen, ersehen: ohngefähr die Richtung seiner Nase und das Profil seines Gesichts. Aber Geist, Denkungsart, historischer Charakter, Wahrheit? — Alle Münzen haben gleichsam den Ton, den sie als Münzen anstimmen müssen; so wie eine Epopee eine Erhebung über die Geschichte, und das Drama eine Erhöhung über das gemeine Leben zum Wesen hat. Wer nun eine Epopee zur Urkunde, und ein Drama zur Moral des Lebens machen kann, der studire auch die Geschichte vom Geiste und Charakter eines Prinzen aus

seinen Münzen, und aus seinem Grabmonumente, wo, ohne noch an unterthänige Schmeicheleien und Lügen zu gedenken, beide schon ihren Ton, ihr Epos haben, der immer, ja auch bei der wahrsten Aufschrift, poetische Natur hat, und keine historische Natur haben will. — — Wie sehr könnte ein Fürst den Verfasser in Verlegenheit setzen, aus den Münzen seiner Vorfahren die Geschichte ihrer Denkungsart zu entwerfen? Und zufolge dieses Grundsatzes würde ich ihm wahrhaftig nicht seine Paränesis über die Münzen neuerer Zeiten nachschreiben, um diese nach seinem Calcul zu charakterisiren, und Augen zu zeigen, die nur ein Angelo, Pietro di Cortono, Nikostratus, Addison und Klotz haben!

Drittens aber, und endlich: *) „Ich glaube „nicht zu irren, wenn ich den moralischen Charakter gewisser Nationen und gewisser Zeiten auf „den Münzen suche, und entdecke.“ Weiß Klotz, was eine Nation, eine Zeit, ein moralischer Charakter einer Nation und Zeit sey: die Feder würde ihm entfallen seyn, da er so etwas schreiben wollte. Nicht auf den moralischen Charakter der Griechen und Römer einmal, als Zeiten, als Nationen betrachtet, läßt sich aus ihren Münzen, aus allen ihren Münzen zusammengenommen, schließen: und in neuern Zeiten, auf neuere Völker, wo die Numismatik beinahe ganz Privatsache, beinahe ganz historische Urkunde ist, im Tone des Herkommens, das

*) S. 15.

auf Münzen einmal gäng und gäbe geworden — da aus ihnen auf den moralischen Charakter ganzer Nationen und Zeiten schließen?! —

Klotz führt Beispiele *). „Die Gewalt des Aberglaubens und einer sclavischen Unterwerfung gegen „die Priester herrscht in den Büchern und Briefen „jener finstern Zeiten eben so sehr, als auf den „Münzen, welche die Fürsten, vornehmlich in „Deutschland, damals schlagen ließen, als man „theils zu ohnmächtig und schwach war, sich der „geistlichen Herrschaft zu widersetzen, theils noch „der wohlthätigen Hülfe der Weltweisheit, dieser „Freundin und Schwester der Religion, entbehrte, „um die Fesseln des Vorurtheils zu zerbrechen. Ist „es zu verwundern, daß ein solches Zeitalter nichts „lieber auch auf Münzen sah, als Kreuze, Schlüs„sel, Bücher, Bischofsstäbe und Kirchen. — —" Wie? die mittelmäßigste Kenntniß der mittlern Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit, die diplomatische Staurologie und Sphragistik, zeigt sie nicht, daß Kreuze und andere Zeichen altes Herkommen gewesen, das freilich im Anfange aus Aberglauben aufkam, nachher aber Jahrhunderte hinweg urkundliche Gewohnheit, bestimmtes Rechts- und Hoheitszeichen, u. s. w. blieb — wie also in jedem Jahrhundert, und in jedem Subjekt ein Zeuge auf moralischen Charakter? Wie manche von diesen werden noch heut zu Tage signirt, wo sie ihres Orts sind? und in den damaligen Zeiten sollte man sie

*) S. 16.

aus gutem Wohlgeschmack unterlassen, sich den Haß der Geistlichen, und vielleicht die Ungültigkeit der Gepräge zuziehen, die sich dem Herkommen nicht unterwerfen? Nicht lieber ein Kreuz signiren, wo es zeit- und landüblich war, als ein Thor und ein Ketzer, des guten Geschmacks wegen, seyn wollen? Unzeitiges Anbringen des guten Geschmacks zuerst auf einer Münze, noch unzeitiger aber, da, wo alles Herkommen ist, guten Geschmack suchen und verurtheilen wollen! —

„Man hat den Holländern oft eine beleidi„gungsvolle Verachtung gegen Könige und „Fürsten vorgeworfen. Ob man ihnen gleich „die Begierde, über andre zu lachen und zu spot„ten, gelassen, so hat man doch die Artigkeit, Höf„lichkeit und den Anstand von ihren Satyren ge„trennet. Die bei vielen Gelegenheiten in Holland „erfundenen und geschlagenen Münzen bestätigen je„nes Urtheil vollkommen." *) Aber wer hat sie erfunden? wer hat sie prägen lassen? Gewiß nicht die ganze Nation, über deren sittlichen Charakter der Verfasser nach dem Völkerrechte so billig urtheilt: oft Privatpersonen, und oft Fremde. Wer die Freiheit der holländischen Münze kennet, den Zusammenfluß so vieler Nationen daselbst, das Interesse, das dies Volk des Commerzes wegen an den Begebenheiten der meisten Länder hat, und dann die ehrliche Dreustigkeit, die sich der Holländer nimmt, seine Meynung heraus zu sagen, und dann

*) S. 20.

die eheliche Dreistigkeit andrer, die sich hinter diesen Schirm verstecken — der wird sich, ohne in den Loostopf der Sibille greifen zu dürfen, die Menge satyrischer Münzen, die in Holland herauskommen, erklären können. Wird er aber auch den weisen Schluß auf den Charakter und zwar den moralischen Charakter der Nation „beleidigungs„volle Verachtung gegen Könige und Fürsten, Be„gierde über andre zu lachen und spotten, Mangel „der Artigkeit, der Höflichkeit und des Anstandes?" Ich weiß nicht; wenigstens kenne ich den Holländer zwar als einen Menschen, der seinen trocknen Spotteinfall rein weg sagt; aber als ein Thier, das so begierig wäre, über andere zu lachen und zu spotten, das eine beleidigungsvolle Verachtung gegen Könige und Fürsten eben zu seinem „mora„lischen Charakter" hätte? — das mag ein Holländer wissen.

Ueber Holland kömmt Kloz an sein liebes Vaterland, um den sittlichen Charakter desselben aus Münzen zu erklären *). „Es war eine Zeit, da „Deutschlands Fürsten es für eine Ehre hielten, „große Weinfässer zu bauen, so wie etwan andre „Fürsten sich beeiferten, ihren Geschmack an der „Bildhauerei und Baukunst zu zeigen. Damit auch „die Nachkommenschaft die wichtige Geschichte des „Heidelbergischen Fasses erführe, wurde dieselbe im „Jahre 1664 durch zwei Münzen verewiget, wo„von die eine mit den elendesten Reimen angefüllet

---

*) S. 21.

„ist. — — Ich, als ein Deutscher, schäme mich,
„den Schluß hieraus zu ziehen, welchen ein Aus-
„länder leicht machen wird." — — Nur herausge-
sagt! der Schluß soll vom Weinfasse einer Münze
auf nichts minder, als den sittlichen Charakter, den
ganzen sittlichen Charakter, die Denkungsart, den
Geist der Deutschen gehen: denn Deutschland ver-
räth sich ja gegen die Ausländer hiermit so stark,
daß Er, Klotz, als ein Deutscher, sich deswegen
gegen die Ausländer fast schämet, ein Deutscher zu
seyn. —

6.

1. Münzen können nicht eigentlich auf den Ge-
schmack eines Volks, einer Zeit zeugen, wenn das
Münzwesen nicht ein Werk des Volks und der Zeit
ist. Nichts ist deutlicher, als diese Einschränkung;
nichts räumt auch mehr auf. In Griechenland, zu
den Zeiten der Republiken, war das Münzwesen
eine Sache des Publikums: die Vorstellungen wa-
ren entweder öffentlich bestimmt, oder, wenn sie
neu bestimmt wurden, von der Obrigkeit, die den
Staat vorstellte. Man konnte also in gelindem Ver-
stande sagen, diese wählte im Namen des Volks,
das wenigstens ihr Bild und Aufschrift kannte, be-
urtheilen konnte, und vielleicht gebilligt hatte. —
In den republikanischen Zeiten Roms weiß man die
strengen Münzgesetze, die kein Privatbild auf die
Münzen zuließen. In diesen Zeiten kann man noch

sagen, daß die Münzen ein Werk des Publikums; allein man weiß auch, wie simpel und einförmig beinahe sie damals gerathen, da man in freien Republiken nie gern ohne Noth Abänderungen machet.

Zu den Zeiten einer Monarchie kann sich aus vielen Ursachen die Münzenkunst mehr aufnehmen: allein um so uneigentlicher schon ein Werk des Publikums. Unter einem Philippus, und Alexander dem Großen, und den Ptolemäern, und den Cäsaren sind die Münzen vortrefflich: sie können über nichts als die Unverwerflichkeit derer zeugen, denen der Hof die Münzsorge aufgetragen, und, wenn man will, über die Güte des Hofgeschmacks. Unter Ludwig XIV war die Akademie der Inschriften das Publikum, das Münzen schuf — sie dem ganzen Frankreich, das sie größtentheils nicht verstand, zur Last zu legen, wäre ungerecht. Zu Christinens Zeiten waren ihre Antiquitätenlieblinge das gebildete schwedische Publikum, das sich nach ihrer antiquarischen Königin bequemte. Und die Cultur Rußlands aus den guten Münzen zu berechnen *), die unter der Kaiserin Anna und andern geschlagen, ist für Rußland eine sehr leidige Ehre, die ihm ein Mitglied der Akademie und ein Stempelschneider verschaffen und verderben kann. Ich weiß, daß Klotz alle diese Beispiele für sich anziehet, und in seinem süßen Molltone singet: „wie genau mit der Verbesserung „der Wissenschaften und Künste in einem Lande auch „eine bessere Gestalt der Münzen verbunden sey,

*) S. 170.

„können wir, unter andern auch aus Rußlands Bei-„spiel sehen, u. s. w. Man mag mir immer ein-„wenden, daß die Künstler Ausländer sind: es zei-„gen doch allezeit jene Schaustücke den Geschmack „der Grossen des Landes und die Liebe des Hofes zu „den Künsten" — und da er sich also nichts ein-wenden läßt: so zucke ich die Achseln.

Hume soll für mich reden. Er macht bei sei-ner vortrefflichen Abhandlung von dem Ursprunge und Fortgange der Künste und Wissenschaften gleich anfangs den Grundsatz: „was auf wenige Perso-„nen ankömmt, muß grossentheils dem Zufalle oder „verborgnen und unbekannten Ursachen zugeschrieben „werden: nur was aus einer grossen Anzahl her-„kommt, kann oftmals aus bestimmten und bekann-„ten Ursachen erkläret werden." Er giebt von die-sem Grundsatze die scharfsinnigsten Gründe, und mit ihnen fällt das Gebäude des ganzen Klotzischen Werks. Bei neuern Münzen kommt es nur auf zwo Perso-nen an, einen Erfinder und einen Künstler: so ist das Ding gut oder böse. Und wie kann hier der Zufall tyrannisiren! Der Erfinder, vielleicht ein Mann von Geschmack und Wissenschaft, ist eben kein Münzenkopf, er ist ein Grübler — die Münze ist verdorben! Er hat eben jetzt sein böses Stünd-lein: ihm will kein Münzeneinfall glücken — ver-dorben! Er hat in diesem und dem Punkte seinen Eigensinn — verdorben! Er ist ein Ausländer, vielleicht durch einen Zufall dahin gespielt, vielleicht ungeschätzt, vielleicht verachtet: vielleicht durch ei-nen Zufall zur Ehre, Erfinder zu seyn, gekommen: vielleicht zu einem glücklichen Einfalle, durch das

Aufschlagen eines Buchs, vielleicht in einem glücklichen Traume zu diesem glücklichen Einfalle gelanget, ich weiß nicht, wie? — So auch sein Künstler: sie mögen sich secundiren oder entgegenarbeiten — es sind zwo Privatpersonen: und sie sollen mit ihrer Armseligkeit für oder gegen den Geschmack eines ganzen Landes streiten? —

Wenn aber viele Münzen von einerlei Art = = so sind auch viele Reihen von Zufällen von einerlei Art: genug! bei uns ist keine Münze national, keine Sache des Publikums, so kann auch ihr Zeugniß nicht öffentlich seyn. Der größeste Theil des Klotzischen Buchs ist auf diesen Schluß gebauet.

2. Nie kann etwas ein Zeugniß vom Geschmacke seyn, wenn es nicht ein freies Kunstwerk ist, und das ist die Münze bei uns selten. Lessing hat die alten Religionskünstler von der Regel seiner strengen Kunst beurlaubet, und Klotz redet ihm zu gefallen die Beurlaubung nach, die er doch in allen seinen Schriften so schlecht anwendet. Schon bei den Alten war die Münze Symbol — bei uns gar historisch = politisch = kirchlich = landesherrliche Urkunde — wer will sie nach Gesetzen der Kunst richten? Geldeswerth tritt voran: Herrschaftszeichen hinten drauf: Denkmahl der Geschichte alsdann: nun erst Symbol — und nach allem erst Geschmack: will dieser sich vordrängen, wie übel kann er oft zurückkommen! Ich habe den Unterschied gezeigt, ich mag ihn nicht wiederholen.

Eben daher nimmt sich in sehr unabhängigen Monarchien, wo alles auf die Willkühr und den

Geschmack des Landesherrn ankommt, die Münzenkunst eben so leicht auf, als sie in einem Lande voll Fürsten und Stände, voll Staatsrecht und Herkommen, wie z. E. Deutschland ist, dem anderweitigen guten Geschmacke unbeschadet, leider! zurückbleiben muß. Ich wünschte, daß ein Mann von Staatskunde zugleich der Lehrer des Geschmacks, der Könige und Fürsten geworden wäre.

3. So sehr ich auch den Münzen Geschmack wünsche: so sehe ich doch eine Reformation ihrer am wenigsten als die Reformation eines Landes an. Nach unsrer Verfassung kann von ihnen am mindesten der bessere Geschmack ausgehen, da sie nur durch das schwächste Band mit der Cultur einer Nation in Wissenschaften und Künsten zusammenhängen. Und nimmer = = doch genug! die Klotzische Schrift, ihrem Tone und Inhalte, ihrer Schlußart und Ordnung nach, zusammt den Lobsprüchen, die sie ertheilt und erhalten, wird unsrer Nachkommenschaft eine so schöne Probe vom bündigen Geschmacke unsrer Zeit geben, daß ich ihr also mit gutem Herzen die Ewigkeit wünsche, und unwillig die Feder wegwerfe. — —